H. lit. P.
386 ℋ

Toscano del Banner, I. G.

<36605841420017

<36605841420017

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die deutsche

Nationalliteratur

der gesammten Länder

(sowohl der heutigen wie der jeweilig dazu gehörigen)

der österreichischen Monarchie

von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart,

historisch-chronologisch dargestellt

von

Jos. G. Toscano del Banner.

Erster Band.

Das Mittelalter.

Wien, 1849.

Jasper, Hügel & Manz.

567. D.

Die deutsche

Nationalliteratur

der gesammten Länder

der österreichischen Monarchie

im Mittelalter,

historisch-chronologisch dargestellt

von

Jos. G. Toscano del Banner.

Wien, 1849.

Jasper, Hügel & Manz.

An's Vaterland, an's theu're, ſchließ' dich an,
Das halte feſt im Innern deines Herzens.

Laßt uns nicht die Ferne ſuchen,
Denn das Schöne liegt ſo nah'.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hof=Buchdruckerei des L. Sommer.

Vorwort und Einleitung.

Nur schüchtern übergebe ich der Öffentlichkeit den ersten Band meiner Nationalliteraturgeschichte, mit welcher ich den ersten Versuch eines österreichischen Werkes dieser Art, und noch dazu eines möglichst vollständigen literarisch-biografisch-bibliografisch-kritischen Handbuches des deutschen Gelehrten- und Schriftenthums der österreichischen Monarchie wage. Arm an Jahren, an Kenntnissen und an Kraft begann ich dies Werk, das mich erst mit der Zeit immer mehr und mehr gewahren ließ, welcher schwierigen, große Thätigkeit fordernden Arbeit ich mich unterzog. Ich machte mir daher das Studium der Literatur Österreichs zur alleinigen Beschäftigung meines Lebens, und zugleich mit der Ausfertigung des ersten Bandes: der Darstellung des Jünglingsalters unserer Literatur, trat auch ich aus meinen Jünglingsjahren heraus.

Beweggrund zu diesem Unternehmen war mir vor Allem: die geringe Achtung, die im übrigen Deutschlande und hiedurch selbst im Inlande höchstungerechterweise noch immer dem literarischen Antheile Österreichs gespendet wird, eine Mißachtung, welche jetzt um so mehr auffallen muß, da sich seit Rosenkranz's und Gervinus' *) Auftreten eine ungewöhnliche Thätigkeit im Zweige der Literaturgeschichte entwickelt hat. In den Geschichtsbüchern über deutsche Literatur, meist nördlichen Produkten, findet man theils aus zu großer Parteilichkeit für den unläugbar in jeder Art geistesgroßen deutschen Norden, theils aus Nationalität, welche sich immer mit Vorliebe im näheren Kreise der traulichen Heimat bewegt, Österreichs Antheil an derselben wenig, bei Einigen in manchen Perioden gar nicht oder doch nur so berücksichtigt, daß unser schlichtes Vaterland, wenn nicht gar die Schattenseite, doch immer eine schwache Stellung darinnen einnimmt. — Offenbar liegt die Schuld dieser Zurücksetzung (wie schon der Biograf Popowitsch's bemerkt) an uns selbst, denn Literaturgeschichte, dieses höchst interessante Studium, lag bei uns immer im Schlummer, so reichhaltig auch zu allen Zeiten

*) Beide haben in ihren trefflichen Werken, mit dankenswerthem Fortschritte zum Besseren das Ungenügende der bisherigen Lehrbücher gezeigt, die nur eine todte Nomenklatur der Dichter enthielten, ohne den Inhalt und die Bedeutung ihrer Werke ahnen zu lassen.

alle Gattungen von Wissenschaften bei uns ihre Bearbeiter gefunden, Männer, die man den fähigsten der Fremden entgegen stellen kann. Nie dachten wir daran, was leider wohl noch geschieht, unsere Männer im Leben anzuerkennen, und eben so wenig trugen wir Sorge, ihren Verdiensten das gehörige Denkmal zu setzen. Daher bleiben unsere großen Männer bei allen ihren Verdiensten um die Literatur, und wenn auch ihre Arbeiten noch immer segnend fortwirken, unbekannt oder ungenannt. Während die meisten ausländischen Städte eine selbständige Literaturgeschichte aufweisen können, fehlte es bisher dem lebensthätigen Österreich an den ersten Lineamenten zu einer solchen. Was einzelne Österreicher in dieser Hinsicht geleistet, ist höchst unbedeutend, oder wenn sie ihre Zeit behandeln, viel zu wenig für den großen historischen Schauplatz zu nennen. Kauz in seinem Buche mit dem vielversprechenden Titel (Geschichte der österr. Gelehrten. Frankf. u. Lpzg. 1755) liefert nur 12 Biografien österreichischer Gelehrten. J. de Luca, von dessen »Gelehrtem Österreich« nur der erste Band (in 2 Abth. Wien 1776) erschien, welcher die zu seiner Zeit lebenden österr. Schriftsteller nach Hamberger's und Meusel's Plan (»Deutschland«) enthält, war willens, in einem 2. und 3. Bande ein umfassendes Gemälde der österr. Literatur zu liefern, das die Biografien verstorbener Schriftsteller und Künstler, dann die Geschichte unserer Bildungs- und Kunstanstalten enthalten sollte. Wahrscheinlich hatte er wenig Material (er lebte damals zu Linz) und noch weniger Aufmunterung und Aussicht dafür, und sein Vorhaben mußte unterbleiben. Eben so scheint sich F. Sartori nach seinen oftmaligen Aussagen, wenn es nicht blos Prahlereien waren, viel mit der Literaturgeschichte Österreichs beschäftigt zu haben; bis endlich der Tod 1832 seinem langwierigen Zaudern ein Ende machte. Seine »Übersicht der wissenschaftlichen Cultur und Literatur des österreichischen Kaiserstaates,« Wien 1830, 1. Band, enthält nur die Literaturgeschichte der fremdsprachigen Völker der österr. Monarchie (der Böhmen, Mährer, Slovaken, Galizier, Slavo-Serben, Bulgaren, Dalmatiner, Ragusaner, Kroaten, Wenden, Ungarn, Walachen, Neugriechen, Italiener, Armenier, dann der orientalischen Literatur, welche letztere bei uns heimatlich gepflegt von der k. k. Akademie der orientalischen Sprachen ausgehend, die herrlichsten Früchte getragen), und zeugt von einer Dürftigkeit, die keine große Sehnsucht nach einer derartigen Vollendung dieses Werkes rege machen konnte. Schon die Bücher, aus denen dieser Band zusammengestoppelt ist, sprechen für das Ganze. So ist z. B. die geschichtliche Skizze der italischen Literatur wörtlich dem gleichnamigen Artikel des Brockhaus'schen Konversationslexikons, die der ungarischen, wörtlich dem poetischen Handbuche Fenyery's und Toldy's entlehnt, und eben so die der armenischen und

anderer, ähnlichen Schriften. Der zweite Band des Sartori'schen Werkes sollte nach dessen Verheißung die deutsche und lateinische Literatur sammt der der Mundarten unserer Sprachen darstellen, und zugleich die Geschichte der wissenschaftlichen Anstalten enthalten. — Ein weit größeres Werk, ein österreichisches Gelehrtenlexikon, an dem Sartori über 30 Jahre gearbeitet und hiezu angeblich 2000 Quellen der österreichischen Literatur-geschichte gesammelt hatte, kam noch weniger zu Stande. Er kündigte es seit 1811 beinahe jährlich an, und soll im Jahre 1830 schon 3000 Biografien fertig gehabt haben, die — wie er sagte — nur der Hand des Abschreibers warteten, um dem Drucke übergeben werden zu können. Hiemit sind wir mit der Aufzählung der österreichischen Literarhistoriker schon fertig *); denn einige Produkte der Gegenwart, wie Bauernfeld's ihrer Bestimmung nach treffliche aber flüchtige historische Skizze »die schöne Literatur in Österreich« (in Kaltenbaeck's Zeitschr. 1835 hieraus besonders abgedruckt, Wien 1835), Jul. Seidlitz's (Itz. Jeitteles) »die Poesie und die Poeten in Österreich im J. 1836« (Grimma 1837, 2 Bde.), das blos Kritiken; des herabgestiegenen Antiquars (Rud. Hirsch? Nasker?) »Österreichischer Parnaß« (Frey-Sing s. a. [Hamburg 1841]), das satyrisch-kritische Skizzen ebenfalls über lebende Dichter enthält, ebenso auch Hieron. Lorm's (F. Landesmann) »Wiens poetische Schwingen und Federn« (Lpzg. 1847) sind kaum Beiträge zu einer Literaturgeschichte zu nennen.

Bei dieser außerordentlichen Armuth an gehäuftem Material war es daher keine kleine Aufgabe für mich, als ich vor fünf Jahren den Entschluß faßte Österreichs deutsche Literatur historisch-kritisch abzufassen; ein Unternehmen, mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten verknüpft, die wohl schon derjenige begreift, der nie etwas Ähnliches vollführte. Denn wenn es gleich viele Hülfsmittel gibt (deren oft über einen einzigen Artikel unzählige nachzuschlagen waren), so fordert doch die planmäßige Benützung derselben viel Zeit, Nachdenken, Genauigkeit und Mühe.

Gleich anfangs mit dem Wunsche ausgehend einem österreichischen Gervinus das gesammte Materiale zu einem Meisterbau zuzuführen, glaubte ich auch weniger auf eigene Forschungen als vielmehr auf Originalität der Darstellung um so eher verzichten zu können, als schon die obenerwähnte Aufsuchung, Sichtung und Zusammenstellung der vorhandenen Resultate an und für sich eine schwierige Aufgabe war, die durch

---

*) Mit Umgehung der spezielleren Werke eines Lambecius, Pez, Bessel, Raupach, Apfaltrer, Mitterdorfer, Kollar, Schier, Kropf, Vogel, Wendenthal, Denis, Beris, Schulz, Andres, Bau, Gaheis, Kunitsch, Waldau, Blumauer, Böckh u. A.

die vielen Abweichungen und Widersprüche authentischer Literatoren und bewährter Kritiker noch mehr erschwert wurde. — Aus dem kundgegebenen Zwecke und aus der Natur des behandelten Stoffes geht von selbst hervor, daß ich hier großentheils nur als Sammler erscheine und auch nur aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt zu werden wünsche. Eben darum wollte ich anfangs dem ganzen Texte genaue Zitaten unterlegen und mich so über alles auf das strengste rechtfertigen; allein dadurch würde nur mein Werk, das ich nicht für den gelehrten Kenner der Literatur, nicht für eine besondere Klasse von Lesern allein, sondern für alle Stände bestimmt habe, voluminöser, dadurch theuerer und meine Arbeit ohne besonderem Nutzen mühsamer geworden sein. Ich unterließ es deshalb, und gebe dafür blos die Versicherung, daß ich das Gelieferte aus den meisten auf Literaturgeschichte, Biografie, Bibliografie ꝛc. bezüglichen, in deutscher oder fremder Sprache verfaßten Werken der alten, neueren und neuesten Zeit gesammelt; und dabei vorzüglich auf die neuesten, für Österreichs mittelalterliche Literatur so wichtigen Forschungen eines J. Bergmann, J. Chmel, St. Endlicher, F. H. v. d. Hagen, Th. Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Th. Jacobi, J. P. Kaltenbaeck, Th. v. Karajan, H. F. Maßmann, F. J. Mone, K. Müllenhoff, F. Pfeiffer, K. Roth, K. Schmidt, A. Schulz (San-Marte), A. v. Spaun, J. Stülz, Beda Weber, Ferd. Wolf u. A. Rücksicht genommen habe *).

---

*) Außer diesen benützte ich zur Literaturgeschichte des Mittelalters mehr oder weniger die Werke folgender Schriftsteller: J. Ch. Adelung, M. v. Aretin, L. v. Arnim, Frh. v. Auffeß, G. F. Benecke, F. Biese, Ch. v. Blankenburg, J. J. Bodmer, F. Bouterweck, J. J. Breitinger, Cl. Brentano, P. A. Budick, J. G. Büsching, J. J. Czikann, D. Czwittinger, M. Denis, B. J. Docen, R. Duellius, K. Eitner, A. Emert, F. Ens, Max. Fidler, M. Filz, Max. Fischer, Aug. Fuchs, G. G. Gervinus, A. F. v. Geusau, J. Görres, F. Gräffer, J. G. Gräße, J. und W. Grimm, K. F. Guden, V. Ph. Gumposch, S. F. Hahn, K. A. Hahn, K. Haltaus, G. Ch. Hamberger, H. Hattemer, J. G. Herder, F. J. Horany, J. F. v. Hormayr, J. G. Jöcher, K. H. Jördens, A. Kahlert, F. Ch. v. Kanz, A. Koberstein, M. Koch, V. Kölöfy, M. Kropf, K. A. Küttner, Fr. Kurz, K. Lachmann, J. v. Laßberg, H. Leyser, J. K. Manso, J. Melzer, J. G. Meinert, L. Meister, H. Meynert, M. Pachmeyer, G. W. Panzer, G. H. Pertz, B. und H. Pez, F. A. Pischon, H. A. Pierer, B. Pillwein, A. Primißer, F. Raßmann, A. Rauch, K. F. Rinne, K. Rosenkranz, H. W. Rotermund, F. Sartori, J. N. v. Savageri, J. W. Schäfer, X. Schier, J. E, Schlager, J. A.

Unter **National-Literatur** versteht man gewöhnlich die in der Mutterſprache geſchriebenen freien Geiſteserzeugniſſe, inſofern ſie Anſpruch auf richtige und ſchöne Darſtellung machen und durch Beobachtung der Formgeſetze als Muſter einer beſtimmten Stylgattung gelten können. — Ich aber trat im Plane meines Werkes aus dieſem beſchränkten Kreiſe heraus, und nehme in meine National-Literaturgeſchichte alles auf, was nur irgend auf das Intereſſe eines Gebildeten der Nation Anſpruch machen kann. Alſo alle Werke der Poeſie (als die älteſte und eigenthümlichſte Sprache aller Völker, in der ſich der Karakter des Volkes an Leib, Seele und Geiſt am vollſtändigſten und ſicherſten ausprägt) und Rhetorik, alle belletriſtiſchen, filoſofiſchen, hiſtoriſchen, asketiſchen, homiletiſchen, polemiſchen, ſatyriſchen ꝛc., auch alle in populärem Style oder fürs Volk geſchriebenen wiſſenſchaftlichen Werke ziehe ich in mein Bereich. Nur die ſtrengwiſſenſchaftliche Literatur, welche allein den Fachgelehrten intereſſiren kann, wie die juriſtiſchen, mediziniſchen, mathematiſchen, naturhiſtoriſchen ꝛc. Schriften bleiben weg, und werden nur dann aufgenommen, wenn ſie in Hinſicht ihres Alters ein wichtiger Beitrag zur Sprachkunde ſind. Alles was ſeit den erſten Tagen germaniſchen Lautes bis herauf zum heutigen Tage von Öſterreichern deutſcher Zunge im In- oder Auslande literariſch geleiſtet wurde, ſoll angegeben werden, gleichviel ob es uns jetzt die Gunſt der Umſtände erhalten oder die Tücke des Schickſals — wie Nachrichten melden — geraubt: — als fortlaufendes Zeugniß für Erhaltung und Fortbildung der deutſchen Sprache durch faſt 2000 Jahre. Nebſtdem daß ich alles von deutſcher Zunge, was unter öſterreichiſcher Herrſchaft gelebt (wie Schleſien 1335—1742, Lauſitz 1527—1635, Breisgau 1367—1805; ein Theil der Schweiz, des Elſaſſes ꝛc.) oder deſſen Geburts- oder Nährland jetzt zu dieſem Staate gehört, mit demſelben Rechte aufnehme, wie das Geſchichtliche dieſer Länder der Hiſtorikeder r öſterreichiſchen Monarchie; war mein Streben vorzüglich dahin gerichtet, ſowohl ſolche öſterreichiſche Autoren, die theils im Auslande lebend ihrem Vaterlande, theils in Öſterreich lebend dem Auslande

---

Schmeller, J. H. Schmid, A. Schmidl, J. M. Schottky, A. Schram, F. L. Soltau, J. Straßer, L. Uhland, A. F. Vilmar, J. N. v. Vogel, Voigt de St. Germano, A. J. Vollmer, L. Wachler, J. und W. W. Wackernagl, P. Wallaßky, G. Weber, Wend v. Wendenthal, H. Winter, O. L. Wolff, M. Ziegelbauer, Zinnow ꝛc.; die Wiener Jahrbücher d. Lit. Bd. 1—115, Hormayr's, Kaltenbaeck's, Schmidl's, F. Schlegel's, Sartori's u. A. periodiſche Blätter, mehrere tiroliſche, kärntneriſche, ſteieriſche, ungariſche, ſiebenbürgiſche und viele ausländiſche Zeitſchriften.

unbekannt oder wenig bekannt blieben, endlich auch mehrere bisher ganz unbekannte oder solche, deren in Monografien oder in seltenen Werken Erwähnung geschieht, der beiderseitigen Kenntniß zuzuführen.

Die Einleitungen, welche den besonderen Perioden vorausgehen, werden die Einflüsse, welche unsere Literatur von anderweitigen Elementen der Bildung erhielt, den Schutz und die Pflege derselben vom Herrscher bis zum Bauer, die Errichtung und Wirkung der Klöster, Klosterschulen, Schulen, Universitäten und anderer Bildungsanstalten; der Bibliotheken, Papierfabrikation, Buchdruckereien, des Buchhandels, Büchernachdrucks, der Zeitungen, Zeitschriften, Taschenbücher; ferner die Geschichte der deutschen Theater aller Städte der Monarchie, und in den ältesten Zeiten auch das Predigt-, Rechts- und Kunstwesen nebst der Literatur über alle diese benannten Gegenstände berühren und zugleich die systematische Übersicht der verschiedenen einzelnen Zweige der Literatur liefern. Diesen Einleitungen folgen die nach der Zeitreihe geordneten biografischen Skizzen, denen die Angabe der Schriften (Bibliografie) jedweden Verfassers, und wo es möglich, auch eine Kritik beigegeben ist. Alles suche ich — so weit es meine schwachen Kräfte erlauben — zwar nur in Contouren, aber in scharfen, übersichtlich lebendig und genügend darzustellen, da nach meiner Ansicht lebendige Anschauung und blühende Darstellung weit mehr Vortheil bringt als todtes Wissen und hölzerne, wenn auch noch so große Gelehrsamkeit. Was die beigegebenen Kritiken anbelangt, so bin ich zu sehr meiner Schwäche und Unerfahrenheit bewußt, um den Eigendünkel zu fassen, mich zum Zensor der Besten meiner Nation aufwerfen zu wollen. Wie es überhaupt nur mein Zweck ist, meine kaltblütigen Landesgenossen auf den Reichthum unserer National-Literatur aufmerksam zu machen, so folge ich auch hierin stets bewährten Kritikern und wähle in zweifelhaften Fällen gewöhnlich die Mittelstraße zwischen ausländischer Verunglimpfung und einheimischer Lobhudelei. Nur manchmal, wenn ich keine genügende Auskunft über gewisse Werke aufgefunden, ich aber diese selbst gelesen, lasse ich meine Meinung hierüber auftauchen. Ob ich bei meinem Verfahren im Allgemeinen und Besonderen mit der erforderlichen Umsicht gehandelt und von dem richtigen Takt der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum, bereits Gesichertem und noch Ungewissem, Bedeutendem und Geringfügigem geleitet worden bin, muß ich der Beurtheilung der Kenner anheim stellen. Ich zwar habe das Bewußtseyn mit Ernst und Liebe gearbeitet und gethan zu haben, was in meinen Kräften stand, aber eben diese möchten für manche Seite unzugänglich gewesen sein. — Dennoch hege ich die Zuversicht, so anmaßend und kühn dies auch scheinen mag, daß bei allen denen, die solche Arbeiten erprobten, denen das Verwickelte und Zerstreute über die öfter-

reichische Literatur wohl bekannt ist, die Resultate meiner Arbeit sich Anerkennung verschaffen werde; umsomehr, als sie aus dem schwachen Streben eines Jünglings entsprossen sind, der ohne alle literarische Verbindung, einzig auf sich allein verlassen, nur von Vaterlandsliebe angespornt und mit Eifer für Wissenschaft und einiger Ausdauer ausgerüstet ist.

Man wird mir vielleicht zum Vorwurf machen, daß ich nicht, wie es gewöhnlich in Literaturgeschichten zu geschehen pflegt, nur solche Schriftsteller, welche durch Eigenthümlichkeit und Geisteskraft hervorragen, neue Bahnen gebrochen und eine Menge Nachahmer hervorgerufen haben, oder deren Werke den strengen Anforderungen der Kunstrichter entsprechen, und bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit oder die Nachwelt ausgeübt haben, — in mein Werk aufgenommen, daß ich viele mittelmäßige, den Anforderungen der Kunstrichter nicht genügende, blos für Unterhaltung sorgende Schriftsteller — nicht übergangen habe. Ich glaube aber, daß, wie man zur allgemeinen Geschichte nicht mehr blos eine Geschichte der Fürsten sondern eine Geschichte der Völker haben will, so auch nicht eine Geschichte der Dichterfürsten verlangen soll; — denn aus diesen erkennt man den geistigen Zustand des Volkes, dem sie vorausgeeilt sind, und ihrer Zeit, über welche sie sich erhoben haben, am Wenigsten, da sie vom Volke oft sehr spät, — oft gar nicht — verstanden werden. Versteht man aber unter der Geschichte der Literatur die Darstellung der geistigen Entwicklung eines Volkes, wie sie sich in seinen Schriften ausspricht, so muß, um diese Entwicklung des Volkes vollständig kennen zu lernen, auch das Dichtervolk d. i. die Dichter des Volkes vorgeführt werden; besonders aber die, welche wirklichen und dauernden Beifall beim Volke finden; dann erst lernt man dieses in seiner jedesmaligen Entwicklungsstufe und seinen Liebhabereien kennen. — Volkslieder, die uralten und doch immer neuen »Volksbücher,« dann Schriftsteller wie Cramer, Albrecht, Spieß, Lafontaine, Kotzebue, Gleich (Dellarosa) u. v. a. Lieblinge des Volkes dürfen daher eben so wenig in einer National-Literaturgeschichte fehlen, als andere, die geistige Entwickelung wesentlich weiter fördernde Geister. Man pflegt wohl vornehm zu sagen, »der Volksgeschmack ist nichts werth, gleich denen, die ihm huldigen.« Das ist aber eben die Ursache, besonders unserer deutschen Nachbarn, daß sie kaum mehr einen Volksgeschmack haben, daß sie kein volksthümliches deutsches Schauspiel mehr entwickeln können, denn die gelehrten Dichter haben dem Geschmack des Volkes, den sie verachteten, nicht nachgegeben und ihn nicht veredeln, sondern umstalten wollen. Statt den Hanswurst etwa zu einem Gracioso zu veredeln, hat man ihn lieber verbrannt. Und doch wird er nicht völlig verschwinden, so lange es ein deutsches Volk gibt. Wodurch anders hat Spanien und England sein treffliches Schauspiel erhalten,

als dadurch, daß die größten Dichter dieser Länder dem Volksgeschmacke sich fügten. Hierin zeichnet sich auch Österreich am meisten vor allen deutschen Ländern aus, daß es mehr als alle diese den Volksgeschmack würdigt, daß der größte Theil seiner Schriftsteller auch Volksschriftsteller sind *), daß das deutsche Volksschauspiel nur noch in unseren Ländern, besonders in den Vorstadttheatern Wiens, eine Zufluchtstätte gefunden. Aber alles dies findet man in keiner National-Literaturgeschichte berücksichtigt, und die Namen unserer Nestroy, F. Kaiser, A. Told u. A., deren Stücke zu hundertmalen aufeinanderfolgend aufgeführt und immer mit Beifall beklatscht, unsers Beckmann, dessen Eckensteher Nante in 2 Jahren 21 Auflagen erlebt, sucht man in allen Literaturgeschichten vergebens, und sie sind doch gewiß das beste Zeugniß für den Geschmack des Volkes. Zu berücksichtigen ist endlich auch, daß jedes Volk verschiedene Lebensalter durchläuft, und was es in dem einen entzückt hat, sagt ihm im späteren nicht mehr zu; aber eben diese Bahn durchläuft auch jeder Einzelne wieder; in jedem Einzelnen wiederholt sich die ganze Geschichte der Literatur; Jeder wird eine Zeit haben, wo ihm Ch. Schmid, Chimani, Gellert, Geßner, Mathisson, Göthe's Werther, und wiederum Rinaldini, Abällino, Wendelin v. Höllenstein und nun gar Göthe's Göz entzücken. Und diese Zeit erleben jederzeit Tausende.

Dies sind die Gründe, die mich veranlaßten sowohl das volksthümliche als auch das mundartliche Schriftenthum aufzunehmen. Aber auch sonst machte ich es mir zum Prinzip lieber mehr als weniger zu liefern, und dies besonders bei wenig bekannten Schriftstellern und bei seltenen Werken zu beachten, weshalb ich auch in solchen Fällen die Schriften Einzelner, wenn sie gleich manchmal nicht alle in mein Bereich gehören, vollständiger anführe, während ich anderseits bei allbekannten und in allen

---

*) Was die Weimarer Länder- und Völkerkunde, Bd. 15 einst (1813) besser als irgend ein anderes Werk sagte, ließe sich auch jetzt noch so ziemlich anwenden: »Die reele österreichische Literatur zeichnet sich durch den Karakter einer gewissen Nüchternheit und Solidität aus, sie hält die Mittelstraße zwischen dem Tiefsinn der Engländer und der Frivolität der Franzosen. — Von der Brotschriftstellerei des nördlichen Deutschlands hat man hier wenige Begriffe und noch weniger Beispiele (?). Ruhmsucht führt hier weit weniger zur Schriftstellerei, als das Verlangen nützen zu wollen. Auch ist die praktische Literatur die reichste und gehaltvollste, weniger die ästhetische, linguistische und theoretische (seit den letzten Dezennien stehen auch diese mit der ersteren in gleicher Stufe), noch weniger die politische, kritische und spekulative. Von der skandalösen, diesem Schandfleck der brittischen und französischen, hat sich Österreich (jetzt leider nur mehr im Inlande) rein erhalten.

Lexicis sich findenden Autoren mich nur auf die zur National-Literatur gehörigen Schriften beschränke, dabei auch weniger ausführlich aber doch nie unzureichend sein werde. Sollte ja hier oder da Einer übergangen worden sein, so ist es gewiß nur einer der Dii minimarum gentium. Und deshalb getraue ich mir zu behaupten, daß mein Werk (als Materialiensammlung) alle bisher bekannten Universal- und Spezial-Literaturgeschichten Deutschlands an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit übertreffen werde.

Selbst ein flüchtiges Durchgehen der vorliegenden Materialiensammlung wird schon hinlänglich darthun, was im Gebiete deutscher Wissenschaft österreichischer Fleiß geleistet, und die volle Überzeugung geben, daß wir keineswegs, wie es bei uns leider seit jeher gebräuchlich war, und ist, mit dem Worte »Deutschland« das deutsche Ausland bezeichnen dürfen. Sie zeigt, daß es bei uns in keinem Jahrhunderte an Männern gefehlt, die an dem raschen Fortschritte der allgemeinen intellektuellen Ausbildung bedeutenden Einfluß genommen haben. Man erwäge nur den hohen Glanz der österreichischen Literatur in der Frühlingsperiode der poetischen National-Literatur Deutschlands, wie einzig und beneidenswerth steht Österreichs Name in ihren Annalen! — bald darauf in jener finsteren Zeit den Flor der Universitäten Prags und Wiens, wo jene als Tummelplatz der Gelehrtenwelt Deutschlands und des ganzen Nordens, und diese als Verpflanzerin mathematischer Wissenschaft für eben jene Länder erscheint; dann Wiens Hochschule in den ersten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts, wo sie der Brennpunkt gewesen, von dem aus die Strahlen literarischer Forschung und wahrer Aufklärung nicht nur über Deutschland, sondern auch über fernere Länder sich ergossen; man gehe in die schlesischen Dichterschulen über, deren Mitglieder stets die Korifäen der deutschen Literatur ihres Zeitalters, die Tonangeber der Modepoesie waren und unter österreichischer Herrschaft das wurden, was ihre Zeitgenossen in ihnen vergötterten; und kehre endlich wieder in unsere Hauptstadt zurück, wo seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Reformatoren für's deutsche Theater und die deutsche Geschmacksbildung erwuchsen, und wo Schreivogel's (West) u. A. dann Zedlitz's Auftreten so herrliche Talente hervorrief, die besonders in neuester Zeit einige der obersten Stellen des deutschen Parnasses einnehmen, und sich dessen Dichterkrone als uraltheimatliches Eigenthum noch einmal erringen zu wollen scheinen. Dabei vergesse man aber nie das Volk Österreichs, welches, wie kein anderes Deutschlands, sich wohl wenig um gelehrtes Wissen kümmernd und den Gelehrten fremd, dennoch mit ihnen stets unbewußter Weise um den poetischen Lorbeer rang. Können wir auch zeitweise einen, wohl oft nur scheinbaren Stillstand oder ein wirkliches Zurückblei-

ben nicht abläugnen; liegen diese Gründe meistens in den politischen Zuständen des Landes nach Außen, selten in seinem Fürsten, nie im Volke. War Österreich durch mehrere Jahrhunderte die kräftige Schutzwehr Deutschlands gegen die Stürme des barbarischen Ostens, so hat es nicht minder sein Herzblut vergossen im Kampf wider den Übermuth und die geheimen und offenen Machinationen des Westens! — Thatsachen, welche eben so wenig übersehen werden können, als sie drängend genug waren, jeden freudigen Aufschwung des Geistes zu hemmen. Die angestammte Kraft aber haben sie nie erdrückt; sie trieb empor, kaum war der Sturm vorüber, und zeugte im raschen Gedeihen, fast immer von den Regenten liebend gepflegt und gewürdigt, die herrlichsten Blüthen und Früchte. — Vorzüglich leuchten als begeisterte Stützen der Wissenschaft und Kunst folgende österreichische Regenten vor: die vier letzten Babenberger, einige Beherrscher Kärnthens (Bernhard ꝛc.), Tirols (außer den alten Herzogen von Meran, Friedrich mit der leeren Tasche und besonders Ferdinand [† 1595]), Ungarns (Kolomann, Siegmund, Mathias Corv.) u. A., dann die Kaiser Karl IV., Max. I. und II., Ferdinand II., Leopold I., Karl VI., Maria Theresia, Josef II., Franz I.; denen sich unsere jetzt glorreich regierende Majestät Ferdinand I., durch Höchstihre allbekannte Liebe für Wissenschaft, besonders aber im heurigen Jahre (1846) durch die Errichtung einer, seit Leibnitz so oft projektirten aber niemals zu Stande gekommenen »k. k. österreichischen gelehrten Akademie der Wissenschaften« würdigst zugesellten.

Beinahe in gleichem Verhältnisse wie die österreichische Literatur zur übrigen deutschen, stehen auch Sprache und Literatur Süd- und Norddeutschlands gegen einander. Bis zur Zeit des Minnesangs scheint die älteste deutsche Literatur im Norden reichhaltiger gewesen zu sein; seit dem zehnten Jahrhunderte aber trat der Süden fast unbeschränkt in ihren Besitz. Später, beim Übergang in die Periode des Meistersangs aus dem Minnesang, in einer Zeit, wo der süße Traum des Dichtens und Trachtens für eine holdselige träumerische Welt sich immer entschiedener aufzulösen begann, in die Wirklichkeit des Werkeltages hienieden, dessen man auch selbst noch in den Spielen der Fantasie sich bewußt bleiben wollte, und eine leicht nachzuredende Allegorie an die Stelle wundersam ahnungsvoller Visionen einschritt, begann der wie in magischem Schlummer liegende Genius Norddeutschlands einen belebteren Wettkampf mit dem südlichen Bruder anzutreten. Doch hatten bereits Entfremdungen und Gegensätze tieferer Gattung die geistige Kluft in solchem Maße erweitert, daß nun vor der Hand minder als je an ein gemeinschaftliches Ringen zu höherem Ziele zu denken blieb: um so minder, als inzwischen die Zun-

gen des Hoch- und Niederdeutschen immer weiter auseinander gegangen waren. Später, nach einem blutigen Streite um die Form des Allerhöchsten und Allerheiligsten für das Menschendasein, eben wo man eine Annäherung am wenigsten hätte erwarten dürfen, fanden sich die zwei germanischen Zungen wunderbar wieder zusammen, — für die Schriftsprache wenigstens, — und die hochdeutsche Sprache blieb Siegerin. Doch an innere geistige Verbrüderung war dabei nicht zu denken, vielmehr nimmer waren Süd- und Norddeutschland einander so entfremdet gewesen, als in dem Zeitraum, wo sie zuerst für die Lesewelt sich in einerlei Redeweise auszudrücken begannen. Und als gedenke Norddeutschland sich für eine Periode scheinbar geistiger Minderjährigkeit, oder wohl gar geistiger Unterdrückung schadlos zu halten, brach es mit zwar unverkennbarer Kraft, aber auch mit unverkennbarem Hochmuthe wider das ehedem als leuchtender Stern aufgegangene Süddeutschland los. Das achtzehnte Jahrhundert bildete die eigentliche Turnierbahn für diesen an sich viel Schönes erzeugenden, aber doch für germanische Einheit und Größe mitunter viel Schmerzliches, ja sogar Bedrohliches hervorrufenden Kampf. Was dabei mit äußerlichen Waffen umging, gehört nicht in den diesmaligen Kreis unserer Betrachtungen. In poetischer Hinsicht blieb Norddeutschland eine Zeit sieghaft an Zahl der Kämpfer, zum Theil auch an deren Gehalt. Doch hatte Süddeutschland noch immer der edlen Geister viele aufzuweisen, welche durch die That ein auch hier edelwallendes dichterisches Leben und Weben kund gaben (Denis, Mastalier, Alxinger ꝛc.). Unverkennbaren Schaden brachten der süddeutschen Literatur die Späße des, gegen nordischen Ernst so gewaltig abstechenden, größtentheils mißverstandenen, begabten Blumauer, und mehr noch seiner Konsorten, wodurch man, alle anderen Erzeugnisse außer Acht lassend, die süddeutsche Literatur gleichsam ganz verdammte. Wohl rief der Geschmack oder Ungeschmack burlesker Parodie seit der Josefinischen Periode eine Unzahl roh gaukelnder Gestalten auf dem deutschen Parnaß hervor, die gegen das Große und Edle einen oft durchaus ungezogenen Knabenkampf begannen, Schiller's wohl im Ganzen allzuherbes Wort einigermaßen rechtfertigend: »Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.« — Eine ernste Zeit stieg über Deutschland herauf, lehrend beiden Hauptstämmen des großen Reiches, keine der beiden Herzkammern dürfe und solle ohne die andere bestehen. Leicht schien die Lehre zu fassen, — und doch wie tief und schmerzlich mußte in das innerste Leben gegraben und gegriffen sein, bevor sie zu wurzeln vermochte, aufzugehen und Frucht zu bringen! — Sie hat gewurzelt, sie ist aufgegangen, und — in voll edler Blüthe steht die Saat uns hoffenreich da. Die Poesie Süd- und Norddeutschlands spiegelt dies schöne Verhältniß erfreulich

wieder. Aus beiden Zonen herüber grüßen einander die Sänger, Jedweder die Eigenthümlichkeit seines Volkes durch die der Anderen mit heiterem Bewußtsein nur um so deutlicher empfindend und behaglich ergänzend.

Nachdem ich so die kurzen Umrisse in ein kleines Gemälde gerahmt, welches uns die literarischen Verdienste eines deutschen Volkes zeigte, das nur den sechsten Theil der österreichischen Monarchie ausmacht, gehe ich zum Schlusse auf die Geschichte unserer Literaturgeschichte über. Nirgends wurde mir der Mangel an literarhistorischen Notizen über die Länder des österreichischen Staates fühlbarer als beim Erzherzogthume Österreich selbst. Nur diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß in mancher Periode die Beisteuer aus diesem Lande so spärlich, so lückenhaft erscheint. Die mannigfaltigen Religionswirren, welche seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst ihr Unwesen größtentheils in Österreich selbst begannen, und sich bis in die Neuzeit fortknüpften, fachten die Parteien zu immerwährender gegenseitiger Feindschaft an, die sich nicht nur auf das soziale Leben, sondern natürlich auch auf die Geistesthätigkeit und Literatur erstreckte. Wie man sich im Umgange haßte, so haßte man auch die gegenseitigen Schriften, und dies gab zuerst Anlaß, daß österreichische Schriftsteller sowohl Anonymität als vorzüglich ausländische Verleger für ihre Geistesprodukte suchten, um auf solche Art durch diese ihrer Lehre Verbreitung, ihrer verschiedenartigen Kenntnisse Mittheilung oder ihres Lebens besseren Unterhalt ungehindert bewirken zu können. Deshalb erscheinen auch selbst bei benannten österreichischen Schriftstellern katholischen Ritus Ingolstadt, Augsburg, Köln, Passau, Nürnberg, Straßburg, Regensburg ꝛc. als Druck- und Stapelplätze ihrer literarischen Produkte. Die Akatholischen wählten außer den drei letztgenannten noch besonders Wittenberg, Jena, Leipzig, Halle, Breslau u. a. bis im weitesten Norden Deutschlands liegende Städte zu diesem Behufe. Auf solche Art klärt es sich leicht von selbst auf, wie bei gänzlicher Verwahrlosung jedes Beitrages zur vaterländischen Literaturgeschichte die österreichischen Schriftsteller mancher Zeiten gänzlich verschollen, und für immer zur ewigen Vergessenheit verdammt, oder in späteren vielleicht einem anderen deutschen Volke zugesellt wurden. Einen deutlichen Beweis des Gesagten liefern uns z. B. die Schriftsteller aus dem Orden der Sozietät Jesu. Der ganze österreichische Kaiserstaat, vorzüglich aber Böhmen und Österreich, war zur Zeit der Blüthe des Ordens, man könnte sagen überfüllt von Jesuiten; ihre schriftstellerische Produktivität war bekanntlich stets sehr groß, dies beweist, um in unseren Grenzen zu bleiben, F. M. Pelzel's mit Fleiß gearbeitetes Werk (Böhmische u. mährische Gelehrte aus d. Orden d. Jesuiten. Prag 1786). Wer hat sie aber für Österreich aufgezeichnet? Wie Allegambe's und seiner Fort-

setzer Werk für unsere Gegenden arm ist, zeigt der Vergleich von Pelzel's Arbeit mit der seinen, und die Annalen der österreichischen Jesuiten (Scherer, Socher ꝛc.) sind für die Literaturgeschichte ungenügend; — dies auch die Ursache warum Österreich im Verhältniß zu anderen katholischen Ländern so wenige Jesuiten als Schriftsteller aufzuweisen hat, obgleich diese stets weit mehr bedacht waren das Andenken ihrer Männer der Nachwelt zu überliefern, als alle übrigen Mönchsorden. — Abgesehen davon, daß durch die Religionsreibungen die inländischen Pressen nie zu großem Flor gekommen, war dies auch die Ursache, daß manches Talent, nur mit seiner Heimat vertraut, für die Wissenschaft in stiller Abgeschiedenheit thätig war, dessen Früchte aber nie zur Öffentlichkeit gelangten, sondern untergingen oder noch jetzt irgendwo an unbekannten Orten unter Staub und Moder begraben liegen; denn man hatte bei uns seit jeher nebst der Gelegenheit auch wenig Begierde Alles zum Drucke zu fördern, gleich unseren nördlichen Nachbarn, und manche Verfasser übergaben ihre Produkte, zumal die poetischen, gar nie dem Drucke. Dies geschah besonders zur Zeit der Meistersänger, im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte, denn wir haben allerdings Spuren von Meistersängerschulen und Versammlungen, von Aneiferungen zur Dichtkunst, von Reichthum an poetischen Produkten, aber die meisten Erzeugnisse selbst sind in das Chaos der Vernichtung gesunken. Daß selbst die meisten Namen der Verfasser spurlos verschwunden, spricht eben auch deutlich für das immerwährende poetische Eigenthum des durch Jahrhunderte als sang- und sagenreiches Land bekannten und zu allen Zeiten als solches zitirten Österreich, wo man sich stets nur um das Lied, um das dichterische Produkt selbst, nie aber um den Namen des Verfassers kümmerte, mag der jetzt aus dem Nähr-, Lehr- oder Wehrstande gewesen sein.

Weit reichhaltiger und umsichtsvoller haben einige unserer Schwesterländer für die Geschichte ihrer Literatur gesorgt. Besonders ist Schlesien hierin allen deutschen Ländern voraus gewesen. Ihm folgt (außer dem Italienischen) Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, in neuerer Zeit Steiermark. Die ehemals vorderösterreichischen Staaten (in Elsaß, Schwaben) genießen hierin mit Kärnthen, Krain und Tirol wenig Vorzug vor Österreich. Der Sprache nach würde aber die lateinische Literatur unter allen Zungen der österreichischen Monarchie die reichste Ausbeute liefern, da sie in manchen Ländern (in Ungarn und Polen beinahe ausschließlich, in Böhmen, Österreich ꝛc.) bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die herrlichsten Früchte trug, wie dies R. Klotz's eben erscheinendes Werk (Geschichte der lateinischen Literatur. Lpzg. 1846 Bd. I.) darstellen wird und muß, wenn man es nicht etwa der Einseitigkeit oder Parteilichkeit beschuldigen soll.

Literaturgeschichten und Literärgeschichtliches
aus Oesterreichs Nebenländern.

Über **Steiermark.** X. Schier (1769), J. K. Kindermann (1798), J. B. Winklern (1810), K. Schmutz (1821), J. A. Cäsar's († 1792) handschriftliches Werk »die Gelehrten Innerösterreichs« in Graz.

Tirol. J. Tartarotti (1733), A. Roschmann (1740, handschriftliche Werke), J. de Luca (1782), J. F. v. Hormayr, J. J. Staffler (1846).

Kärnthen. Eine Literaturgeschichte Kärnthens von P. A. Budick ist seit einiger Zeit zum Drucke fertig und soll 1848 erscheinen. Hieraus Mittheilungen in Schmidl's Lit. u. Kunstbl. 1845. Ebenda auch W. Ecker »Kärnthens literarische Zustände.«

Krain. P. Marci a S. Paduano (1812), Valvasor's Ehrenspiegel, Mehreres von B. Kopitar.

Schlesien. J. Ch. Kunkel (1698), M. Hanke (1702), G. Scultetus (1711), J. H. Cunradi (1706), Ch. Runge (1712), Ebert (1727), S. John (1728), J. D. Matthaei (1732), J. J. Fuldener (1732), J. C. Kundmann (1738), G. Kluge (1751), Ch. R. Leuschner (1774), J. G. Peucker (1788), C. C. Streit (1776), J. G. Thomas (1824), H. Hoffmann (1829), E. W. Springauf (1831), K. G. Nowak (1836), A. Kahlert (1835). Die schlesische Gesellschaft f. vaterl. Kultur besitzt ein handschriftliches Werk von J. G. Peucker, welches in alfabetischer Ordnung Nachrichten über alle schlesischen Schriftsteller von der ältesten Zeit bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts bringt. Spezielle Literaturgeschichten aus Schlesien: C D. Adami (1735, über Landshut), J. C. Ebert (1714, über Lemberg und 1726 über Hirschberg), G. Fuchs (1765 über Lauterbach), L. J. Scherschnik (1810 über Teschen), F. Ens hat eine Kulturgeschichte des österr. Schlesiens geschrieben.

Lausitz. J. Gemeinhardt (1736), Ch. Knaut (1740), G. F. Otto (1800), J. D. Schulze (1820).

Österreichische **Vorländer** in Schwaben und Elsaß. J. Brucker (1755), J. G. Schelhorn (1770), J. A. v. Riegger (1770), D. F. Hörner (1771), J. J. Gradmann (1803), J. H. Prox ([J. J. Oberlin] de poëtis Alsatiae medii aevi. Straßb. 1786), Arnold (Not. lit. et histor. sur les poètes Alsaciens. Paris 1806) Lampadius ([Leichtler] in den Beitr. z. Landesk. Heidelb. 1811), H. Schreiber (1824), F. J. Mone (1826), dann eines Anonymen Denkwürdigkeiten Breisgau's. 1781. I. Heft; die all-

gemeine Geschichte von Schwaben, Ulm 1773 (Bd. III.); die alten und neuen Denkwürdigkeiten, Ulm 1717.

Über **Ungarn** und seine Nebenländer besitzen wir Literaturgeschichtliches theils in ungarischer Sprache von Spangár (1738), P. Bod (1766), Sándor, Budai, Pápai, Tóth, Jankowich u. A., theils in lateinischer von D. Czwittinger (1711), J. G. Lippisch (1735), A. Felker (1735), Rotarides (Hazafi. M. 1745), M. Bél, X. Schier, G. J. Haner (1774), M. Schmeizel (1728), St. Weszprémy (1774), G. Pray (1780), F. J. v. Horány (1775), P. Wallaßky (1785), Simonchich, G. A. Belnay (1799), Tibólth u. A., theils auch in deutscher von K. G. Windisch (1780), J. N. Kovachich, J. Ch. Engel, J. A. Feßler, Miller, M. v. Schwartner, J. S. Klein (1789), J. L. Schedius, J. C. Lübeck, Rößler, J. Fenyery (G. Stettner, 1828) und F. Toldy (J. F. Schedel, 1828), J. Melzer (1833). Über die neueste ungarische Literatur: K. Beck im Stuttg. Morgenblatt 1837, Nr. 173 ff. — A. Wenzel: »Die neueste ung. lyrische Poesie,« in Schmidl's Blättern 1845 Nr. 86. — St. v. Horváth († 1846) hat ein handschriftliches Lexicon aller ungarischen Schriftsteller in 200 Quartbänden hinterlassen. Dies Werk, an dem er über 30 Jahre arbeitete, soll biografische, bibliografische und kritische Notizen über 40,000 Schriftsteller Ungarns und seiner Nebenländer enthalten *).

Über **Siebenbürgen** allein: J. Benkö (1778), J. C. Seivert (1785). Nächstens werden als Frucht zwanzigjährigen Sammelfleißes von Jos. Trausch, Magistratsrath zu Kronstadt, »biografisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen« erscheinen, welche 471 Männer aufführen, die deutsches Wort und deutsche Bildung irgendwie gefördert haben und ein interessantes Supplement zu Seivert's Nachrichten (198 Biografien enthaltend) bilden.

Über **Dalmatien.** J. Lucius (1666), S. Dolci (1754), Fr. M. Appendini (1803), Fabianich (Alcuni cenni sulle scienze e lettere dei secoli passati in Dalmazia. 1843). P. Bozidar (in Schmidl's Blättern 1846).

Kroatien. A. Barichevich (1790, historia literaria Croatiae), M. Katancsich (Zagrab. 1795, Ofen 1798), Engel (in s. Gesch. v. Ungarn Bd. II.).

---

*) Auch K. v. Rumy († 1847) hinterließ handschriftlich ein „Gelehrtes Ungarn," das über **1000** Biografien faßt.

Über **walachische** Literatur in Ungarn und Siebenbürgen handelt Sulzer in s. Geschichte d. transalpinischen Daciens, Bd. 3. und die Allg. Jenaische Litzg. 1801, Nr. 25; über die slavischen (slovakischen ꝛc.) Sprachen daselbst: die Wiener Anzeigen 1773, Bd. 3., B. Tablic bei seinen Poesien (Waitzen 1806—12), J. Dobrowsky: über die Literatur der Slovaken, in s. Slovanka 1815, Bd. 2, J. Marlin »Literatur der Rumunen und Walachen« (in Schmidl's Blättern 1846 Nr. 129 u. 1847 Nr. 13) und P. J. Schaffarik.

Friaul. J. Fontanini (Hist. litt. Aquilej. Rom 1742), G. G. Liruti (Notizie delle vite et opere scritte da leter. del Friuli. Venez. 1760—80, 3 Bde.). Von Dr. Ludw. Gaj, der kürzlich eine Geschichte Illyriens geschrieben hat, erscheint nächstens (1848) in seiner eigenen Buchdruckerei zu Agram eine Bibliotheca Illirica in 3 Bänden, welche alle in und über Illyrien und von und für Illyrien erschienenen Bücher angeben wird.

Über die **slavischen** Länder im Allgemeinen: J. L. Frisch (1727), J. P. Kohl (1729), F. Durich (1795), B. Kopitar; P. J. Schaffarik (Gesch. d. slav. Spr. u. Lit. nach allen ihren Mundarten, Ofen 1826). E. v. O. Geschichtl. Übersicht d. slav. Spr. u. ihrer verschied. Mundarten u. Lit. Lpzg. 1837.

Über **böhmische** und **mährische** Literatur: B. Balbin (1680), Erber (1760), Dobner (1764), A. Voigt (1775), J. v. Born (1773), F. M. Pelzel (1773), J. W. Monse (1777), F. Prohaska (1784), R. Ungar (1786), J. A. v. Riegger (1787), J. Dobrowsky (Gesch. d. böhm. Sprache u. Literatur. Prag 1792, 1818 u. Anderes), J. Ruljka, F. Nowotny, J. Regedely, J. Jungmann (1825 N. Aufl. wird 1848 erscheinen), L. Scherschnik (Gelehrte Königgrätzer. Prag 1775), P. v. Wokaun (1777), J. Cornova, M. Kalina v. Jätenstein (1818), J. J. H. Czikann (1812), Leo. Graf v. Thun (der gegenwärtige Stand der böhm. Lit. Prag 1842). Die Nekrologe in den Abh. der böhm. Gesellsch. der Wissensch. — J. F. Herrmann v. Herrmannsdorf († 1816) sammelte, unterstützt von Cornova, Dobrowsky u. A., fleißig an einem böhmischen Gelehrtenlexikon, das er aber unvollendet hinterließ. Von dem fleißigen Piaristen L. Schwamberger († 1782) befindet sich urschriftlich in der Piaristenbibliothek zu Nikolsburg ein der Vollständigkeit sich näherndes »Böhmisch-mährisch-schesisches Gelehrten- und Schriftstellerlexikon.« Ebenso J. P. Cerronis († 1826), Bohemia litterata handschriftl. in 20 Quartbänden zu Brünn. Die böhm. Gesellsch. der Wissensch. besitzt in 20 Bänden handschriftl. Annalen der böhm. Lit. von J. F. Opitz († 1811), welche sehr schätzbar sind.

Über **polnische** Literatur: S. Starowolski (1625), A. Wegierski (1652), St. Lubienecki (1685), D. Braun (1723), G. Lengnich (1718), C. Niesiecki (Lemberg 1728 ff.), J. A. Zaluski (1752), J. D. Janozki (1745), — Polonia literata. Bresl. 1750 ff. 8 Bde. und viele andere zu Breslau von 1750 —1773 erschien. literargeschichtl. Werke über Polen. — Janociana (1776), M. Duclos (1778), K. Krominski (1806), F. Bentkowski (in dessen Historya literatury polskiéj. Warsch. 1814 man Bd. I, S. 1—73 ein Verzeichniß der Schriftsteller über die polnische Litgesch. bis 1814 findet), St. Gr. Potocki (1816), J. M. Gr. Ossolinski (1819), M. H. Juszynski (1820), J. Sowinski (1821), G. Münnich (Gesch. d. polnisch. Lit. [deutsch] 1823, 2 Bde.), T. Szumski (1824), Wiadmosci (Krak. 1819—21, 4 Bde.), Mecherzynski (Gesch. d. latein. Sprache in Polen. Krakau 1833), Chodnicki (Dykz. uczonych polakow. Lemberg 1833), M. Wiszniewski (Krakau 1840). Auch gehört hieher Muczkowski's Gesch. der Universität Krakau, da deren Geschichte zugleich die des wissenschaftlichen Lebens in Polen ist, dann die Jahrbücher der Gesellsch. der F. d. Wissensch. in Warschau und Krakau und die in Lemberg (nach mehrjähriger Unterbrechung wieder) erscheinende Zeitschrift des Ossolinski'schen Museums.

Über **Italien.** Allgem. literargesch. Werke von G. Gimma (1723), G. Tiraboschi (1771 ff.), P. J. Ginguéné (1811—1836, 16 Bde.), G. M. Mazzuchelli (Brescia 1753—63, 6 Bde. fol.), G. B. Corniani (Brescia 1818, 9 Bde.), G. Maffei (2. Aufl. Mailand 1834, 4 Bde.), L. Jedler (Berl. 1820) u. A. — Über ital. Poesie: M. de Crescimbeni (1698), Muratori (1748), Bettinelli (Vened. 1780, 8 Bde.), J. N. Meinhard und G. G. Jagemann (1774), Scoppa (1803), F. Bouterweck (1802) u. A. Neuestens: L. Ranke (Berl. 1837), A. Reumont (die poet. Lit. d. Italiener. Berl. 1844), E. Ruth (Gesch. d. ital. Poesie. Lpzg. 1844), Jul. Schätzer („die neueste ital. Lit.," in Schmidl's Blättern 1844). Über einzelne Provinzen und Städte des österreichischen Italien als: über Asola: P. T. de Pelegrini (1780); über Bassano: B. Gamba (1807); über Bergamo: D. Calvi (1664), B. Baerini (1788); über Brescia: O. Rossi (1620), L. Cozzando (1694), A. M. Quirini (1739); über Cremona: Fr. Arisii (1702—41); über Lodi: J. B. Moloffi (1776); über Mailand: J. A. Sare (1729), F. Picinelli (1670), Ph. Argelati (1745), F. Argelati (1746); über Mantua: S. Bettinelli (1774); über Padua: A. Portenari (1623), J.

Cavaccia und J. Zabarella (1670), Fr. M. Colle (1824), G. Bedova (1832); über Venedig: G. Alberici (1605), A. Superbi (1629), P. A. Zeno (1744), G. Agostini (1752), M. Foscarini (1752); über Verona: S. Maffei (1732); über Vizenza: P. Angiol Gabriello di S. Mar (1775). Ferner über Modena: L. Vedriani (o. J.), G. Tiraboschi (1781); über Parma: R. Pico (1642), Ir. Affo (1798—1833); über Piacenza: Ch. Poggiali.

Über **niederländische** Literatur: A. Miräus (1608), F. Swertius (1628), V. A. Dessel (1643), J. Fr. Foppen (1739), Paquot (1765, 28 Bde. 8.), H. van Wyn (1800), A. Ypey (1812), J. F. Willems (1819), N. G. van Kampen (1821- 26, 3 Bde., deutsch v. F. Otto, Erlangen 1839), H. L. B. Collet d'Eskury (1824), W. de Clerq (1825), M. Siegenbeck (1826), H. S. Lebrocquy (1827), J. Bowring (1829), J. Gravenweert (1830), F. J. Mone (1838).

Über die Literatur der verschiedenen anderen Nationen Österreichs als: der Armenier, Hebräer, Orientalen, Serben und der kleineren slavischen Stämme findet man ziemlich ausführliche Notizen in Sartori's Kulturgeschichte.

Eintheilung des ganzen Werkes:

Erster Band.

Das Mittelalter.

Die deutschen Mundarten Österreichs und ihre Literatur. Die deutschen Sprachdenkmale, besonders Süddeutschlands bis zu den Minnesingern. Die fremdsprachigen Schriftsteller und Schriften der frühesten Bewohner unserer Lande. **0—1150.**

1. Periode. Die Minnesinger-Zeit, als Zeitalter der romantischen Ritter- und Hofdichtung in Lied, Sage und Lehre, als goldenes Zeitalter der deutschen Poesie in Österreich. **1150—1300.**

2. Periode. Die Meistersängerzeit, als Zeitalter der bürgerlich-lehrhaften Dichtung, des Volksliedes, der Mystiker, Meistersänger, Spruchsprecher und allerlei fahrenden Leute aus dem Volke. **1300—1494.**

Zweiter Band.

Die neuere Zeit.

3. Periode. Das Zeitalter der Reformation, des Ringens einer neu hereinbrechenden Zeit mit der alten, die Periode der Vorzeichen einer eindringenden und das Vaterländische vernichtenden fremdländischen Kultur. Das fortgesetzte Zeitalter der bürgerlich-lehrhaften Dichtung in und außer den Singschulen, der Volks- und geistlichen Poesie, der Meistersänger, Spruchsprecher, Pritschenmeister, Plambatschen, der Satyriker, Polemiker, und einer aufblühenden Wissenschaftlichkeit. **1494—1624.**

4. Periode. Das Zeitalter gelehrter widerstrebender Poesie und Unpoesie und der Herrschaft des Fremdländischen über das Einheimische. Die Sprachgesellschaften und schlesischen Dichterschulen: die Opitz-Flemming'sche Partei, oder die gedankenreiche Periode, die Hoffmannswaldau-Lohenstein'sche Partei, oder die prunkvolle Periode, die Postel-Neukirch-Günther'sche Partei, oder die geistlose Periode, und die Gottsched-Bodmer'sche Partei, oder die kritische (puristische) Periode. Rococo-Zeit. **1624—1760.**

Dritter Band.

Die Gegenwart.

5. Periode. Die Aufklärungs- und Toleranz-Epoche. Der deutsche Gelehrtenverein in Österreich. Die neuen Barden. Parodie. Travestie. Burleske. Kampf der Geschmacklosigkeit mit dem erwachenden bessern Geiste, allmäliger Sieg des letztern. **1760—1800.**

6. Periode. Die Schule der neuen Romantiker durch die Bemühungen der Brüder Schlegel ꝛc. Zeit der Vorherrschaft des romantischen Geschmackes, Gegensatz des Antiken und Modernen, mannigfaltiges Streben nach dem Besseren, Übersetzungen und Nachahmungen der Geistesprodukte des Nordens und Südens von Europa. Höhestand der Kritik, Kunst, Filosofie, des Drama's, der Naturwissenschaft. Würdigung der altheimatlichen Literatur. Das zweite goldene Zeitalter der deutschen Poesie in Österreich seit Grillparzer und Zedlitz. **1800—1848.**

Und so möge denn dieses Werk, das ich, wenn nicht andere Umstände es erforderten, gerne noch eben so viele Jahre als die Arbeit dauerte, in mein Pult verschlöße, um es mit den inmittelst gemachten Erfahrungen zu bereichern, hinaus treten in die gesammte deutsche Welt, und wenn diese dessen Brauchbarkeit anerkennen sollte, würde mein herzlichster Wunsch erfüllt sein: — wieder ein Schärflein zur Förderung der Wissenschaft aus einem Lande beigetragen zu haben, das »Draußen Tadel oft geschmäht, und Unbill stets genannt, weil man es nie erkannt.«

Wien, im Lenze 1847.

J. G. Toscano del Banner.

Der

Deutschen Sprache, Kultur und Wissenschaft,

von der Urzeit bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Die Mundarten Oesterreichs.

Die **Geschichte der deutschen Literatur** schildert die Entwicklung des geistigen Lebens der Deutschen, wie es sich in deren Literatur, d. h. im Schriftenthum oder in den schriftlichen Erzeugnissen des deutschen Geistes, offenbart, und lehrt sowohl diese selbst in ihrer Wechselwirkung, als auch ihre Urheber, und die Ursachen, welche ihr zum Vortheil oder Nachtheil gereichten, kennen. Sie beginnt in Österreich mit dem Zeitpunkte, wo uns Erzeugnisse in deutscher Sprache von dem geistigen Leben der deutschen Nation Österreichs Kunde geben, und verfolgt dessen fernere Gestaltung bis auf unsere Tage. Demnach sollte ich meine Geschichte mit der in der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte festgesetzten Periode der Minnesinger beginnen, in welche, da es noch nicht ergründet ist, ob von den früheren deutschen Sprachdenkmahlen anonymer Verfasser etwas Österreich angehöre, die ersten deutschen Erzeugnisse österreichischer Schriftsteller fallen. Um aber die Bildung der deutschen Sprache in Kürze angeben, ihrer Fortpflanzung bis zu diesem Zeitraum stufenweise folgen, und dabei die Sprachdenkmale der Gothen, Kelten, Longobarden ꝛc., welche den Vorbesitz eines Theils unserer Lande hatten, berühren zu können, beginne ich mit der **Geschichte der deutschen Sprache.**

Die **Sprache** der Germanen ist ein Zweig jener alten indogermanischen Ursprache *), welche seit undenklichen Zeiten von vie-

---

*) Neben den sieben, schon seit längerer Zeit als zusammmengehörig anerkannten und gewöhnlich mit dem Namen »indogermanisch« bezeichneten Schwestersprachen (Sanskrit, Zend, Lithauisch, Slavisch, Lateinisch, Griechisch und Germanisch) ist das Keltische jetzt in den Bereich jener unwissenschaftlichen, auf die Grammatik des Sanskrit als einer gemeinschaftlichen Muttersprache gegründeten, vergleichenden grammatischen Behandlung gezogen worden, kraft deren seit ungefähr 30 Jahren eine Reihe Gelehrter, besonders unter Vorgang Grimm's und Bopp's, gesucht haben, die etymologischen Bestandtheile einer jeden der genannten sieben Sprachen auf eine analitisch-genetische Weise zu prüfen und zu entwickeln: und das Erlebniß dieser nun auch auf das Keltische angewandten vergleichenden analitischen Prüfung hat sich herausgestellt, daß dasselbe, obwohl einerseits die Spuren eines offenbar unsanskritischen Bildungsstandes darbietend, doch zugleich anderseits eine Fülle zusammenhängender, mit dem Sanskrit aufs kenntlichste übereinstimmender Laut- nnd Wortbildungszüge enthält, durch die es zur Einnahme seiner Stelle

len Völkern zuerst in Asien, dann, als diese in nordwestlicher Richtung sich über Europa verbreiteten, im größten Theile Europas geredet ward. Im grauen Alterthume theilte sich die germanische Sprache schon in zwei Stämme, den skandinavischen und den deutschen. Die skandinavische oder nordische Sprache, für die alte Zeit unter dem Gesammtnamen altnordische Sprache zusammengefaßt, begreift: 1) das Isländische, von welchem schätzbare Überbleibsel in der älteren und neueren Edda *) vorhanden sind; 2) das Schwedische; 3) das Dänische; 4) das Norwegische. — Vom deutschen Stamme ist (mit Übergehung der burgundischen und longobardischen Sprachen und deren anderer Völker der Germania magna, von denen sich wenig Überreste erhielten), 1) die ostdeutsche oder gothische Sprache, welche sammt ihren Schwestern, die der Gepiden, Heruler, Wandalen ꝛc., erloschen ist; 2) die niederdeutsche Sprache, wozu das Altsächsische, Angelsächsische (jetzt Englische) und Friesische nebst ihren Nachkommen der holländischen und plattdeutschen oder eigentlichen niedersächsischen gehört; 3) die hoch-

---

als achte Sprache in dem indogermanischen Sprachenkreise aufs entschiedenste berechtigt, und selbst — nach K. Meyer — wegen seiner unsanskritischen Eigenthümlichkeiten den Namen „Vorsanskritisch“ verdient; wie denn auch Peyron, Peloutier und Court de Gebelin alle Sprachen des alten wie des neuen Europa aus der keltischen ableiten wollten. Vergl. über die Sprache der Kelten (seit 388 v. Ch. auch in Österreich): J. C. Prichard, **The Eastern Origin of the Celtic Nations. Oxford 1831.** — A. Pictet, **De l' Affinité des Langues Celtiques avec le Sanscrit. Paris 1837.** — Bopp, Über die keltischen Sprachen Berlin **1839.** Diefenbach, **Celtica,** Stuttgart, **1839—40.** — K. Meyer, Über die kelt. Spr. (in den Wiener Jahrb. d. Lit. **1843**, Bd. **3**, **4**).

*) Die alte Edda enthält die Mythologie der alten Nordvölker in Liedern. (Gesammelt durch den isländischen Geistlichen Sämund Sigfusson, † **1133.**) Ausg. Kopenh. **1787 — 1828. 3** Bde.; von Rask, Stockholm **1818.** Deutsch von Schimmelmann, Stettin **1777**; von Studach, Nürnberg **1829**; v. Hagen, Lieder d. Edda. Breslau **1812**; v. d. B. Grimm, Lieder d. a. Edda. Berlin **1815**; in G. Th. Legis (Glückselig in Prag) Fundgruben des alten Nordens. Leipzig **1829**, Bd. **2**, **3**, **4**. v. L. Ettmüller. Zürich **1837.** — Die jüngere Edda ist die prosaische Auflösung der älteren (durch Snorre Sturleson, † **1241**,) der die isländische Dichtkunst für junge Skalden beigefügt ist. Ausg. v. Resenius. Kopenh. **1665**; v. Rask, Stockh. **1818.** Deutsch v. Rühs; Berlin **1812**, v. Majer, Leipzig **1818.** Nicht zu verwechseln mit den Edden sind die Saga's, z. B. die Vilkina-, die Blomsturvala-, die Nials-Saga ꝛc. (Vergl. P. E. Müller's Sagabibliothek. Kopenh. **1817 — 20, 3** Bde.) Vergl. E. F. Dietrich, Altnordisches Lesebuch aus der skandin. Poesie und Prosa. Leipzig **1843.** J. Grimm, deutsche Mythologie. Gött. **1836**; **1844.**

oder oberdeutsche Sprache, wozu die Sprachen der Allemannen, Schwaben, Franken, Baiern (mit Inbegriff der Österreicher) zu rechnen sind *).

Die **hochdeutsche** Sprache und das hochdeutsche Schriftenthum zerfällt in drei Hauptzeiträume: **Althochdeutsch**, bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts; **Mittelhochdeutsch**, bis um 1500; **Neuhochdeutsch** von da an. Vor dem sechzehnten Jahrhundert schrieben die Schriftsteller des südlichen Deutschlands in hochdeutscher, die des nördlichen aber in niederdeutscher Mundart; doch findet man schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine Präponderanz der hochdeutschen Büchersprache, die sich selbst im Norden des Landes geltend zu machen suchte. Am längsten hielten sich die westfalischen und flandrischen Dichter (denn Prosa hatten sie damals kaum) an ihrem Idiom fest, bis endlich durch die Reformation die allgemeine Herrschaft des Hochdeutschen gegründet wurde, die Niederlande ausgenommen, die ihre eigene flamändische Mundart auch als Büchersprache festhielten. Diese nun allgemeine deutsche Schriftsprache nennt man die hochdeutsche Sprache, offenbar, weil sie ursprünglich die Landessprache des oberen oder südlichen Deutschlands gewesen ist. Nach und nach, besonders durch die Maßregeln Kaisers Max I. und mehr noch durch M. Luther's Bibelübersetzung (die man im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch allenthalben in Österreich fand), voll Kraft und Adel des Ausdrucks, erhielt sie die Gestalt, welche sie mit manchen neueren

---

*) Nach Ettmüller scheidet sich die deutsche Sprache im weitesten Sinne in vier Hauptsprachenstämme, von denen drei noch leben, der vierte jedoch meist in den romanischen Sprachen untergegangen ist. So bilden nach ihm **a)** den ersten Hauptsprachenstamm die Mundarten der Istäwen oder deutschen Oststämme, nämlich der Gothen, Gepiden, Heruler, Wandalen, Quaden, Bastaren, welcher ganze Sprachstamm abgestorben ist. **b)** Den zweiten Hauptsprachstamm, die Mundarten der Ingäwen oder deutschen Nordstämme, nämlich der Sachsen, Friesen, Angeln, Juthen und einiger anderer Völker, die später unter den Sachsen oder im Frankenbunde verschwanden. Er lebt in Niederdeutschland, den Niederlanden und, wiewohl mit romanischer Sprache gemischt, in England. **c)** Den dritten Hauptsprachenstamm, die Mundarten der Herminen d. h. der deutschen Volksstämme, die von der Mitte aus sich westlich bis an den Rhein, südlich bis an die Donau ausbreiteten, und später den Rhein zum Theil westlich und südlich überschritten. Zu diesem gehören die Ermunduren (Thüringer), Baiowaren (Baiern, Österreicher), Sweven (Schwaben), Alamannen (Schweizer, Elsasser), Burgunden und Longobarden. Das letzte Volk ist gänzlich, das vorletzte zum größten Theile mit den Romanen verschmolzen. **d)** Den vierten Hauptsprachenstamm die Mundarten der Hillevionen, oder überseeischen deutschen Stämme, der Swionen, Göten, Dänen, und der Stämme, die Norwegen und seit dem neunten Jahrhundert Island bewohnen.

Verbesserungen noch heut zu Tage besitzt. Unsere neuhochdeutsche oder Schrift- und Büchersprache ist daher keine Mundart eines einzigen oberdeutschen Volkes, sondern aus allen durch den Fleiß der Gelehrten zu solcher Zierde erwachsen, und in allen deutschen Landen üblich. — Oberdeutsche Volksmundarten sind: 1) die Allemannische (Schweiz, Schwarzwald, südl. Baden); 2) Schwäbische (Württemberg); 3) Bairische (Baiern, Salzburg, Österreich); 4) Fränkische (Nürnberg, Bamberg, südl. Sachsen, Spessart, Frankfurt a. M.); 5) Obersächsische (Meissen, Lausitz, preußisch Schlesien). Niederdeutsche Mundarten: 1) Niedersächsisch (Holstein, Hamburg, Pommern, Ostpreußen); 2) Westfälisch (Westfalen, Münster, Osnabrück); 3) Flammändisch (Niederlande).

Eine Buchstabenschrift, die Runenschrift, war schon den alten Germanen bekannt. Dem Runenalfabet ist das gothische verwandt, und Ulfila (s. d.) legte später dasselbe seiner Schrift zu Grunde, und vervollständigte es. Um die Sammlung und Erklärung der Runensteine haben sich Olaf Worm, Abrahamsen, Suhm, Verelius, Celsius, Warel, Erichsen, Ihre, Liljegren, Bryngulffsen u. A. verdient gemacht. Vergl. deren Schriften; Über deutsche oder markomannische Runen: W. Grimm, Göttingen 1821; dessen Literatur der Runen, nebst Mittheilung run. Alfabete und goth. Fragmente (in den Wiener Jahrb. d. L. Bd. 43.). — W. W. Dietrich, Runenwörterbuch. Stockholm und Leipzig 1844.

Da die Sprache der Abglanz der besonderen Volksthümlichkeit ist, und sich in ihr der Geist des Einzelnen und der Geist der Zeit abspiegelt, so ist zum vollen Verständniß einer Zeit das Studium ihrer Sprache ein Haupterforderniß, und eben deßhalb schuf J. Grimm in seiner deutschen Grammatik (4 Bde.; Bd. I. Göttingen 1819, 1822, 1840. Bd. II. — IV. eb. 1826 — 37), in welcher er die organische Fortbildung unserer Sprache nachwies, eine gediegene Grundlage für deutsche Filologie. — Zur Literatur und Kunde deutscher Sprachen: Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Berlin 1834 — 1842, 6 Bde. Inder dazu v. Maßmann, eb. 1844 — 1846. Michaeler: Tabulae parallelae antiquiss. teut. ling. dialectorum. Innsbruck 1776, 3 Bde. Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der Mundarten Deutschlands. Wien 1780. Fulda's Idiotiken-Sammlung. Berlin 1788. Willenbücher: Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache. Leipzig 1789. A. v. Klein: Deutsches Provinzialwörterbuch. Mannh. 1792. 2 Bde. Vater: Proben deutscher Volksmundarten. Leipzig 1816. Radlof: Sprache der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten. Frankf. 1817. Radlof: Mustersaal aller deutschen Mundarten. Bonn 1821. 2 Bde. Meidinger: Vergleichendes Wörterbuch der gothisch-teutonischen Mund-

arten. Frkft. 1833. A. F. Pott: Etymologische Forschungen. Lemgo 1833—36. 2 Bde. F. Bopp: Vergleichende Grammatik ꝛc. (der indogerm. Sprachen) Berlin 1833—37. 3 Bde. Bopp: Vocalismus und vergleichende Kritiken. Berlin 1836. Zinnow: Die abgestorbenen Wortformen der deutschen Sprache. Berlin 1843. Fr. Hoffmann: Die deutschen Volksmundarten. Hildburgsh. 1845. J. M. Firmenich: Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen ꝛc. Berlin 1844—1847 ff. (sehr reichhaltig). E. W. Eichholff: Vergleichung der Sprachen v. Europa und Indien. Lpzg. 1845. Ferner: L. Diefenbach (roman. u. kelt. Spr.), J. K. v. Gabelenz (gothische ꝛc.) M. Rapp (Fisiologie der Sprache) ꝛc. Um die Etymologie und Reinigung der Sprache machten sich außer den Obengenannten verdient: Wachter, Frisch, Ihre, Adelung, Schmitthenner, Heinsius, Campe; dann: Pictoris, Schmid, Cramer, Popowitsch, Höfer, Bucher, Reinwald, Fulda, Rask, Schilter, Gerbert, beide Pez, Scherz, Dasipodius, Stricker, Jeroschin, Morhof, Haltaus, Meninsky, Schlözer, Müller, Zinke, Benecke u. A. In unseren Tagen: Horn, Kolbe, Hurtl, Mundt, Rinne, Graff, Ziemann, Götzinger, Künzel, Vilmar, Fähnrich (krit. etymol. Wörterb. d. deutsch. Spr. Prag 1846) ꝛc.

Die deutschen Mundarten der österreichischen Monarchie und ihre Literatur.

„Des Volkes Sprache ist des Volkes Geschichte.“

Die Mundarten der deutschredenden Bewohner des österreichischen Kaiserstaates, welche den sechsten Theil der gesammten Bevölkerung ausmachen, gehören sämmtlich der hoch- oder oberdeutschen an. Die meisten sind wohl Abkömmlinge des longobardischen Dialekts, von dem sich noch einzelne Wörter in dem lateinisch geschriebenen longobardischen Gesetze erhalten haben, die in dem vatikanischen und neapolitanischen Kodex zu einem Glossar zusammengesetzt, und von Maßmann (in Haupt's Ztschr. f. deutsch. Altth. I., Lpzg. 1841) herausgegeben sind. (Vergl. Türk: die Longobarden und ihr Volksrecht. Rostock. 1835.) Die Verschiedenheit unserer Mundarten rührt von den mannigfaltigen Einwanderern aus Süd- und Mitteldeutschland her, welche sich seit Karl des Großen bis in neuere Zeiten hier ansäßig machten. J. Rohrer: Versuch über die deutschen Bewohner des österreichischen Kaiserstaates. Wien 1803. 2 Bde. J. V. Häufler: Sprachenkarte der österreichischen Monarchie. Pesth 1846.

Hauptmundarten sind folgende:

1. **Die österreichische,** unter allen süddeutschen Mundarten durch Weichheit und Reichthum ausgezeichnet. Eigenthümlichkeit *): breite, tiefe und bequeme Aussprache, Hang zu hauchenden, blasenden, zischenden Konsonanten, zu breiten tiefen Vokalen und zu rauhen Diftongen; ruhiger, gutmüthiger, nicht hoher, bisweilen etwas singender Ton; viele Worte und ausschweifige Ausdrücke. In ihr unterscheiden sich die unterösterreichische, als weicher und fließender. Am reinsten hat sich der alte unterösterreichische Dialekt im Obermannhartsviertel, besonders um den Mannhartsberg, und eben so um den Schneeberg erhalten. Die verderbteste herrscht in einigen Gebirgsgegenden, und unter dem Pöbel Wiens. Der oberösterreichische Dialekt, breit und voll, findet eben so viele Abweichungen wie der unterösterreichische, ist an der unterösterreichischen Grenze am verständlichsten und reinsten, an der bairischen am rauhesten, und an der böhmischen der singenden Mundart der Deutschböhmen verwandt. Im Salzburgischen herrschen die rauhen Töne des Hochgebirges vor; die Aussprache ist roh, kreischend und singend. Viel Alterthümliches liegt in der Mundart des Salzkammergutes, um den Kranawetsattel, wie am vordern Lambatsee. — Über die österreichischen Dialekte im Allgemeinen handeln: K. Fischer: von den poetischen Elementen der österreichischen Volkssprache (in den »Friedensblättern,« Wien 1814, Nr. 71 ff.). Fr. Tschischka: Proben aus einem österreichischen Idiotikon (in d. Wiener Jahrb. der Lit. Bd. 4, 25, 26). J. M. Schottky: Österreichs deutsche Mundarten (eb. Bd. 4 enthält: Österr. um. u. ob d. Enns u. Steiermark). Denis: Lesefrüchte. Wien, 1797, II. S. 64 (ein Idiotikon). Das große österr.-steier.-kärntnerische Idiotikon von J. Popowitsch (ungedruckt, k. k. Mspt. in Wien). Der reichhaltigste Probenschatz aller Mundarten ist J. M. Firmenich: Germaniens Völkerstimmen. Berlin. 1844—47 ff.

a) **Österreich unter der Enns.** Zur geschichtlichen Kenntniß dieser Mundart und zur Charakteristik derselben in den verschiedenen Zei-

---

*) Ich beschreibe hier nur die äußeren Merkmahle, das Tonartige der Sprache und Sprechweise, ohne mich in was immer für eine Zergliederung einzulassen, da eine solche ohne Anführung von Beispielen ganz nutzlos wäre. Auf die Beispiele selbst weise ich in der nachfolgenden Literatur, welche wieder in drei Theile zerfällt: 1) In Schriften, die, obschon in deutscher Büchersprache geschrieben, viele Idiotismen enthalten. 2. In solche, welche durchaus in der Volkssprache geschrieben sind. 3. In Lehrschriften und Abhandlungen historisch-filologischen Inhalts über die betreffende Mundart. — Ein weitumfassendes Werk, welches Volksdichtungen in allen deutschen Mundarten der österr. Monarchie bringen wird, haben wir nächstens von D. Kopetschny zu erwarten.

ten, sind außer mehreren unterösterreichischen Glossarien des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts (sowohl in der k. k. Bibliothek als in österr. Klöstern, besonders zu Klosterneuburg,) die Werke folgender Schriftsteller zu nennen, von denen einige mehr, andere weniger in die Sprache des Volkes eingreifen, jedenfalls aber eine reiche Ernte unterösterreichischer Idiotismen bieten. Heinrich der Laie (1150), Stricker (1240), Janse der Ennenkl (1250), d. Verf. der Wiener Meerfahrt (1260) und besonders der d. Cisterzienserchronik (1290), Seifried Helbling (1290), Hanns v. Chappel (1300), Heinreich v. Neustadt (1300), Abt Ebro (1305), Heinreich d. Teichner (1350), Ulrich v. Potenstein, Peter Suchenwirt (1370), Peter v. Trebensee (1370), Ph. Frankfurter (1390), Greg. Hagen (1400), Hanns Bischof (1404), Nicolaus v. Mazen (1420), L. Peuger (1420), Hanns Tunkhl (1429), Thom. v. Haselbach (1430), Conrad Beck (1440), Thomas v. Laa (1445), Stefan de Lanzkrana (1450), Elisab. Kottaner (1450), Ch. Lieb (1460), Thom. v. Baden (1465) der Verf. d. Wiener Chronik (1467; Ausg. v. Rauch). Veit Hueter (1484), B. Berger (1493), Tollat v. Vochenberg (1497), M. Heupperger (1500), W. Winterperger (1507); die Verfasser des Weißkunig und Theurdank (1512), J. H. v. Freystein (1534), Ch. Rudolff (1573), Wolfg. Schmälzl (1542), Heinr. Wirre (1570), Joh. Nasch (1575), Hanns Flaxander (1580), R. Strein v. Schwarzenau (1585), K. Neubeck (1585), J. Kreutzenberger (1590), J. W. v. Breyßen (1610), M. Winkler v. Winkelstein (1620), A. Rausch (1625), J. R. Schmidt (1626), F. Ch. Gr. Khevenhüller (1640), G. W. v. Echzell (1656), Kasp. Maurer (1659), J. Sturm (1659), J. R. v. Greiffenberg (1662), M. Abele v. Lilienberg (1668), Fl. Schilling (1670), A. Stöckler (1675), W. W. Praemer (1678), J. Leipolt (1680), Abrah. a Sta. Clara (1686), A. Schram (1700), J. Ad. Schenkhel (1702), J. Mayer (1709), V. Larson (1710), M. Peyer (1718), G. Fritz (1720), A. Ristl (1720), A. Wiederer (1729), M. A. Gambart (1730), J. Deppisch (1733), J. B. Reiner (1734), M. Fuhrmann (1735), A. Mannhard (1738), M. Erdpresser (1740), E. Herzogenburger (1748). Ferner die Wiener Volkstheaterdichter: J. Stranitzky (1720, mehr salzburgisch), G. Prehauser (1728), J. K. Leopoldel Huber (1730), J. F. Kurz (1750), J. G. Heubel (1754), Ph. Hafner (1762), F. Heufeld (1765), Burghuber (1775), K. v. Marinelli (1780), Jos. Richter, J. Perinet, K. F. Hensler, J. Schickaneder, K. L. Giesecke, M.

Stegmayer, Grünsteiner (1806), K. Meisl, Al. Gleich, A. Bäuerle, F. Raimund, J. Nestroy u. A. Glücklicher versuchten sich in diesem Dialekt die Verfasser der Eipeldauer und Hansjörgelbriefe: Jos. Richter, F. X. Gewey, A. Bäuerle, Al. Gleich, J. B. Weis. — Ganz in niederösterreichischer Mundart dichteten: Der anonyme Verfasser des trefflichen »Adams und Evens Erschaffung und ihr Sündenfall; ein geistlich Fastnachtspiel mit Sang und Klang.« o. O. 1783, Al Blumauer (dichtete auch in österreichischer Mundart, aber diese Gedichte zirkulirten nur handschriftlich und in fliegenden Blättern, z. B. der evangelische Bauernjunge in der katholischen Kirche (in Gering's Reise I.,) J. F. Castelli (mehr wienerisch), J. G. Seidl (mehr Mittelding zwischen Steiermark und Oberösterreich), Freih. v. Kleßheim, Jos. Kartsch, A. Baumann, Moser (der Wiener Volkssänger und Verf. d. »Wienerszenen«) u. A. — Filologische Arbeiten über d. niederösterr. Mundarten gibt es seit J. Heumann, der in seiner »Additio ad disquisitionem de lingua franco-theotisca etc. Nürnberg, 1747« das erste Wiener Idiotikon brachte, und wozu J. Popowitsch in seiner »Untersuchung vom Meere. Frankf. u. Lpzg. 1750« manche Erläuterungen lieferte, mehrere, als: in Justi's Anweisung zur deutschen Schreibart. Lpzg., 1755. Die Mundart d. Österreicher od. Kern aller österr. Phrasen u. Redensarten von A bis Z. Wien, 1800 (beschränkt sich nur auf Wien). Neue Ausg. u. d. Titel: Idioticon Austr. Wien, 1824; K. Fischer: von dem Purismus der österr. Mundart, in Schlegel's deutschem Museum IV., Österr. Idiotikon (v. Bretscheider) in F. Nicolai's Reise durch Deutschland. Bd. V. F. Tschischka: Bemerkungen über die Mundart der Unteröstern., in den Beitr. zur Landeskunde in Unteröstern. Wien, 1832 Bd. 2. A. Koberstein: Die Sprache des österr. Dichters P. Suchenwirt. Naumb., 1828. Desselben: Questiones Suchenwirtianae. Lpzg., 1842. Einiges über die Mundart der Wiener u. d. Alter derselben, sammt Glossar, in Hormayr's Archiv 1825. J. F. Castelli: Wörterbuch der Mundart in Österr. u. d. Enns. Wien, 1847. K. Loritza: Idioticon Viennense. Wien, 1847. Österr. Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt von Tschischka und Schottky. Pesth, 1819, 2. Aufl. eb. 1844. (Es ist kaum der zehnte Theil ihrer Sammlung.) Tschischka: Österr. Volksmärchen (in der Volksmundart). Wien, 1822. — Proben unteröstern. Mundarten in Schmidl's Kaiserthum Österreich. Stuttg., 1839; in Kaltenbaeck: Die deutschen Volksmundarten Österreichs in Proben, in dessen Austria, Universalkalender. Wien, 1842.

b) **Österreich ob der Enns und Salzburg.** Literatur: Die Monseer Glossen aus dem achten oder neunten Jahrhundert die Salzbur-

ger ꝛc., das Gedicht Muspilli, im neunten Jahrhundert; Ditmar v. Aist (1150), Heinrich v. Ofterdingen (1205), Wernher der Gartenaere (1240. Innviertel?), Johann, Mönch v. Salzburg (1390), Wolfgang v. Steyr (1460), Hans Koplär (1461), Barthol. v. Reichersberg (1462), J. Grünbeck (1500), B. Pirstinger (1528), J. Bunderlin (1529), O. Fuchsberger (1534) M. Lodinger (1540), J. Heyl (1551), W. Waldner (1555), Magdal. Heymayrin (1570), Greg. Stängel (1590), Joh. Ch. v. Manfee (1599), M. Loscher (1605), Paul Math (1614), J. Roychel (1633), W. Schiehel (1645), Theodor v. Braunau (1660), Ph. C. Wider v. Köpach (1660), F. Lohner (1660), W. H. F. v. Hochberg (1660), U. Pinder (1663), U. Pein (1663), F. Duckher (1666), Ch. U. Neuburger (1670), Fr. Procop (1670), G. Freudt (1675), A. v. Lebenwaldt (1680), P. Conradi (1683), A. O. Huebner (1685), Maurus Capucinus (1690), J. M. Fux (1695), F. A. Gr. von Wagensperg (1710), Pl. Böckhn (1720), J. Stranitzky (1720, Salzburger Mundart nachahmend), P. Franck (1725), Gr. v. Hoheneck (1730), R. Öttl (1736), F. Sennenzwickl (1750), F. K. Itzenfelder (1766). Ganz in oberösterr. Mundart dichteten M. Lindemayr (1770, der Nestor der oberösterr. Volksdichter), Fr. X. Sadleder (1818, zu Lambach), L. M. Schleifer († 1841); namentlich zeichnen sich in neuester Zeit hierin aus: Fr. Stelzhammer (der österr. Burns; im Innviertel), C. A. Kaltenbrunner, A. Engl, L. Luber, J. Th. Fischer, H. Reitzenbeck, G. A. Fobbe, A. Gartner u. A. — Salzburgisch dichten: Sylv. Wagner (Salzburga Gsanga. Wien, 1847, und in Kaltenbaeck's Austria 1847), Jos. Kartsch (in seinen Feldbleameln, zweiter Busch'n, Wien, 1847 befindet als Anhang: »a Schiberl Salzburgbleameln von'n Untasberg) u. A. — Filologisches, Sammelwerke ꝛc.: M. Höfer: Die Volkssprache in Österreich, vorzüglich ob der Enns. Wien 1800. Höfer: Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich in Österreich üblichen Mundart. Linz 1815. 3 Bde. (ein vortreffliches Werk). Der Bauer z'Linz (Gedicht in oberösterr. Mundart) Linz, o. J.; Kurzweiliger Hochzeitsvertrag nach der ob der ennf. bäurischen Mund- und Denkungsart Steyr. 1770. A. v. Spaun: Die österr. Volksweisen dargestellt in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und Alpenmelodien. Wien, 1845. Dessen Heinrich v. Ofterdingen ꝛc., mit einem Anhange, Proben österr. Volksweisen im Rhytmus des Nibelungenliedes Linz 1840. Derselbe über österr. Volksweisen (im Album aus Österreich ob d. E. Linz 1843); J. v. Schröckinger: Schnaderhüpfeln, Beitrag

zur obderennsischen Volkspoesie (ebenda); v. Spaun: über die Ortografie unserer Volkssprache (im oberösterr. Jahrbuch für Literatur ꝛc. Linz 1844); Lieder in der Mundart des Salzburger Flachlandes (von G. Pichler). Salzburg 1845. Bruchstück eines salzburgischen Singspiels in Gottsched's Buch von gleichbedeutenden Wörtern. Salzburgische Idiotika: in Hübner's Beschreibung von Salzburg; im Journal von und für Deutschland, 1784 und 1785; ꝛc. Idiotiken und Salzburger Lieder in Sartori's neuester Reise durch Österreich. Wien 1811. Bd. II. Salzb. Mundarten in Radlof's Mustersaal. Bd. I. — Von sämmtlichen o. ö. M. Proben: im Album aus Österreich o. d. E. Linz 1843; im oberösterr. Jahrb. f. Literatur ꝛc. Linz 1844, 1845; Schmidl's Österreich. Stuttg. 1839; Kaltenbaeck's Austria 1842. Beschreibung der Mundarten: in B. Pillwein's »Oberösterreich.« Linz 1827—39. 5 Bände.

2. **Die steiermärkische** Mundart kommt der österreichischen ziemlich nahe, ist aber rauher. Sie weist noch viele Worte auf, die ganz keltisch, angelsächsisch, gothisch, altfränkisch klingen. Es sollen in Steiermark bei fünfzehn von einander merklich abweichende Dialekte herrschen, und die eigenthümlichsten derselben in den Hauptthälern der Mur, Mürz ꝛc. (um Murau, Krakau, Ennsthal, Ramsau, Lietzen, Eisenärz), zu suchen sein. In Mittelsteier wird die Sprache sehr durch den singenden, weinerlichen Ton entstellt. Steirische Idiome liefern: Walther v. d. Vogelweide (1206), die Verfasser der Gudrun (1210 — 1260), Ulrich v. Liechtenstein (1230), Herrant v. Wildonie (1240), Bruder Filipp d. Karthäuser (1245), v. Obernburg (1250), Gundacher v. Judenburg (1300), Ottokar v. Steier, genannt v. Hornek (1305), Clement v. Graz (1480?), P. Muchitsch (1580), Ch. v. Weisen (1594), K. Weinberger (1600), J. Rosolenz (1607), U. F. v. Eggenberg (1630), B. Preuenhuber (1640), J. F. Jöstelberg (1660), J. W. Freih. v. Stubenberg (1670), Marian (1693), Amandus v. Graz (1695), J. A. Graf (1700), J. L. Reising (1700), C. Vierholz (1710), K. Hietling (1713), Michael a St. Katharina (1720), M. Kaiser (1730), L. Fraydt (1760), H. L. Pernet (1770). Ganz in steir. Volksmundart schrieben: J. G. Seidl, K. G. v. Leitner, Pernfuß u. A.; der Verfasser der Briefe des Hans Michel aus Obersteier. Graz 1844 — 47 ff. — Steiermärkische Provinzialismen in Sartori's neuester Reise ꝛc. Bd. 3.; Aug. Schumacher: Bilder aus den Alpen der Steiermark. Wien 1820 (wo im Anhang 23 steir. Volkslieder in reinerer Mundart, mit Sangweisen), J. C. Lothar: Alpengesänge aus Obersteiermark, in der Wiener Theaterztg. 1846, Juli; J. N.

Sonntag: über steierm. Volksmusik, Singweisen, Lieder ꝛc., in der Wiener Musikzeitung 1846, Nr. 91; Popowitsch's großes Idiotikon, k. k. Mspt. in Wien. Proben steierm. M. in Schmidl's Steiermark. Stuttg. 1839; Kaltenbaeck's Austria 1842. Vergl. J. G. Seidl: Wanderungen durch Steiermark. Lpzg. 1841.

3. **In Kärnthen und Krain** ist das Idiom der Deutschen ein leichtverständlicher Dialekt, der in Mittelkärnthen am originellsten, in Oberkärnthen sich allmälig ins Tirolische und Salzburgische, und in Unterkärnthen, besonders im Lavantthale, ins Steiermärkische verliert. Er ist reiner als diese, ohne besonders auffallende Auszeichnung, und hat von den nachbarlichen Wenden einen singenden Ton angenommen. Man könnte die Sprache verfolgen in den Lavantthaler Glossen von St. Paul, aus dem achten Jahrhundert, dann allenfalls in den Werken folgender, größtentheils volksthümlicher Schriftsteller: von Sunecke (1227), von Scharfenberg (1260), der Chiphenwerger (1358), Jakob Unrest (1480), J. Freih. v. Lamberg (1540), P. Stern (1529), M. Pegius (1560), J. Freidang (1569), M. Hermann (1620), J. Posch (1623), J. Eckherl (1665), J. L. Schönleben (1670), J. F. v. Wützenstein (1671), J. W. v. Valvasor (1680. Weniger sein Ehrenspiegel als seine anderen Schriften), der Verfasser der Chronik von Sittich (1688), J. D. Brunner (1690), Marianus (1695), J. J. Stampfer (1705), J. A. v. Steinberg (1750), u. A. In G. Moritzer's Gedichten, Wien 1847, befinden sich vier Lieder in oberkärnthnerischer Mundart. Ein kärnthnerisches Idiotikon in J. Wagner's Herzogthum Kärnthen. Klagenfurt 1847. Kärnthnerische und steiermärkische Volkslieder in Sartori's Malerischem Taschenbuch, 1. u. 3. Jahrg. Wien 1812 und 1814; im österreichischen Morgenblatt 1823, S. 145 ff.; J. G. von Gallenstein: Beschreib., Sitten und Gebr. des Lavantthales sammt Idiotikon, in der Carinthia, Bd. 2. 1820; Unterkärnthner Provinzialismen, in Vater's Proben deutscher Mundarten. Leipzig 1816. S. 93 ff.; Mittelkärnthnerisches Gespräch, und ein Gespräch aus der Gegend um Laibach, in Kaltenbaeck's Austria 1842. Vergl. Haquet: Abbild. und Beschr. d. Wenden, Illirier ꝛc. Lpzg. 1801—8. 5 Hefte; Breton: Illirien und Dalmatien, deutsch v. Janus Pannonius. Pesth 1816. 2 Bde. — Bei den Gottscheern in Krain, einem eigenthümlichen, von den Ostgothen (?) abstammenden Völkchen, haben sich viele gothische Worte erhalten, und da sie sich seit frühester Zeit mit den Wenden vermengten, so ist jetzt ihre Sprache altdeutsch-wendisch. — V. Rudesh: Gottscheeische Idiotismen und Volkslieder, in Schottky's Vorzeit und Gegenwart. 1823. Bd. 1; das Vaterunser und ein Gedicht in Schmidl's Illirien. Stuttg. 1840.

Vergl. »die Gottscheer« in Sartori's Länder- und Völkermerkw. des österr. Kaiserst. Bd. IV.

4. **Tirol und Vorarlberg.** Man wird nicht bald ein Land finden, in welchem die Mundart so verschieden ist, als hier. Fast jedes Thal bietet eine Verschiedenheit der Sprache. In dem Bezirke gegen den Inn herab hat sie viel österr. Worte, so wie an den Gränzen gen Salzburg, Kärnthen, Schwaben und die Schweiz Ähnlichkeit mit der Sprache dieser Länder. Unter den Mundarten sind besonders die weiche, leichte und nachläßige Unterinnthaler; die, viele altdeutsche Worte und Sprachformen enthaltende Bregenzer, und die nachdrückliche und harte, vorzüglich Kehllaute stark betonende Zillerthaler. Die größte Verschiedenheit der Sprache herrscht aber im südlichen Tirol; hier sind gothische, cimbrische, hetruskische, dänische, sächsische und niederländische Wörter, nicht selten mit dem italienischen Dialekt, in Überfluß zu finden. Sonst theilt man die Mundarten Tirols auch ein: 1. Grödener, 2. Bürgöll, 3. Schodahagen, 4. Kitzbühel, 5. Rassa, 6. Abtei Badia, 7. Zillerthal, 8. Unterinnthal, 9. Lienz. Zur Kenntniß der Sprache Tirols seit den ältesten bis in unsere Zeiten, dienen mit mehr oder weniger Nutzen die Produkte folgender populärer Schriftsteller: Heinr. v. Lienz (1227), Rudolf v. Hochenems (1240), Walther v. Metz (1245), Hartmann v. Starkenberg (1260), der Überlieferer des Urbars von Tirol, unter Graf Meinhard († 1295), Thomas Lyrer (1350?), Hugo v. Montfort und Bregenz (1400), Osw. v. Wolkenstein (1420), Jak. Lantzenberger (1432), Sperber (15. Jahrh.), der Verfasser der »Pludenzer Treue« (um 1450), W. Hohenleitner (1504), Urb. Regius (1525), B. E. Siber (1570), d. Verf. d. Chronik v. Hall (1583), Ch. Erhard (1586), Konr. Decius (1590), M. S. v. Wolkenstein (1595), M. Burglechner (1606), F. Bruno v. Rottenbuch und Ferd. v. Troyer (1610), G. Schlehen (1616), G. Witweiler (1620), J A. Freiherr v. Brandis (1622), Andr. Brunner (1630), H. Quarinoni (1642), Ch. U. am Pach (1653), M. Puell (1660), M. Staudacher (1660), Lucian v. Montfort (1670), F. A. Gr. Brandis (1675), Winnebacher (1685), G. Prugger (1685), P. Hölbock (1695), M. Graf Mohr, Kasp. Mändl (1710), W. Pock (1711), Dionis. v. Innsbruck (1714), Jak. Schmid (1730), M. M. Moshamer (1738), A. Roschmann (1740), P. F. Koller (1750), J. Resch (1750), P. Enslin (1760), J. Rueff (1770) u. A. — Die tirolischen Volksdichter: Peter Raas, P. P. Staudacher, Chorregent zu Schwaz (z. B. das Durer Lied 1797 ꝛc.), Franz Jordan (der dichtende Schuster zu Axams. 1800), Fried. Primisser († 1812),

F. C. Zoller (wahrscheinlich auch Verfasser d. Schr. »der Tiroler Kirchtag,« Nationalspiel in der Volkssprache, mit Gesang. Innsb. 1819), Jos. Landuner († 1832), A. Hensinger († 1841), Jos. Feldkircher (Dichtungen von ihm in Vorarlberger Mundart befinden sich in K. W. Vogt's Belvedere der Hochlande v. d. Bodensee ꝛc. Augsb. 1841), J. F. Vonbun (Mundartliches in seinen »Volkssagen aus Vorarlberg.« Wien 1847), u. A. — Literatur der tirolischen Volksmundart selbst, und über dieselbe: J. de Luca, »Leitfaden in den Geschäftsstyl.« Innsbruck 1783 (dem Geschäftsstyl sind hier nur vier Blätter gewidmet, das Übrige besteht in einem Wörterbuche und in Sprachproben der südtir. M.), zweiter vermehrter Abdruck in Adelung's Magazin d. deutsch. Sprache. II.; C. v. Rauschenfels: Beitrag zu einer tirolischen Flora und einem tirol. botan. Idiotikon, im Sammler für Gesch. u. St. v. Tirol. Bd. 3. J. Strotz: Zillerthaler und Unterinnthaler Volkslieder, ebenda, Bd. 2, und im Boten von Tirol 1833, Nr. 33; R. Prugger von Pruggenheim: Über die Volkssprache im Lehengerichte Kitzbühel, eb. Sammler Bd. 3.; J. Bergmann, über die Volkssprache im äußeren Bregenzerwalde nebst Idiotikon und ein Gedicht, in den Beitr. z. Gesch. ꝛc. v. Tirol, Bd. 3; derselbe: die Pfarre Rüfensberg im Bregenzerwalde und ihre Mundart, in Kaltenbaeck's Archiv 1837. (J. Bergmann hat auch ein Idiotikon des Bregenzerwaldes zur Herausgabe fertig.) Einzelne Volkslieder und Gedichte in der »Reise durch Oberdeutschland.« Lpzg. 1800. Bd. 1. M. Schottky's Bildern aus der süddeutschen Alpenwelt. Innsb. 1834; in Schmidl's Tyrol, Stuttg. 1837; in Kaltenbaeck's Austria 1842; Poetisches aus dem Passeirer Volksleben theilt Beda Weber im Prager »Ost und West,« Jahrgang 1845, mit. — E. v. Badenfeld: über das Öztthal in Tirol und die dortige Märchenpoesie, in Hormayr's Archiv 1825; Das Tiroler Bauernspiel. Magdeburg 1841; W. Gärtner: Über die Bauernthea-ter in Tirol, in Frankl's »Sonntagsblättern,« Wien 1845, Nr. 6 und 8. — Über die Sprache der Tiroler vergleiche: (Beda Weber) das Land Tirol. Innsb. 1837—38, 3 Bde. J. G. Seidl: Wanderungen durch Tirol. Lpzg. 1845. Nicht durch tirolische Mundart, aber durch tir. Eigenthümlichkeit zeichnen sich Beda Weber's »Lieder aus Tirol,« Stuttg. 1842, aus. — Da der bairische Dialekt auffallende Ähnlichkeit mit dem österreichischen und steirischen, vorzüglich aber mit dem salzburgischen und tirolischen hat, so kann auch dessen Literatur für diese Mundarten gebraucht werden. Oberbairische Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt von H. M., München 1846; Kobell: Schnadahüpfeln (eine Art Alpengesänge in Tirol, Steierm., Österr. und Baiern). München 1846, 3. Aufl. eb. 1847; dessen Lieder in oberbair. Mundart.

3. Aufl. München 1846; A. Zaupser, Bairisches Idiotikon, München 1789; J. A. Schmeller, Bairisches Wörterbuch. Stuttg. 1827—37 (vortrefflich); dessen: die Mundarten Baierns. München 1831. — Zum tirolischen Dialekt gehörig ist auch das Deutsch der italienischen sette Communi und tredici Communi im Gouvernement Venedig. Dieses Volk ist ein harmloser Überrest der im Mittelalter nach Italien eingeführten und daselbst sammt ihren Familien zurückgebliebenen deutschen Kriegsknechte, und nicht, wie sie sich selbst heißen, Cimbern, und Nachkommen dieses Heldenvolks, vor dem Rom bebte. Andere erklären sie für gothische Abstammung. Sie bewohnen zwischen Vicenza und Schio ein höchst unfruchtbares Land. Jetzt vermindert sich schon der deutsche Dialekt unter ihnen, aber vor 70 Jahren wurde er sowohl in Amtssachen wie in Kirchen gebraucht, wie denn der Erzpriester (Arciprete) v. Veto, D. Boncari, selbst noch in diesem gepredigt. Ihre Sprache ist ein verderbtes Mittelhochdeutsch, mit der Sprache von Pergine, Romogno, und Lavarone verwandt. Eigenthümlichkeiten sind das Nachfolgen des Kompositionswortes nach dem Verbum, und daß sie statt des Genitivs die Präposition von (va) gebrauchen. Das Deutsch der tredici Communi nähert sich der oberdeutschen Kirchensprache noch mehr als das der sette Communi, in welcher 1602, 1632 ꝛc., 1813 und 1842 (zu Padua) Katechismen mit Kirchenliedern gedruckt wurden. Proben in Kaltenbaeck's Austria 1842; Büsching's Magazin Bd. 6 und 8: (wo vermuthet wird, daß sie aus Schwaben stammen). Componomenti poetici in occasione del faustissimo arrivo nei Sette Communi di S. A. R. Giovanni Arciduca d'Austria. Bassano 1804; in Casp. v. Sternberg's Reise durch Tirol ꝛc. Regensb. 1806. Über diese Völker geben nähere Aufschlüsse J. A. Schmeller »Über die Cimbern der 7 und 13 Communen auf den venedischen Alpen, und ihre Sprache,« in den Münchner Abh. d. I. Cl. d. Ak. d. Wissensch. II. Th. 3 Abth.; F. K. Fulda »Von den veronischen Cimbern und von der Gothen Herkommen,« in Büsching's Magazin, Bd. 8; derselbe: von veronesischen und vizentinischen Deutschen, im deutsch. Sprachforscher. Bd. 2. Stuttg. 1778. Über die VII. und XIII. Comm., in Schmidl's Blättern 1846, Nr. 51. Das Gründlichste hierüber haben wir aber nächstens v. J. Bergmann zu erwarten. — Vergl. J. Bergmann: über die Walliser in Graubünden und Vorarlberg (in den Wiener Jahrbüchern d. Lit. 1844, Bd. 1—4), woselbst ein Idiotikon, dann einzelne Sprachproben der Walliser zu Raron, Gressoney, Davos, Triesnerberg, Raggal, Nüziders, Sonntag, Dalmüls, Schröcken, in der Au im Bregenzerwalde, Mittelberg, Oberstorf, Lechthal, Silberthal, Montavon, Galtür in Tirol, Ischgl, Pfafflar,

Asiago (Hauptort der sette Communi). J. Bergmann: Über das Deutsch zu Galtür in Tirol (in den Wiener Jahrb. d. Lit. 1846, Bd. 3). A. Schott, die deutschen Colonien in Piemont. Stuttg. 1842.

5. **In Böhmen's** Gränzgegenden wird deutsch in mehreren Varietäten gesprochen, und die Idiome sind denen des Nachbarlandes ähnlich. Vorherrschend ist das Singende. In den Städten und unter den Gebildeteren ist gutes und reines Deutsch üblich *). Die deutsche Volkssprache Böhmens findet man in Jos. Rank's »Aus dem Böhmerwalde.« Lpzg., 1843, und in seinen »Neuen Geschichten aus dem Böhmerwalde.« Wien, 1847. — Das Kauderwälsch des gemeinen Volkes in Böhmen, welches im gegenseitigen Worttausch der deutschen und böhmischen Sprache besteht, stellen Jos. Schön's »Etymologische Spiele,« in der Bohemia, 1830, dar. — »Ein Beitrag zur Charakteristik der Deutschthümlerei in Böhmen.« Lpzg., 1846. Fünfzig Lieder in deutsch-böhmischer Sprache in Ceské národnj Pjsmě. Prag, 1825. Vergl. F. Petzel: Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen. Prag, 1788. Hofer: Das Riesengebirge. Wien, 1805. 2 Bde. Herlossohn: Wanderungen durch das Riesengebirge. Lpzg., 1840.

6. **Die deutsche Sprache Mährens und Schlesiens** bietet eine große Verschiedenheit von Mundarten mit mancherlei Eigenthümlichkeiten, deren im Troppauerkreise fast jedes Dorf eine oder mehrere besitzt. Rein deutsch wird zu Troppau, an vielen Orten obersächsisch gesprochen. Man theilt die Mundarten Mährens ein: a) längs der Taja, b) im Olmützer und Prerauer Kreise, c) im Kuhländchen, d) bei Guntram. Vor allen unterscheidet sich das Allemannische des Kuhländchens in den Thalebenen der Oder um Fulneck, Oderau, Kunewald, Neutitschein und Wagstadt, in dessen Sprache und Volksgesang sich ungewöhnliche Kraft, tiefe Fülle des Klanges, Kürze der Wortbildung, eine gewisse Weichlichkeit und ein männlicher Wohlklang zeigt. Ähnlichkeit hat diese Mundart mit der oberrheinischen, weßhalb Meinert das Volk für Nachkömmlinge der alten Quaden und Hermunduren hält. Literatur: Ch. Meißner, Silesia loquens. Wittenb. 1705; (J. G. Bernt) Schlesisches Idiotikon, Stendal, 1787; ein solches im Journal von und für

---

*) Ohne genaue Kenntniß aller Schriften selbst ist es sowohl bei diesen als bei den nachfolgenden Mundarten unmöglich, die mundartliche Literatur in volksthümlichen Schriftstellern, wie es bisher geschehen, aufzuführen, da auf Böhmen und Mähren stets mehr oder weniger die nördlichen deutschen Nachbarn, und auf Ungarn und Siebenbürgen gleich seit Anfang der Buchdruckerkunst das Studieren der heimischen Jugend auf Universitäten des deutschen Auslandes einwirkten.

Deutschland, 1787, Bd. 2.; J. G. Meinert: Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Wien, 1817; K. Jurende: Beiträge zum Idiodikon des Gesenkes (in der Mitte der Debrata, in der Gegend von Hof, Spachendorf und Freudenthal niedergeschrieben) in seiner Moravia 1815.; Wolf, über die Jägerndorfer Mundart, in Jurende's Moravia 1815.; J. Rohrer über die mährische Mundart in s. Versuch über d. deutsch. Bewohn. d. österr. Monarchie, Bd. I. Mundart der Schönhängstler in Mähren, in Radlof's Mustersaal d. M. Bonn 1821, Bd. 1.; 16 Lieder in Troppauer u. Oberschles. Mundart in Ens: Oppaland, Wien, 1835—37, Bd. 4. Gebräuche d. schles. Volkes und deutsche Lieder und Sprüche desselben mitgetheilt von M. v. Stubenrauch in den Sonntagsblättern. Wien, 1845 Nr. 5.; Hoffmann v. Fallersleben: schles. Volkslieder. Lpzg. 1842. In schlesischer Mundart dichteten: K. E. v. Holtei, K. F. Becker, Groke, A. L. Karschin u. A.

7. **Die deutschen Dialekte in Ungarn** sind eben so verschieden als die deutschen Ansiedler, welche sie mitbrachten, und welche schon Geysa († 997) und sein Sohn, K. Stefan der Heilige kolonisirten. Besonders unterscheiden sich die deutschen Dialekte von a) Topschau, b) der Zips (Gründnerisch), c) Preßburg, d) Thuròcz. Die an der österr. Grenze wohnenden Deutschen, die Heidebauern im Wieselburger Kom. und viele Bewohner der Städte sprechen den unteröster. Dialekt. Die Hienzen an der Westseite des Ödenburger und Eisenburger Kom. haben eine durch slavische Worte verderbte Mundart. In der Zips unterscheidet man mehrere abweichende Dialekte, namentlich den der 2 k. Freistädte und der 16 Zipserflecken, welche der beste und reinste in Ungarn ist, den Gründnerdialekt zu Gölnitz, Schmölnitz, Remethe ꝛc. und den häßlichen Garstvogeldialekt unter der Tátra, zu Kleinlomnitz ꝛc., der ein Gemische von Sächsischem und Schwäbischem ist. Die Metzenseifner Deutschen im Abaujvárer Kom. reden einen verderbten, schwer verständlichen Dialekt, was auch von den Krikehajern in den Gebirgen der Kom. Neutra, Bars und Thurócz gilt. Vergl. A. Klein's Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache in Ungarn, sammt ihren verschiedenen Dialekten, in den k. k. Wiener Anzeigen 1773. St. 14 u. 15. — Preßburger Idiotika im ung. Magazin 1788, Bd. 4. Beiträge v. J. Genersich in Schedius Ztschrft. Pesth, 1804. Zipser Idiotismen in S. Bredeczky's Beiträgen z. Topog. Ungarns. Wien, 1803. »Der großmüthige Husar und besiegte preußische Dragoner,« eine poetische Unterredung (in ungarisch-deutscher Mundart). Wien, 1759. 4. P. v. Köppen: Literarnotizen über die magyarischen und sächsischen Dialekte in Ungarn und Siebenbürgen. Petersburg, 1826.

8. **In Siebenbürgen** wird ein sehr gemischtes Deutsch gesprochen, weil schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus den verschiedensten Theilen Deutschlands Colonien dahin gingen, welche von den Königen Ungarns den südlichen Theil dieses Landes erhielten. So waren die Hermannstädter Colonien Niederdeutsche (Flamänder), die Kronstädter und Bistrizer dagegen kamen aus Süddeutschland, und die Einwanderungen aus Mähren, Schwaben ꝛc. dauerten bis ins siebzehnte Jahrhundert fort. Einige ältere Schriftsteller haben die Siebenbürger-Sachsen Überbleibsel der (früher auch in diesem Lande wohnenden) Gothen genannt. Die neuere Sprachforschung hat dies widerlegt und ihre Abstammung mit den historischen Angaben in Einklang gebracht, aber doch noch nicht erwiesen, woher und wann sie den Namen Sachsen erhalten. So mannigfaltig auch das Deutsch in Siebenbürgen ist, wobei Hochdeutsch immer als das vornehmlichste hervorsticht, und die sehr schwer verständliche Mundart der Deutschen des Bistrizer Distrikts als Hauptsprache zu betrachten ist, so kann man doch die vielen Dialekte wieder auf 3 Hauptmundarten zurückführen. 1. Die Hermannstädter, die am meisten die alten Wörter abgelegt hat. 2. Die Kronstädtische oder Burzenländische mit vielen Eigenheiten, den Hermannstädtern unverständlich. 3. Die Bäurische, welche die übrigen zusammenfaßt, die sich alle durch Beibehaltung alter, jetzt nicht mehr bekannter Wörter auszeichnen. Literatur: H. Filtsch: Gedichte in siebenb. sächs. Mundart. Hermannstadt, 183.. J. K. Schuller: Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart gesammelt und erläutert Hermannstadt, 1841. Derselbe: Über die Eigenheiten der siebenbürgisch-sächsischen Mundart und ihr Verhältniß zur hochdeutschen Sprache, in seinem Archiv für Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. Hermannstadt, 1840. Bd. I. (Schuller ist auch im Besitz eines von seinem Vater verfaßten, ungedruckten siebenb. sächs. Idiotikons.) J. Binder: Über die Sprache der Sachsen in Siebenbürgen, in Gräter's Iduna. 1816; J. Seyvert: Von der siebenb. sächs. Sprache (nebst Idiotismen), im ungarischen Magazin. Preßburg, 1781. Bd. 1. Ebenda Bd. 4. S. 22 f. befindet sich das hohe Lied Salomon's in dieser Sprache. Sprachproben in Kaltenbaeck's Austria 1842, in J. Benkö's Transylvania I. Siebenb. Quartalschrift 1795. Kronstädtisch-siebenb.-sächs. Gedichte von L. J. Marienburg, in Rumy's ung. Musenalmanach. Leutschau, 1808. — Vergl. M. Schnell: Die Sachsen in Siebenbürgen. Kronstadt, 1844. M. und G. G. Schnell. Die Nationen Siebenbürgens. Kronstadt, 1842. P. v. Köppen: Literarnotizen üb. d. ung. u. sächs. Dial. in Ung. u. Siebenb. Petersb., 1826. A. Wellmann: Reisebriefe über das Land der Siebenb. Sachsen. Kronstadt 1843.

Die
frühesten Keime des geistigen Lebens unter den Deutschen.

O bis Ulfila.

Die ersten Spuren einer geistigen Behandlung der deutschen Sprache finden sich in den Nationalliedern der alten Deutschen. Von ihnen melden Tacitus, Ammianus, Marcellinus und andere römische Geschichtschreiber. Sie wurden bei Feierlichkeiten, Zechgelagen, beim kreisenden Trinkhorne und während der Schlacht selbst gesungen. Die Germanen besangen in diesen Liedern, die zugleich die einzige Art ihrer Denkmäler und Jahrbücher waren, das Andenken ihrer Götter, Wodan's ꝛc., vornehmlich aber des Tuisto und seines Sohnes Mannus, als die Stammväter und Stifter ihrer Nation; ferner das Lob ihrer Helden und die Thaten und Begebenheiten jüngster und verflossener Zeiten. Sie erwähnen eines Herkules, sagt Tacitus, und besingen ihn vor dem Anfange einer Schlacht als den vorzüglichsten Helden; ihre Lieder entflammen beim Absingen, welches sie barritus heißen, den Muth, und verkünden durch ihren Ton den Ausgang der Schlacht; denn sie zittern oder schrecken jenachdem der Kriegsgesang ertönt; vorzüglich suchen sie rauhe Töne und ein dumpfes Getös zu bewirken, indem sie den Schild vor den Mund halten, und ihre Stimme durch das Zurückprallen voller und stärker aufschwellen. — Eine andere Gattung ihrer Lieder war, nach Diodor von Sicilien und J. Aventin, satirischen Inhalts und bestand aus Schmähgedichten auf Feigherzige und Ehrenlose, die zur Abendzeit von dem versammelten Volke öffentlich vor den Wohnungen gesungen und davon Nachtgesänge oder Mondlieder genannt wurden. Fortdauernd ergötzte sich das Volk an solchen Liedern, und Kaiser Julian, der um die Mitte des vierten Jahrhunderts das Innere Deutschlands sah, erzählt von dem großen Eifer, womit die Deutschen sich zu ihren Volksgesängen versammelten, die er ähnlich dem Gebrülle schreiender Raubthiere schildert.

Verfasser aller dieser Gesänge war das Volk selbst, und nicht die Barden, wie man ehemals meinte. Die Deutschen hatten weder Barden noch Skalden; es ist jetzt erwiesen, daß diese Sängerklasse nur den gallischen und nordischen Nationen eigen war, und daß wir diesen Irrthum nur dem Bardengebrause der Denisse und Kretschmanne zu verdanken haben. Es gab also in Deutschland keinen Stand, der sich mit der Dichtkunst beschäftigt hätte (Gervinus I.), vielmehr sang da Jeder, sobald ihn Gelegenheit oder innerer Drang zum Gesange antrieb, wie noch heute in Karelien und dem Innern von Österbottn Jedermann

ein Gelegenheitsgedicht zu machen weiß. Diese Gesänge, im Munde des Volkes aufbewahrt und fortgepflanzt, fanden theils ihren Untergang im verheerenden Strome der Völkerwanderung, theils lebten sie fort bei den fliehenden Völkern, die sich außer dem Norden unser Vaterland, Noricums *) und Rhaetiens unwegsame Gebirge und undurchdringliche Wälder als sichere Asile wählten, und bilden mit Aufnahme jener Sagen der Gothen, der verschiedenen Völker der Völkerwanderung, der ein-

---

*) **Noricum** war bei den Römern die allgemeine Namensbezeichnung für Östreich ob und unter der Enns am rechten Ufer der Donau bis zum Kahlenberg (wo sich Pannonien anfing), für Salzburg, einen Theil der Steiermark, ganz Kärnthen, ein Stück des östlichen Tirols und einige Bezirke von Baiern. Die Römer nannten **Noricum** wahrscheinlich ein Reich gegen Norden, wie die deutschen Kaiser unser Vaterland die Ostmark, Ostreich, Österreich benannten, weil es ihnen östlich lag. Das linke Donauufer gehörte nicht zu **Noricum**, sondern war Barbarenland. Rhätien begriff das übrige Tirol, Graubünden, einen Theil Baierns, Schwabens und der Schweiz; Pannonien hingegen Ungarn, Slavonien und Kroatien, Steiermark und Österreich nur bis an das keltische Gebirge. Das große Germanien lag nordwärts der Donau, gegen Mündung derselben Dacien (Siebenbürgen). Seit dem Jahre **388** vor Chr., wo **300,000** biturgische Kelten einwanderten, herrschten in **Noricum** und Pannonien nebst den Urbewohnern drei Hauptstämme der Kelten vor. **1.** Taurisker in der Steiermark, in Kärnthen, Salzburg und Tirol; **2.** Bojer in Böhmen und Mähren (herzynischer Wald); **3.** Skordisker in Pannonien und Illirien. Die Kelten (ursprünglich asiatisch), nährten sich von Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Fisch- und Vogelfang, Bienenzucht und Jagd. Sie sprachen ihre eigene Sprache, trieben Bergbau auf Salz, Kupfer, Eisen, Gold, verfertigten Waffen und allerlei Geräthe. Schreibkunde und Münzprägung waren ihnen eigenthümlich. Sie hatten eine öffentliche, mit den verschiedenen Runenalfabeten und den etruskischen Charakteren verwandte Schrift, und eine Geheimschrift der Druiden, aus Linien, Punkten und Arabesken bestehend. (Keltische Schriftdenkmale wurden in neuerer Zeit im Salzburgischen entdeckt.) Im Verkehr mit Römern und Griechen erlernten sie die Sprachen jener und bedienten sich derselben im öffentlichen Leben. Haupthandelsstadt war Carnuntum (zwischen Petronell und Altenburg), das mit Aquileja (in Friaul) in lebendigem Verkehr stand. Bei den immerwährenden Bewegungen der Völker wurden diese keltischen Stämme theils verdrängt, theils vermischt, und sowohl vor als nach Ch. erscheinen in unseren Ländern auch Cimbern, Markomannen, Heruler, Rugier, Gothen, Bojoaren, Longobarden und allerlei germanische Völker, die endlich entweder mit den Longobarden nach Italien zogen, oder sich nach Oberösterreich und Baiern flüchteten, als die Avaren und Slaven seit **561** n. Chr. das Land verödeten, alle Kultur zerstörten, und bis **791** darinnen hausten. Vergl. M. Koch: Chronolog. Geschichte Österreichs. Innsbr. **1846**. L. Steub: die Urbewohner Rhätiens und ihr Zusammenhang mit den Etruskern. München **1843**.

heimischen und fremden Stämme, die Grundlage zu den größeren Epen, deren Bearbeitungen in die Ritterzeiten fallen. Anklänge dieser alten Volkslieder sind die Heldensagen von den Nibelungen, von Siegfried (Sigurd der Skandinavier, ursprünglich Gottheit), von Wieland dem Schmied. (Dieses höchst kunstreichen Schmied's Schwerter und Streitgewänder tragen in der Sage schon Beowulf [dessen bereits schon bestandene Sage die Angeln auf ihrer Fahrt nach Britannien im fünften Jahrhunderte in ihr neues Vaterland nahmen. H. Leo. Beowulf der älteste Deutsche, (angelf.) Heldengedicht, 1839. Ausg. zuletzt von Kemblet. London, 1835. Deutsch von Ettmüller. Zürich, 1840], und Walter v. Aquitanien; zu Festmahlen liefert er kostbares Tischgeräth, Hirnschädel der Feinde faßt er als Trinkschalen in Gold und Silber, und mannigfaltig zeigt er seine weitumfassende Kunst auch als Goldschmied, Bildhauer ꝛc. Die Sagen von ihm bewahren jetzt noch am ausführlichsten die Vilkina Saga und die ältere Edda. Neu bearbeitet von Simrock: Wieland der Schmied, deutsche Heldensage. Bonn, 1835, und in dessen deutschem Heldenbuch Bd. 4. Stuttg., 1844. Vergl. H. Schreibers Abh. über Wieland d. Schmied, in dessen Taschenbuch f. Gesch. u. Altth. in Süddeutschland. Jhrg. 4, Freiburg 1844.) Vorzüglich aber gehören hieher die Thiersagen vom Fuchs, Wolf und Bären, welche eine Abstammung aus jener entfernten Zeit verrathen, wo der Mensch theils vertraulich mit der Thierwelt lebte und von ihr Befriedigung materieller Bedürfnisse lernte, theils in feindlicher Berührung mit ihr stand (durch die Jagd, als sein einziger Erwerb) und so ihrer List und Geschicklichkeit kundig wurde. — Die Gesänge selbst sind alle verloren, auch die Reste derselben, die Karl d. Gr. sammeln ließ, sind bis jetzt noch nicht aufgefunden; es blieb uns also nichts übrig, was uns von ihrem Geiste Aufschluß geben könnte. Sie mögen den alten nordischen Weisen ähnlich gewesen sein, deren Mark, der düstre Ernst, noch von jenem Heldengeiste zeugt, vor dessen Grimm Rom so zitterte, dessen Stärke zuletzt das morsche Gebäude römischer Weltherrschaft über den Haufen warf.

Das Christenthum.

Gothisches und Fränkisches Zeitalter, von Ulfila (360) bis Karl dem Großen (770).

In den ersten Dezennien unserer Jahreszählung glimmte ein Flämmchen empor, das selbst mitten unter den Wogen der allesverheerenden Völkerwanderung (375—568) ein kleines Dämmerungslicht im Schatten der Barbarei blieb, das zum größten Heile der Menschheit zur Lohe, zur

sonnigen Helle wuchs: das Christenthum. Die Gothen, ein Volk, das überall die untrüglichsten Spuren einer verfrühten Kultur trägt, waren die ersten unter den germanischen Nationen, welche das Christenthum annahmen. Mit ihnen genießen unsere heimatlichen Länder den Rang des frühesten christlichen Wetteifers. Von Aquileja, Norikums und Pannoniens uralter Mutterkirche, verbreitete sich das Evangelium durch christliche Legionssoldaten zuerst nach Lorch (in Oberösterreich, seit 250 Bischofsitz *)), welches als die Wiege des Christenthums auf österreichischem Boden anzusehen. Der Stein zu Enns läßt die Evangelisten Marcus (der sein Evangelium zu Aquileja geschrieben haben soll) und Lucas zu Lorch Christi Lehre predigen. Der Apostel Petrus durchzieht auch Unterpannonien und Dalmatien und bestellt über die Christengemeinde zu Sirmium den heil. Epenätus zum Vorsteher. Andronicus, Schüler des heil. Paulus, wird erster Bischof Sirmiums im Jahre 56. St. Hermagoras (geb. zu Aquileja), ein Lehrling des heil. Marcus, soll von St. Peter zu Rom ums Jahr 51 zum ersten Bischof v. Aquileja geweiht worden sein; er bekehrt in unseren Alpenländern, wird dann Bischof zu Trient und stirbt 78. Sein Schüler Jovin folgte ihm im Trienter Bisthum, und andere zwei, Hiacint und Fortunat, machte er zu Bischöfen von Triest und Aemona (Laibach). Die Burgvesten des Glaubens in unserem Vaterlande sind die Heiligen: Florian (geb. zu Zeiselmauer 190, † 304, auf seinem Grabe ersteht das Kloster St. Florian), Maximilian (geb. zu Cilli 225, erster Bischof Lorchs, † um 288), Victorin (Bischof zu Pettau in Steiermark, † 303), Quirin (Bischof zu Sissek in Kroatien, † 304), Nicephorus (erster Bischof von Biben, Petena im österr. Istrien, † 324), Kassian (erster Bischof von Seben in Tirol, † 365), Ambros (Bischof von Mailand, † 397), Vigilius (Bischof zu Trient, 390—400, hochverdient um Verbr. d. Christenth. in Tirol), Valentin (440–80, wandernder Bischof in Tirol), Severin (der eifrige Apostel und Stifter des Mönchslebens in Österreich, baut 2 Klöster bei Wien, † 482), Mamertin (Bischof Wiens (?) um 500), Rupert (Bischof zu Salzburg durch 40 Jahre, gibt ein Muster des Mönchs- und Klosterwesens, das sich fortan bei Bekehrung der Heiden zweckdienlich erwies, stirbt am

---

*) Geschichtliches über Lorch: C. Brusch, **de Laureaco veteri.** Basel **1553** und **1565**; Gründlicher Bericht von Anfang, Wesen und Zustand des uralten Erzstiftes Lorch. Passau **1696**. F. Kurz, Gesch. v. Lorch. Linz **1808**. Ursprung der Kirche zu Lorch, in den Wiener Jahrbüchern d. Lit. Bd. **69** und **70**. Und Gaisberger hierüber in den Beitr. z. Landesk. f. Österr. ob d. E. Bd. **5**., Linz **1846**.

27. März 623 *)), Gallus (bekehrt in Vorarlberg ꝛc. † 646), Emmeran († 652), Korbinian (erster Bischof von Freisingen, Glaubensprediger an den Ufern der Donau, † 730), Bonifaz (Apostel der Deutschen und Befestiger des Glaubens, hält 741 und 742 Synoden zu Salzburg, † 755), Virgil (Apostel der Avaren und Slaven, namentlich in Kärnthen, † 784), Modestus (Bischof zu Gurk in Kärnthen um 750), Arno (Erzbischof zu Salzburg, Bekehrer der Hunnen und Wenden, † 820), die beiden Apostel Böhmens und Mährens: Cyrill († 868) und Methud (Erzbischof von Olmütz, † um 882) u. A.

Die Einführung des Christenthums suchte die alte Poesie in Vergessenheit zu bringen, und lenkte den Geist der christlichen Völker auf religiöse Ideen. Sie wird der Grund der Allgemeinheit der lateinischen Sprache nicht allein in Kirchen, Schulen und Staatsgeschäften, sondern auch bei den Schriftstellern Deutschlands, die bei den Dichtern bis ins zwölfte, bei den wissenschaftlichen Schriftstellern fast bis ins achtzehnte Jahrhundert herrschend blieb. Hiedurch entfernten sich unsere Gelehrten immer mehr und mehr von ihrem Volke, vernachlässigten die Pflege des historischen Liedes oder der Volksgeschichte, schlossen sich näher den römischen Geschichtschreibern und Kirchenvätern an, und suchten, da sie fast ausschließlich Geistliche waren, alle heidnischen Fabeln und Erinnerungen zu vertilgen. Die Scheidewand zwischen Gelehrten- und Volkswissen, zwischen Gelehrten- und Volkspoesie findet daher jetzt schon ihr Entstehen in deutschen Landen. Die Landessprachen, deren kirchlicher Gebrauch nicht herkömmlich und durch die Päpste selbst verboten war (noch Gregor VII. verbot das Slavische und Spanische zu diesem Zwecke), blieben vernachlässigt, und gelangten sehr spät, nachdem die ungünstigen Verhältnisse beseitigt zu werden anfingen, zu einigem schriftlichen Gebrauche. Von nun an bis fast ins zwölfte Jahrhundert beschränkt sich alle gelehrte Bildung beinahe ganz auf die Geistlichkeit. Das Volk zerfällt jetzt in Geistliche (welche in einem Jahrtausende zu solcher Zahl stiegen, daß der Orden der Minoriten in Deutschland allein 124000 Mitglieder durch den schwarzen Tod verlor), Vasallen und hart gedrückte Bauern. Die letzteren konnten an eine freie Bildung gar nicht denken; die Großen dachten gleichfalls so wenig daran, daß noch um 1040 Wippo sagen konnte: es scheine allen Deutschen eitel oder verwerflich, Einen, der nicht zum Geistlichen

---

*) Rupert wird fälschlich stets um 100 Jahre später gesetzt. Vergl. P. Leardi: Reihe der Bischöfe von Salzburg, Gurk ꝛc. Graz 1816; und Filz's Historisch-kritische Abh. über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des h. Rupert in Baiern und Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg (in den oberösterr. Beitr. Bd. 4, Linz 1843).

genommen werde, zu unterrichten. So unerfreulich auch dies für jenen Zeitpunkt war, haben doch wir Ursache zufrieden zu sein, daß alle Literatur und Wissenschaft sich Jahrhunderte lang in die sicheren Asile der Klöster flüchtete, bis die Nation dem Stande der Unkultur, oder vielmehr dem ihm eigenen Bezirk von Kenntnissen, Fertigkeiten und Gewohnheiten entwachsen war, in welchem es seine individuellen Anlagen, ohne von etwas Fremdartigem sich bestimmen zu lassen, vorher bis auf den höchsten Grad ausbilden mußte.

Der Kirchen- und religiöse Volksgesang.

Literatur: Hoffmann v. Fallersleben: Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis M. Luther. Breslau 1832. K. E. Wackernagel: das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis Nic. Hermann u. A. Blaurer. Stuttg. 1841. (Enthält aber auch fast alle relig. Gesänge seit dem 8. Jahrh.). Ferd. Wolf (in Wien), über die Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg 1841. W. Franz Klammer, über die älteren Kirchenchoräle. Quedlinb. 1818. K. Müllenhof, comm. de antiquiss. German. poesi chorica. Kiel 1847. E. F. Wernsdorf, de formula veteris ecclesiae psalmodica: Hallelujah. Wittenb. 1736. L. A., zur Gesch. d. deutsch. kathol. Kirchenlieds, in F. Kertz kathol. Literaturztg. 1828; Juni.

Der Kirchengesang der Deutschen beschränkte sich lediglich auf das Rufen der Worte Kyrie eleison (Herr erbarme Dich) und Halleluja (lobet Gott). Das Kyrie, jenen einfachen bedeutungsvollen Ruf hatten römische Mönche aus Italien nach Deutschland gebracht, sie wußten den heidnischen Deutschen nichts Bedeutungsvolleres für ihre heidnischen Lieder, und bei dem Widerwillen und Abscheu dieser Völker gegen die lateinische Sprache, nichts Einfacheres zu geben. Das Volk mußte sich also Jahrhunderte lang mit diesem Kyrie eleison begnügen, und es bei manchen Feierlichkeiten sogar 300mal und selbst täglich zum Heile seiner Seele mehrmal wiederholen. Wie dieses Kyrie eleison war auch das Halleluja schon frühzeitig ein unter dem Volke allgemein verbreiteter Freudenruf, und daher ein echt volksmäßiger Refrain geworden, denn schon im ersten Jahrhunderte des Christenthums kommt es außer in den eigentlichen lateinischen Kirchenliedern (Hymnen, Psalmen und sonstige in die Messe eingewebte Lieder), eben so wie das Kyrie auch als Freudengesang der Kinder, Landleute, Schiffer, als Feldgeschrei oder Schlachtruf vor. Selbst nach Einführung eines geregelten musikalischen Kirchengesanges und einer eigentlichen Liturgie wurde das Volk (in unserer Kirche ungefähr seit dem vierten Jahrhundert) nur auf die, auch in der Urkirche schon üblich gewesene refrainartige Wiederholung gewisser, die Gebete oder Gesänge der Priester beantwortender Zu- oder Ausrufe,

der sogenannten liturgischen Formeln, besonders auf das Kyrie eleison und Halleluja beschränkt. Aus dem Gebrauche dieser Zurufe entwickelte sich das lateinische volksmäßige Kirchenlied erst durch das Kyrie, welches man nach dem Introitus in den feierlichen Messen, an den vornehmsten Festtagen, durch eingeschobene Sprüche ausdehnte, die man Tropen nannte; später auch durch das Halleluja nach dem Graduale. Den Text dazu nahm man vorzüglich aus den jüdischen Psalmen, welche wegen ihrer hohen Einfalt, rührenden Tiefe und volksmäßigen Form populär geworden. Dieser Kirchengesang wurde, nachdem man später das Volk vom Antheile an demselben ausschloß, und dessen Stelle durch die Priester und Sängerchöre vertreten ließ, die Grundlage des Choralgesangs, der seinen volksmäßigen Charakter stets bewahrte. Eine andere Art solcher lateinischer Kirchenlieder, die Hymnen, bildeten sich nicht unmittelbar und blos aus der Psalmodie und aus dem volksthümlichen Prinzipe, vielmehr, besonders in formeller Hinsicht, aus der heidnischen klassischen Kunstpoesie. Die Hymnen waren nicht wie jene schon anfänglich und zunächst fürs Volk bestimmt, vielmehr sind sie kunstmäßige Gedichte, und erst einige Kirchenväter, wie Chrisostomus, Ambros v. Mailand, Cl. Mamertus und A. dichteten Hymnen für die katholische Kirche, um den großen Eindruck, den die ketzerischen Hymnen, deren Gebrauch bei öffentlichem Gottesdienste von der Laodizeischen Kirchenversammlung verboten wurde, entgegen zu wirken, und dem Zeitgeschmacke, bei dem sie in großer Gunst standen, ein Opfer zu bringen. Diese Hymnen wurden Veranlassung des musikalischen, d. i. kunstmäßigen Kirchengesangs, der von seinem Einführer, dem mailändischen Bischof Ambrosius, der ambrosianische Kirchengesang genannt wurde. Sie erscheinen daher als das verbindende Mittelglied zwischen der Volks- und Kunstpoesie jener Zeit überhaupt, und zwischen der antiken und modernen Kunstpoesie insbesondere.

Verzeichniß der hier citirten allgemeinen **Forschungs-** u. **Sammelschriften** und anderer hieher gehöriger Bücher für gothische und fränkische Literatur und für das Zeitalter der Minnesinger *).

J. Ch. Adelung: Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerwanderung. Lpzg. **1806**, dessen Magazin für die deutsche Sprache.

---

*) Die Literatur der einzelnen oder besonderen Gattungen wird an den betreffenden Orten angeführt. Von der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Quedlinb. und Lpzg. **1835—1847** ff.; so wie von der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, Stuttg. **1842—46. 12** Bde. ff. sind die hierher gehörigen Bände unter ihrem Spezialtitel angezeigt.

Lpzg. 1783, 2 Bde.; J. Ch. F. Aretin: Beiträge zur Gesch. und Literatur. München 1803—7, 9 Bde; G. F. Benecke: Beitr. zur Kenntniß der altdeutschen Spr. und Lit. Gött. 1810—32, 2 Bde; B. J. Docen: Miscellaneen zur Gesch. der deutschen Literatur, München 1807, 2 Bde. (1. Bd. N. Aufl. 1809); J. G. Eccard: **incerti monachi Weissenburgensis Catechesis theotisca. Hannov. 1713**; dessen **Commentarii de rebus Franciae Orientalis.** Würzb. 1729, 2 Bde.; J. J. Eschenburg: Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen 1799; Dr. Feußner: Althochdeutsche Alliterationsgedichte, mit Erläuterungen. Hanau 1846 (Ist das Projekt einer Ausgabe des Hildebrandsliedes, der Merseburger Zaubersprüche, d. Wessobrunner Gebets, d. Muspilli ꝛc.); E. G. Graff: Diutisca, Denkmäler deutscher Spr. und Lit. Stuttg. 1826 ff. 3 Bde.; dessen althochdeutscher Sprachschatz, sammt Maßmann's Fortsetzung. Berl. 1834—46; Graff: Über den Buchstaben Q. Berlin 1841; dessen althochd. Präpositionen. Königsb. 1824; J. K. Grieshaber: Ältere noch ungedruckte Sprachdenkmale relig. Inhalts. Rastatt, 1842; F. D. Gräter, Böckh und Häßlein: Bragur, Braga und Hermode, Odina und Teutona ꝛc. Magazin der deutschen Vorzeit und Sprache ꝛc. 1791—1816. J. Grimm: Deutsche Grammatik. 3 Bde.; dessen deutsche Mythologie. Götting. 1836. 2. Aufl. eb. 1844; dessen Über den altd. Meistergesang. Gött. 1811; dessen und W. Grimm: Altdeutsche Wälder. Kassel 1813—16. 3 Bde. F. H. v. Hagen: Denkmale des Mittelalters (Breslau) 1824; dess. Briefe in die Heimat. Breslau 1818—21. 4 Bde.; dess. (und J. G. Büsching). Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie bis ins 16. Jahrhundert. Berlin 1812; dess. Germania, neues Jahrb. der Berl. Gesellsch. ꝛc. Berl. 1836—46. 7 Bde. ff. (Vom alten Jahrb. ist nur 1 Bd. eb. 1820). K. A. Hahn: Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Quedlinb. und Lpzg. 1840; dess. Mittelhochdeutsche Grammatik. Frankf. a. M. 1842; zweite Abth. 1847, dess. Übungen zur mittelh. Gramm. eb. 1843; dess. mittelh. Lesebuch eb. 1847. H. Hattemer: Denkmale des Mittelalters, St. Gallens altdeutsche Sprachschätze. St. Gallen 1844—47. 3 Bde. ff. M. Haupt: Zeitschrift für deutsches Alterthum. Lpzg. 1841—47. 6 Bd.; dess. und Hoffmann: Altdeutsche Blätter, Lpzg. 1835—36, 2 Bde. H. Hoffmann v. Fall., Althochdeutsche Glossen. Breslau 1826; dess. Fundgruben für Geschichte deutscher Spr. und Lit. Breslau 1830—37, 2 Bde. dess. Handschriften d. k. k. Bibl. in Wien. Lpzg. 1841. Th. v. Karajan: Frühlingsgabe für Freunde altd. Lit. Wien 1839 (2. Aufl. u. d. T. der Schatzgräber. Lpzg. 1842), dess. deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts. Wien 1846. A. Keller: Altdeutsche Gedichte. Tübingen 1846. K. Lachmann: **Specimen linguae franc.** Berlin 1825. J. Freih. v. Laßberg: Liedersaal, Sammlung altd. Ged. Konstanz 1820—25. 4 Bde., N. Ausg. 1846; (dess.) Sammlung altd. Ged. aus ungedr. Quellen. Konstanz 1819 (meist Lyrisches enthaltend). H. F. Maßmann: Denkmäler deutscher Spr. u. Lit. München 1828, 1. Heft; dess. kleine Sprachdenkm. des 8.—12. Jahrh. Quedlinb. 1839 (auch unter dem Titel: Deutsche Abschwörungs-, Glaubens- und Beichtformeln); dess. deutsche Gedichte des 12. Jahrh. eb. 1837. 2 Abth. J. Gr. Mailath und Köffinger, Kolocsaer Codex altdeutscher Gedichte. Pest 1817; Mailath, altdeutsche Ged. neu verdeutscht, eb. 1819; C. J. Michaeler **Tabulae parallelae antiquiss. teuton. ling.** Innsb.

1776, 3 Bd. F. J. Mone: Quellen und Forschungen zur Gesch. der deutsch. Lit. und Spr. Aachen 1830. Bd. 1; dessen und Auffeß: Anzeiger f. Kunde des deutschen Mittelalters. Nürnb. und Karlsruhe 1832—39. 8 Bde. Ch. H. Müller: Sammlung deutscher Ged. des 12., 13. und 14. Jahrhunderts. Berl. 1782—85. 2 Bde; Museum für altd. Lit. und Kunst, herausg. v. Hagen, Docen und Büsching, Berlin 1809—11, 2 Bde. F. Nyerup, **Symbolae ad lit. teutonic. Havniae, 1787.** Pertz: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Hannover 1820—43. 8 Bde. ff. B. Pez: **Thesaurus anecdotorum** Augsb. und Graz 1721 ff. 6 Bde. fol. R. v. Raumer, Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttg. 1845. K. Roth, Denkmäler deutscher Spr. vom 8.—14. Jahrh. München 1840. J. Schilter, **Thesaurus antiq. teutonicarum. Ulm 1728.** 3 Bde. K. Schwartz: Ausw. mittelhochd. Dichtungen. Fulda 1847. A. F. Vilmar, Gothisch-hochdeutsche Laut- und Reflexionslehre. Marb. 1841. W. Wackernagel, Wörterbuch zum althochd. Lesebuche. Basel 1842, dess. Verdienste der Schweizer um die deutsche Lit. Basel 1833. Ad. Ziemann, Gothisch-hochdeutsche Wortlehre. 1834; dess. Altdeutsches Elementarbuch, 2. Auflage. 1838; dess. Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Quedlinb. 1837. Eine vollständige Angabe der literarischen Quellen und Hilfsmittel fürs deutsche Mittelalter findet man in Hoffmann's deutscher Filologie, Breslau 1836, und der neueren in Ch. A. Geißler: bibliografisches Handbuch der filologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Lpzg. 1845.

Die vorzüglichsten **Beispielsammlungen** deutscher Sprachdenkmale sind: W. Wackernagel, deutsches Lesebuch. Basel, 1835, 2 Bde., 2. Aufl. 1839—40. Neue Ausgabe 1842—43. 3 Bde. in 4 Theilen (Bd. 1 Altdeutsches Lesebuch, Poesie und Prosa bis 1500; Bd. 2 Poesie von 1500 — 1840; Bd. 3 Prosa von 1500—1740; Bd. 3, Theil 2, Prosa 1740—1840). Es enthält fast von allen Sprachdenkmalen, vorzüglich den älteren, genügende Proben. *) F. A. Pischon: Denkmäler der deutschen Sprache. Berlin, 1838 — 1847. 5 Bde. (I. bis 1300, II. bis 1620, III. bis1720, IV. bis 1770; V. bis 1813). G. K. Frommann und L. Häussser, Lesebuch zur deutschen National-Literatur. Lpzg. 1846. 2 Bde. (Bd. 1. bis 1500, Bd. 2. vom 16.—19. Jahrhundert). Für Prosa allein: H. Künzel: Drei Bücher deutscher Prosa von Ulfilas bis zur Gegenwart. Frankf. a. M. 1837 – 40. 3 Bde. Th. Mundt, Lesebuch deutscher Prosa. Berlin, 1844. Mehr für neuere Literatur und für alle Stände berechnet sind Wolf's Hausschatz deutscher Poesie, Lpzg. 1839, 8. Aufl. 1847, und dessen Hausschatz deutscher Prosa. Lpzg. 1845. 2. und 3. Aufl. 1847.

---

*) Zweite neue Ausgabe, Basel 1847.

Gothische Sprachdenkmale.

Die ältesten literarischen Denkmahle germanischer Nation sind gothisch, und auch von diesen sind wenige an uns gekommen, denn es ist aus Urkunden erwiesen, daß die Gothen nicht nur Spott- und Loblieder (Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen, und über den todten Attila erschallten Gesänge), sondern auch größere historische Gesänge hatten, die sie in Liederweisen zur Zither sangen. Es waren aber nicht mehr die alten Lieder; der Gesang von den Göttern, von Wuotan, von Donar und Ziu verstummte, aber in seiner Weise dauerte der Gesang der Völker von ihren alten Stammeshäuptern ꝛc. fort; und so handelten auch die Gesänge der Gothen von ihren alten Königen und Helden, von Berig, Filimer (von seinem Zug ans schwarze Meer), Ethespamara, Hanala, Frideger, Vidicula (Wittich), Hermanrich ꝛc. — Die Longobarden, ein kleiner in sich abgeschlossener Stamm, der in mancher wichtigen Beziehung zu Österreich steht, und dessen Geschichte leider noch nicht gehörig durchforscht und beleuchtet ist, diese Longobarden hielten allein eine Sagengeschichte oder historische Lieder, sowohl eigene (z. B. von ihres Königs Alboin Tapferkeit, Kriegsglück und Freigebigkeit ꝛc.) als ihrer Nachbarländer voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich keine poetischen Reste derselben, aber aus ihres Geschichtschreibers, des Friaulen Paul Warnefried († 799) historia longobardorum schimmert viel poetischer Ausdruck aufgelöster Volkslieder durch die historische Übertragung. Neben Paul's, Cassiodor's und Jornandes', des gothischen Geschichtschreibers, Zeugnissen finden sich in angelsächsischen und nordischen Gedichten, in lateinischen und sehr geringen deutschen Überbleibseln der Volksdichtung Hindeutungen auf deutsche Heldensagen, welche in der Zwischenzeit von Ulfila bis zum siebenten Jahrhundert in Umlauf sein mochten. So scheint das Ende jenes Odoacer, oder Ermanrich, eines Gothenkönigs, der Inhalt eines gothischen Sanges gewesen zu sein. Diese Sage wurde später an die von Dietrich (als seines Neffen) geknüpft und lehnte sich dann an 1) die nordische von Siegfried an. Diese, wo sie aufhört mythisch zu seyn, zeigt sich 2) als eine fränkische im siebenten Jahrhundert. Mit dieser verbindet sich wiederum später 3) die burgundische Sage vom Untergang des Königs Gundaricus (Gunderich, Günther) mit den Seinigen durch den Hunnenkönig Attila (Etzel, um 436), von welcher es schon im fünften Jahrhundert Lieder gegeben haben muß. So fallen die fränkischen Nibelungen mit den burgundischen Königen zusammen, welche Verschmelzung im Anfang des neunten Jahrhunderts stattgefunden haben

muß. Die 4) dieser Sagen, die ostgothische, ist die von Dietrich von Bern (Verona), welche im sechsten Jahrhundert umgeht; in ihr ist wahrscheinlich Theodor der Große, König der Ostgothen (der von unseren Ländern außer Italien auch einen Theil Rhätiens, Norikums und Pannoniens beherrschte) verherrlicht. Im neunten Jahrhundert wird er durch die Sage in Verbindung mit Attila gebracht, und mag so, nicht durch unmittelbare Anknüpfung an Siegfried, in die burgundisch-fränkische Nibelungensage gekommen sein. Außer diesen vier großen Sagenkreisen, die gewiß in zahlreichen Liedern unter dem Volke fortlebten und sich fortbildeten, gab es in diesem Zeitraum noch eine Anzahl mehr oder minder umfangreicher Heldensagen, die allmählig in jene Kreise aufgenommen wurden, wie wir sie in den späteren Gestaltungen wieder finden. Dahin gehören die Sagen von Walther v Aquitanien, von Irnfried und Iring, von Heime, Wittich und dessen Vater Wieland, welche letztere besonders lebendig gewesen sein muß, da sie selbst in fremde Zungen überging. Diese sämmtlichen Sagenlieder der Gothen, Longobarden ꝛc. hatten ähnliches Schicksal wie die alten germanischen Gesänge, sie gingen theils unter, theils lebten sie im Munde des Volkes, mehr aber noch bei ihren wahrscheinlichen Verfassern, den wandernden Sängern von Profession *), welche sie mit der Zither oder Harfe begleitet dem lauschenden Volke vorsangen, bis ins dreizehnte Jahrhundert fort; und weil sie der Zeit und dem Interesse des Volkes näher standen als die alten germanischen, so ist ihr Stoff auch vorherrschend in den Heldengesängen des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts geworden.

Einer einsamen Riesenburg ähnlich steht das älteste Denkmal unserer Literatur da: — Ulfila's Bibel; vor sich die ewige Nacht der Finsterniß und hinter sich durch 300 Jahre beinahe dasselbe.

Ulfila (Wolf, Wulfilas, Wölfl) ein Kind geraubter Christen aus Kappadocien stammend, im J. 318 geboren, in Griechenland erzogen, erst Lector, dann seit seinem 30. Jahre (348) Bischof der West-

---

*) Diese aus dem Volke selbst hervorgetretenen Sänger waren theils solche, die aus ihrem Talent zum Gesange ein Gewerbe machten, oder solche gebrechliche Leute, gewöhnlich blinde Männer, die keinen anderen Erwerbszweig mehr wußten. Sie zogen mit ihrem Liedersagenschatz als Bänkelsänger herum, und fanden freundliche Aufnahme bei allen Ständen, „zu Hofe und an der Straße," wie es im Mittelalter hieß, und holten sich bei allerlei Festen ihren Zehrpfennig. Nur der Name eines einzigen solchen, des blinden Bernlef, eines alten Friesen, ist uns aufbewahrt, den seine Nachbarn besonders lieb gehabt, weil er die Thaten ihrer Vorfahren und die Kämpfe ihrer Könige besang. Gewöhnlich aber standen sie in weniger Achtung.

gothen, die sich in Dacien, Thracien und Mösien (ein Theil des heutigen Ungarn, Siebenbürgen, Bulgarien, Servien ꝛc.) angesiedelt hatten; stand bei seinem Volke in großem Ansehen, und war durch 33 Jahre dessen Lehrer, Beschützer und Vertheidiger in allen politischen Angelegenheiten. So unterhandelte er mit Kaiser Valens, und wohnte 359 der Synode zu Konstantinopel bei. Er starb 388. Ulfila übersetzte um 360 die heil. Schrift aus dem Griechischen ins Gothische mittelst einer von ihm eigens dazu erfundenen Buchstabenschrift, die er aus gothischen Runen, griechischen und lateinischen Lettern bildete. Bisher hatte man die deutschen Sprachen nur zum Volkslied und zum Hausgebrauch gehabt, er mußte daher zur Bezeichnung der seinem Volke fremden Begriffe Worte aus dem Keltischen, Scythischen und Griechischen aufnehmen, und um den allzukriegerischen Sinn des Volkes nicht noch mehr zu nähren, ließ er die Bücher der Könige weg. Das Ganze ist mehr geistvolle Nachahmung als knechtischtreue Übersetzung. Seine wahrhaft majestätische Sprache ist an Wohllaut, Würde und Ernst, an Strenge des grammatischen Baues, an Reichthum und Fülle der Formen, an Genauigkeit des Ausdrucks unserer heutigen Sprache weit überlegen: deßhalb hat Grimm mit Recht jede Zeile gothisch für uns klassisch genannt. — Jahrhunderte lang wurde diese Bibel unter den nach und nach weiter nach Italien und dann nach Spanien rückenden Westgothen in hohem Ansehen erhalten, und die Sprache derselben im 9. Jahrhundert noch verstanden. Seitdem verscholl sie gänzlich, und nur die Nachrichten griechischer Schriftsteller bezeugten durch 700 Jahre, daß einst Ulfila gelebt, und die Bibel übersetzt habe. Das Mspt. derselben, der silberne Kodex genannt (weil silbern die Buchstaben auf purpurnem Pergament, und silbern der Einband ist), befindet sich zu Upsala, nachdem es durch so viele Jahrhunderte in Dunkelheit gelegen, im 16. Jahrhundert in der Abtei zu Werden entdeckt, nach Prag gebracht, und von hier 1648 durch die stürmenden Schweden abhanden kam. Es enthält die Haupttheile der Evangelien. Andere Bruchstücke wurden zu Wolfenbüttel und 1818 mehrere zu Mailand entdeckt. (Diese theilweise herausg. v. A. Mai *) und Graf Castiglione, Mailand 1819—1840.) Von A. T. haben sich nur wenige Zeilen erhalten. Ausg. des Upf. Mspts. von F. Junius, Dordrecht 1665, 2 Bde; Amsterdam 1684; mit dem Wolfenbüttler, sammt Übersetzung und Glossar, von Fulda, Reinwald und Zahn. Lpzg. 1805. Vollständige Ausg. des gesammten Vorgefundenen, v. H. C. de Gabelentz und J. Loebe, Alten-

*) Nach A. Mai's Aussage ist Italien der Sitz gothischer Codexe, wie auch alles was wir Gothisches haben in Italien, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts geschrieben sein soll.

burg und Lpzg. 1836—1847. 2 Bde. (der zweite enthält auch eine Grammatik der gothischen Spr.). Ulfila's Urschrift, Sprachlehre, Wörterbuch von J. Gaugengigl. Passau 1848. Von den übrigen Schriften des Ulfila in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache ist uns nichts erhalten. Vergl. G. Waitz: Über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannov. 1840. — Seit Ulfila wurden die Gothen mit den griechisch-römischen Bibelforschungen bekannt, und bald wurde auch gothisch gepredigt. Die **Bruchstücke einer gothischen Übersetzung** der Erklärung des Evangeliums Johannis, nach dem Griechischen des Bischofs Theodor v. Heraklea, mögen Theile einer solchen Predigt sein. Sie sind aus Ulfila's Zeit (vielleicht von ihm selbst) von einem Ungenannten. Ausg. nach römischen und mailändischen Msptn. v. Maßmann. München 1834; und in Gabelentz's Ausgabe des Ulfila Bd. 2.

Papyrusurkunden in rein gothischer Sprache, aus dem 6. Jahrhundert, Ausg. v. Maßmann: Frabauhtabokos Goth. Urk. v. Neapel und Arezzo. Wien 1838. Fol.

Gothica minora von Maßmann, in Haupt's Ztschr. f. d. Altth. I. Lpzg. 1841.

Dies sind die einzigen Überbleibsel der gothischen Literatur *). Nach dem Tode Theodorichs des Großen (526), dieses durch Heldenmuth, Fürstensinn, Duldung und Liebe zu den Wissenschaften, gleich ausgezeichneten Fürsten geht der gothische Stamm und mit ihm seine Sprache (zumal in Italien; in Spanien erst 711) unter, und das fränkische Volk führt mit Besitznahme des Landes die fränkische Sprache ein.

Fränkische Sprachdenkmale.

Sie sind sehr gering bis auf Karl den Großen, denn bei fortdauernder Streitigkeit der Franken, bei der Ohnmacht ihrer Regierung wurde das Volk verwahrlost, und die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens deckt Jahrhunderte. Nur neben dem Kloster St. Gallen, jetzt das bedeutendste Asil der Wissenschaft, und neben Salzburg (der Schule christlicher Missionäre), und später Mainz (Bonifaz), den Hauptorten, von denen aus Christenbekehrung strömt, neben diesen treten auch unsere oberen Donaugegenden als kultureifrig auf. Nach der Völkerwanderung, die sowohl das Land wie auch das Christenthum, das sich hier schon ziemlich neben heidnischen Sitten und Gebräuchen erhielt, beinahe gänzlich

*) In neuester Zeit hat Maßmann mehrere Gelegenheitsgedichte in gothischer Sprache verfaßt.

zerstörte, entstanden Klöster und Pflanzschulen, und viele zusammentreffende Dinge förderten hier die geistige und übrige Kultur zuerst. Keltische Bojer (deren echtes Deutschthum unverkennbar?) besaßen an der Donau Städte und Kultur, sie verschmolz sich mit römischer, und hier darf man schon ganz frühe den Keim zu der späteren Bedeutung von Regensburg suchen. Der heilige Emmeran († 652) fand Kirchen und Geistliche in Menge, und die Legende von ihm schildert einen Zustand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von den gleichzeitigen nördlicheren deutschen Völkern sehr absticht, bei denen bis zur gewaltigen Verbreitung des Christenthums durch Karl den Großen, ja theilweise noch bis ins 12. Jahrhundert Wildniß, und der alte Zustand der Germanen des Tacitus herrschte. Ob in den Donaugegenden hiezu auch die Verbreitung des gothischen Volkes, vielleicht ein Patronat des Theodorich und seiner gebildeten Regierung einwirkte, ist zweifelhaft; für vorgerückte Geisteskultur aber spricht auch außer diesen allgemeinen Zeugnissen die Erscheinung jener edlen Theodelinde *), Tochter des Bojoarenfürsten Garibald, Gemalin des Longobardenkönigs Autharich [† 590], die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechsel führte (später eben so plötzlich des salzburgischen Bischofs Virgil 785, der durch seine ausgebreiteten Kenntnisse berühmt oder vielmehr berüchtigt wurde), und die vielen Heiligen, die das alte Baiern (zu dem theilweise Baiern, Steiermark, Österreich, Kärnthen und Tirol gehörten) schon vor Karl d. Gr. kennt (s. S 43). Auf das Wirken dieser Männer folgte die Wirksamkeit des Bonifaz, der Herzoge Odilo (Stifter Osterhofen's 742, Pfaffenmünster's 742, Mondsee's 748) und Thassilo (Stifter der Klöster: Polling [750, noch als Knabe], Wessobrunn 753, Thierhaupten 755, Weltenburg, Mattsee im Salzburgischen 760 [?], des Benediktiner-Nonnenstifts zu Chiemsee allda [Nonnenwerd]. Man schreibt noch mehrere Klöster dem Thassilo als Stifter zu, nämlich: Mönchmünster, Pfaffenmünster, Ossiach, Schliersee, Au, Gars, Neresheim, Niedernburg, Ennsdorf, Innichen in Tirol; allein alle diese hat er nicht so viel gestiftet **), als vielmehr von ihrem Verfalle befreit. Auch gegen die salzburgischen Klöster war Thassilo, wie auch Odilo nicht minder gutthätig, und Thassilo's rühmlichstes Werk bleibt unser Kremsmünster [777]). Und deren Wirksamkeit krönte ein ganz

---

*) Vgl. Pallhausen: Garibald, erster König Bojoariens und seine Tochter Theodelinde. München 1814. — Theodelindens Bücher werden noch zu Monza aufbewahrt.

**) Vergl. G. Straßer's Gedichte von Kremsmünster. Steyr. 1811. Bd. 1.

anderer Erfolg als in Thüringen, wo Bonifaz den ersten Grundstein zu legen hatte, und in den Klosterschulen, die Odilo stiftete, erscheinen schon Griechen als Lehrer. — Ganz unglaublich ist es, daß diese vorgerückte Zeit unseres nördlichen Vaterlandes keine literarischen Erscheinunges hervorgebracht hätte; gewiß müssen solcher nicht wenige vorhanden gewesen sein, und nur der Zeit und den Umständen, besonders den avarischen, hunnischen und slavischen Zerstörungen haben wir es zu verdanken, daß diese Denkmäler, die zu ihrer Aufbewahruug Burgen nnd Mauern bedurften, ähnlich denen des Klosters St. Gallen, welches uns allein seine Schätze bis zum heutigen Tage sicherte; daß diese redenden Zeugen der Zeit für immer verschwanden.

Wenige Denkmale nur haben sich von der keltischen Sprache erhalten. Es sind: die **malbergischen Glossen**, welche dem salischen Gesetzbuche beigefügt waren, und die man für ein verderbtes Fränkisch aus dem 6. Jahrhundert hielt. Ausg. v. J. G. Eccard, Frkf. 1720; in Schilter's Thesaurus I. H. Leo: die malb. Glossen, ein Rest altkeltischer Sprache. Halle 1842—45. Und dann H. Leo: »Belgisches Keltisch noch anderwärts als in den malb. Gl.« (in Haupt's Zeitschr. für deutsch. Altth. Bd. 3. Lpzg. 1844), aus einem liber canonum des Bischof Alberich von Kammerich (770—790), wo sich einige Stellen in keltischer Sprache finden.

St. Gallus aus Irland, der Bekehrer am Bodensee, der Gründer St. Gallens, † 646 in hohem Alter, worauf an die Stelle seiner Niederlassung um 700 das Kloster St. Gallen gebaut wird. Unter seinem Namen besteht ein lateinisch-deutsches Wörterbuch, das wenig Gewandtheit sowohl in der deutschen wie in der lateinischen Sprache verräth. Ausg. in Hattemer's Denkm. I., Graff's Sprachschatz, Lachmann Specim. Außerdem existirt von Gallus eine Rede in lateinischer Sprache, welche er bei der Einweihung des Bisthums Konstanz, das man ihm vergebens antrug, hielt, und die eine kurze Geschichte der Religion enthält. (Ausg. rec. et animadverss. librum adj. C. Barthius, Frankfurt 1623).

Monseer Glossen *) aus dem 8. Jahrhundert. Sie sind lateinisch-deutsch, und gehörten zur Bibel, zu den Canones apostolorum, zum S. Gregor ꝛc. Ausg. in Pez Thesaurus I. Diese reichhaltige Glossensammlung aus dem Kloster Mondsee in Oberöstereich verdankt,

---

*) Unter Glossen versteht man Übersetzungen einzelner Wörter oder Sätze, welche sich bald zwischen den Zeilen (**interlineare**), bald am Rande einer lateinischen Schrift, bald in besonderen Verzeichnissen (als Wörterbücher) finden.

wie B. Petz meint, ihr Entstehen einem Benediktinermönche dieses uralten Klosters, wie denn überhaupt in den Klosterschulen der Benediktiner mancherlei solcher Glossen verfaßt wurden, und auch die nächstfolgenden ihren Ursprung daher leiten mögen.

Althochdeutsche Glossen aus der Benediktiner-Abtei St. Paul in Kärnthen, aus dem 8 Jahrh. und zu einem Universalkodex der Evangelien gehörend. Sie sind vielleicht aus dem Kloster Ossiach. Ausg. v. Hoffmann in Haupt's Ztschr. für deutsch. Alterth., Bd. 3. Lpzg. 1843.

Übersetzung eines **Traktats von der Geburt Christi**, aus dem Lateinischen des Bischofs v. Sevilla: Isidor Hispalensis († 636) von einem Ungenannten. Fränkische Prosa des 8. Jahrh. sehr treu dem Originale (in einem Pariser und theilweise in einem Wiener Mspt.). Ausg. v. Palthen. Greifsw. 1706; Schilter Thesaur. I.; Michaeler tabulae parall. III.; von Graff in Hagen's Germania I.; von A. Holzmann. Karlsruhe 1836. Das Wiener Bruchstück in St. Endlicher und Hoffmann: Fragmenta theotisca. Wien 1834.

Kero (Gero), Mönch zu St. Gallen unter Abt Otmar dem Heiligen (720—759), übersetzt die Ordensregel des heil. Benedikt ins Fränkische, knechtischtreu, daher für Sprachkunde sehr wichtig. Ausg. Schilter Thesaur. I.; Graff, Diutisca III.; Lachmann, spec. ling. franc. Am vollständigsten in Hattemer's Denkmälern I. (St. Gallen 1844), sowohl lateinisch in 73 Kap., mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung, bei der aber die sechs letzten Kap. fehlen. Ebenda befindet sich auch Keros reichhaltiges Wörterbuch zum alten Testament.

Das Wessobronner oder Weissenbrunner Gebet, althochd. Gedicht des 8. Jahrh., theils in Prosa, theils in alliterirenden *) Versen. Es wurde ehedem fälschlich einem Dichter Kazungali zuge-

---

*) Die **Alliteration** (Gleichenlaut), welche in der altdeutschen und nordischen Dichtkunst statt des Reims gebraucht ward, besteht in der Wiederholung desselben Buchstabens zu Anfang der Wörter und an gewissen Stellen im Verse, wobei alle Vokale gleiche Geltung haben. Z. B. Roland der Ries am Rathhaus zu Bremen; Stock und Stein, Land und Leute. Diese Art der Darstellung, in welcher auch die alten Nationalgesänge der Germanen verfaßt waren, erlosch im neunten Jahrhundert völlig und an ihre Stelle trat der Reim aus der lateinischen Poesie über. Vermuthlich von Deutschland aus kam er nach Skandinavien: — Die Edden haben nur Alliteration und kennen den Reim noch nicht. Mit der Alliteration ist der originalste und größte Theil der frischesten und tiefsten poetischen Auffassung der Natur wie des Lebens, welcher dem deutschen Geiste überhaupt verliehen war, unwiederbringlich verloren gegangen. Dr. Feußner wird sämmtliche Althochdeutsche Alliterationsgedichte mit Erläuterungen herausgeben. (Program. Hanau 1846.)

schrieben. Dieses darinnen vorkommende Wort bedeutet Gezüngel, Beredsamkeit. Es besteht aus drei Theilen, wovon zwei aus einem noch älteren und größeren poetischen Werke, einer Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte, entlehnt sein mögen. Die Sprache ist kräftig und erhaben. Es beginnt: Da die Erde nicht war, noch der Himmel oben, nicht Berg noch Baum nicht war, die Sonne nicht schien noch der Mond leuchtete, noch der Meersee, da nichts noch war von Erde und Grenze, da war der eine allmächtige Gott. — Mspt. zu München, ehemals im Kloster Wessobrunn in Baiern. Ausg. in B. Pez Thesaur. I. und öfter; besser von W. Wackernagel. Berlin 1827. Vergl. d. Gebr. Grimm: die beiden ältesten deutschen Ged. des 8. Jahrh., das Lied v. Hildebrand, und das Weissenbrunner Gebet. Kassel 1812. Maßmann: Erläuterungen zum W. G. Berlin 1824.

Übersetzung von 26 Hymnen des Ambros von Mailand, in althochdeutscher Prosa, von einem Ungenannten im achten Jahrhundert. Ausg. von J. Grimm. Göttingen 1830.

Mehrere **Bruchstücke aus dem Evangelium des Matthäus** (um 729 abgef.), aus der Homilie de vocatione gentium, aus dem 77. Sermon St. Augustins. Sämmtlich in hochdeutsch. Sprache des achten Jahrhunderts in einem Mspte. des Klosters Mondsee, jetzt in d. k. k. Bibl. Ausg. v. Endlicher u. Hoffmann, Fragmenta theotisca, Wien 1834. 2 Aufl. v. Maßmann. Wien 1839.

Mehrere Übersetzungen, Paraphrasen und Auslegungen vom Vaterunser, von Glaubensbekenntnissen; Beichtspiegeln, Glossen, Homilien und Bruchstücke von Predigten (bei Endlicher und Hoffmann, Hattemer's Denkm. Eccard Catechesis, Pez Thesaur., Aretin Beiträge VI. Maßmann kl. Sprachdenkm. d. 8.—12. Jahrhunderts. Docen, Misc. Hoffmann Fundgrub. Wackern. Leseb. Künzel Prosa.)

Von der **heidnischen Lyrik** (Gefühlsdichtung), welche gewiß einen sehr beschränkten Umfang hatte und sich der erzählenden Dichtung näherte (Zauberlieder, Anrufungen der Götter u. s. w.), sind nur zwei kleine Zauberspräche (über die Fesseln eines Kriegsgefangenen und über den verrenkten Fuß eines Pferdes) kürzlich zu Merseburg gefunden worden. Ausg. von J. Grimm: Über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des Heidenthums. Berlin 1842. A. Zeune: Älteste altdeutsche heidnische Gedichte (in Hagen's Germania Bd. 5. 1843).

Deutsche Sprachkultur und Literatur unter den Karlowingen (770—919), sächsischen (919—1024) und salischen Kaisern (1024—1125) bis 1150.

Während der Regierung Karls, dessen Verdienste um Deutschland ihm allein den Namen des »Großen« beilegen, geschah für deutsche Kunst und Wissenschaft viel. Er, den sich die Franzosen so gern als ihren größten König zueignen möchten, war ganz Deutscher. Weder Eginhard sein Geheimschreiber und Biograf (deutsch von J. L. Ideler. Hamburg 1839. 2 Bde.) noch andere Geschichtschreiber melden, daß Karl dem romanischen Volksidiom, der damals aus dem verdorbenen Latein entstand, je die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hätte; daß er aber auf die Kultur der deutschen Sprache mitten unter seinen vielen Kriegen bedacht gewesen, wird von ihnen vielfach bewiesen. Indem er das rohe Volk durch Waffengewalt bezwang und so auch das Christenthum allgemein machte, gründete er Deutschlands literarische Bildung durch Errichtung vieler Bisthümer, Klöster, Schulen und Bibliotheken. In den Klöstern, damals der einzige Sitz der Wissenschaften, mußten Mönche unentgeldlich lehren, in deutscher Sprache predigen, die Kirchenväter übersetzen und sie sonntäglich dem Volke vorlesen. Auch Gelehrsamkeit und Gelehrte schätzte Karl; so ließ er den Angelsachsen Alkuin, den Friauler Paul Warnefried, den Peter v. Pisa, den Noriker Leidradus, Paulinus v. Aquileja, Hatto v. Reichenau u. A. an seinen Hof kommen, um der Gelehrsamkeit in seinen Staaten empor zu helfen. Mit ihnen vereinigt suchte er selbst die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln, gab den Winden und Monaten deutsche Namen (auch bei Hattemer I u. öfter) und ließ Lehrbücher für Schulen verfassen. Nach glaubwürdigen Zeugnissen soll an seinem Hofe selbst eine Gelehrtengesellschaft unter Alkuin's Leitung bestanden haben, deren Zweck wissenschaftliche Forschung und Sammlung der alten deutschen Geschichtsdenkmäler, der Volkslieder, war. Karl hatte alles gethan, was Riesenkräfte vermochten, darum schätzte ihn auch sein Volk hoch; Jahrhunderte hindurch vergötterte es ihn in Gesängen, die zu Zeiten der Minnesinger einen eigenen Sagenkreis bilden.

Unter Karls Nachkömmlingen, die ihn anfangs zwar nachzuahmen schienen, verging dieser aufschimmernde Lichtstrahl nur zu bald. Schon durch Ludwig des Frommen und seiner Mönche falschen Eifer wurden viele heidnische Denkmale der Deutschen vernichtet; man beachtete in der Poesie höchstens nur die geistliche Richtung und rottete die Alliteration aus, weil sie zu viel Erinnerung an die heidnische Poesie bewirkte.

— Durch den Vertrag zu Verdun (843), durch welchen Frankreich und Deutschland auf immer von einander getrennt wurden, erhielt sich wohl die Selbständigkeit der deutschen Sprache, aber die Klosterbildung und Kultur der Wissenschaft, welche sich durch die damals so berühmte Klosterschule zu Fulda auf alle übrigen Kloster- und Domschulen (diese nach der Regel Chordegang's, jene nach der Regel Benedikts) verbreitet hatte, wurde durch die Einfälle der Normannen, Wenden und Ungarn (880 bis 940, die besonders Unterösterreich so verwüsteten, daß nicht eine Kirche stehen blieb, und gegen welche auch die Bischöfe und Geistlichkeit kämpfend auftraten) gestört, ja hie und da vernichtet. Heinrich I. stellt nach Sicherung seines Reiches die Ruhe wieder her, und mit erneuerter Kraft blühen Schulen und Klöster zu Utrecht, Lüttich, Köln, Bremen, Trier, Corvey, Hildesheim, Paderborn ꝛc., und in unserer Nähe, außer den schon oben bei Tassilo genannten: St. Gallen, St. Emeran, Hirsau, Murbach, Reichenau, Augsburg, St. Peter und St. Blasien im Schwarzwalde, Einsiedeln, Weingarten, Weissenau, Tegernsee, Prüfling, Altaich, Weihenstefan, Benediktbeuern ꝛc., mit Ausnahme der unsrigen, denen ich den nachfolgenden Artikel widmen will. Durch die Römerzüge Otto's I. werden die Deutschen vertrauter mit italienischer Bildung, und das Studium der alten Klassiker dringt durch der Ottonen Verbindung mit dem gelehrten bizantinischen Hofe in die deutschen Lande ein. *) Wie Karl d. G. hatte auch Otto Gelehrte an seinem Hofe: den Gunzo v. Verona, Luitprand v. Pavia und den Gerbert v. Ravenna (nachmals Papst Sylvester II., † 1003), den man allgemein für einen Zauberer hielt, da er die Kenntnisse der arabischen Hochschule in Spanien nach Deutschland verpflanzte: Filosofie, Mathematik, Astronomie, Medizin. Durch den geförderten Handel, durch Gewerbsthätigkeit, Kunstfleiß und Betrieb des Bergwesens nahm die Wohlhabenheit zu. — Weit geringer waren die Fortschritte der literarischen Kultur unter den zweiten fränkischen oder salischen Kaisern (1024—1125), denn mit dem zunehmenden Reichthume der Geistlichkeit verfielen die Kloster- und Domschulen; der Unterricht wurde schlechtbesoldeten Vikaren überlassen, und was sich sowohl aus diesem als aus den Zwistigkeiten des Mönchs-, Bürger- und Ritterstandes, die alle innere Ruhe untergruben, herauswand, das wußte die hirnlose scholastische Filosofie zu ersticken. Diese gewann über die edleren Wissenschaften die Oberhand, und wurde selbst blos in finstere

*) J. Ch. F. Bähr: Die christlich-römische Literatur des karolingischen Zeitalters. Karlsruhe 1840. — C. F. Hock: Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Wien 1837.

Klosterzellen eingekerkert. Eine grauenvolle, von Rom her einbrechende Barbarei, schimpflicher als die durch Karl verdrängte, verödete unter den Heinrichen ganz Deutschland; und erst mit den späteren Kreuzzügen weckt ein neues allerhellendes Licht die muthlosen Nationen aus ihrem Seelenschlafe.

In Österreich sah es zu Anfang der Regierung Karls d. Gr. traurig aus; bei den Einfällen, welche die nördlichen Völker in dieses Land machten, gingen die meisten Munizipien und Kolonien an der Donau zu Grunde. Als Karl die Avaren und Hunnen bis an die Raab zurückgedrängt hatte, war das Land sehr entvölkert, weil die Einwohner theils durch das Schwert umgekommen, theils in die Sklaverei fortgeschleppt, theils in das alte Baiern und die Lombardei entflohen waren. Karl (der sich, wie überhaupt alle Karolinger, häufig in unserem Lande, besonders in der starken Festung zu Salzburg aufhielt) wandte deßhalb alle Mühe an sich den Besitz dieses Landes zu befestigen und es mit Einwohnern zu beleben. Er schickte Kolonisten aus Franken, Baiern, Sachsen und Slavinen dahin, die es beurbarten, aus Sicherheit vor dem nahen gedemüthigten Feinde in größeren Gemeinden versammelt lebten, und mehrere noch heute bestehende größere Orte gründeten. Gewöhnlich siedelten sie sich bei der Donau an, weil gebaute Landstraßen noch nicht waren, der Handel meist durch die Flüsse geschah, und Fischfang ihr größter Nahrungszweig war. Karl setzte Burgen hin als Damm gegen die alte Wildheit, und stellte Grenzgrafen zur Bewachung der Ostmark, die nicht unter bairischem Schutze, sondern unmittelbar unter ihm selbst standen. Die fromme Sage läßt ihn durchs ganze Land Kirchen und Pfarreien gründen (12, wie Haselbach angibt, auch St. Peter in Wien, zu Petronell, Klosterneuburg), und nebst den Klosterschulen der Ostmark auch eine Schule zu Wien errichten. Bald nach Karl entstehen durch die Fürsorge des Passauischen Bischofs Urolf (Erzbischof von Lorch, welchen Sitz schon 731 Vivilo, gezwungen durch drohende Einfälle der Barbaren, mit seinen Mönchen flüchtend, nach Passau verlegte), zur Bekehrung der Avaren neue Bisthümer zu Wien, Welechrad, Neutra und Altenburg an der Leitha, welche von nun an im Gesammteifer mit den übrigen vielen, wenn gleich nicht immer fortbestehenden Bischofsitzen in Kärnthen, Krain, Tirol, Steiermark, Salzburg, Böhmen, Mähren ꝛc. das Christenthum für immer befestigen *). Leider mußte Otto I. wegen den furcht-

---

*) Unter Constantin d. Gr. zählten die ung. Länder schon viele Metropolitensitze, als: in Dacien zu Sardica, in Mösien zu **Viminacium**, in Dardanien zu **Justinianaea prima**, in Prävalis zu Scutari, in **Pannonia secunda** zu Sirmium, in **Moesia secunda** zu Marianopel, in Dalmatien zu Salona. An vielen Orten waren Bischöfe.

baren Heimsuchungen der Barbaren, die abermals öde und menschenleere Ostmark wieder bevölkern, und rief 956—73 Ansiedler aus Altbaiern ins Land. Weit größer waren aber die Fortschritte der Kultur seit der glorreichen Regierung der Babenberger, die sich durch ihre frommen und nützlichen Stiftungen so hervorragend auszeichnen. Dieser von der Altenburg zu Bamberg ausgegangene Heldenstamm verwaltete zwei Ostmarken Baierns, die nordöstliche wider die Slaven, Sorben und Wenden auf der alten Stammburg zu Bamberg, — die andere seit Otto's des Gr. Lechfeldschlacht wider die Ungarn (955), die in der Folge eben dieses Sieges eroberte Mittel-Ostmark, auf beiden Seiten des Kahlengebirgs und bis zur March und Leitha. — Die südöstliche, karentanische Mark, war anfangs, als die ungarische Mark noch drohender schien, zweigespalten in die untere an der Donau, Saan und Save und in die obere an der Raab und Muhr bis an die Schwarza, Cilly oder Pettau, die Hauptburg der unteren, Pütten, späterhin Steier, der Sitz der oberen Mark, bis eine Reihe Glücksfälle beide Marken in die Hände der Enkel Aribos (mit seinem Bruder Luitpold Schirm und Hort der gesammten Ostmark), der steirischen Ottokare aus dem Traun- und Chiemgau vereinigte, deren wohlthätigen Sinn gar manche milde Denkmale bezeichnen. Unter den Babenbergern erscheint in dieser Periode als Glanzpunkt die Zeit Leopold III. (1075—1096), und Leopold IV. des Heiligen (1096—1136). In der ersteren tritt Altmann, der vertriebene Passauer Bischof auf, der für Österreich das wurde, was der gesammten christlichen Welt Gregor VII. Er, ein Zögling der Pariser, führte zeichnende und bildende Kunst und Musik ein, gründete Schulen, und verbesserte die alten, welche den Klöstern einverleibt, seit langer Zeit her des Landes Anbau und den Unterricht des Volkes gefördert hatten. Das Kloster, welches St. Rupert um 582 zu Ehren des heil. Petrus zu Salzburg erbaut und eingerichtet hatte, war das erste in Österreich; es wurde unter ihm und unter seinen nächsten Nachfolgern eine Pflanzschule für das ganze Land, aus welcher Mönche, theils Priester, theils in verschiedenen Arbeiten, besonders im Garten- und Feldbau wohl unterrichtete Männer ausgingen, zur Verbreitung des christlichen Glaubens und zur Veredlung des Bodens. Man glaubt es seien Benediktiner gewesen, die dann in Österreich ihre ältesten Klöster zu Ossiach in Kärnthen (689? 740?), zu Mondsee (744), und Kremsmünster (777) erhielten. Dieser Orden, ein wahrer Segen des Mittelalters, machte sich um Kultur und Zivilisation hochverdient. Seine Söhne waren Lehrer nicht nur der Jugend sondern jedes Alters, sie trieben die meisten Gewerbe persönlich, rotteten Wälder und Moräste aus, baueten Äcker und Gärten — um ihre Klöster entstanden Städte und

Dörfer — ließen sich die Erziehung des Volkes tief und vielseitig angelegen sein, und brachten Völker einander näher, die sich vielleicht noch Jahrhunderte lang fremd geblieben wären. Benediktinerklöster waren im grauen Mittelalter nicht nur die Zufluchtsorte der Wissenschaften, wo manches Werk der Alten abgeschrieben und nur hierdurch erhalten wurde, wo man neue Bücher verfaßte, aus denen wir fast alle unsere historischen Kenntnisse haben, sondern sie waren auch die Sitze der Künste und Handwerke für die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die sich von da aus über ganze Länder verbreiteten. Deutschland erhielt durch sie seine ersten mit römischer Kunst gebauten Güter, seine ersten Weinberge und Obstarten. Die Geschichte der Benediktinerklöster ist, einem großen Theile nach, die Geschichte der Kultur im Mittelalter und in der Nacht dieser Zeiten waren diese Klöster die einzigen lichten Punkte. An die Benediktiner schlossen sich die nach der Regel Augustins gebildeten Kongregationen der regulirten Chorherren oder Kanoniker, dann die Cisterzienser (seit 1136 in Österreich) an. Für diese Orden nun errichtete man Klöster und Abteien in Fülle, als: zu Otting im Chiemgau (eine Abtei zur Zeit Pipin's 757 von Graf Gunthar gestiftet; von den Ungarn zerstört, wurde sie 966 neu erbaut, und dann nach Michaelbeuern im Salzburgischen übertragen, welches Kloster man 1072 wegen erlittener Zerstörung wieder herstellte. Außerdem gab es zur Zeit Pipin's und Thassilo's am Albersee, zu Gars am Inn, zu Zell im Pinzgau, zu Au, zu Kufstein und Michaelbeuern kleine klosterartige Versammlungen). Zu St. Pölten, Krems (976), Martinsberg (848? 996?), Wilten in Tirol (um 860 dann 1130), Mölk (seit 894 ein Kollegium für Weltgeistliche, seit 1089 Benedikt.), Mur (vor 900), St. Andrä an der Trasen (998), in und bei Brixen, Trient, Traunkirchen (999, nachdem die daselbst bestandene königl. Abtei sammt ihren Klosterfamilien, worunter Altmünster gewesen sein mag, 909 durch die Ungarn zerstört wurde). Sonnenburg (1035), Formbach und Suben (1040), Martell in Tirol (?), Ardacker (1049), Lambach (1032? 1056?), St. Lambrecht (1069), St. Paul in Kärnthen (1060—70), die nun Altmann durch Wiederherstellung des alten, wahrscheinlich schon von Severin gegründeten, 737 verwüsteten St. Florian (1071), durch Stiftung von St. Nicola bei Passau (1076, aus österr. Besitzungen), Garsten (1082) und Göttweih (1083) bereicherte. Hiezu gesellten sich Admont (1074), Reichersberg (1084), Seitenstetten (1109), Herzogenburg (1112), Klosterneuburg (1114), Gleink (1123), Rein (1128), Heiligenkreuz (1136), Kleinzell (1136), Satelbach (1136), Zwettl (1139), Feistritz und Viktring (1140), Obernburg

in Krain (1140), Baumgarten (1140), Neustift oder Neuzell in Tirol (1142), Erla (1142), Altenburg (1144), St. Michael an der Etsch (1145), Wilhering (1146), Waldhausen (1148), Engelhartszell (1149), Vorau, Sittich in Krain (1156), Cerewald am Semmering, Göß, Soen, die Schotten in Wien (1158) u. A. *) Die meisten verbanden damit auch den Schulunterricht, wohl mehr den höheren für Geistliche, als den niederen fürs Volk. Ersterer enthielt außer der Theologie noch das Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik), und das Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie), als die sieben freien Künste, wodurch einiger wissenschaftlicher Grund gelegt wurde, den die Scholastik nicht ganz unterdrücken konnte, und auf dem später die Studien des Alterthums mit mehr Glück gediehen. Mit Auszeichnung sind unter unseren alten Klosterschulen zu nennen: jene zu Salzburg, welche so alt sind als das Christenthum, das hier gleich in den ersten Jahrh. Klöster hervorrief. Die ersten Schulen existirten im Kloster St. Peter (582), am Chiemsee (782, durch Dobda), im Dom zu Salzburg (bis 1617), und im Stifte Michaelbeuern; aber von allen diesen wissen wir nur, daß sie für junge Mönche (Novizen) waren. Nicht so aber zu Mur in Steiermark (?), wo um 900 Abt Reginbald lebte, dem die Vornehmen dieser Zeit ihre Söhne anvertrauten, um sie im Lesen, Schreiben und Malen unterrichten zu lassen; ferner Admont in Steiermark, dessen Schule sich besonders unter Irimbert, und auch später durch höhere Gelehrsamkeit auszeichnete; und Klosterneuburg, wo Leopold der Heilige seine Söhne erziehen und ausbilden ließ ꝛc. — Auf ähnliche Art aber weniger zu gleichem Zweck, zum Mädchenunterricht, entstanden zu dieser Zeit Nonnenklöster, nach der Regel Benedikt's oder Augustin's zu Salzburg, Göß in Steiermark (vor 1000), Lengersee in Kärnthen (Stiftsurkunde 1006), Traunkirchen, Admont, Göttweih, St. Florian, Gareß, Perneck, Kirchberg am Wechsel (1024? 1108?), Sonnenburg bei Brixen (1018), Wilten, Erla (1045), Otting im Chiemgau (1072), Klosterneuburg, Ranshofen, Reichersberg, St. Jakob in Wien ꝛc., gewöhnlich in der Nähe, oder gar einverleibt den Mönchsklöstern, deren Vor-

---

*) In Böhmen und Mähren: St. Georg in Prag (10. Jahrh.), Břewnow (992), Ostrow (999), Melnik (um 1000), Sazawa (1032), Raigern (1048 in eine Probstei verwandelt), Wyschehrad (1070), Hradisch (1078), Opatowic (1086), Sadska (um 1105), Kladrau (1108), Trebič (1109), Wilimow (1120), Leitomissl, Postelberg (1121), Strahow (1138), Sedlec (1143), Doran (1143), Plaß (1146), Selau (1148), Lunowic (1149), und eine große Menge noch im 12. Jahrh.

steher, Abt oder Probst, auch über das weibliche Personal gebot, und deren Glieder zugleich Lehrer der Nonnen wurden, und diesen öfter auch höhere Studien, besonders theologische vortrugen, wie wir das Beispiel von gelehrten Nonnen zu Admont in Steiermark, Melk ꝛc., mehr aber noch bei Hroswitha (s. d.) und Gerburga († 1001) haben.

Von der Stiftung der Klöster datirt sich auch die Geschichte der schönen Künste. Klosterleute waren es, welche sich mit dem Grabstichel beschäftigten, welche die Malerei und Skulptur betreuten, und mag man ihnen auch mit Recht den Vorwurf des Aberglaubens, der Hierarchie, und in späterer Zeit selbst der Erhaltung der Unwissenheit unter den Laien zuschreiben, jenes Verdienst wird ihnen kein Billigdenkender abzusprechen vermögen. Eben der erwähnte Reginbald von Mur, der seinen Mönchen nebst den Wissenschaften, für die er durch Herbeischaffung von Büchern sorgte, auch Gelegenheit verschaffte Kunstgegenstände zu bewundern und den Sinn dafür zu nähren, gab bei Erbauung seines Klosters durch verschiedene Kirchengeräthe, Gemälde und Verzierungen so schöne Beweise des Fortschreitens der Kunst unter den Klosterbrüdern, daß sie die Acta fundationis Mur. M. nicht genug loben können. Im eilften Jahrhundert zeichnet sich ein Graf von Medling, Thiemo, der nachmalige Bischof von Salzburg († 1101) aus; seit Jugend auf mit freien und mechanischen Künsten beschäftigt, betrieb er die Malerei und Skulptur mit großem Erfolge, und besaß das Geheimniß des Steingusses. Von seiner großen Kunstfertigkeit zeugen noch einige seiner Schnitzereien und Gießereien zu St. Peter in Salzburg, zu Admont, Großgmain bei Reichenhall, Niederaltaich, Kremsmünster ꝛc. *). Als Beförderer der schönen Künste in Österreich erscheinen noch die Äbte zu Göttweih und Kremsmünster Hartmann und Sigmar im eilften Jahrhundert, unter denen Schreiber, Maler, Bildhauer, Gießer und andere Künstler, sämmtlich Mitglieder ihres Ordens, standen; und jener rühmlich erwähnte Altmann († 1091), durch den in Österreich die hölzernen Kirchen und Thürme schwanden und schönen Gebäuden aus Stein Platz machten, die er mit Statuen, Gemälden, Zierathen und Kirchengeräthen versah. Altmann führte dabei auch die Kirchenmusik in Österreich ein, die durch Gregor's I. (590—604) Eifer für sie, besonders durch Einführung des Choralgesangs, so viel gewonnen hatte, und für den Priester so nothwendig wurde, daß, wie Hraban

*) Auch in böhmischen und mährischen Klöstern treten in dieser Zeit Mönche als Künstler und Kunstfreunde auf. Z. B. St. Methud, der sich als Maler, und Božtèch, Abt von Sazawa, unter K. Wratislaw **II.** (**1061—1092**), der sich als Bikdhauer und Maler auszeichnete. Sieh über diese, so wie auch über die Klosterschulen Böhmens Palaczky's Gesch. v. Böhmen, Bd. **2**, Abth. **1**, S. **51** die Anmerkung.

(s. d.) sagt, man ohne Musik weder Priester noch Lehrer der Künste oder der Theologie werden könne. Karl d. Gr. verdanken die Abendländer eine weitere Ausbildung der Musik, die man aber noch stets blos durch Buchstaben, und bis 1022 ohne Takt-, Linien- und Notenbezeichnung lehrte. (G. E. Scheibel: Geschichte d. Kirchenmusik alter u. neuer Zeiten. Bresl. 1738. Häuser: Geschichte des christl. Kirchengesangs u. d. Kirchenmusik. Quedlinb. 1834; Hawkin's Burney's, J. N. Forkel's, Großheim's, Stafford's, G. G. Kiesewetter's u. A. Geschichten der Musik.)

Stand der Kloster- und Domschulen und der Wissenschaft in der Zeit vor den Minnesingern (bis um 1160).

Wie ich schon oben bei den österreichischen Klöstern erwähnte, wurden in deren Schulen außer der Theologie nur noch die sieben freien Künste gelehrt *). Diese beschrieb man in folgenden zwei Versen:

Gram loquitur, dia vera docet, rhet verba colorat (das Trivium).
Mus canit, ar numerat, geo ponderat ast colit astra (das Quadrivium),

und schon Alkuin theilt das ganze wissenschaftliche Gebiet in Ethik (Trivium), Fisik (Quadrivium) und in Theologie. Die Beschränktheit dieser Studien läßt sich am deutlichsten aus des Hrabanus Maurus (s. d.) Schrift »de institutione,« worin er über das Verhältniß der freien Künste spricht, wahrnehmen. Die Grammatik lehrt — nach Hraban — die Auslegungskunst der alten Dichter und Geschichtschreiber sammt dem Vermögen richtig zu reden und zu schreiben. Sie ist Grundlage aller freien Künste, ohne sie kennt und würdigt man die uneigentlichen und dichterischen Redensarten und Versmaße der heil. Schrift nicht. Die Rhetorik betrachtet er als Anweisung zum Predigen. Die Dialektik ist ihm die Wissenschaft der Wissenschaften, lehrt lernen und lehren, lehrt was die Vernunft ist, will, sieht; sie lehrt das Gute und Böse, den wahren und den falschen Schluß, die Kenntnisse des Schöpfers; durch sie bestreiten wir die Ketzer. Die Arithmetik lehrt ihm die Geheimnisse der Zahlen und erklärt Bibelstellen, wo von Maß und Gewicht die Rede ist. Die Geometrie empfiehlt er, weil in der Schrift bei der Arche und dem salomonischen Tempelbau Zirkel aller Art vorkommen. Musik und Astronomie braucht man zum Got-

*) Vergl. P. M. v. Böck: Die sieben freien Künste im eilften Jahrhundert. Ein Beitrag zu den Studien des Mittelalters. Donauwörth 1847.

tesdienst und Kirchenkalender. Und Notker sagt ausdrücklich, daß die freien Künste nur als Werkzeuge zum Verständniß der kirchlichen Schriften dienen, und wenn sie daher nur von Wenigen auf die Klassiker oder in einer anderen Richtung angewandt wurden, so sind das besondere Ausnahmen.

Uebersicht des wissenschaftlichen Ertrags, zumal in den Ländern der heutigen österreichischen Monarchie.

1. **Die Filologie** im alten Sinne wurde im fünften und sechsten Jahrhundert mit Erfolg, besonders in Italien (Lombardei) betrieben. Später las man die Klassiker nur hie und da, wenn nicht immer mit Genehmigung der Obern, bis sie unter den Ottonen abermals auftauchten.

2. **Dichtkunst lateinische.** Sie behandelte jetzt meist religiöse und historische, seltener wissenschaftliche und Naturgegenstände. Im fünften und sechsten Jahrhundert hat die Darstellung gewöhnlich noch römischen Anstrich; nur verliert die Sprache fortschreitend an Reinheit; Verstöße gegen die Prosodie nehmen zu. Das siebente und achte Jahrhundert sind ganz arm: im neunten, zehnten, besonders im eilften Jahrhundert wird die Liebhaberei am Versemachen in barbarischem Latein allgemeiner.

3. **Geschichte.** Unter den abendländischen Historikern haben nächst den italienischen die deutschen den meisten Werth. Da sie ausschließlich von Geistlichen aufgezeichnet wird, ist sie folglich größtentheils aus einem kirchlichen Gesichtspunkte aufgefaßt. Es gehörte frühzeitig zu den stehenden literarischen Beschäftigungen der Klöster und Abteien, daß Zeitbücher angelegt und zusammengetragen wurden. Diese, gewöhnlich von mehreren Verfassern herrührenden Klosterchroniken schicken meistens eine bei allen ziemlich gleichlautende Geschichte der Erschaffung der Welt bis auf die Zeit, wo ihre Klostergeschichte beginnt, voraus, woran sich dann jenachdem das Kloster in Hinsicht seiner Stellung nach Außen, oder der Abfasser in Hinsicht seiner Befähigung von größerer oder geringerer Bedeutung war, interessante oder dürftige Nachrichten anreihen. Solche Chroniken unserer Länder findet man gesammelt in H. Pez script. rer. austr., in A. Rauch script. rer. austr., in B. Pez Thesaurus, in Pertz Monumentis ꝛc., Dobrowski script. rer. bohem., Muratori script. rer. Italic., Böhmer Fontes (2 Bde. Stuttg. 1845) ꝛc., in Duellius, Freher's, Hauthaler's u. A. Werken. Die ältesten solcher Chroniken Deutschlands sind nächst den Fulda'schen die Salzburger, deren Anfänge vielleicht Alkuin aus England

mitgebracht. (Das uralte Necrologium des Klosters St. Peter zu Salzburg über Mönche, Nonnen, Bischöfe, Äbte, Könige, Herzoge ꝛc. enthält das Chronicon noviss. S. Petri. Salzburg 1772.) Auch die, seit dem sechsten Jahrhundert sehr häufigen Legenden und Lebensbeschreibungen der Heiligen gewähren oft beträchtliche historische Ausbeute. Derlei Legendarien finden sich viele noch in österr. Klöstern, besonders die uralten und sehr reichhaltigen zu Heiligenkreuz und Lilienfeld *).

4. **Geografie** scheint den Klosterschulen fremd gewesen zu sein, und beschränkte sich höchstens auf Missionäre. Entferntere, zumal nördliche Gegenden waren durchaus unbekannt, und in den nördlichen Gegenden Schottlands vermuthete man sogar noch den Eingang zur Hölle.

5. **Mathematik.** Zu was sie, sammt der Astronomie diente, haben wir oben schon vernommen. Man trug sie nach des Boethius dürftigem Auszug aus Euklid, nach M. Capella, mystisch nach Nikomachos, nach Cassiodor vor, deren Compendien alle keinen wissenschaftlichen Zusammenhang hatten, sondern in geheimnißvollen Resultaten bestanden. Die Einführung mathematischer Studien unter uns ist erst Gerbert zu verdanken, der die arabischen Ziffern aus Spanien mitbrachte.

6. **Von Naturkunde** zeigen sich nur wenige einzelne Spuren; im Allgemeinen war sie gänzlich vernachlässigt, wie von einem Zeitalter erwartet werden muß, in welchem Wunderglaube vorherrscht und Thätigkeit des Geistes entweder in klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt, an zünftigen Arbeiten, oder im eng beschränkten Leben an unfruchtbaren Berufsgeschäften geübt wird. Virgil, der Bischof von Salzburg und Gerbert wurden wegen ihrer fisikalischen und mathematischen Einsichten als Teufelskünstler verrufen.

7. **Die Medizin** war in den Händen der Geistlichkeit, welcher schon Cassiodor dieses Studium, das ihnen auch Karl d. Gr. (805) zur Pflicht machte, empfohlen hatte und meistentheils aus Unwissenheit mit dem herrschenden Aberglauben des Zeitalters aufs engste verbunden. Die schrecklichsten Krankheiten, Pest, Blattern, Aussatz ꝛc. zogen in Europa ein und wählten sich da die blühendsten Länder zu Schlachtopfern, denn die medizinische Kunst that ihnen eben so wenig Widerstand, als die Barbaren bei ihren Eroberungen gefunden hatten. Herkömmliche Mittel und alte Rezepte benützten die Mönche; wie weit aber der Schulunterricht auf diese Kenntniß eingewirkt, ist ungewiß. Die Universalmedizin

---

*) Über die deutsche Historiografie früherer Zeit **vide**: L. Häußer, Über die deutsche Geschichtschreibung v. Anfang d. Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen. Heidelberg **1839**.

war der Glaube; bei den Gräbern der Heiligen und durch Reliquien oder mit allerlei Gebeten, Segenssprüchen, Beschwörungen und Teufelaustreibungsformeln wurden Wunderkuren verrichtet. Die Legenden der Heiligen sind voll davon, und verdienen als wichtige Beiträge zur psychischen Medizin genau beachtet zu werden. Seit Gerbert hob sich auch dieses Studium, zumal in Italien, die medizinischen Kenntnisse der Araber fanden in Salerno ihre Heimat, und die medizinische Schule daselbst (seit 1057) wird hochberühmt.

8. **Rechtskunde.** Die germanischen Sieger, mit Ausnahme der Ostgothen, ließen in den von ihnen begründeten Staaten die persönliche Rechtsverfassung bestehen. Die Rechtsgewohnheiten der Germanen wurden dann durch die literarische Verbreitung von Seite des Klerus mit denen der Römer vermengt. Solche Sammlungen sind die Salische und Ripuarische (422), Westgothische (470—700), Alemannische (496), Bojoarische (vor 500; revid. vor 638. — Wittmann: Die Bajovarier und ihr Volksrecht. München 1837), Burgundische (501—517), Angelsächsische (560—616), Longobardische (643; um 540 auch in Unterösterreich gültig), die Capitularien der fränkischen Könige (ges. 827 u. 845). In allen diesen Gesetzen herrscht ein Geist: sie verbieten nur ohne positiv etwas zu gebieten; sie strafen strenge, aber nicht zweckwidrig für ihre Kultur und ihr Zeitalter (mit Ausnahme der Sachsen), höchst selten mit dem Tode, um keinen Krieger zu verlieren. — Reichhaltig und selbstständig erwuchs das Kirchenrecht.

9. **Filosofie,** welche man eigentlich in diesem Zeitraume mit jenem Namen gar nicht bezeichnen darf, denn Dialektik (Sofisterei, Scholastik, Schulweisheit) vertrat ihre Stelle. Sie wurde aus des Augustinus (der sich zum Muster des filosofischen Tones und Verfahrens in der abendländischen Kirche erhoben), der Aristoteliker, Neuplatoniker und der Kirchenväter Schriften, und erst späterhin aus dem Aristoteles selbst geschöpft. Ihre Bestimmung war, alles zu beweisen, was zu beweisen für nöthig und nützlich gehalten wurde: sie diente der Theologie zur Grundlage, und war also das wichtigste Studium für den Geistlichen, die »Königin aller Kenntnisse« wie Hraban sie nennt. Ihre Untersuchungen erstreckten sich nicht über wichtige, gemeinnützige Wahrheiten, sondern verloren sich meist in leere Floskeln, Wortstreit, Spitzfindigkeiten, Wortspielerei und Sylbenstecherei: denn man grübelte nicht blos über Begriffe, sondern auch über Sylben und Buchstaben, disputirte selbst auf Straßen, oft mit der Faust. Man lehrte sie aus den angeblichen Augustin'schen Schriften von der Dialektik und den Kategorien, Porphyro's Einleitung in das Organon des Aristoteles, Cassiodor's

Abriß der Dialektik, und Boethius Auszug aus der Schrift des Aristoteles.

10. **Theologie** war jetzt Hauptwissenschaft, zu welcher sich die übrigen Kenntnisse, wie Mittel zum Zwecke, verhielten; aber so viele Kräfte sie auch ausschließlich in Anspruch nahm, so schritt sie doch nicht zu Höherem fort, sondern zeichnete sich bald durch eigenthümliche Beschränktheit und Unempfänglichkeit für Erweiterung und Veredlung aus, und gerieth in eine Erstarrung, welche Jahrhunderte lang fortdauerte, und alle Verbesserungsentwürfe scheitern ließ. Selbstdenken und freie Untersuchung mußten hierarchischer Willkür und blinder Autoritätsmeinung weichen. Der große Haufe der Klerisei, von welchem durch reichere Bildung und besseres Streben sich zu unterscheiden, bald große Gefahren für Ruhe und Sicherheit zur Folge hatte, war größtentheils unwissend und nahm von dem, seiner Führung anvertrauten, späterhin verwahrlosten Volke eben so viel Aberglauben und Unwissenheit an, als er ihm gab. Die einzige Stütze der Frömmigkeit und die wirksamste Veranlassung zum praktischen Selbstdenken war Mystik, welche, als bleibendes Bedürfniß edlerer Gemüther, nie erlosch, durch die von Joannes Scotus Erigena übersetzten Schriften des Pseudo-Dionysius Areop. erkräftigt wurde, und die in folgenden Jahrhunderten eintretenden Veränderungen vorbereitete, durch welche die Theologie wissenschaftliche Veredlung erhielt.

Volksgesang.

Wie im vorigen Zeitraum so auch in diesem sind Mönche die einzigen Bewahrer aller Wissenschaft; von ihnen stammen die nachfolgenden Sprachdenkmale her, und man müßte glauben das Volk wäre gänzlich verstummt, wenn uns nicht die von W. Grimm zusammengestellten Zeugnisse über die deutsche Heldensage (Götting. 1829, S. 1—49) von deren ununterbrochener Thätigkeit und die in den Kapitularien Karl des Gr. und seines Sohnes enthaltenen Verordnungen und andere Überlieferungen vom Sinne des Volkes überzeugten, dem auch jetzt nicht Poesie gefehlt, das sich vielmehr in mannigfaltigen Weisen versucht haben müsse. Die Kapitularien enthalten das Verbot, daß die Christen keine Teufelslieder an den Gräbern der Verstorbenen (zum Christenthum Übergegangenen), die Nonnen keine Liebeslieder singen, und allgemein keine Spottlieder auf öffentliche Begebenheiten gemacht werden sollten. So berichtet uns um 899 der Poeta Saxo, daß die Pipin, Karl, Ludwig, Theodorich, Karlmann, Lothar in der Landessprache gefeiert wurden, und eine Bemerkung der Qued-

linburger Chronik (10. und 11. Jahrh.), wonach die Bauern den Dietrich von Bern besangen. So verfolgt W. Grimm die Sagen der Gudrun, deren Geschichtliches in den kühnen Zügen der Normannen, besonders unter Kanut dem Großen, ruht, nach angelsächsischen und nordischen Zeugnissen bis ins 9. Jahrh. Ein günstiges Zeugniß geben 1060 der Tegernseer Mönch Metellus und die Urspergische Chronik (1104) von Österreich, indem sie es als das Land schildern, dessen Volk seine berühmten Helden wie Aribo, Boto, Rüdiger v. Pechlarn u. A. in Liedern besingt. Hier war es vornehmlich, wo nebst den Zeitbegebenheiten, z. B. die Thaten der Avaren und Hunnen, von Otto d. Großen, von der Schlacht bei Eresburg, Hatto's Verrath an dem Ahne der Babenberger, Herzogs Ernst von Baiern und Österreich († 1030), Abenteuer, Heinrichs III. Kriege in Ungarn und Benno's Verdienste daselbst ꝛc., in Liederweisen erschallten, und die alten Heldenlieder der Gothen, Longobarden, Hunnen ꝛc., in Gesängen fortlebten; wo man im 9. Jahrh. die Lieder von den Nibelungen mit den burgundischen Königen und diese burgundisch-fränkische Nibelungensage durch Verknüpfung an Siegfried auch den Theodorich (Dietrich) in Verbindung mit Attila gebracht. Dieser Lebendigkeit der deutschen Volkssage in unseren Ländern ist es auch zuzuschreiben, daß Pilgrim, Bischof v. Passau († 991) ein Ahnherr der steirischen Markgrafen (der nach der letzten und furchtbarsten Verheerung des Landes durch die Ungarn, um 980 zu Enns, Mistelbach und Mautern Synoden hielt) an der Liederlust des Volkes seines Kirchensprengels so viel Wohlgefallen fand, daß er deren Sagen von den Nibelungen, Hunnen und besonders von Rüdiger's von Pechlaren Tapferkeit zuerst lateinisch für seine Neffen, die burgundischen Könige, aufzeichnen, und dann vieles davon von seinem Schreiber, Meister Chuonrat abermals in deutscher Sprache umdichten ließ. So spricht auch die Nibelungenklage, welche eben so wie das Nibelungenlied den Pilgrim selbst verherrlicht *). Die lateinische Abschrift soll sich, nach einem Verzeichnisse des 13. Jahrh., und nach W. Hund's († 1588) Zeugniß in der bischöflichen Bibliothek zu Passau befunden haben; in neuester Zeit ist vergebens darnach gesucht worden.

Bis gegen Ausgang des 8. Jahrh. wurden gewiß nur höchst selten

---

*) Der Inhalt dieses Buches des Schreibers Conrad läßt sich aus der „Klage“ (s. d.) näher nachweisen, es hatte einen weit größeren Umfang als das Nibelungenlied, begann früher und ging weit über dessen Schluß hinaus — es lieferte den reichen Sagenstoff, aus dem das Nibelungenlied und die Klage entstanden sind.

Volksgesänge aufgeschrieben, und wo dies dennoch, wie namentlich in Frauenklöstern geschah (Capitulare von 789), konnten Verbote und die Wachsamkeit der Obern besonders der geistlichen, leicht den Untergang des Niedergeschriebenen bewirken. Erst nachdem Karl d. Gr. das Beispiel gegeben, Lieder des Volks zu sammeln, mögen einige Klosterbrüder sich ihrer Neigung für das Volksepos ungestörter hingegeben haben, und die Aufzeichnung der Lieder zahlreicher geworden sein. Ein Beispiel hievon haben wir im Hildebrandslied (s. d.); in Eccard's Walther v. Aquitanien und Froumunts Ruotlieb (s. d) aber den Beweis, daß man in Klöstern Volkssagen selbst lateinisch bearbeitete. Ja nach Gumposch mögen während der Zeit, wo das Gauwesen sich auflöste, jene fahrenden Sänger, welche nur die Träger der Sage und des Volksgesanges waren, in den Klöstern, den einzigen Herbergen und Armenhäusern, Ruhepunkte, ja gar als Laienbrüder Aufnahme gefunden haben. Mancher graue Waffenmann, welcher das Schwert nicht mehr führen konnte, und seine Tage in der Zelle beschloß, mancher mit körperlichen Gebrechen behaftete Klostermann mochte um so lieber sich von solchen Sängern in das Gewühl der Schlachten führen lassen, da ihm die Wirklichkeit verschlossen war. Hatten aber solche herumziehende Sänger in den Klöstern Plätze, Zuhörer und Aufzeichner gefunden, so that sich ihnen wohl auch eine Burg, ein Hof auf, und sie spielen daher schon hinüber in die künftige, für Sang und Sänger so begeisterte Periode, denn die Herzoge, Graven und Vasallen waren damals gewiß nicht so wie das Volk zur Erlernung weitverzweigter Sagen und zum Vortrag derselben geeignet, aber huldigten dem Geschmack der Höfe, wo die Geistlichen den Ton angaben. Daß aber von dem, was wirklich durch die Schrift festgehalten wurde, nur so geringe Überbleibsel auf die Nachwelt gekommen sind, davon wird man die Gründe wohl hauptsächlich in der neueren Sprache und in dem neueren Geschmack suchen müssen, der nach der Mitte des 12. Jahrh. in der deutschen Poesie aufkam, und der sich dieser Lieder mit einer kunstmäßigeren Form bemächtigte, und sie uns so verändert, größtentheils überlieferte.

Das deutsche **religiöse Lied** findet in dieser Periode die erste Pflege. Als nämlich das Volk mit den lateinischen, ihnen unverständlichen Liedern der Geistlichen nicht zufrieden war, fing man an demselben wieder einen unmittelbaren Antheil am Kirchengesange zu gestatten, indem entweder die Geistlichen selbst Erläuterungen oder Ausführungen in der Volkssprache wechselweise absangen, oder das Volk den lateinischen Gesängen der Priester durch entsprechende Lieder in seiner Sprache antwortete. Solche Lieder waren die erweiterten Kyrie eleison- und Halleluja-Gesänge (welcher Worte sich einmal das Volk nicht entwöhnen konnte),

in deutscher Übersetzung oder Nachbildung *). Denn ähnlicherweise wie man das Kyrie durch Sprüche ausdehnte, so wurde ungefähr seit dem 9. Jahrh. auch das Halleluja, oder vielmehr dessen letzte Sylbe »ja« mit Texten (Lobgesängen zu Ehren Gottes, Marias und der Heiligen) versehen, die deßhalb Sequenzen (zuerst von Notker Balbulus, Mönch zu St. Gallen [† 912] »liber sequentiarum« in Pez Thesaur. I.) oder weil sie unmetrisch waren, Prosen genannt wurden. Bei der fortschreitenden Entwicklung der rhytmischen Poesie hatten sich in den Sequenzen statt der Prosa rhytmisch zergliederte Reimstrofen (anfangs in weniger, 2, 3, später in mehr, 6 Versen) gestaltet, und diese so volksartige Form ging sehr bald aus der lateinischen in die Vulgarpoesie über. Die Sequenzen als Fortsetzung des Halleluja-Gesangs waren es vorzüglich, die man fürs Volk übersetzte. Beispiele der Art, nach der die Geistlichen eine lateinische Sequenz (z. B. Oster- oder Pfingstsequenz) strofenweise absangen, woranf das Volk durch entsprechende Gesänge in seiner Sprache antwortete, finden sich in Hoffmann's Kirchenlied S. 109, 117, 130 und in Wackernagel's Kirchenlied (Stuttg. 1841). Wie die ältesten althochdeutschen geistlichen Lieder überhaupt in formeller Hinsicht den Prosen nachgebildet sind, so scheint diese Form selbst auf größere biblische Gedichte, Legenden ꝛc., die auch zum Absingen bestimmt waren, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein; und selbst diejenige Art der geistlichen und weltlichen Gedichte, die man später Leich nennt, sind aus ihnen entsprungen, und der älteste bekannte Leich, ein Marienleich, fand sich sogar unter der Überschrift Sequentia de S. Maria (Wackernagl Leseb. I.) in schweizerischen Kirchenbüchern vor. — Deutsche Kyrie-Lieder haben wir seit Ottfried's Zeiten und wahrscheinlich selbst von ihm (wie das Petruslied) mehrere (in Hoffmann's und in Wackernagel's Kirchenl.); und ein Lied auf diese Weise war auch das, welches Ratpert, Mönch zu St. Gallen († 885) auf den heil. Gallus in deutscher Sprache dichtete, zum Gebrauch fürs Volk, welches uns aber leider nur in der lateinischen Übersetzung Eccard's jun. bekannt ist (in Grimm und Schmeller lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh. Götting. 1838).

Die Kriegsgesänge des Volkes, die sich aus den heidnischen Liedern in Kyrie-Rufe verwandelt hatten, bildeten sich jetzt zu deutschen christlichen Kyrie-Liedern um. Jeder Schlacht ging frommer Gesang voraus.

---

*) Der k. k. Wiener Kodex Hoffmann Nr. 239 enthält mehrere solche Übersetzungen lateinischer geistlicher Lieder.

Althochdeutsche Schriftsteller und Sprachdenkmale *).

Ende des achten und neuntes Jahrhundert.

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand um 770 von zwei Mönchen zu Fulda niedergeschrieben, denen es aus ihrem Welt- und vermuthlich Kriegerleben im Gedächtnisse geblieben. Es ist das älteste auf uns gekommene Denkmal der deutschen Volks- und Heldensage. Sprache hochdeutsch, hin und wieder zum Niederdeutschen neigend. Form alliterirend. Der Inhalt bildet den Schluß des burgundisch-gothisch-ungrischen Sagenkreises, und hängt der Geschichte weit mehr an, als die uns überlieferten späteren deutschen Heldenlieder. Es erzählt in kerniger Naturfrische, mit einer Schärfe und Sicherheit der Zeichnung, die mit wenigen Strichen viel auszudrücken vermag, Folgendes. Dietrich von Bern kehrt von Attila's Reich, wo er dreißig Jahre verweilt, in seine Heimat zurück. Hildebrand sein alter Waffenmeister zieht voraus und trifft am Wege mit seinem seither herangewachsenen Sohne Hadubrand zusammen, der ihm feindlich begegnet. Hildebrand kennt den Sohn wohl und gibt sich als Vater zu erkennen, aber Hadubrand will es nicht eher glauben, als bis er sich bekämpft fühlt. Sie kämpfen. Hier

---

*) Die **niederdeutsche Literatur** will ich, als von unserer entfernt und verschieden, nicht aufnehmen, und bemerke nur die **altsächsische Evangelienharmonie** in alliterirenden Zeilen (Ausg. v. Schmeller »Heljand,« Stuttg. 1830; dessen Glossar dazu, eb. 1839. Neudeutsch von K. L. Kannegießer, Berlin 1847. Wilmar, deutsche Alterthümer im Heljand, Marburg 1845) und die **Psalmenübersetzung** (Ausg. von Hagen. Bresl. 1816). Beide aus dem neunten Jahrhundert. — In England, wo sich seit der Ausbreitung des Christenthums (596), die niederdeutsche Schriftsprache ausbildete, entstand bald eine ansehnliche Literatur in Poesie und Prosa, die das Mittelding zwischen der reichen nordischen und der ärmeren Hochdeutschen ausmacht. **Caedmons** († 680) metrische Paraphrase d. heil. Schrift (Ausgabe von Thorpe. London 1832; J. G. Bouterweck, de Cedmone diss., Elberfeld 1845). Die Heldengedichte **Beowulf, Judith,** die Legenden **Andreas** und **Elene** (Ausgabe von J. Grimm. Kassel 1840). **Beda venerabilis** († 735) auch Dichter. Im neunten Jahrhundert schreibt man Chroniken und übersetzt gelehrte Schriften. **König Alfred** (871—901), selbst Schriftsteller, wird für sein Land ein Karl d. Gr. Bald nach ihm Verwüstung. Unter Wilhelm d. Eroberer (1066) wird alles romanisch, und wenn gleich im dreizehnten Jahrhundert das Angelsächsische wieder in Aufnahme kommt, so bleibt es doch immer eine Mischsprache, woraus das Englische entsteht. Leo, Angels. Chrestomathie. Halle 1838. H. Hoffmann **Horae Belgicae.** Breslau 1830 ff. 6 Bde. Mone, Übersicht der niederl. Volkslit. ält. Zeit. Tüb. 1838.

bricht das Gedicht ab, und erst aus späteren Bearbeitungen dieses Gegenstandes weiß man, daß der Vater den Sohn besiegt und beide nun zu ihrer Gattin und Mutter nach Bern (Verona) oder Garten (am Gardasee) zogen. Mscpt. zu Kassel. Ausg. Eccard Comment. I., Grimm Alt. Wälder. II.; deren Hildebrand's L. u. Weßob. Geb. Kassel 1812. W. Grimm de Hildebr. antiquiss. carm. teut. fragm. Götting. 1830. K. Lachmann hierüber. Berlin 1833. W. Mohr, d. H. L. erläutert im Gegensatze Grimm's. Marburg 1836. W. Müller: Versuch des H. L. in Strofen abzutheilen (in Haupt's Ztschrift f. d. Altth. III. Lpzg. 1843). Ch. Wilbrandt: Hildibraht u. Hadhubraht in die Urform hergestellt und erläutert. Rostock 1846.

Hrabanus Maurus, geb. 785 zu Fulda in Franken (nicht 776 zu Mainz), im Kloster Fulda erzogen, dann Schüler Alkuin's zu Tours; 801 Diakon, 810 Vorsteher der von ihm gegründeten Schule zu Fulda (die erste öffentliche Klosterschule Deutschlands, lange Zeit die berühmteste und selbst von Jünglingen ferner Länder besuchteste), verläßt auf einige Zeit das Kloster, kehrt 817 wieder zurück, 822—842 Abt daselbst. Seit 847 Erzbischof von Mainz, † 856. Hraban war Filosof, Astronom, Redner und Dichter, suchte das Bibel- und Klassikerstudium zu beleben, führte bei den Deutschen zuerst das Studium der griechischen Literatur und der vaterländischen Sprache und die deutsche Kanzelberedsamkeit ein. Als Abt zu Fulda schrieb er ein schätzbares lateinisch-deutsches Glossar über das A. u. N. Testament. Mscpt. k. k. Bibl. in Wien a. d. neunten Jahrhundert Ausg. in Eccard Comment. II.; von Diezman Bremen 1721; berichtigt in Graff's Diutiska III. und dessen Sprachschatz. Seine übrigen latein. Schrft. gesammelt, Köln 1627, 6 Bde. fol. Vergl. Bach: Hrab. M. d. Schöpfer des deutschen Schulwesens (in Zimmermann's Zeitschrift f. Altth. 1835). Kunstmann: Hrab. M.; historische Monografie. Mainz 1841.

Muspilli (Weltbrand), Bruchstück eines Gedichts vom jüngsten Weltgericht in alliterirenden Versen, als dessen Verfasser Ludwig der Deutsche († 876) angegeben wird. (Dieser und sein Vater, Ludwig der Fromme, sollen viel in ihrem Pallaste zu Ranshofen in Oberösterreich gelebt haben). Es weist erhabene Schilderungen auf mit einem Nachklange alter heidnischer Lieder in der Form. Die Sprache ist altbairisch (altoberösterreichisch) und daher eines der ältesten, und wichtigsten Denkmale unserer vaterländischen Literatur. Mscpt. zu München. Ausg. v. Schmeller. München 1832. Müller's Versuch M. in Strofen abzutheilen, in Haupt's Ztschrft. f. d. Altth. III., 1843.

Schwur der Könige und Völker bei Straßburg 842. Eidesformel der Völker, gegenseitig geleistet bei der ewigen Trennung der

Deutschen von den Franzosen unter Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen; deutsch u. französisch Ausg. in Nithard historia libr. III. Perz monum. germ. hist. II.; Wackern. Leseb. I.

Otfried, Alemanne von Geburt, Schüler des Hraban, Benediktinermönch und Vorsteher der Schule des Klosters Weissenburg in Elsaß 840—870. Als Filosof, Redner, Dichter und Theolog eben so unter seinen Zeitgenossen berühmt, wie um die Kultur der oberdeutschen Sprache (von ihm Frenkisga zungan, Francisce-Sprache genannt) welche umzuformen und in biegsame Laute zu bringen ihm viele Schwierigkeiten überwinden ließ, verdient. Er bearbeitete zwischen 865 und 868 in 15,000 Versen das Leben, die Lehre, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt des Heilands, nach dem Evangelium, aber nicht in Form eines zusammenhängenden Epos sondern in einzelnen Liedern. Es ist das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie, das maßgebende Reimwerk aller folgenden Jahrhunderte. Behandlung: frei, fromm, herzlich, oft allegorisch mystisch; erzählend und lehrend. In der Vorrede dieser Dichtung, welche er Ludwig dem Deutschen widmete, gibt er den Zweck an: damit es weltliche Gesänge abthäte, die Leute in ihrer Muttersprache sich mit dem Evangelium abgäben und unnütze Lieder abweisen lernten. Es scheint auch diesen Zweck erreicht zu haben, da es sehr bald in starken Gebrauch kam. Mscpte zu Wien (neunten Jahrhunderts), München, Heidelberg. Ausg. v. Flaccius Illiricus, Basel, 1571; Schilter Thesaur. I.; v. Graff unt. d. Titel »Krist.« Königsb. 1831; Hoffmann Bruchstücke v. Otfried nebst anderen deutschen Sprachdenkmalen. Berlin 1821, Vergl. Lachmann's Artikel »Otfried« in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie.

Kirchengesang vom heil. Petrus, ganz in der Art eines Tropus zum Kyrie. Gedicht von **Christus und der Samariterin.** Beide, in Reimen und vierversigen Strofen (wie alle deutschen Gedichte bis zum eilften Jahrhundert), werden von Einigen auch dem Otfried zugeschrieben. Ausg. in Hoffmann's Fundgrub., Maßmann's Gedichten des 8—12. Jahrhunderts. Wackern. Leseb. I.

Lied auf den Sieg Königs Ludwig III. bei Saucourt über die Normannen 881. Gleich darauf gedichtet in vierzeiligen Reimstrofen. Willems schreibt es dem berühmten Dichter und Tonkünstler Hugbald (geb. 840, Mönch zu St. Amand bei Tournay, † 930) und K. Roth u. A. dem Otfried zu. Ausg. v. Schilter. Straßb. 1696: in dessen Thesaur. II.; v. Docen, München 1813; in Lachmann's Specim., Hoffmann's Fundgrub. I.; in dessen und Willems Elnonensia, Gand. 1837. Wackern. Leseb. Neudeutsch in Herder's Volksliedern II.

Tatian, eine unter diesem Namen bekannte Evangelienharmonie in fränkischer Übersetzung. Prosa, 254 Kapp. umfassend; treffliche reiche Sprachquelle. Ausg. v. Palthen. Greifsw. 1706; Schilter Thesaur. II.; das Evangelium Matth. daraus besonders zusammengestellt u. mit d. Resten der gothischen Übers. herausgeg. v. Schmeller, Stuttg. 1827. Tatiani harmoniae evangel. ed. A. Schmeller. Wien 1841.

Fünf kleinere Gedichte in Hoffmann's Fundgrub. I. Mehrere Glossen.

Zehntes Jahrhundert.

Prosaische Übersetzung einzelner Stellen. a) eines lateinischen Textes über Rhetorik. b) einer Abhandlung von den Syllogismen und c) einer andern von den Theilen der Logik. Als Mscpt. von St. Gallen zu Zürich; die Rhetorik auch zu München. Proben in Wackern. Leseb. I.; Vergl. v. Aretin's Beiträge VII. 290.

Leich auf Otto den Großen, worin dessen zweite Versöhnung mit seinem Bruder Heinrich besungen wird; ist das Produkt eines Geistlichen; halb deutsch, halb lateinisch. Ausg. in Eccard Veter. Monument. Lpzg. 1720; Hoffmann Fundgrub. I. und öfter.

Notker der Deutsche, genannt **Labeo** (der Großlefzige), geb. um 952, Schüler und Neffe Eccard's I. (s. u.), Benediktinermönch zu St. Gallen. Der deutschen, lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache kundig und in den alten Schriftstellern wohl bewandert, besaß er nicht geringe Kenntnisse in der Theologie, Filosofie, Rechenkunst, Sternkunde und Musik, und versuchte sich auch als Dichter. Lange Zeit stand er als gefeierter Lehrer den Schulen des St. gallischen Stiftes vor und zählte auch Eccard IV. (s. u.) unter seine Schüler. Er starb in Folge der Pest am 29. Juni 1022, wenigstens 70 Jahre alt. Seine prosaische Übersetzung und Auslegung der Psalme Davids (bei Hattemer Bd. II. S. 1—500) (und der Gesänge Ezechiae's, Moises u. A.), kühn und treu, ist ein bleibendes Denkmal vaterländischen Sinnes, eine unerschöpfliche Quelle deutscher Sprachforschung und zugleich das erste Werk von bedeutendem Umfange, worin wir die freie Entwicklung der deutschen Prosa wahrnehmen. Gleichzeitiges Mspt. zu Wien und St. Gallen. Ausg. in Schilter's Thesaur. I., Lachmann Specil. Hattemer Denkmäler II. (St. Gallen 1846). Ferner werden ihm nachfolgende deutsche Werke zugeschrieben: 2) Die Übersetzung der Sittenlehren Gregors (verloren). 3) Des Buchs Job (verloren). 4) Ein Aufsatz über die Tonkunst. 5) Des Aristoteles Organon (Ausg. von Graff. Berlin 1837). 6) Des Boethius Trost der Filosofie (ebenda). 7) Des Martianus Capella

Hochzeit des Merkur mit der Filosofie. Mscpt. zu St. Gallen. Das Vorhandene sämmtlich in Hattemer's Denkmälern Bd. III. (St. Gallen 1847). Proben bei Künzel und Wackernagel.

Nicht der Sprache, wohl aber dem Stoffe nach hieher gehörig ist das lateinische Gedicht »**Walther von Aquitanien**,« in 1456 Hexametern. Verfasser davon ist **Eccard** I. Mönch zu St. Gallen († 973) aus einem Geschlechte von Jonsweil im Thurthale. Eccard bearbeitete sein Gedicht nach der lebendigen Sage, und erzählt auch in unverkennbarer deutscher Volksliederfrische, nicht ohne Humor Walthers grimmigen Kampf mit dem burgundischen Gunther und den Wormser Helden im Engpasse der Vogesen, wo man ihm die Schätze, die er aus Ungarn davonführt, und seine Verlobte, die mit ihm aus Attila's Geißelschaft entflohene Hiltgund rauben will; seine Heimkehr, Vermälung und Regierung. (Von dieser Dichtung aus dem burgundisch-gothisch-ungrischen Heldensagenkreise (s. d.) hat sich kürzlich auch eine deutsche Bearbeitung vorgefunden.) Beiläufig 50 Jahre später dichtete ein Verwandter Eccard's I., ebenfalls ein **Eccard** (IV.) und auch Mönch zu St. Gallen († um 1036) das alte Gedicht um. Ausg. v. Fischer Lpzg. 1780, 92; in Molter's Beitr. z. Gesch. u. Lit. Frkf. 1798; in J. Grimm und Schmeller: latein. Ged. d. 10. u. 11. Jahrh. Gött. 1838. Deutsch von J. G. Klemm. Lpzg. 1827, Wien 1829. 2 Bde. Dem Latein. treu nachgebildet und im Versmaß des Nibelungl. verf. v. K. Simrock in dess. klein. Heldenb. Stuttg. 1844.

Der Seltenheit wegen sei auch der Nonne **Hroswitha** oder **Helene von Roßow** (?) im Kloster zu Gandesheim um 980, erwähnt, welche, um das Lesen des heidnischen Terenz zu verdrängen, den frommen Vorsatz faßte, ihre Mitchristen durch Dramatisirung biblischer Stellen zu erbauen und in ihren 6 Komödien (Mysterien oder Moralitäten) die ersten dramatischen Produkte Deutschlands, leider aber in lateinischer Sprache, lieferte. Ausg. ihrer Werke (die noch Legenden, Gedichte und die Biografie Otto's I. enthalten), von C. Celtes. Nürnb. 1501 Fol., von H. L. Schurzfleisch, Wittemb. 1707. Ihre Schauspiele allein, Paris 1845. Vgl. (Wüstemann) Gesch. der Roswithe. Dresden 1759. Hoffmann: de vita et scriptis Roswithae. Vratisl. 1839; S. G. Freytag, de Horosw. eb. 1839.

Eilftes Jahrhundert.

Brief Meister Ruodpert's (aus Zürich, Mönch zu St. Gallen, † 1022), worin Erklärungen einiger grammatischer Ausdrücke. In Prosa, Mscpt. zu Zürich. Ausg. in Goldast script. rer. alemanic. Frankf. 1661 II.; Wackern. Leseb. I.

Leich von den Wunderthaten des heil. Georg, in Form der älteren Sequenzen. Ausg. in Sandwig, Lect. theot. specim. Hafn. 1783. Hoffmann Fundgr. I.

Merigarto (Meergarten, Welt). Bruchstück von 201 (240) Versen eines Gedichts von großem Umfange, das — nach Hoffmann — vielleicht mit der Erschaffung der Welt begann, dann die vier Elemente, Luft, Feuer, Wasser, Erde, hierauf die Naturreiche, die verschiedenen Völker und einzelnen Länder mit ihren Merkwürdigkeiten und Wundern beschrieb. Es ist um 1010 verfaßt, und das älteste Denkmal gelehrter (theoretischer) Poesie. Mscpt. in der Fürstenberg. Bibl. zu Prag. Ausg. v. Hoffmann. Prag 1834, und in dess. Fundgr. II.

Othlo, ein Benediktinermönch, der große Bildung zeigt und ein vielbewegtes Leben in den Klöstern zu Tegernsee, Hersfeld, Fulda, St. Emeran ꝛc. lebte, † um 1080. Seine »Präfatio« in deutscher Prosa steht in Pez Thesaur. I., und in Bd. III. seine übrigen lateinischen asketischen Schriften, die Biografie St. Wolfgang's und Dichtungen.

Williram, geb. in Franken, studierte zu Paris Filosofie und Künste, wird Scholastikus zu Babenberg, dann Mönch zu Fulda. Ob seiner vielen Verdienste von Kaiser Heinrich III. im J. 1048 zum Abt des Klosters Ebersberg in Baiern ernannt, † 1085. Schrieb als Mönch zu Fulda eine lateinische poetische und deutsche prosaische Übersetzung und Auslegung des Hohenliedes. Sprache derb, zuweilen kräftig und kühn, kurz; Behandlung geschmacklos. Zeigt deutlich daß die mit Karl d. Gr. begonnene Morgenröthe der Kultur des Deutschen wieder in Dunkelheit verschwindet, was W. auch selbst beklagt. Mscpte. zu Wien (11. Jahrh.) Breslau, Kremsmünster, Leiden ꝛc. Ausg. v. Merula, Leiden 1598; v. Freher, Worms 1691; Schilter Thesaur. I.; v. Hoffmann. Brsl. 1827; in v. Hagen's Germania IV. und V. Berl. 1841—43. (Von Williram geht die Sage, daß er Sänger und Harfenspieler bei Leopold d. Schönen v. Österreich (1075 — 1096) am Hofe zu Melk gewesen, uud demselben durch seine Loblieder die Tochter Kaiser Heinrichs III., Itha, zur Gemalin erkieset.)

Der ungenannte Benediktinermönch zu Göttweih (1125—1141) erwähnt in seiner Lebensbeschreibung Altmann's des Stifters v. Göttweih (in Pez script. rer. austr. I.), daß im J. 1065 viele Geistliche und Laien aus dem Passauer und Babenberger Kirchensprengel zum heil. Grabe pilgerten, weil man allgemein das Weltende nahe glaubte, und unter diesen sich der **Scholastikus Ezzo,** ein Mann mit aller Weisheit und Beredsamkeit begabt, befand, der auf dieser Pilgerfahrt ein vortreffliches deutsches Gedicht von den Wundern Christi verfaßte. (Es ist verloren geglaubt, aber kürzlich von J. Diemer aufgefunden worden.)

Bruchstücke von Predigten in Hoffmann's Fundgrub. I.; Übertragungen einzelner kürzerer Stücke des A. u. N. Testaments, von St. Galler Mönchen, in Schilter Thesaur. I. Graff Diutisca III. — Augsburger Schenkungsurkunde vom Jahre 1070, in Hormayr's Archiv 1822.

Rede umbe diu tier; prosaisch, nach einem lateinischen Physiologus; die Eigenschaften der Thiere sind auf Christus und den Teufel angedeutet und mit Bibelstellen und guten Lehren für den sündigen Menschen versehen. Der Verf. wahrscheinlich ein Benediktiner. Ausg. in v. Hagen's Denkmalen. Bresl. 1824; besser in Hoffmann's Fundgrub. I. Mscpt. zu Wien a. d. 11. Jahrh.

In den Anfang des eilften Jahrhunderts fallen die Bruchstücke eines lateinischen, manchmal mit deutschen Wörtern vermischten Gedichts **Ruotlieb,** welches Froumundus (1017) ein Mönch zu Tegernsee nach Volksliedern (also natürlich in unserer Gegend) verfaßte. Es schildert die Begebenheiten des Ritters Ruodlieb bei seinem Herrn, einem Könige in Afrika, auf der Rückkehr von diesem zu seiner Mutter und dann bis zu seiner Vermälung. Es ist ein Gegenstück zum Walther und lehnt sich an die deutsche Heldensage an (im Eggenlied ein K. Ruotlieb). Ausg. in Grimm und Schmeller latein. Ged. d. 10. u. 11. Jahrh.; und andere Bruchstücke in Haupt's Ztschrft. I. 1841.

Auch die Thiersage wird in Flandern schon lateinisch bearbeitet.

Zwölftes Jahrhundert bis 1150.

Physiologus. Von tieren unde von fogilen. Prosaische Abhandlung über die Natur und Eigenschaft der Dinge; eine Art populär. Naturgesch. Anf. d. zwölften Jahrhunderts. Mscpt. in Wien. Ausg. in Graff's Diutisca III.; Maßmann's deutsch. Ged. d. zwölften Jahrhunderts II.

Die Görlitzer Evangelienharmonie, vom Leben und Leiden Christi, vom Antichrist und jüngsten Gerichte. Hoffmann Fundgr. I.

Gereimte alttestamentliche Übersetzung des ersten und eines Theils des zweiten **Buches Mose,** wahrscheinlich vor 1122, in 7485 Versen. Mspt. Wien. Ausg. in Maßmann's Ged. d. zwölften Jahrhunderts II., Graff Diutisca III. Hoffmann Fundgrub. I.

Nortperts Abhandlung von den Tugenden. — Ein **Sermon** von der Geburt des Herrn. Beides in Prosa, in Graff Diutisca I., II. Wackern. Leseb. Anmerkungen zur **Windberger Psalmenübersetzung.** Ausg. v. Graff, Quedlinb. 1839; Docen Misc. I. Graff Diut. III.

Heinrich der Laie, ein Unterösterreicher der (zwischen 1120—1136) im Dienste der Abtei Melk gestanden haben mag, wahrscheinlich

als Laienbruder (eine Art Kuttenmönche, welche sich gewisse Orden, die mehr für Adelige bestimmt waren, als die Benediktiner, Theatiner, Cisterzienser ꝛc. hielten, und die zwar Gelübde, jedoch meist nur einfache ablegten, das Zeitliche für die übrigen Geistlichen und Brüder besorgten, und gleich den Laienschwestern in den Nonnenklöstern die Klosterdienste für Küche, Keller, Maierhöfe ꝛc. verrichteten). Er selbst nennt sich einen Laien und Gottes armen Knecht unter Abt Erchenfried zu Melk (1120—† 1136), wahrscheinlich sein besonderer Gönner, auf dessen Geheiß er dichtet und für den er betet). Mit mancher Wahrscheinlichkeit vermuthet Diemer in unserem Heinrich den Sohn der Mutter Ava, jener Inklusa zu Melk, von welcher ich am Schlusse dieser Periode sprechen werde. Heinrichs didaktisches Gedicht **»von des Todes Gehugde«** (Erinnerung), welches er bei Lebenszeiten jenes Abts verfertigte, zerfällt eigentlich in zwei Theile, deren erster, oder Prolog, **»vom gemeinen leben«** benannt ist; dieser spricht vom Leben der Laien und Pfaffen, der Reichen und Armen, und schließt mit Vers 445 folgends:

hie welle enden diz liet.
daz vorder gehilet disem niet,
daz wir haben zeredene,
von dem gemainen lebene.
mag ez einen besonder nam wol haben;
swaz wir von dem tode welle Sagen,
daz findet ir geschriben hie
bi des beginnen wir in nomini domini.
nu gedenke mensch aber deines todes ꝛc.

Das Ganze besteht nach Art der Spruchdichtungen und Lehren der Lebensweisheit des Mittelalters in moralischen Betrachtungen über Leben und Sterben, bietet für die Sprache eine erwünschte Ausbeute, und für die Sitten- und Kirchengeschichte Deutschlands und Europa's eine neue innere Quelle, die uns besonders einen anziehenden Blick auf den damaligen Frauenverkehr werfen läßt. Es ist in guter Diktion, voll Ernst und Eindringlichkeit abgefaßt, doch hauptsächlich in geistlicher Richtung, und verbindet schön alte Kraft mit neuer Gewandtheit. K. K. Mscpt. zu Wien in 1041 Versen. Ausg. in Maßmann's deutsch. Ged. des 12. Jahrh. II. (Quedlinb. 1837) woselbst es nur 1000 Verse hat. Nachtrag dazu v. Grimm in den Götting. Gel. Anz. 1838. Nr. 56. Der Prolog in Wackern. Leseb. — Als ein würdiger Vorgänger Freidank's (s. d.) zeigt sich Heinrich auch in seiner großen Erzählung **»von der Pfaffen Leben«** (k. k. Mscpt. in Wien, 747 V. ausg. in den altd. Blättern I. Haupt will sie vollständig herausg.), worin er die Geißel über das unzüchtige Leben der Geistlichen, der Nonnen (und auch der Laien) seiner

Zeit schwingt, da sie den Ordensregeln zuwider handeln, sowohl in »**Rom wie ze Ungarn unt ze Beheim unt in allen diutschen landen.**« Wahrscheinlich gehört auch die in Hoffmann's Fundgruben II., aus einem Mscpte. des 12. Jahrh. der öffentl. Bibl. zu Graz (950 Verse) und in Maßmann's Ged. des 12. Jahrh. I. nach Straßburger Mscpten. abgedruckte »**Heinrichs Litanei**,« in 1468 Versen, ihm an. Sie enthält die Litanei an Maria, die Engel, Apostel, Märtirer, Konfessoren, Jungfrauen und alle Heiligen, und erwähnt eines Bischofs Engelbrecht (?). J. Diemer hält Heinrichen auch für den Verfasser des **Lobliedes auf Maria** (in Diemer's Denkmälern. Wien, 1847, Nr. VIII.).

Aus Th. v. Karajan's deutschen Sprachdenkmalen des 12. Jahrh. (Wien 1846) gehören in die Zeit vor 1150: 1) Ein didaktisches Gedicht **vom Rechte,** moralisch-filosofische Ansichten von Recht und Unrecht, worin das Recht des Mannes, der Frau, des Knechts ꝛc. besprochen wird. 2) **Die Hochzeit,** eine christlich-moralische Parabel. Wie das vorige in Reimpaaren. 3) Gedicht vom **verlornen Sohne;** zugleich ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Filosofie, wegen Vermischung heidnischer und christlicher Prinzipien. Sämmtlich von anonymen Verfassern herrührend. Mscpte. des kärnthn. Vereins für Geschichte ꝛc.; 1845 aufgefunden.

In diese Zeit seit Karl d. Gr. gehören noch mehrere poetische und prosaische Bruchstücke ꝛc. in Hoffmann's Fundgruben, dessen altd. Blätter. Graff Diut. Maßmann kl. Sprachdenkm. des 8.—12. Jahrh. Haupt's Ztschr. Hattemer Denkm. Wackernagel Lesebuch ꝛc. befindlich.

Ferner die **vielen Glossarien** des 8.—12. Jahrh. zur Bibel, zu lateinischen Kirchenschriftstellern ꝛc., meist aus den Klosterschulen der Benediktiner herrührend, deren uns viele österr. Klöster bewahren, als z. B. die St. Galler, Reichenauer, Schwarzwalder (St. Peter), Tegernseer, Altaicher, Salzburger (10. Jahrh.), Würzburger, Zwettler, Admonter, Prager, Göttweiher, Emmeraner, Freisinger, St. Florianer, Melker ꝛc., viele Klosterneuburger und Wiener Glossen. Ausg. in Pez Thesaur. I., Graff's Sprachschatz, Diutisca, Mones Anzeig. 6, 7, 8. Docen Misc. Denis Wiener Katalogen ꝛc. Die österreichischen vorzüglich durch Hoffmann, der unsere Klöster bereiste, herausg. in seinen Glossen, in den altd. Blättern in Haupt's Ztschr. St. Florianer Glossen (nach B. Pez aus dem 10. Jahrh.), herausg. von F. Kurz in den Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. 37 und 41.

Überhaupt schlummert in den Bibliotheken, besonders der Klöster

des österreichischen Kaiserstaats, des seltenen und brauchbaren Stoffes so mancher, die Mühe sie durchzusuchen würde reichlich belohnt werden. Leider haben in unseren Landen mehr als anderswo Türkenwuth, Elementarunfälle, die Umwälzung zahlloser öffentlicher Privatverhältnisse, die mit revolutionären Zeiten immerdar verbundene Geringschätzung altergrauen Besitzes und urkundlichen Rechtes; der französische Vandalismus ꝛc. uns zahlloser Denkmale der Vorwelt beraubt *). Häufiger leidigen Beispiele zu geschweigen sind die Bücherschätze der meisten von Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöster, z. B. von Kleinmariazell, Seissenstein ꝛc., so wie die tausendjährigen Archive von Ossiach und Arnoldstein auf dem Trödel, in der Papiermühle verschwunden, oder auf andere höchst unverantwortliche Weise nutzlos zu Grunde gegangen. Aber wir besitzen noch manche alte Stiftungen, die uns ihre Schätze, oft nicht ohne geringen Kampf gegen die Dämonen der Ruhe und Geistesthätigkeit, bis zum heutigen Tage bewahren. So ereignete sich kürzlich ein höchst interessanter Fund im Chorh. Stifte zu Vorau in Steiermark, durch J. Diemer (Scriptor der Wien. Univers. Bibl.). Es sind sämmtlich deutsche Sprachdenkmale aus dem 11. und 12. Jahrh. aus der Zeit vor den Minnesingern, in gleichzeitigen Mscpten.

Da mir durch die Gefälligkeit des H. Verfassers ein Exemplar der im Buchhandel noch nicht erschienenen Ausgabe dieser heimatlichen Reliquien vorliegt, welche den Titel: »Denkmäler deutscher Sprache und Dichtkunst des 11. und 12. Jahrh., aus bisher gänzlich unbekannten Handschriften, herausg. v. Jos. Diemer, Wien 1847« (Lex. 8) führt, so will ich derselben hier, als am schicklichsten Orte, umständlicher erwähnen. Das Vorauer Mscpt. ist innerhalb der J. 1185—1190 geschrieben, und enthält in Diemer's Ausgabe der Reihe nach folgende Dichtungen:

I. (S. 1—90) **Die vier Bücher Mosis**, von denen bisher, wie schon angezeigt wurde, aus Wiener Mscpten nur das I. Buch und der Anfang des II. bekannt waren.

II. (S. 93—103) **Die Schöpfung.** Ein bisher ganz unbekanntes Gedicht, das sowohl dem Inhalte als der Sprache nach ins 11. Jahrh. gehören dürfte, vermengt christliche und heidnische Religionsbegriffe bunt durcheinander, und ist reich an kräftigen und erhabenen Schilderungen. Abgesehen von dem inneren Werthe, welchen es als ein poetisches Kunst-

*) So erfreute sich z. B. die österr. Benediktinerabtei Altenburg eines großen Schatzes alter und merkwürdiger Mscpte., die aber leider, als man sie im dreißigjährigen Kriege retten und nach Krems führen wollte, den Schweden, jenen Vernichtern so vieler österr. Merkwürdigkeiten, in die Hände fielen, und theils verschleppt, theils vernichtet wurden.

werk in Anspruch nimmt, bleibt es auch rücksichtlich des Alters sehr wichtig, weil aus jener Periode, wie bekannt, kein einziges vollständiges Gedicht in deutscher Sprache auf uns gekommen ist. Es faßt etwa 340 Verse.

III. (S. 107—114) **Das Lob Salomon's,** 250 V., 11. Jahrh.

IV. (S. 117—123) **Geschichte der Judith,** ältere Bearbeitung, 11. Jahrh.

V. (S.127—180) **Geschichte der Judith,** jüngere Bearbeitung, 12. Jahrh. in 1815 Vers. Es war so wie die vorgenannten gänzlich unbekannt und dürfte sich, ohne blos Übersetzung aus den Büchern des alten Bundes zu sein, in vieler Beziehung dem Besseren anreihen, was uns aus jener Zeit übrig blieb.

VI. (S. 183—226) **Das Alexanderlied** vom Pfaffen **Lamprecht** (s. d.), in ältester und ursprünglicher Abschrift.

VII. (S. 229 – 292) **Vom Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist und jüngsten Gericht.** Dieses unläugbar österreichische Product war bisher nur aus dem um 100 Jahre jüngeren Görlitzer Mscpte. bekannt, und deßhalb von Hoffmann, der es in seinen Fundgruben Bd. I. herausgab, »**Görlitzer Evangelienharmonie**« benannt. Am Ende des Gedichtes ist hier eine Schlußschrift, die im Görlitzer Mscpte. fehlt, welche sagt, daß es von einer Frau Namens **Ava** verfaßt sei, einer Mutter zweier Söhne, die ihr die Idee dazu gaben. Sie lautet: **Dizze buoch dihtote. zweier chinde muoter. diu sageten ir disen sin. michel mandunge was under in. der muoter waren diu chint liep. der eine non der werlt stieht. nu bitte ich iuch gemeine. michel unde chleine. swer dize buoch lese. daz er siner sele gnaden wunskende wese. umbe den einen der noch lebet. unde er in den arbeiten strebet. dem wunsket gnaden. under muoter daz ist ava.**« Diese Ava war eine berühmte und allbekannte Inclusa oder Büßende zu Melk, welche am 7. Februar 1127 starb (wie in Pez script. rer. austr. I., das Necrologium Mellic. S. 304, das Chron. Mellic. S. 230, das Chron. Claustro Neob. S. 444 und das Chron. Austr. S. 557, bezeugen. Im Mortuario Mellic. kommen drei solche Frauen vor: Ava, Bucca und Beritha, außer deren Namen und Sterbetagen jedoch nichts überliefert wurde). Nicht ohne Grund vermuthet Diemer, daß diese **Ava die Mutter** des oben S. 78 genannten **Heinrich des Laien** sei, denn nicht allein haben beide Melk zum Aufenthaltsorte, sondern sowohl Heinrich gibt kund, daß er in Sünden empfangen sei, als auch Ava (in einem deutschen und lateinischen Gebete, das dem Grazer Mscpte, worin sich Heinrichs Litanei befindet, angehängt ist), daß sie sich als Büßerin in Klostermauern schließe, weil sie Kinder in Sünden erzeugt habe.

VIII. (S. 295—316) **Lobgedicht auf die heil. Jungfrau Maria** in beiläufig 800 Versen, deren erste nach einem Zwettler Mscpt. in Hoffmann's Fundgr. I. befindlich. Diemer schreibt es aus inneren Gründen **Heinrich dem Laien** (s. d.) zu.

IX. (S. 319—330) **Die vier Evangelien.** Dies scheint das bisher verloren geglaubte Gedicht jenes **Ezzo** (s. d.) zu sein, dessen der Anonymus Gottwicensis in seiner Biografie Altmann's gedenkt; denn es beginnt: »**Der guote biscoph guntere vone babenberch. der hiez machen ein vil guot werhe. er hiez di sine phaphen. ein guot liht machen. eines liedes sie begunden. want sie die buoch chunden. ezzo begunde scriben. wille vant die wise. do er die wise duo gewan. duo ilten si sihe alle munechen. non ewen zu den ewen.** ꝛc.

X. (S. 333—357) **Vom heil. Geist,** gegen 900 Verse, von einem Priester Namens **Arnold** verfaßt. Mystisch, dem 11. Jahrh. angehörig.

XI. (S. 361—372) **Vom himmlischen Jerusalem** in der Apokalypse, von seinen zwölf Thoren und Grundsteinen. Nach der Offenbarung 21, 22, gedichtet in 400 Versen.

XII. **Gebete einer Frau.** Erstes S. 373—378 nach dem Vorauer Mscpt. Zweites S. 379—383 nach einem Grazer Mscpt. Letzteres in Prosa *).

Bevor ich in das Zeitalter der Minnesinger übergehe, sei es mir noch gestattet diejenigen **Schriftsteller** zu nennen, **welchen seit Christi Geburt** bis dahin (nach 1150) **der heutige österreichische Kaiserstaat Leben oder Nahrung gegeben.**

Aur. Corn. Celsus, nach Einigen aus Verona, nach Anderen aus Rom, ums Jahr 14 Arzt, Filosof; schrieb über Filosofie, Künste, Rechtsw., Arzeneik., Landwirthschaft, Kriegskunst ꝛc. **Q. Rhemnius Palämon** ums Jahr 50; aus Vicenza, erst Sklave, dann Sprachlehrer zu Rom. Grammatik. **Asconius Pedianus** vor 54, aus Padua, Sprachlehrer und Redner; schrieb Anmerkungen zu Cicero's Reden. **St. Marcus** um 60, soll sein Evangelium zu Aquileja geschrieben haben. **C. Plinius Secundus der Ältere,** aus Verona, geb. 23, † 79. Trug aus 2000 Schriftstellern eine Geschichte der Natur zusammen. Viele andere Werke von ihm, verloren. **Valerius Flaccus,** aus Padua oder Sezza, † 89; hist. Gedicht vom Argonautenzuge. **C. Plinius Caec. Secund.** der Jüngere, aus Novocomo

---

*) Endlich bewahrt das Vorauer Mscpt. noch die älteste Abschrift der alten **Kaiserchronik** (s. d.), welche hier bis zum Jahr **1147** reicht.

bei Mailand, geb. 62, † nach 107. Tragödien, Gedichte, Reden, Briefe. **St. Hermes, Pastor** genannt, aus Aquileja gebürtig, Bischof d. Filippier im ersten Jahrhundert und einer der 70 Schüler des Herrn. Theol. Schriften. **Pius** I., römisch. Papst, Bruder des St. Hermes und Sohn des Rufinus, ebenfalls aus Aquileja gebürtig, † 165 als Märtirer: Theol. Schriften. **Julius Paulus,** wahrsch. aus Padua, um 230, Vielschreiber in der Rechtsw. **Victorin,** Bischof zu Pettau in Steiermark, † 303, Ausleg. d. h. Schrift, Carmina. **Fortunatius** Bischof von Aquileja, † 358 (nicht 366) Comment. zu den Evangelien. **Zeno,** achter Bischof von Verona, 356—380. 39 Reden über Glaubenslehren. **Plinius Valerianus** aus Como 380. mediz. Schriften. **Philastrius,** Bischof zu Brescia, † 387. Zählt 150 Ketzereien in seiner Geschichte derselben, vom Anfang der Welt bis in seine Zeit, auf. **S. Martin,** geb. zu Güns in Ungarn 316, erst Soldat, dann Bischof zu Tours, † 397. Theologisches. **S. Ambros,** Bischof von Mailand, † 398. Viele theolog. Schr. Ausl. d. Psalmen, Reden, Briefe, Hymnen, tedeum laudamus (?). Einführer des ambros. Kirchengesangs. **Tyrannius Rufinus,** Mönch zu Aquileja, geb. 325, macht viele Reisen, † 410; Kirchengesch., Gesch. d. Eremiten oder Altväter. Reisebeschr. theolog. Schr. und Übersetzungen. **Simplician,** Bischof, v. Mailand † 400, Leben d. heil. Zenobius u. theolog. Schr. **Sophr. Eus. Hieronymus,** geb. 330 zu Stridon (Stadt zwischen Pannonien und Dalmatien), † 420; einer der gelehrtesten Kirchenväter und theol. Schriftsteller. **St. Chromatius,** geb. zu Aquileja und Bischof daselbst Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts. Schrieb Comment. über Matthäus und Predigten. **Eusebius,** Bischof v. Mailand, 449—464. Theologisches. **Diadochus,** aus Illirien, um 450 Bischof zu Photica, theolog. Wissens. **Claudianus** (Ecdicius Mamertus), ein Priester zu Verona, wo sein Bruder Mamertus Bischof war, und um 460—70 starb, theolog. (bes. dogm.) Schr.; war von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt. **Laurentius,** wegen seiner Beredsamkeit mellifluus genannt, um 507 Bischof von Novara bei Mailand. Homilien. **Eugippus,** Schüler Severins in Österreich, schreibt um 509 das Leben seines Lehrers, und einen Auszug aus St. Augustins Werken. **M. F. Ennodius,** geb. 473, lebt zu Mailand und Ravenna, seit 510 Bischof v. Pavia; theol., hist. u. poetische Schr. **A. M. T. S. Boethius,** geb. um 465 zu Mailand oder Rom, Freund und Rathgeber Theodorich's d. Großen *), durch Gesinnung

---

*) Bei Theodorich d. G., der gewöhnlich in der Lombardei lebte, war auch der berühmte M. A. Cassiodor (479—575; filos., hist., gramm. ꝛc. Schr.)

und wissenschaftliche Bildung hochverdient, schützt und fördert Gelehrsamkeit; wird hingerichtet zu Pavia 525. Filos. Schr., die als Lehrbücher lange Zeit berühmt sind. **Marcellinus**, aus Illirien, Chronik von 379—534. **Arator**, wahrsch. aus Mailand, lebt da als Advokat, wird dann Subdiacon d. römisch. Kirche, † 556. Versifizirt die Apostelgeschichte. **Martin**, ein Pannonier, bereiset den Orient und Occident, wird 560 Erzbischof zu Braga, † 580 im Rufe großer Gelehrsamkeit. Theologische, filosofische und poetische Schr. **V. H. Cl. Fortunatus**, geb. 530 im Trevisanischen, Lehrer zu Ravenna, dann um 600 Bischof zu Poitiers. Hymnen, Epigramme, Legenden ꝛc. **Secundus Tridentinus** aus Trient in Tirol um 603—612, schrieb eine Geschichte der Longobarden, welche Paul Warnefried benützte. Ein Mscpt. derselben befand sich noch im 12. Jahrh. im Archiv zu Brixen. Es ist verloren. **Joannes** IV., ein geborner Dalmatiner, von 640—42 Bischof von Rom, theolog. Schr. **Damian**, Bischof zu Pavia um 679, theol. Schr. **Rupert**, Bischof von Salzburg, † 718, Filosofisches. **Germanus**, um 700 Bischof zu Sissek, seit 715 Patriarch zu Konstantinopel, † 740, theol., hist. u. rhet. Schr. **Aribo oder Erbo**, geb. zu Maiß in Tirol, erster Abt zu Schärnitz und seit 764 Bischof zu Freisingen, † 784. Schrieb das Leben des heil. Emmeran und Corbinian. **St. Virgil**, Bischof von Salzburg 767—785. Bedeutender Mathematiker; schrieb über die Antipoden und ein Glossar. **Leidradus**, aus Noricum, Bibliothekar Karls d. Gr., dann Bischof von Lyon 798. Sehr gelehrt, verbreitet Wissenschaft. Theologisches. **Paulus Longobardus** oder P. Diaconus, oder nach seinem Vater P. Warnefried genannt, geb. zu Cividad in Friaul, seit 763 Diakon zu Aquileja oder Forli, Kanzler des longob. Königs Desiderius, dann im Dienste Karls d. Gr., auf dessen Verordnung er ein Homilienbuch für alle Tage des Jahres verfaßt. Er starb als Mönch 799. Wir besitzen von ihm eine schätzbare Geschichte der Longobarden (bis 773, deutsch von Spruner. Hamb. 1838), wo er sich sehr anmuthig und dichterisch, empfänglich für Sage und Volkslied zeigt; eine Gesch. d. Bischöfe v. Metz, eine Gesch. Roms (?) und Biographien

---

u. A. Theodorich hat wie Athalarich die Lehrer der kaiserl. Schulen besoldet; seine Tochter Amalaswintha zeichnete sich durch Kenntniß der griech. u. latein. Sprache aus, sein Schwestersohn Theudates sprach lateinisch und trieb platonische Filosofie. Der Geographus Ravennas zieht die gothischen Schriftsteller Athanarit, Hildebald und Markomiran an, welche unter den Ostgothen Italiens geschrieben haben mögen. Überhaupt, wenn die Vermuthung gegründet scheint, daß unter den spätlateinischen Schriftstellern mancher Germane steckt, so ist vor allem an die Gothen, besonders aber an die Westgothen zu denken.

Gregors I. u. d. heil. Arnulf. **Paulinus,** Patriarch zu Aquileja 776—804, geb. in Friaul, anfangs Landmann, dann als Lehrer der freien Künste von Karl d. Gr. geschätzt und mit Ländereien beschenkt. Theolog., polemische und poetische Schr. **Vauco Reticus** aus Rankweil in Vorarlberg, Kanzler des Grafen Hunfried von Rhetien, schrieb, wie aus Urkunden erwiesen ist, eine das Land Rhetien besonders berücksichtigende Chronik, bis auf seine Zeit 807. Sie ist verloren. (Ob nicht diese Chronik Th. Lirar [s. d.] benützte oder übersetzte und ausführte?) **Odilbertus** oder Edelbert, Erzbischof zu Mailand, † 814, theolog. Schr. **Arno** oder Aquila, Erzbischof von Salzburg, steht bei Karl d. Gr., der durch ihn die Hunnen und Wenden bekehren läßt, in besonderer Gunst, † 820, hist. Schr. besonders über Salzburg ꝛc. **Maxentius,** Patriarch zu Aquileja 809—827, schreibt auf Karls d. Gr. Verlangen über die Taufe. **Hetto** oder Hettius, Mönch, dann Abt in einem Kloster zu Mailand, von 814 bis 821 Bischof zu Trier. Theologisches. **Cyrill** († 868) und **Methud** († 882), die Apostel der Slaven, erfanden das slavische Alfabet und schrieben ihre Kirchenschriften in einer, den jetzigen Slaven unverständlichen (wie Dobrowsky sagt: in der alten serbisch-bulgarisch-macedonischen) Sprache. Cyrill schrieb auch Fabeln. **Andreas von Bergamo,** ein Priester: italienische Chronik 868—875. **Erchembert** oder Herembert, ein Lombarde, Diakon zu Monte Cassino, setzt des Paul Warnefried lombard. Chronik von 774—889 fort. **Eutropius,** ein longobardischer Priester, schreibt um 900 von den Rechten der römisch. Kaiser. **Placidus von Verona** 940, Bibelausleger. **Hilduinus,** Bischof von Mailand 930—937, hist. u. theolog. Schr. **Ratherius von Verona,** geb. 896, Bischof v. Verona 931—33, dann zu Lüttich, endlich wieder zu Verona, lebt auch am Hofe Otto's des Großen, † 974, theolog. u. filos. Schr. **Gunzo von Verona** 960, ebenfalls am Hofe Otto's, filos. Schr. erörtert den Streit der Aristoteliker und Platoniker über die Objectivität der allgemeinen Begriffe. **Aribert** ist Verfasser des »Anonymi Salernitani Chronicon Principum Longobardorum« von 760—973. **Luitprand,** Diakon zu Pavia, dann Bischof zu Cremona, auch Dolmetsch bei Otto I., † nach 968. Verfass. wichtiger hist. Schr. Europäische Chronik 891—946; Chronikon 606—960. Leben d. Päpste bis 895 ꝛc. **Christian Skala,** Herzog Boleslaus I. Sohn, Benediktinermönch in Böhmen 976, † 989. Lebensgesch. d. heil. Ludmilla u. d. heil. Wenzel, welche zugleich die Geschichte Böhmens enthalten. Ein ungenannter **Mönch** zu Montfaucon um 980, vielleicht ein Hunne, untersucht mit Einsicht den Ursprung der Ungarn (d'Achery. specil. XII.). **Pilgrim. Laureacensis,** Erzbischof zu Lorch 971—992. Glaubensbekenntniß.

St. Wolfgang, Einsiedler zu St. Wolfgang in Oberösterreich und Bischof von Regensburg, † 994, der erste Prediger des Evangeliums in Ungarn. Parafrasen einiger Psalme. **St. Adalbert**, geb. in Böhmen 939, Bischof zu Prag, bekehrt in Ungarn und Polen, wird Apostel der Preußen, von ihnen erstochen 997. Einer der gelehrtesten Theol. seiner Zeit, auch Dichter des polnischen Gesanges: Boga Rodzica. Zwei ungenannte **böhmische Mönche** schreiben die Lebensgeschichte St. Adalberts. **Stefan** I. der Heilige, König von Ungarn (geb. 977, † 1038), moral. theol. Schr. **Eberhard**, ein Diszipel des heil. Hartwig, Erzbischofs von Salzburg, († 1023) schrieb das Leben des Letzteren. **Maurus**, Benediktinermönch zu Martinsberg in Ungarn, 1030 durch Kön. Stefan d. Heil. zum Bischof von Fünfkirchen ernannt; schrieb das Leben der Eremiten Benedikt und Zoerard. (Zu seiner Zeit und nach ihm [im eilften Jahrhundert] entstanden in Ungarn eine Menge Klöster und Episkopalschulen, denn es gab schon ums Jahr 1000 außer dem Bisthum Gran noch neun Bisthümer in Ungarn.) **Bruno**, Sohn Herzogs Konrad von Kärnthen, seit 1033 Bischof zu Würzburg, wird 1045 durch den Einsturz eines Hauses zu Preßburg erschlagen. Schrieb Commentare zur Bibel. **Papias Vocabulista** um 1053, aus der Lombardei, Sprachlehrer und Verfasser eines Lexicon. **Adelmann**, Bischof von Brescia, † 1062, latein. Dichter. **Alold von Pechlarn***) (in Unterösterreich), des Markgrafen Albrecht von Österreich Kaplan 1034—1056, schreibt eine Chronik der Babenberger, welche **Ortilo**, der Lilienfeldermönch, in sein Werk aufnahm (bei Hanthaler). Erstere geht von 908—1063, Letzteres von 1075—1198. **Udalrich**, Patriarch zu Aquileja um 1060. Theologisches. **Warin**, 1060, Mönch zu Görz, dann Abt zu Metz. Theologisches. **Alexander** II., vorher Anselmus genannt und zu Mailand geboren, dann Bischof von Lucca und 1059—1073 Bischof von Rom. Theologisches. **Marcus**, Diakon zu Prag, einer der größten Theologen seiner Zeit, errichtet 1068 für Domherren eine theolog. Schule und steht ihr selbst als Lehrer vor. **Anselm de Badagio**, geb. 1036 zu Mantua oder Mailand, der Bruder-

---

*) Leider lernte ich die neuesten Forschungen über die österr. Geschichtschreiber **Alold, Ortilo, Richard** und **Pernold**, welche die Existenz und das Alter derselben mit Recht in Zweifel ziehen, und sie zu Ausgeburten des vorigen Jahrhunderts machen, zu spät kennen, um sie gehörig benützen zu können. **Vide** hierüber Chmel in Schmidl's Blättern **1845. S. 3 u. 4** — Desselb. Gesch. d. Hofbibl. **II. S. 656.** — Blumberger in d. Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. **87**, Anz. Bl. **41.** — Palacky Gesch. v. Böhm. **II. 303.** Ders. in d. Abh. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. **V. II. 29 30.**

sohn des obigen Alexander II., und von 1070—1083 Bischof zu Lucca, von da verjagt, lebt er zu Mantua. Viele theol. u. rhet. Schr. **Arnulf,** lebt zu Mailand um 1076. Geschichte von Mailand von 925—1076. **Lanfrank,** geb. zu Pavia um 1005, Benediktiner zu Bec, 1070 Erzbischof von Canterbury, † 1089. Die größte Zierde der Zeit, Einführer der scholastischen Filosofie, Verfasser vieler theol., rhetorisch, u. scholastisch-filosofischen Schr. **Gebhard,** Erzbischof von Salzburg, 1068 † 1088, theol. u. rhet. Schr. **Joannes von Mailand,** 1066—1100 verfaßt die diätetischen Vorschriften des Mag. Salernus in ein leonisches Gedicht, worüber man viele Erklärungen schrieb. **Landulphus** senior, ein Priester zu Mailand, schreibt die Chronik d. Bischöfe von Mailand bis 1085. **Altmann von Passau** 1030, † 1091, der rühmlichst erwähnte Bischof und Erwecker des wissenschaftlichen Strebens in Österreich, auch ein tüchtiger Theolog. **Chartuitus** oder Hartwig, ein Ungar, um 1100 Bischof von Bosnien, schrieb das Leben des heil. K. Stefan und wie Einige wollen, auch das dessen Sohnes Emerich. **Alberich,** ein ungarischer Mönch, lebte unter König Koloman (ob seiner Gelehrsamkeit der Bücher-Koloman genannt), beschrieb die am ungarischen Reichstage 1096—1104 statuirten Gesetze. **Simo,** Erzbischof von Fünfkirchen um 1109, übersetzt aus dem Griechischen. **Laurentius von Verona,** um 1115 Diakon zu Pisa, lateinischer Dichter. (**Bernardus Noricus,** der Mönch zu Kremsmünster und fruchtbare Chronikenschreiber, lebte nicht um 1115, wie er gewöhnlich gesetzt wird, sondern 200 Jahre später, er ward 1300 Priester und † 1340 [vide M. Pachmeyer's, Graser's u. A. geschichtl. Werke über Kremsmünster]. Bernhard benützte besonders auch eines anonymen Kremsmünster Mönchs Chronik v. Jahr 1120—1220.) Der **Anonymus Mellicensis** um 1123 als Verfasser des Chronicon Mellicense 1041—1114 (bei H. Pez.) **Cosmas,** 1045 aus deutschem Geblüte in Böhmen entsprossen, Lehrer, Kaplan, dann Domdechant zu Prag, wo schon 1068 ein Generalstudium unter einem Scholastikus bestand, und von mehreren Lehrern, nebst der Grammatik, Logik und die Naturlehre nach Aristoteles vorgetragen wurden. C., der 1126 starb, schrieb 1120 die Lebensgesch. d. heil. Adalbert, und eine Chronik von Böhmen, bis 1125, welche die Geschichtschreibung in Böhmen weckte, und von nun an durch drei Jahrhunderte mehrere wichtige Klosterannalen in diesem Lande hervorrief *). **St. Gebhard,** Erzbischof zu Salzburg seit 1061, † 1088, Theologisches. **Vitalis von Brescia,** Mönch allda, und 1118 Probst zu Oliveto. Gesch. v. Bres-

---

*) Fr. Palacky: Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber. Prag, 1830.

cia und Predigten. **Gottfried**, Benediktinerabt zu Admont, ein Zeitgenosse des heil. Bernhard, schrieb Homilien auf Sonn- u. Festtage (Ausg. v. Pez. Augsb. 1725, 2 Bde. fol.). **Landulf der Jüngere**, geb. zu Mailand um 1076, lebt daselbst an der St. Pauluskirche, daher de St. Paolo genannt. Chronik von Mailand 1095—1136. **Richard**, der Mönch zu Klosterneuburg unter Leopold d. Heil. (1096—1136), schreibt das Leben dieses Markgrafen (woraus uns Leopold von Neuburg, Cisterzienser zu Lilienfeld 1330, excerpta hinterließ). Ein **anonymer Slave** in Ungarn schrieb in seiner Muttersprache eine Chronik, welche **Diocleas** ein ungarischer Priester um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ins Lateinische übersetzte. Ein **Ungenannter**, wahrscheinlich ein Mönch zu Salzburg, schrieb 1131 das Leben S. Ruprechts und benützte dabei eine Legende über denselben, zu der wieder die sogenannte Vita primigenia S. Ruperti (welche den ersten Theil einer größeren Schrift: Quomodo Baioarii et Carantani facti sunt Christiani, bildet, deren Abfassung auf das Jahr 872 fällt), das Material bildete. Ein **Mönch** zu Göttweih schrieb 1125—1141 das Leben Bischof Altmanns des Stifters seines Klosters. **Moyses Mutius** aus Bergamo lebt nicht im achten Jahrhundert, sondern zwischen 1125—1137. Historisch-poetische Schr. Ein ungenannter **Wisehrader Domherr** schreibt 1126—1142 die erste Fortsetzung zu Cosmas Chronik. Der **Mönch von Sazawa** in Böhmen 1126—1162 eine Chronik seines Benediktinerstifts (oder vielmehr eine Erweiterung und Fortsetzung des dasigen Zeitbuches). **Luithold**, um 1158 Benediktinermönch zu Mondsee in Oberösterreich. Historiker und Dichter. Chronicon Lunaelac. Der österreichische Prinz **Otto von Freisingen** (s. d.) einer der berühmtesten Geschichtschr. seiner Zeit. Sein Kaplan **Radewig** setzt Otto's Gesch. Kais. Friedr. I. fort und schreibt zwei Epitaphien auf Otto. **Paulus** oder **Petrus Pannonius**, ein ungarischer Priester im 12. Jahrhundert schrieb zwei Bücher von der Unschuld und Zufriedenheit der Welt. **Konrad**, Herzog von Dalmatien, Graf von Dachun, † 1156 bei Mailand, Theologisches. Der böhmische **Mönch von Hradisch** und Opatowic schildert die Begebenheiten v. 1142—1158 als Augenzeuge. **Arnold von Brescia**, ein äußerst streng moralisch denkender Mönch, behauptet, bei der damaligen Überhandnahme der Geistlichkeit und deren Güter, daß die Kirche kein Eigenthum haben dürfe. Seine Predigten erregen Aufruhr in Brescia, und bringen ihn auf den Scheiterhaufen 1155. **Erchenfried**, Abt zu Mölk 1126—1163 schreibt St. Colomanns Leben. **St. Eberhard**, Erzbischof zu Salzburg, seit 1147 † 1164. Theologisches. **Petrus Lombardus** aus der Lombardei, Lehrer, dann 1159 bis † 1164 Bischof v. Paris, stellt ein dialektisches System der Theolo-

gie auf, welches bis ins sechzehnte Jahrhundert klassisches Ansehen genießt, und bei Vorlesungen und Untersuchungen zu Grunde gelegt wurde. **Gerochus,** geb. 1093 zu Pollingen, Augustiner, seit 1132 bis † 1169, Probst des Klosters Reichersberg im Innviertel, ein Freund Ottos von Freisingen, ein äußerst fruchtbarer theolog. Schriftsteller. Sein Bruder **Arno,** Dekan und Prior zu Reichersberg und nach des ersteren Tode 1169 bis † 1175 Probst daselbst. Theologisches. **Albertanus,** ein Rechtsgelehrter zu Brescia 1162, hinterließ filos. u. theol. Schr. **Martinus Gosia,** nach Arisi Crem. lit., aus Cremona, nach Andern aus Bologna † nach 1160 jurist. Schr. **Bulgarus** aus Cremona, oder Bologna, wo er akademisch. Lehrer war und den Beinamen os aureum erhielt, † 1166 jurist. Schr. **Matthäus,** von dem Wappen Cholewna, aus Opatowic, Bischof von Krakau um 1160, † 1166, schreibt eine Geschichte Polens. **Sir Raul,** Konsul zu Mailand 1161, wird auch Rhaudensis genannt, Geschichte seiner Vaterstadt von 1154—1157. **Otto Morena** aus Lodi, königl. Richter allda, Geschichte von Lodi bis 1167. **Vincenz,** Domherr und Notar zu Prag. Böhmische Chronik von 1140—1167 (welche bis 1198 von Gerlach, Abt zu Mühlhausen, fortgesetzt wird). Ob der **Anonymus Belae regis Notarius,** den man gewöhnlich um 1131—1141 setzte, unter Bela I., II., III., oder dem IV. lebte, ist noch nicht entschieden; am wahrscheinlichsten ist es Bela's III. Notar, Peter Farkas oder Vilcsina, der zuletzt 1163—1181 Bischof von Siebenbürgen war. Er ist zwar wegen seiner Geschichte der ungarischen Herzoge bis Geysa II. der älteste ungarische Historiker, dessen Werke gedruckt sind (zuerst 1747), aber es erwähnen die Annalen der Ungarn lateinisch geschriebener Chroniken, von denen einige noch handschriftlich in Archiven verborgen liegen, andere in den Stürmen der das Land verwüstenden Kriege Untergang fanden. **Irimbert,** Benediktinermönch und seit 1172 bis † 1177 Abt zu Admont in Steiermark, steht wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Ansehen, schreibt Auslegungen der heil. Schrift; vom Brande Admonts (1152), vom Leben und den Sitten der Benediktinernonnen zu Admont. **Regilindis,** Benediktinernonne zu Admont, schreibt 1152 die biblische Geschichte im neunzehnten Kapitel, nach dem Vortrage Irimbert's, mit allegorisch-mystischer Erklärung, und **Irmingardis,** die Klosterschwester der ersteren, 1152 die Erklärung der Bücher Ruth nach Irimbert's Vortrag. **Sta. Angelia,** Tochter Wladislavs II. von Böhmen (1140—1174), lebt als Karmeliternonne zu Tyrus in Palästina, schreibt theologische Dissertationen.

Das

Zeitalter der Minnesinger.

1150—1300.

Seht wie viel des Schönen und des Süßen
Wir in dem Namen „Vaterland“ begrüßen.

Ein schöner Mai war über Europa angebrochen. Ein Jauchzen wars, ein Jubel und ein freudig Singen — der ersten Blüthe lebenstrunk'ne Zeit. — Ein starker rascher Heldensinn wehte all überall, denn es waren die Völker kräftige junge Stämme noch, nichts Welkes, nichts Kränkelndes, alles saftig, frisch und voll, alle Pulse schlagend. — Schwertesschlag, Waffenklirren und Turneigeräusch, Pilgergruß, Lautenton, Liebesflehen, Minne-, Sagen-, Romanzen- u. Legendengesang, Chorgeläute, Choralsingen, Glockenruf und Hymenfeier — und wieder Lanzensausen, Schlachtenruf, Todtenklage und Siegsgeschrei tönte bunt durcheinander.

Nach dem rauhen, ungeduldigen, das Betrachten den Mönchen überlassenden Geist jener vielbewegten Zeit, die unter den Karlowingen, unter den sächsischen und salischen Kaisern verfloß, deren wehrhafte Helden weit lesbarer auf Feindesgesichter als auf Pergamente schrieben; nach der Zeit, in welcher Lesen und Schreiben »Pfaffenkunst,« »ars clericalis« hieß, beginnt mit der Thronbesteigung der Kaiser aus dem schwäbischen Hause der Hohenstaufen eine glänzende Periode der deutschen Literatur: das Zeitalter der romantischen Ritterpoesie. Diese Periode ist von solcher Gediegenheit, überraschender Mannigfaltigkeit, Kraft und Fülle von freier Geistesthätigkeit, daß sich dem mit ihr literarisch Vertrauten unwillkürlich der Ausspruch eines denkenden Kunstrichters aufdringt: das goldene Zeitalter der deutschen Poesie ist schon da gewesen, es blühte unter den Hohenstaufen. Wenn gleich dieser Ausspruch in Beziehung auf ganz Deutschland, mit Rücksicht der letzten Dezennien des vorigen und der ersten des jetzigen Jahrhunderts manchem Zweifel unterliegt, so findet er doch seine volle Anwendung auf Österreich: wir können diese Zeit mit völliger Gewißheit unser goldenes Zeitalter der Poesie nennen, und nur die neueste Literatur unserer schwäbisch-österreichischen Dichterschule (und nebenbei die neu erwachte Sangluft aller unserer Stände, die sich in dem jetzt so häufigen Entstehen der Sangvereine schönstens offenbart) scheint es im rastlosen Fortringen mit ihr aufnehmen zu wollen, indem sie die Bahn ihrer alten Genossin zu verfolgen strebt.

Ursache dieser schnellen Umstaltung war vornehmlich die Bekanntschaft der Deutschen mit anderen Völkern. Diese Bekanntschaft ward von

den Kreuzzügen herbeigeführt, welche den größten Theil der christlichen Welt in Bewegung setzten, alle Nationen Europas in brüderliche Eintracht zu christlich gemeinsamen Zwecke mit einander vermengten, und zu den bisher nur als fabelhaft bekannten fantastischen Völkern des üppigen Asiens rissen. Diese Kreuzzüge, deren acht größere Statt fanden (1096—1291) wirkten mit besonderer Kraft auf die Gemüther der Abendländer (anfangs der westlicheren, aber unter Konrad III., Friedrich I., II., auch der deutschen Völker), denn die dort angestaunte Pracht erregte in ihnen eine ganze Welt neuer Erscheinungen und vorher nie gekannter Gefühle, entzündete ihre Fantasie und bildete so die beste Grundlage zu all den sinnvollen Gebilden, die uns im Mittelalter so überraschend häufig begegnen. Mag man daher immerhin die Kreuzzüge, diese bewaffneten Wallfahrten, das tollste Unternehmen der europäischen Menschheit nennen, und wohl einerseits nicht mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß hiedurch, durch Krankheit, Krieg und sonstige Mühsale 7,000,000 gläubiger Streiter den Tod gefunden hatten, das Grab des Erlösers aber wie vorher in Gewalt der Ungläubigen blieb; so darf diesem Urtheile keineswegs die Culturgeschichte beistimmen, denn mit diesen Zügen, von denen man zu Hause so viel Wunderdinge erzählte, verbreitete sich besonders bei dem Herrenstande, welcher durch die vielen Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht endlich Obergewalt, Ansehen und Reichthum errungen hatte, ein gewisser Hang zu großen abenteuerlichen Unternehmungen, ein Geist der Romantik, der ritterliche Kühnheit, Andacht, Schwärmerei, Galanterie, Courtoisie und Liebe in sich vereinigte, mit einem Worte der Geist der Ritterschaft. Der Ritter zeigte eine größere Mannigfaltigkeit und einen größeren Luxus in Kleidern, Waffen, Rossen und Geräthen, in Mahlzeiten und Genüssen, und ward geselliger und geistiger. Es erschien nicht nur ein feierlicher Glanz bei Turnieren, Königswahlen, Reichsversammlungen und beim Ritterschlage — welche Handlungen in ihrer ritterlichen Grundlage sich durch die Weihe der Kirche und den Glanz ihrer Ceremonien noch mehr erhöhten, sondern es verbanden sich, durch beides geweckt, auch die wahren Künste, von der herrschenden Idee durchdrungen, mit diesen Bewegungen des Lebens. Um diese Zeit war es, wo herrliche Dome in die Lüfte stiegen, der wie vom Himmel kommende Klang der neueingeführten Glocken erhaben ertönte, feierlicher Gottesdienst und tief ergreifende Musik die Herzen der Christen erschütterte. Durch alles dieses aber wurde Industrie, Gewerbfleiß und Handel befördert, Erhebung und Heiterkeit ins Leben gerufen, und eine nach Verhältniß gleichmäßige Durchdringung des Irdischen mit dem Geistigen zu Stande gebracht, wie sich weder vorher noch lange nachher im deutschen Leben etwas Ähnliches aufzeigen läßt. Auf einen Blick läßt sich übersehen, was das

Ritterleben in seinem eigentlichen Sinne zur Entwicklung des deutschen Lebens und Geistes für großartige Verdienste hat. Ward der Edelknabe Ritter, so leistete er den heiligen Schwur stets wahr zu reden, das Recht zu schützen, sein Schwert zur Vertheidigung des Glaubens, der Unschuld, der Witwen und Waisen zu führen, und schmähliche Entehrung traf den Unwürdigen. Die Erfüllung dieser Regeln bezeugte der Ritter, der stets Humanität und Milde gegen die Schwachen, wie Tapferkeit gegen die Feinde ausübend, nach einem Leben voll Bewegung und Kampf die Waffen ablegte, und in der Einsamkeit eines Klosters sein Leben beschließend, sich selbst Schmerz und Entsagung auflegte. Die strengen Gesetze der Ritterschaft nahmen mitunter auch von selbst kirchliche Formen an, und legten den Mitgliedern schwere Gelübde auf. So entstanden zur Zeit, als durch die Kreuzzüge die allgemeine religiöse Begeisterung den höchsten Gipfel erreicht hatte, und mehrere Ritter, glühenden Glaubens voll in Vereine traten, der Orden der Templer (1118), der Johanniter oder Maltheser (1113), der Marianer oder deutschen Herren (1190), deren Zweck war, die kranken Glaubensbrüder zu pflegen, die Pilgrime gegen Räubereien zu schützen; da erhielt das Ritterwesen erst seine göttliche Weihe, seine wahre Verklärung. Nach dem Vorbilde der Mönchsorden gelobten sie Keuschheit, Armuth, Gehorsam. Der hohe Muth des stolzen, seine Selbständigkeit über Alles schätzenden Ritters, beugte sich in Demuth und höchster Selbstverläugnung freiwillig unter das Gesetz des Ordens; sein Streben kannte nur ein Ziel: den Kampf gegen die Feinde des Kreuzes, die Verherrlichung des christlichen Glaubens. So vereinte sich der betende Mönch mit dem kämpfenden Ritter in einem Mann, der um so ehrwürdiger erschien, als sein Orden, gleich unabhängig von weltlicher, wie kirchlicher Gewalt, nur in dem Pabst, als Stellvertreter Christi, sein unmittelbares Oberhaupt erkannte. Aber auch im weltlichen Ritterleben hatte die wilde Kampflust und die Sucht nach Abenteuern ihr Ziel gegen die Ungläubigen gefunden, und wie das ganze Seelenleben mit all seinen Wundern das Waffenleben überwand, so trat hier der Frauendienst noch über den Herrendienst, ihnen diente man mit Schwert und Geist, und den in sich gerichteten ritterlichen Kriegsmann wies die Abgezogenheit des Lebens, seine auf einsamen Gipfel des Berges stehende Burg und der deutsche Familiensinn auf sein Weib. Frauen und Christenthum — sagt Gervinus — sind auch zu aller Zeit die treuesten Verbündeten gewesen. (Zur Kenntniß des Ritterwesens: St. Palaye das Ritterwesen des Mittelalters, deutsch von Klüber, Nürnb. 1786—90, 3 Bde.; K. Ph. Conz Geist und Geschichte des Ritterwesens. Gotha 1786. J. Kaiserer Gesch. d. Ritterwesens. Wien 1804 (bei Spalart's Kostüm). J. G. G. Büsching Ritterzeit und Ritterwesen. Lpzg.

1823. Das Ritterwesen u. d. Ordensritter. Stuttg. 1822—24, 3 Bde.
Ch. E. Weiße, die Galanterie im Mittelalter. Lpzg. 1793.

Bei dieser Veredelung der Sitten lernte man auch die Wissenschaften, obgleich nur meist von einer poetischeren Seite, schätzen; der so lang bevormundete, verachtete und unterdrückte Laienstand drängte den Klerus aus dem Alleinbesitz der geistigen Kultur und Bildung; Einzelne erwarben sich größere Kenntnisse auf französischen und italienischen Hochschulen, der Verkehr erleichterte die Erlernung der Sprachen, erweiterte die Geistesfreiheit und eine allgemeine weltliche Stimmung ward die vorherrschende Richtung aller Gemüther. Das Mönchthum aber lebte wohlbehaglich und bequem im sicheren Besitze von Zehenten und Pfründen, es zog sich immer mehr vom Weltleben in die Einsamkeit des Klosters, das nun seine Welt wurde, zurück, und suchte theils Heil im Ablesen lateinischer Meßbücher und Breviere, oder in finsterer Kasteiung, theils schloß es sich auch innerhalb seiner Zelle der poetischen Ansicht des neuen Lebens an, und ließ diesen Geist in Dichtungen, aber nicht mehr in lateinischer, sondern in der Sprache des Volkes verspüren.

Die Minnesinger.

Ein solches an und für sich höchst poetisches, zwischen Krieg, Andacht, Liebe und Natur getheiltes ritterliches Leben mußte zum Dichten, zum Gesang begeistern, und es wurde die Wissenschaft, die früher stets kirchliches Eigenthum war, zum poetischen Gemeingut gestaltet: die glänzendsten Heroen der Kreuzzüge erscheinen mit Schwert und Laute zugleich. Ja Dichtung und Gesang wurden die Blüte und schönste Zierde des Ritterthums, sie begeisterten es zu hohen Thaten und Abenteuern, welche wieder ihr Inhalt wurden, so daß ihr Lorbeer zugleich den Helden und Sänger bekränzte. — Zuerst kehrte die Dichtkunst an den ritterlichen Vesten und Höfen der Großen ein, wo sich unter günstigen Umständen das Leben sehr glänzend und lebhaft zu gestalten anfing. Dies war besonders in den Zeiten und an den Orten der Fall, wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit erhöhte, wo Reichthum die Mittel darbot, und Pracht und Aufwand gestattete: was vornehmlich an den Burgen der alten steirischen, österreichischen, tirolischen und kärnthnerischen Edlen sichtbar wird. Hier in den Gegenden des alten Norikum und des südlichen Baiern, die Heimat der Dietrichsagen, der edelsten gothischen, longobardischen und fränkischen Geschlechter, welche das südöstliche Deutschland den eingedrungenen Avaren wieder entrissen, von denen sich häufige Spuren in den gothischen und longobardischen Sagenkreisen finden: hier tritt schnell jene Freude, jenes beschauliche Leben unter die Ritterschaft, und das Aufsuchen einer inneren Weihe wird dem sinnigen Gemüthe ein quälendes Be-

dürfniß. Dicht neben die Heiligkeit des Kreuzwesens drängt sich hier eine Frivolität und eine heitere Lebensfilosofie hervor, welche, noch heut zu Tage das Eigenthum der Österreicher, schon damals, sich charakteristisch absondernd, dem übrigen Deutschlande entgegentrat, und einen Gegensatz bildete, dessen ganze Schärfe wir hernach in der Dichtung werden erscheinen sehen. An diesen Höfen also, zumal an den oberösterreichischen, bildeten sich zuerst nach dem Muster der provenzalischen, französischen und englischen Troubadours (Wilhelm IX., Graf von Poitiers † 1122, der älteste unter ihnen) Trouveres, Menestriers und Minstrels, einer Sängerklasse, welche die Liebe zu ihren Frauen, die Thaten großer Männer und heimische Sagen in wunderbaren, abenteuerlichen Dichtungen besangen, die deutschen **Minnesinger.** Es ist dies ein herkömmlicher Name der lyrischen Dichter des deutschen Mittelalters, um sie von den später folgenden Meistersängern zu unterscheiden; denn unter diesen erhielt erst der Name Meister, mit dem die Minnesinger nur einen in ihrer Kunst hervorragenden bezeichneten, eine handwerksmäßige Bedeutung. Der Name Minnesinger ist bedeutsam genug, weil die Minne (Liebe) zugleich die beiden Hauptrichtungen dieser Singer, die himmlische wie die irdische, umfaßt. Im weiteren Sinne begreift man unter Minnesinger auch alle erzählenden und lehrenden Dichter dieser Zeit, wie überhaupt deren Kunst auch die ritterliche oder höfische Poesie genannt wird. Minne, Religion und Ritterthum waren die Grundelemente des damaligen Lebens, und so sind auch Minne, Religion und Ritterthum die großen Sonnen, welche ihre Strahlen im mannigfaltigsten Farbenschimmer über alle bedeutenderen Gebilde der Poesie jener Zeit ergießen.

Nicht lange währte es, so durchdrang der Minnesang nicht nur die ritterlichen, sondern auch die anderen Klassen, und es tritt eine Reihe Singer auf, die bald ihre ausländischen Vorgänger, besonders an Gemüthlichkeit, weit übertrafen, und daneben ihr köstliches Eigenthum in der angestammten, noch herrlicher emporblühenden Volks- und Heldendichtung besaßen. Alle begeistert für heimische und fremde Sage, für Minne im höchsten und heiligen, wie im heiteren weltlichen Sinn, für Frauen und Frühlingsschöne, wie für das heilige Grab, für Fürsten und Vaterland, für heimische Zucht und Sitte, für alle Freuden und Leiden des Lebens, im Liede das Weh zur Wonne verklärend. Im langen, unabsehbaren Zuge, umschlungen vom geistigen Bande der Dichtkunst und des Gesanges, folgen vom Kaiser an die Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen, Edle, ritterliche Dienstmannen, Klosterritter und Hovemünche, Weltgeistliche, Kloster- und Laienbrüder, bürgerliche Meister bis zu den fahrenden Singern und Spielleuten, welche auch oft zugleich Ritter waren, und die schöne Liederkunst als ernsten Lebensberuf ergriffen.

An allen deutschen Höfen sah man die fahrenden Singer gerne. Das Kaiserhaus der Hohenstaufen, die Beherrscher Thüringens, und am hervorragendsten die mit beiden verwandten Fürsten Österreichs aus dem Babenbergerstamme, waren ihnen besonders hold. Die alte, durch Besiegung der Avaren und Ungarn hochberühmte, und durch den biederben Markgrafen Rüdiger von Pechlaren und seinen ritterlichen Fiedler und Sänger Volker, damals in dem größten deutschen Volks- und Heldengedichte verherrlichte Ostmark, hatte Friedrich I. (1156) zum Herzogthum erhoben; so ward der Hof zu Wien mit dem Hofe der Thüringer Fürsten, wo Heinrich von Veldeck *) und Wolfram von Eschenbach Gastfreunde waren, ein glücklicher Vereinigungspunkt deutschen Sanges und der Wetteifer dieser beiden Höfe und Sängerkreise spricht sich schönstens am Sängerkriege auf Wartburg aus.

Österreich ist es, aus dem nicht allein die größten Minnesinger, sondern der Minnesang selbst hervorgegangen. Seit kurzer Zeit wissen wir durch J. Stülz (Museum Franc. Carol. Linz 1840, Jänner), der Ditmar'n von Aist urkundlich nachwies, daß derselbe ein Österreicher, schon 1141 in männlichem Alter, zwischen 1160—1170 verstorben, — also der älteste Minnesinger sei. Ditmar's Gegend (Oberösterreich) und Zeit reihen sich der von Kürenberg, der als von Hagenau und als Chorführer der Nachtigallen (wie sich die Singer selbst nannten) hochgepriesene Leutold von Seven (1147—82), Endelhard von Adelnburg (1174—82), Alram von Gresten, Johannsdorf, und von hier aus weiter nach Baiern hinauf der Burg- und Donaugaugraf von Rietenburg (1179) u. A. an, während der niederrheinische Heinrich von Veldek erst zwischen 1173—1184 den Reigen der Minnesinger des übrigen Deutschlands beginnt, und also nicht der Gründer, sondern nur in seiner Gegend (denn in Österreich war es Reinmar der Alte seit um 1190) derjenige gewesen, der den Minnesang zur Ausbildung brachte.

Österreich strahlt daher auch unter seinen heutigen Staaten als am meisten für Minnesang begeistert hervor. Es war von uralter Zeit her die Heimat der Volksweisen, die sich jetzt auch an die Höfe und Burgen der Großen und Edlen verfügten, und sich hier künstlerisch vervollkomm-

---

*) Veldeck's Geschlecht ist noch unerforscht; in der Heidelberger Sammlung wird er Veltkilch genannt, was F. v. Laßberg bewog, ihn zu einem alten Grafen von Feldkirch (in Vorarlberg, nachgehends von Werdenberg und Montfort allda) zu machen, was aber seine niederrheinische Sprache nicht zuläßt, außer, er müßte sich von Jugend auf in diesen Gegenden aufgehalten haben.

neten. Sage und Sang muß damals in Österreich in so herrlicher Blüthe gestanden sein, wie in keinem anderen Lande. »In Österreich lernte ich singen und sagen,« spricht Walther von der Vogelweide, der größte lyrische Dichter des Mittelalters, und gibt uns damit, unter anderem einen eben so merkwürdigen Beleg, daß die vielfarbige duftige Blume der Dichtkunst im Mittelalter in keinem Himmelsstriche herrlicher aufgeblüht, als in den grünen Thälern und an den lachenden Rebenhügeln des Donaulandes, dem Garten Deutschlands, wie Italien der Garten Europas. Tanz und Gesang war damals bei unserer hohen Ritterschaft ebenso wie noch heutiges Tags bei unserem munteren Land- und Alpenvolke vereinigt anzutreffen.

Die von den Babenbergern mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit ermunterten Minnesinger verglichen mit vollem Rechte derselben Hof mit dem Hofe Königs Artus; das Leben in der Ostmark aber mit einem »beständigen Mai, der Milch und Honig in Bächen fließen und das Manna vom Himmel niederthauen läßt.« Schon seit Leopold VI. dem Tugendhaften (1177—94) war der Wiener Hof als Schule der Höfischheit (woher und aus welcher Gegend der Ausdruck Höflichkeit entstand), der guten Laune und einer feingebildeten Lebensart berühmt, und es zogen von Nah und Fern lernbegierige Musensöhne dahin, um sich zu Sängern zu bilden. Nicht nur scheint damals schon Reinmar der Alte am Wienerhofe den Minnesang gelehrt oder die Kunst desselben Anderen mitgetheilt zu haben, sondern, wenn man der Sage trauen darf, waren da auch Sängerstreite schon üblich und an jedem gewöhnlichen Festtage sollen sich Minnesinger schaarenweise zu solchen Liederstreiten eingefunden haben, und reich beschenkt von dannen gezogen sein. (Man erinnere sich unter anderen solchen Sagen auch an jene, wo Richard Löwenherz, bei seiner Ankunft in Wien, als Minnesinger verkleidet, sich zu einem solchen einfindet, aber erkannt und gefangen wird.) Leopolds Bruder Heinrich III. von Mödling (geb. 1158, reg. 1177 bis † 1223), der mit der böhmischen Königstochter vermählt, auf jener Burg in königlicher Pracht lebte, war selbst Minnesinger, zog Ulrichen v. Liechtenstein zum Sänger auf, und bewies sich als freigebiger Freund aller Fahrenden, an denen es an seinem Hofe nie fehlte. Nach Leopolds Tode folgte dessen Sohn, Friedrich I., der Katholische (1194—98); gleiche Gesinnung des Vaters theilend, ist er vorzüglich als Gönner Walthers v. d. V. bekannt. Alle übertraf aber Leopold VII. (1198—1230), ob seiner fürstlichen Tugenden, zumal Milde und Tapferkeit „der Glorreiche« zugenannt, dabei durch sorgfältige Erziehung, gebildet durch Ulrich seinen nachmaligen Kanzler und Bischof von Passau, in Staatsgeschäften gewandt und beredt. Unter ihm floß am Wienerhofe

die ganze zahlreiche, kriegerische, mächtige und sangliebende Ritterschaft Österreichs und Steiermarks zusammnen, und ergötzte sich da an Sang, Saitenspiel und Tanz. Ihn verherrlichen nicht nur viele Sänger dieser Zeit als ihren größten Gönner und Beschützer, sondern er war selbst Dichter, wie Ennenkl sagt, sang und tanzte selber ernste Lieder und fröhliche Maien- und Herbstreien. Das schönste Zeugniß gibt Ofterdingens Streit auf Leben und Tod für ihn im Sängerkriege auf Wartburg. Begeistert ruft jener da aus:

Ja von dem Fuß bis auf den Giebel
Lobt nur die Welt den reinen, werthen Held aus Oesterreich,
Ge'n ihn sind alle Fürsten gar ein Nebel,
Er ist der Sonne gleich!

So preist ihn auch Walther v. d. V., dem sich doch Leopold, wie es scheint, nie so besonders gewogen fühlte, indem er singt: Dreierlei Dinge möchte ich gerne han: Gottes Huld, meiner Frauen Minne und den wonniglichen Hof zu Wien wo Leopold ist, dem niemand Lebender zu vergleichen. Unter Leopold stand der Minnesang in Wien höher als irgendwo in der schönsten Blüthe; Mehrere, wie z. B. selbst Heinrich III. von Meißen, der Erlauchte, u. A. bildeten sich jetzt hier zu vortrefflichen Minnesingern; im Nibelungenliede, die größte Urkunde deutschen Dichterruhms, dessen Bearbeitung in jene Zeit fällt, leuchtet hoch oben an als Tummelplatz der Rekken, als Hochzeitort der Könige die Stadt Wienne; und Manche wollen sogar in dem daselbst hervorgehobenen Rüdiger von Pechlarn unsern Leopold finden, weil er zu seiner Zeit bei weitem der reichste und mächtigste Fürst deutscher Lande war. Es dürfte schwer sein, das Bild der Reimchroniken und der Sänger zu überbieten: »wie unter ihm in Österreich 32jähriger Friede, ein wahrhaft goldenes Alter, und bei diesem Leopold Pfennig, Silber und Gold und alles Edelgestein, ganz gewöhnlich war und gemein bei ihm alle Freude und Ehre und tugendliche Lehre, bei ihm war Tanzen und Singen, Turneien, Laufen und Springen und Rosse mit gülden Decken und darauf die stolzen Recken und schöne Frauen und viel Gefahr der Minne, welcher Leopold mit Treue hold und sie ihm lieber war als alles Gold — und die Herrlichkeit seines Wien, der Wohlstand, das Selbstgefühl, die Prachtliebe seiner Bürger, wie die Künstler und Liederdichter von allen Seiten an seinem Hof sich sammelten, — Walther von der Vogelweide zu ihm eilt, der in Österreich recht singen und sagen lernte, an dem minniglichen Hof zu Wienne, wo Leopolds Hand immer gibt und dessen nicht erschrack, wo ein Hof ist, wie König Artus Hof und die Milde des Fürsten aus Österreich dem süßen Regen

gleicht, — selig der Wald und selig auch die Heide, mit Blumen schön und wohl geziert!«

Leupold herre zweier, zu Oestreich und Steyer
niemand lebt, den ich zu ihm geleiche!
sein lob ist nicht ein loblein: er mag, er hat, er thut! —
er ist wie sein vetter, der milde Welf gemuth,
deß lob war groß im leben und nach dem tode gut.

Als Leopold starb, da war Trauer im Lande überall, und Ennenkl läßt da die Wiener singen, in seinem Fürstenbuch (bis 1246):

wer singet uns nu vor
zu Wienn auf dem chor
als er vil dikche hat getan
der vil tugendhafte man?
wer stiftet uns nu raien
in dem herbst und in den maien.

Aber auch Friedrich II., der Streitbare (1230 46), wiewohl ihn viel Unglück verfolgte: Empörung der Vasallen, Feindschaft der Nachbarn, des Kaisers Reichsacht und Verlust der Herrschaft: dennoch schützte er nicht viel minder als sein Vater die Dichtkunst, es lebten viele Singer (Wernher, Tannhauser, Nithart, Pfeffel ꝛc.) von seiner Milde wohlbedacht an seinem Hofe; ja daß Friedrich selbst den Frauen den Maienreien vorsang und Minnelieder verfertigte, bezeugen Nithart und Tannhauser. In einem Liede Nithart's, welches erzählt, wie die Fröhlichkeit keinen anderen Herrn gefunden habe, dessen Ingesinde sie sein möchte, als Friedrichen d. St., fordert Nithart diesen und seinen Höfling Herrn Tröstelin (sonst unbekannt als Minnesinger) auf, zum Sommer neue Minnelieder zu singen, denn ihm (Nithard) selbst mangle es dazu an Fähigkeit und Lust. Und die dem Lobgedichte Tannhausers, auf Friedrich, angefügten Leichsätze, welche auf einmal zum Tanz übergehen, und wo Tannhauser als Dritter im Reigen bei seiner geliebten Kunigunde genannt wird, könnte man sogar, wie v. d. Hagen meint, als ein solches Tanzlied Friedrichs des Streitbaren ansehen.

Auch in Österreichs heutigen Nebenländern fand der Minnesang vorzugsweise Aufnahme, obgleich nur die wenigen Nachfolgenden als seine Schützer bekannt gegeben werden. 1) In **Steiermark**, wie man vermuthen darf, die beiden letzten Ottokare (VII., VIII.), die sich ihren in den deutschen Heldensagen verherrlichten Ahnen (Biterolf und Ditlieb, Rüdiger v. Pechlarn, Bischof Pilgrim von Passau ꝛc.), würdig zeigten, aber als die letzten ihres Geschlechts leider

eben zu Anfang der Blüthe des Minnesangs ausstarben (1192) *). Mehrere Edle ihres Landes, und darunter besonders die reichen Liechtensteine, Ulrich und dessen Sohn Otto († 1311), die Wildonies u. A. traten in ihre Fußtapfen. 2) Die Herzoge von Meran, Grafen von Andechs und Pfalzgrafen von Burgund, welche von ihrer Burg Meran in **Tirol** aus, dieses Land, und auch Dalmatien, Kroatien und Istrien beherrschten, und eben so häufig in deutschen Sagen, sowohl namentlich als theilnehmend, verflochten sind (so tritt Herzog Berchtung von Meran im Rother, Hugdietrich, Wolfdietrich, Biterolf und Ditlieb, Ravennaschlacht, in der älteren und in Rudolfs Weltchronik, wie auch Schrutan v. Meran öfter auf), als mehrere Zeugnisse für ihre Bildung und Kunstliebe sprechen, z. B. daß Kaiser Heinrich III. auf ihrem Schlosse zu Andechs seine Bildung empfangen haben soll. Berthold III. v. Meran († 1188), der in einem Briefe (B. Pez cod. epist. II, 12.), um 1180 an Abt Rupert v. Tegernsee, wo er um Übersendung des deutschen Gedichts von »Herzog Ernst« dringend bittet, um dasselbe schnell abschreiben zu lassen, sich als Freund des Gesanges zeigt. Mehr aber noch dessen Sohn, Berthold IV. († 1206), mit dem das Haus Andechs den Gipfel seiner Höhe erreichte, der in den Kreuzzügen hervorragend glänzt, und bei dem Wirnt von Gravenberg als Edelknabe diente und auf Burg Meran den Minnesang lernte. Bertholds Söhne, Otto I. († 1234, der Insbruck zur Stadt erhob) und Berthold, Patriarch zu Aquileja (seit 1218, † als der letzte des Stammes 1251), bei dem 1219 Walther v. d. V. weilt und über ihn singt: Berthold der Biederbe von Aquileja, Leopold von Österreich, dem niemand Lebender zu vergleichen und sein Oheim Heinrich von Mödling, so lang ich diese weiß, brauch ich nicht Herberge in der Fremde zu suchen. Mit Bertholds IV. Tochter Gertrud, Gemalin Königs Andreas II. von Ungarn, ging diese Vorliebe an den ungarischen Hof über; und dessen andere Tochter, die heil. Hedwig († 1243), ist als Herzogin von Schlesien die Krone der schlesischen Sagenkreise. (Über den Minnesang in Schlesien vide: Tannhauser.) 3) In **Kärnthen**: vorzüglich Herzog Bernhard (1202—1256), seine Haupt- und Residenzstadt St. Veit war damals das Akropolis Kärnthens für Kunst und Wissenschaft, sein Hof der Sammelplatz für den Verkehr gebildeter Geister, und er selbst pflog Umgang mit Künstlern

---

*) Eine treffliche Geschichte der steirischen Ottokare und ihrer Vorfahren lieferte X. Pritz in den Beiträgen zur Landeskunde für Österreich ob der Enns und Salzburg. Linz 1846, S. 121—365.

und Gelehrten, die er in seine Nähe zog. Walthern v. d. V. beschenkte er reichlich, und wie v. d. Hagen meint, war auch er (ich würde aber füglicher seinen Sohn Ulrich III., † als letzter Sprosse 1269, setzen) der Herzog von Kärnthen, welcher den Verfasser des Titurel, den Albrecht von Scharfenberg (nicht aber den Wolfram von Eschenbach, wie fast allgemein angenommen wird) zum Dichten aufmunterte und freigebig unterstützte; und man darf auch Heinrichen von Turlin bei ihm lebend glauben. Meinhard von Kärnthen (als Graf von Tirol der II. 1258—96, in Kärnthen seit 1282) bei dem Stolle, und wahrscheinlich auch Boppo und Ulrich von Turlin weilten. 4) In **Böhmen** ward die deutsche Sprache zuerst am Hofe der Przemislawe, den deutsche Fürstentöchter zierten, die herrschende, und bald ergoß sich dieselbe mit jedem neuen Kloster, in deren Stiftung Barone und Bischöfe mit den Fürsten wetteiferten, wie ein Strom nach allen Seiten des Landes. Besonders wuchs unter König Ottokar I. (1198—1230), Wenzl I. (1230—53), Ottokar II. (1253—78), Wenzl II. (1278—1305), die Aufnahme der deutschen Künstler und Handwerker in den Städten, und die deutsche Dichtkunst wurde am Prager Hofe und bei den Vornehmen des Landes so beliebt und geübt, daß, wie Hagen und Dobrowsky vermuthen, auch die Lieder, welche der übermüthige Aufwiegler und Verräther Zawisse von Rosenberg (der zweite Gemal Kunigundens, Wenzels II. Mutter) in seiner Gefangenschaft dichtete, deutsch waren. Wenzl I., wie man mehrstimmig annimmt, glänzte unter den Minnesingern, die häufig an seinen Hof zogen (auch Reinmar von Zwetel lebte da), und die Turniere, durch deren Einführung er die Sitten des heimischen Adels zu mildern suchte, verherrlichten. Auch sein Sohn, der kriegerische Ottokar II., verschmähte die Musen nicht, viele deutsche Minnesinger fanden in jenen stürmischen Zeiten Zuflucht bei ihm (Sonnenburg, Sigeher, Litschauer ꝛc. Ulr. v. Turlin dichtet auf sein Geheiß). Er siedelte große Massen Deutscher in Böhmen und Mähren an, ja es wird sogar gesagt, er habe geschworen, ganz Böhmen den Deutschen einzuräumen. Der ungenannte Verfasser des Gedichtes »von der Kreuzfahrt Ludwigs von Thüringen,« ein in der Nähe Troppau's (damals böhmisch) lebender Dichter, preiset Wenzl II., dessen Freigebigkeit besonders der Minnesinger Ludwig von Medlitz erfuhr, eben so wie seinen Vater und Großvater. Unter den Edlen Böhmens, an deren Vesten des deutschen Minnesangs gepflogen ward, nennen unsere Sänger folgende: Reimund von Leuchtenburg, Joh. von Michelsperg (beide Gönner Heinrichs von Vrieberg), Heinrich Graf von Ronow, Johann von Klingenberg u. A. und im Jenaer Mscpt. des Wartburggedichtes folgt diesem ein Lobgedicht auf Joh. v. Zernin, der, soweit der Dichter die

Lande durchfahren, der trefflichste Ritter ist, und dessen Milde alle Gehrende (fahrende Singer) preisen. Durch solchen Vorzug wurden die Böhmen den Deutschen sehr gehässig, und dieser Haß hatte den Gipfel erreicht, als Wenzel III., der letzte Przemisliade, 1306 durch einen Deutschen meuchelmörderisch fiel. Diesen Haß fachte und nährte besonders Dalimil (1311), der Verfasser einer böhmischen Reimchronik, die mit schwärmerischer Vaterlandsliebe durch zwei Jahrhunderte das Lieblingsbuch der gereizten Gemüther Böhmens blieb. 5) In **Ungarn** waren nationale Sänger, welche die Thaten des Volkes an festlichen Tagen besangen, schon zu Attila's Zeiten, und dieser soll seine eigenen Barden (?) gehabt haben. Priscus Rhetor, der am Hofe Attila's weilte, erzählt, daß zwei scythische Männer Abends vor Attila erschienen und in selbeigenen Dichtungen dessen Siege und Kriegsthaten besangen; und der Primas Oláh (im sechzehnten Jahrhundert) sagt, daß die Ungarn noch zu seiner Zeit einen gewissen Dietrich, der von einer im Kampfe wider die Hunnen erhaltenen Wunde genas, als Unsterblichen besangen. Daß es Joculatoren auch unter den arpadischen Königen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gab, bezeigt Anonymus Notarius in mehreren Stellen seiner Geschichte; und die Liebe zu den Liedern ging so weit, daß die heilige Synode zu Ofen unter K. Ladislaus IV. sich veranlaßt fand den Geistlichen zu verbieten Mimen, Possenreißer und Joculatoren zu beachten; obgleich höhere Dichtung immer Schutz und Anerkennung fand, denn wie aus Cornides kund wird, hatten die ungarischen Könige eigene Hofpoeten, denen zum Unterhalt Güter verliehen waren. Als daher besonders seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts die deutschen Ansiedler in Ungarn und Siebenbürgen überhand nahmen, und auch hier gleichwie in Böhmen deutschen Fleiß einführten, so mag wahrscheinlicher Weise der deutsche Minnesang unten den, auch sonst mit deutschen Regenten stets in freundschaftlichem Verkehr lebenden Königen Ungarns Anklang gefunden haben. Man kann freilich nur ein einziges derartiges Beispiel in Klingsor anführen, der am Hofe Andreas II. (1205—35), und seiner Gemalin Gertrude von Meran große Achtung und Vorliebe genoß (der Püller scheint nur eine Zeit lang als Krieger in Ungarn gewesen zu sein), aber von nun an kommen (außer den Attilasagen) mehrere Anspielungen auf jene Einwanderungen in den deutschen Heldendichtungen vor, und die Schauplätze mancher Kämpfe und Abenteuer derselben werden Siebenbürgen und Ungarn. Man sollte zur Vermuthung des oben Gesagten um so eher berechtigt sein, als unser heimischer Rittersang 6) über **Friaul**, wo er sehr beliebt gewesen, bis ins Innere der damals so aufgeklärten **Lombardei**, ja bis nach Rom und Neapel drang. So dichtete Thomas v. Zirklære, dessen Mutterspracht die Wälsche war, deutsch, ebenso

Püller, gar ein Apulier; Walther v. Metz aus Wälschtirol zugleich deutsch und französisch; und Wernher v. Honberg ließ aus Mailand deutschen Sang ertönen. Am auffallendsten erscheint aber Ottokar's (des Pseudo-Horneck) Aufzählung der deutschen Singer und Spielleute, welche im Gefolge des italienischen Königs Manfred († 1266) erscheinen, und die um so richtiger ist, als es Ottokar von einem dieser Sänger (Konrad v. Rottenberg), der nachmals sein Meister im Gesang und Dichtung ward, selbst erfahren hatte. Da hier eben ein schicklicher Ort ist, so will ich sowohl jene in Ottokars Reimchronik befindlichen

Minnesinger, deren Werke verloren,

als auch ähnliche (bei denen sich manchmal was wenig bekanntes Literarisches vorfindet), nach allerlei Zeugnissen hier angeben. Ottokar sagt, daß Manfred, der in Wälschland geborne und stets daheim gebliebene natürliche Sohn Kaisers Friedrich II., zu Neapel, in der Schlacht und im Lager stets mit deutschen (nicht wie man vermuthen sollte, mit italischen) Singern und Fiedlern umgeben war, deren jeder, von diesem König aus, sein eigenes Zelt und seinen Wagen hatte; und führt die Namen dieser sonst unbekannten Minnesinger, unter denen auch einige Österreicher, folgends, sämmtlich mit dem Titel »Meister« auf: **Wildunk, Wernher von Rustpach, Friedrich von Flaschenberk, Reinholt, Pab, Walther v. Sitton, Friedrich v. Würzburg, Chuonrat von Rottenberg** (»der nach des [Manfred] hine vart, lang hernach min meister wart«), **Sibot von Ertpurk, Otte, Heinrich von Landeskron, Gebhart** (»derselb auch erschlagen wart« [gleich Manfred 1266]), **Ulrich von Glesin, von Bruneke, Ulrich von Sweinitz, Albrich von Merseburg, Chuonrat von Tirol, Berichtold von Sumerek.** Hier aber nennt Ottokar nur die Meister der Dichtung und des Gesanges, denn die euch zu nennen (sagt er):

»die noch vidler hiezen,
des möcht euch wol verdriezen;
Ir was ot mer dan genuok.«

Diese nicht zu den namhaften »Meistern« gezählten »Fiedler« waren wohl nur Spielleute, aber bei der damaligen innigen Verbindung von Sang und Saitenspiel sangen die Meister auch zur Geige und zum Tanze, wie wir bei Walther v. d. V., Tannhauser u. a. Leich- oder Tanzdichtern sehen werden, und bei Reimar, genannt der Fiedler, gleich dem Hel-

den und Singer Volker, der ein Scheidelied zur Geige singt. Als Manfred's vorzüglichste Meister werden **Wildunk, Reinolt,** der dem König einen neuen Reien gefiedelt, den **Graf Chumerlich** gemacht hat, der **Rottenberger** und **Sprachmeister Friedrich,** genannt; und nur von einem einzigen der Sänger, welche Manfred umgeben, sind Gedichte erhalten: vom Markgrafen von Hohenburg. Namen solcher Minnesinger führen uns noch folgende Werke auf: 1) **Joh. Rothe's** Thüringer Chronik. 2) **Joh. Müller's** Chronik der alten schwäbischen Freiherren und Grafen von Zimbern (Mscpt. im Besitze des Fürsten v. Fürstenberg. Sie ist bis zum Jahr 1565 verfaßt und nennt auch die Minnesinger, besonders aber die der Umgebung des Bodensees.) 3) **Val. Voigt's,** eines 71 Jahre alten Bürgers zu Magdeburg im Jahre 1558 geschriebenes Buch über Minne- und Meistersinger. (Mscpt. zu Jena, 464 fol. Blätter.) 4) Die Singersammlung der **Kolmarer** Schusterzunft. 5) **Pütrichs von Reicherzhausen** Ehrenbrief. 6) **Rudolfs von Ems** Werke. Die von jenen genannten, sonst unbekannten Dichter (deren Werke, wenn sie hier nicht als existirend angegeben werden, verloren), sind in alphabetischer Ordnung folgende: **Abbik von Hohenstein,** dichtet eine Abenteure von Herzog Heinrich von Taiserbruck (Pütrich ꝛc.); **Absalone,** eine Erzählung von Kaiser Friedrich I. Tod (Rud. v. Ems); **Albero** (Pütrich); **Meister Albrecht der Schwabe,** den Rudolf v. Habsburg so reichlich beschenkt; **Alram** (von Geltar erwähnt); **Graf Hermann von Barburgk der Sither** (bei Voigt als alter Minnesinger); **Romter von Biber** (Voigt); **Biterolf,** der Singer beim Wartburgkriege, soll auch Verfasser einer Alexandriade sein, wie Rud. v. Ems in seiner gleichnamigen Dichtung angibt); **Graf Dietrich** (Voigt); **Gottfried von Dotzenbach,** in Österreich (s. d.); **Egelolf** (den Albrecht von Scharfenberg in seinem Titurel neben Reimar v. Zwetel u. A. als Minnesinger aufführt); **der Ehrenreiche und Eiban von Gengen** (Voigt); **der Ehrenbote** (den Voigt unter den alten Meistern und so auch **Leupold Hornburg von Rotenburg,** und andere Meistersänger nennen. Ein Ehrenbote fand sich auch zu Ulrich v. Liechtensteins Turnier in Keßelinsdorf [Katzelsdorf an der Leitha in Österreich] ein, und muß daher in dieser Umgebung zu Hause gewesen sein). **Der Elb** (Voigt); **Ermenfrow** (Voigt); **Erwin** (wird von Heinrich Frauenlob als alter Meister gerühmt); **Ellentreich** (Zimb. Chron.); **Fasold oder Vasold** (Rud. v. Ems nennt ihn als seinen kritischen Freund); **Frauenehre** und **Frauenpreis** (beide Voigt); **Bernhard Freidank** (bei Seifried Helbling); **Walther v. Gachnang** (Zimb. Chron).; **von Heinburg** (vielleicht in Öster-

reich? Marner sagt: noch leben Sarges Meister wie von Heinburg der Herre mein, dem Rede, Wort und Reime in Sprüchen kund sind); der **Graf von Helderungk** (von Voigt als einer der ältesten Meister genannt); **Konrad oder Christof von Helmsdorf** (soll die Bibel in Reime gebracht haben); **Meister Hesse von Straßburg** (bei Rud. v. Ems dessen kritischer Freund); **Konrad der Pfaffe von Himmelsfürte** (in Rud. v. Ems Alexandreis als Sänger erwähnt, der wohl von Gott gedichtet hat); **Engelhard v. Hirshorn** (Zimb. Chron.); **Gottfried von Hohenlohe** (nach Rud. von Ems ein trefflicher Dichter und Verfasser eines großen Epos von allen Rittern der Tafelrunde); **Yfunde** (ein berühmter Minnesinger, durch Friedrich v. Sonnenburg bekannt); Herr **Albrecht von Kemenate** (ihn nennt Rud. v. Ems in seinem Alexander und Wilhelm den wisen man, der meisterlichen dichten kan. Kemnaten gibt es auch in Österreich und Tirol); **Meister Kumier** (den Albrecht v. Straßburg um 1300 als Dichter anführt); **Heinrich v. Linau** (und sein Heldenlied »der Wallere« sind noch nicht weiter bekannt, obschon Laßberg in ihm den schwäbischen Dichter von »Ecken Ausfahrt« finden will, dem aber v. d. Hagen nicht beistimmt. Wir kennen ihn blos aus Rudolf v. Ems Alexandreis), **Lutwin** (sein Leben Adams und Eva's, k. k. Mscpt.); **der Muetinger** (Zimb. Chron.); **Herzog Otto von Österreich** (bei Voigt, der auch Leopold den Glorr. u. Heinrich v. Medling als Dichter nennt); **Meister Otto** (bei Voigt); **Herr Petterlin** (dessen Voigt und Hugo von Trimberg (1300), letzterer in seinem »von hoher tichter lobe,« unter österr. Dichtern rühmt); **Rüdiger von Hindichoven** (bei Pütrich als Verf. des **Wittig von Jordan** [Mscpt. zu Gotha u. Heidelberg] angeführt); **Rupert von Orland** (Flor u. Blancheflor, bei Pütrich); **Rupfdenman** (Zimb. Chron.); **Rupert** (einen Minnesinger aus Unterösterreich um 1?00, führt Geltar an); **Hugo von Salza** (wird von H. v. Turlin gleich Ditmar v. Aist als bereits verstorbenen Dichter beklagt, und scheint Oberösterreich oder Salzburg anzugehören); **Schwendler** (der, wie Hermann v. Damen sagt, Tirol, Metz, Mainz und Trier beim Bier und Hasenhart-Würfelspiele daransetzte); der Österreicher **Tröstelin** (s. d.); **Albrecht von Tyrlin, Tyerlin und Rudolf Wierich** (führt Ulr. Fürterer unter seinen Vorbildern der Artussage an); **Grave Venis** (Minnesinger im Weingartner Codex); **Volknand oder Wigman,** ein beliebter Sänger in Wien (bei Walth. v. d. V.); **Herr Wetzel** (ein Freund Rudolfs v. Ems, der von ihm sagt:

sant Margareden leben
hat vil gesüge gegeben
min frunt her Wetzel dz gihe ich.)

Wild von Veldkirch (in Vorarlberg, ein Dichter, den die Zimb. Chron. nennt); **Meister Wilhelm von Tötze** (Voigt).

Leben und Treiben der Minnesinger. Sängerkriege.

Nachdem die Volkspoesie mit dem Stande der herumwandernden, aus der Mitte des Volkes hervorgetretenen Sänger und Harfner in Verachtung sank; als die neue Kunst von einer volksmäßigen zu einer adeligen erhoben, die Pflege derselben aus einem Kreise, der meistentheils in Blinden und dürftigen Bänkelsängern bestand, zu Königen, Fürsten und Edlen überging; als ihr Schau- und Vortragsplatz von den Marktplätzen und Burgweilern in die inneren Säle der glänzendsten Höfe, nun gewöhnt an Fürstengunst, Ehre und große Gabe, statt an ärmlichen und dürftigen Pfennig, versetzt, und allda die schöne Liederkunst die Zierde der prachtvollsten, vom Kreise schöner Frauen und minniglicher Jungfrauen umgebenen, ritterlichen Festlichkeiten wurde: da mußte sich auch ein Leben der Sänger entfalten, das eben so sehr von dem der vorigen abstach, als es unter sich selbst vielfach und verschieden, gleich dem Stande der Ausübenden war.

Merkwürdiger Weise lassen sich gerade in einer Gegend, woher wir die ersten Spuren des Minnesangs haben, in Oberösterreich und in dem angränzenden Baiern, zur Zeit der knospenden höfischen Liederkunst eigene Sängerfamilien und daher auch Dichterfamilien nachweisen, wodurch sich wieder eine Quelle öffnet, deren Verfolgung auf die Spur führen könnte, warum der Minnesang gerade in dieser Gegend seine ersten Knospen trieb. Man schlage hierüber die Monumenta boica und andere, derlei österreichische, Werke nach, und man wird eine Masse von Personen gewahren, denen Poesie und Gesang Erwerbsquelle war; z. B. Gebhart Citharista, Anfang des 12. Jahrhunderts. Gebhart histrionus Mitte des 12. Jahrhunderts, Heinrich Citharoedus 1170, Chunrat der Geiger von Weikershofen 1179, Sigibot citharoeda zu Tegernsee 1190, Berthold Gigar de Goboltsbach 1190, die Familie Härpfer in Regensburg u. v. A. Im 12. Jahrhundert kommen Leute, die von musikalischen Werkzeugen den Namen führten, und sicher auch Spielleute waren, häufig vor, wie auch Reinmar der Viedler um 1190, der in seinem Wappen, gleich dem Sänger Volker, eine Geige führt, als Minnesinger erscheint. Sie sind nicht von Klöstern ernährt worden, weil sie für den geistlichen Gesang derselben unnöthig waren, son-

dern sie zogen herum. Ihr Gesang in jener Zeit mag daher noch recht volksmäßig gewesen sein, aber es blieb davon nichts übrig, weil diese Leute keine Mittel zur Aufbewahrung hatten, und endlich durch das Auftreten der Minnesinger ganz verdunkelt, und mehr als jemals in das Volk zurückgedrängt wurden.

Als der höfische Minnesang die Oberhand gewann, traten in überwiegender Mehrzahl Dichter auf, welche sich im Liede nur zur Kurzweil übten. Sie gehörten dem Ritterstande an; viele waren sehr angesehen, besaßen reiche Marken und mächtige Schlösser, folgten theils als Lehensträger dem Hofe des Kaisers oder der Großen, welche oft gleich ihnen die Dichtkunst liebten und übten; theils schlossen sie sich ihnen freiwillig an, geleiteten sie als kämpfende Helden in Heereszüge, in Kreuzfahrten nach Palästina, vereinten das Interesse dieser Herren mit dem ihrigen, und nahmen an allen Weltereignissen, welche sich mit dem Geschicke jener verflochten, wärmsten Antheil. Also mitten im Geräusch der Waffen, im bunten Getümmel der zum fernen barbarischen Feinde ziehenden Rittermenge, oder unter dem Jubel friedlicher Feste auf blumiger Heide, im Lärmen glänzender Turniere, Ritterspiele und ritterlicher Tanzbelustigungen tönten ihre Gesänge, feierten sie die Freude des Augenblickes in Liedern der Natur und Liebe abgelauscht, oder in erzählenden Dichtungen von Heldenthaten, die sie als das Ziel hoher Wünsche selbst anerkannt, gethan oder hatten erstreben wollen, Heldenthaten und Abenteuer der gefährlichsten Art, Kämpfe mit Riesen und Drachen, Abenteuer mit Tausenden wilder Schaaren; ihre Helden zogen einher in Pracht und Glanz, wie der Hof des Kaisers sie selbst nicht zu zeigen vermochte; seine Waffen waren köstlich, gefeit durch seltene Wunder. Aventiure (Abenteuer) — ruft San Marte begeistert aus — war das Wort, bei dessen Klang der Knabe, der noch keine Lanze zu heben vermochte, sich zum Manne, zum bewunderten Helden erhoben fühlte, und das Auge des Greises mit Jünglingsfeuer strahlte, der Thaten seiner Jugend gedenkend; Abenteuer war der Name für jedes seltene, merkwürdige übernatürliche Ereigniß für Wunder und Zauberei, wie für jede schwierige, Muth und Tapferkeit erfordernde Ritterthat, ja für die Ehre und den Preis selbst, die dadurch errungen wurden; Aventüre hieß die Erzählung solcher Wunderthaten, und die Aventüre ist die wahre angerufene und willkommene Muse unserer Heldendichter, ohne deren Beistand die Rede des Mundes den Eingang zum Herzen nicht zu gewinnen vermochte. Der Fürst und Ritter, unermüdlich zu Turnieren, großen Festen und gefährlichen Kriegszügen auszuziehen, ward eben so wenig müde, deren reicher Erzählung zuzuhören, und in der That umgab die Ritterwelt eine Glorie, daß nur noch der Poesie übrig blieb sie zu verklären.

Die ritterlichen Sänger höheren Standes und reicherer Verhältnisse, für welche die Freude der Gegenwart, die Anerkennung der Anwesenden Lohn ihres Gesanges war *), waren zugleich Gönner ihrer ärmeren Kunstgenossen. Diese aber, welche die Sangkunst als ernsten Lebensberuf gewählt, zogen ihres Adels ungeachtet mit Liebe und Lust durch Deutschlands weite Gauen, fanden unter jeglichem Dache freundliche Aufnahme und verherrlichten alle Feste. Die Höfe und Säle der Fürsten, die Vesten und Schlösser der Edlen standen dem Minnesinger offen, der zu Fuß oder zu Pferd, die Fiedel an der Seite, in den Burgfrieden eintrat, denn der Minnesang stand allgemein im Ansehen, und wurde von den Großen so hoch als Waffenehre geschätzt. In welcher Achtung der Sänger unter dem Volke stand, bezeugt die hohe Würde und das Ansehen, mit welchen der Dichter des Nibelungenliedes den Sänger Volker und die Fiedler Attila's umgibt. — Den Gegensatz des Reichthums und der Armuth an den Minnesingern sehen wir am deutlichsten bei Vergleichung der Biografien Ulrichs v. Liechtenstein und Walthers von der Vogelweide. Während der eine prachtvolle, höchst kostbare abenteuerliche Züge mit reichem Gefolge unternimmt, schweift Walther, der von Kaisern und Fürsten geachtete Sänger, von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, von Gau zu Gau, und sehnt sich als er älter wird, sehr nach Ruhe, sein einziger Wunsch ist, einmal den Namen Herr Gast mit dem Herr Wirth vertauschen zu können. Einen andern Gegensatz machen Tannhauser und Nithart. Der lebenslustige, buntschillernde Tannhauser treibt sich, wie in seinen Liedern, so auch im wirklichen Leben, durch die ganze damals bekannte Welt umher, und erscheint uns in seinen Dichtungen als ein sanguinisch-flegmatischer Wüstling. Der in seinen Liedern noch lebendigere Nithart aber lebt in anmuthiger Selbstbeschränkung in der einsamen Burg zu Medling oder zu Melk und am Wiener Hofe, und befriedigt sich im mühseligen Dienste seiner Friederune, in Betrachtung des Treibens und in Neckereien der ihn umgebenden Bauersleute. Geltar

---

*) In dem Streite Docens mit J. Grimm über Meistersang und Minnesang sagt Docen: »Unter den Dichtern, die man pflegt Minnesänger zu nennen, gibt es unstreitig auch Meistersänger. Diese waren an Fürstenhöfen umherfahrende Ritter oder Bürgerliche, die sich gewisse Regeln machten und für Lohn sangen. Die eigentlichen Minnesinger sind die Könige, Fürsten, Grafen und reiche Edelleute, welche Poesie übten aus freier Lust und Üppigkeit, nichts damit erwerben wollten, dabei sich schöne Neigung, aber keine Regel zeigt. Sie wanderten natürlicher Weise nicht, sondern blieben auf ihren Höfen sitzen.« Diese Meinung widerlegte J. Grimm als widersinnig in seinem Buche über den altdeutschen Meistergesang (Göttingen, 1811).

verschmäht den Frauendienst und spielt lieber den Herren und ihrem Gesinde auf. Heinrich von Ofterdingen scheint bei höfischen Festlichkeiten seinen Sagensang vor der versammelten Ritter- und Frauenmenge ertönen lassen zu haben; deßgleichen Marner, der, muthmaßlich gleich den alten Sängern, blind, jenen Leuten in Liederweisen deutsche Sagen vortrug, denen derlei Erzählungen von heimischen Begebenheiten weit lieber war als Minnesang, welcher überhaupt in Städten und beim Landvolke wenig Eingang gefunden haben mag. Diese ließen sich das alte, vom Großvater auf Vater und Sohn gebrachte heimische Lied nicht so leicht nehmen, und wiederum verschmähten es die meisten Hofdichter, sich durch Ergötzung eines weniger gebildeten Volkes zu erniedrigen. Wir besitzen aber doch ein Zeugniß, daß selbst Minnelieder höfischer Dichter im Volke beliebt waren, in Ulrich dem Schenken von Winterstetten. Dieser rühmt selbst von sich, daß die alten Weiber sich höchlich darüber ärgern, ja daß es ihnen durch Leib und Ohren gehe, wenn die Lieder des Schenken nunmehr auf allen Gassen Tag und Nacht gesungen, und daher die von ihnen gekannten älteren Gesänge nicht beachtet werden. Ofterdingen und Marner scheinen eben zu jener seltenen Klasse von Volks- und Hofsängern gehört zu haben, welche den reichen Schatz der heimischen Volksdichtung, die alten Sagen und Lieder des Volkes in sich bewahrend, als fahrende Sänger im Lande herumzogen, und bei Volksversammlungen und Volksfesten in den Höfen und Sälen der Herrenhäuser auf den Märkten und Straßen der Städte und Dörfer ihre kräftigen und kunstlosen Gesänge von der Herrlichkeit der alten Volkskönige und ihren Getreuen ertönen ließen, und ebenso die alte Gesangesfreude und Liederlust des Volkes noch mehr nährten, als sie die heimische Sagenwelt bei den höheren Ständen nicht ganz in Vergessenheit kommen ließen. Denn diese Art Sänger war willkommen bei Hoch und Niedrig, und eben so wie in der freien Natur umgeben von der lauschenden Volksmenge ließen sie auch gleich höfischen Singern, inmitten der zierlichen Ritter- und Damenwelt ihre Zither, Harfe und Fiedel erklingen. Außer diesen gab es aber noch immer wandernde Volkssänger, welche nach Bänkelsängerart die alten Liedersagen des Volkes unverändert und gegen geringe Gaben vortrugen, sich aber nie unter die höheren Stände verirrten.

Der höfische Minnesinger, der sich die Liederkunst zum Lebensberuf machte, mußte nothwendig ein wanderndes Leben ergreifen, um Unterhalt und Lohn zu finden, er mußte den Höfen und Festlichkeiten gesanglie-bender Fürsten und Ritter nachziehen. War doch der Hof des Kaisers selbst ein wandernder, bald in dieser, bald in jener Stadt des Reiches sich niederlassend. Krönungstage, Fürstenversammlungen, Hochzeitfest, Turnier und Buhurt, das waren Anlässe, bei welchen die Kunst- und Prunkliebe der

Großen sich am freigebigsten äußerte. Dazu mußten sich auch die Minnesinger einfinden, und sowohl einzelne, als gesammt in Wettgesängen, das Fest durch Dichtung verherrlichen. Und wie solche Festlichkeiten meist im Sommer geschahen, so waren im Winter, obgleich spärlich, Tänze und nachbarliche Gesellschaften recht zur Mittheilung der Lieder geschaffen, welche zum Theil nothwendig zu den Lustbarkeiten gehörten; der Minnesinger sang da seine Lieder zur Geige, und spielte damit zum Tanze und Reigen vor. Nach J. Grimm waren sogar gewisse Tage zum Vortrage von Gesängen bestimmt, und es mag schon früh mit dem ersten Auftreten des Minnesangs, nach Art der morgenländischen Räthselspiele (die jedoch auch dem germanischen und skandinavischen Alterthum nicht fremd waren), auch ein Wettsingen stattgefunden haben, wie noch heutzutage in unseren Alpengegenden. Da war die Liederpoesie ein Lebendiges, das Oftgehörte schien ein Neues, wenn es in neuer Melodie erklang. — Aber auch von äußerem Lohne abgesehen, mußte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er bei noch sehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geistiger Erzeugnisse sich selbst Anerkennung, seinem Liede Wirksamkeit verschaffen wollte. Wollte er versichert sein, daß seine Tonweise richtig gesungen wurde, wollte er seine Fertigkeit im Gesange geltend machen, seine Lieder auch an entfernten Höfen wiederhallen lassen, so war ohnehin sein persönliches Erscheinen nothwendig. Die Troubadours hatten gewöhnlich einen Spielmann im Solde, der ihre Lieder in die weite Welt trug, eine Sitte, welche sich als ausgebildet in Deutschland nicht nachweisen läßt. Wir haben wohl mehrere Beispiele, daß auch unsere Minnesinger Jünglinge im Dienste hatten, welche Boten und Singerleins hießen, um durch diese mit ihren Herrinnen zu verkehren, in deren Minnedienst sie sich begeben hatten; allein man wird dies nur bei wohlhabenden Singern, wie bei Ulrich von Liechtenstein, und nur einmal bei einem Singer von Profession, bei Wolfram von Eschenbach, gewahr. Solche Dichter scheinen sogar eigene Liederbücher mit sich geführt zu haben (was sich auch von vielen wandernden Singern, besonders in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vermuthen läßt) um — nach Pfeiffer — sowohl eigene als auch fremde Lieder darin aufzunehmen. Wir erhalten von diesen Liederbüchern der Minnesinger eine deutliche Vorstellung aus den Bildern der Weingartner Liederhandschrift (Ausg. Stuttgart 1843). Es waren lange breite Pergamentstreifen, die zu größerer Bequemlichkeit an einen Stab befestigt und um diesen gerollt wurden, oder einzelne kurze und schmale Streifen, wie dies das Bild Hadlaubs (Ausg. s. W. v. Ettmüller. Zürich 1840) in der Maness. S zeigt, der ein solches Blatt, worauf ein Minnelied geschrieben, mittelst eines an demselben angebrachten Häkchens der spröden Ge-

liebten beim Eingange in die Kirche an das Kleid heftet. In die Rollenbücher, die vielleicht schon beim ersten Gebrauche mit Namen und Wappen des Besitzers versehen wurden, zeichneten, im Falle sie des Schreibens kundig waren, die Sänger ihre Lieder selbst auf, oder ließen es durch ihre Schreiber thun. Solche Schreiber waren außer den Burgpfaffen oft auch jene Boten, welche die benannten Dichter mit sich führten. Es ist bekannt, daß der große Dichter Wolfram v. Eschenbach weder lesen noch schreiben konnte, und seine nmfassenden Dichtungen einem Schreiber in die Feder diktirte; seine Kunst war daher die des Improvisirens, und darum singt er auch:

nicht anders ich gelernet bin:
wann han ich kunst die gibt mir sinn.

Ulrich v. Liechtenstein gesteht in seinem »Frauendienst,« daß er, als einst sein Schreiber, der ihm seine geheimen Liebesbriefe las und schrieb, gerade abwesend war, einen von seiner Herrin erhaltenen Brief 10 Tage lang ungelesen lassen mußte. So verdrießlich ihm diese Unkunde manchmal fiel, so kam es doch nicht aus Rohheit, als weil er reich genug war sich einen Schreiber zu halten und er lieber nach Ritterart Schwert und Lanze führte als die Feder; dagegen seine Herrin, welche (wie überhaupt alle Frauen in diesem Zeitalter als des Lesens und Schreibens weit mehr kundig erscheinen denn die Männer), die ihr schriftlich gesandten Büchlein und Lieder selber las, auch eigenhändig hinzu schrieb; so wie andere Frauen seine Lieder lasen. Auch verfaßte Ulrich selbst seine Lieder, wie seine übrigen Gedichte, zugleich mit unzertrennlichen Sangweisen dazu; und wie er sie aus seinem Munde aufzeichnen ließ, so sang er sie gelegentlich auch dem Boten vor, der sie lebendig überlieferte. Dieser, zweifelsohne selbst schreibkundig, überbrachte ihm einst von der Herrin ebenso eine wälsche Weise, damit Ulrich darin ein deutsches Lied dichte. Die baldige Verbreitung und die Beliebtheit der Lieder Ulrichs, welche gleichfalls mehr von Mund zu Mund als schriftlich geschah, bewirkten vorzugsweise seine weit umher kommenden Boten, welche wohl zugleich selbst fahrende Singer waren, — wie v. d. Hagen sagt — wenigstens allerlei auf ihren Stand gedichtete Lieder wissen mochten; wie eben Ulrichs Bote das herrlichste aller Botenlieder so geschickt anwandte (in dessen »Frauenbuch« Kap. 15).

Der höhere Ritter verschmähte noch im 13. Jahrh. die Kunst des Lesens und Schreibens, und selbst unser Albrecht von Scharfenberg, der doch so ausgebreitete, für seine Zeit wirklich bestaunenswerthe Gelehrsamkeit und Kunde der Sagenwelt und Denkweise aller Völker verräth, sagt selbst, er sei nicht schriftgelehrt, obgleich aber wieder der um 100 Jahre ältere und auch des Lateinischen kundige Hartmann von Aue von sich selbst singen konnte:

Ein ritter so geleret was,
daz er an den bouchen las,
swaz er daran geschrieben vant,
der was Hartman genannt,
Dienstmann was er ze Ouwe.

Noch im 15. Jahrh. ließ der Vorarlberger, Graf Hugo von Montfort (s. d.), der letzte Nachhall des Minnesangs, seine Lieder, die er meist zu Pferd im Feld und Wald dichtete, durch seinen Knappen Burk Mangolt aufschreiben, der zugleich die Musikweisen machte.

Zu Ende dieses Zeitraums und mehr noch im künftigen, als die Sänger sehr überhand nahmen, als sich viel Unberufene dem Gesange widmeten, verfiel auch ihr Stand wieder in Geringschätzung; die Sänger mußten wieder ihre Kunst für Zehrpfennige in Städten, Märkten und Dörfern, in Schenken und bei Volksfesten preis geben, weshalb denn diese auch häufig ihre Armuth beklagen.

Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß die ganze Thätigkeit der Geistlichen sich vom Gebiete der Dichtkunst entfernt habe. Außerdem, daß sie in der Übergangsperiode, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. noch häufig als Dichter erscheinen, gingen auch in späterer Zeit viele Dichtungen weltlicher Sänger durch ihre Hände. Nach Gumposch soll überall, wo objektive Haltung, den höfischen Singern gegenüber, wo der Name verschwiegen, wo eine abgekühltere Auffassung ist, wo moralisirende Zwischensätze, christliche Richtungen eine Erzählung unterbrechen, wo eine mühsam gefeilte Form erscheint; mit wenigen Ausnahmen an einen Geistlichen gedacht werden. Außer den geistlichen Höfen waren auch an weltlichen viele Geistliche als Erzieher, Burgpfaffen, Hofkapläne, welche gewöhnlich auch Schreiberdienste versahen. Zu gleichem Zwecke diente Jedem, der ihrer bedurfte, die Schaar herumziehender Kleriker, Vagatores, fahrende Schüler, Scholasten, Bachanten, Pauperbursche Tuba vagantium genannt, eine ganz eigentümliche geistliche Menschenklasse, welche, mit grauen Hemden bekleidet und gewöhnlich an der Spitze eines Anführers haufenweise auf gut Glück umherzog, gleich den fahrenden Rittern Abenteuer suchte, um Geld, Mahlzeit oder Nachtlager predigte, Messe las, wahrsagte, quaksalberte, sich vermummte, geistliche und weltliche Lieder sang, kurz tausenderlei feine und unfeine Kenntnisse verrieth, und allenthalben das Volk, zumal das weibliche, mehr kurzweilte als auferbaute. Sie nahmen so sehr überhand, daß Kirchengesetze über sie erlassen wurden (auch Konrad IV., Erzbischof von Salzburg, erließ eine Verordnung gegen sie) und gleich zu Anfang der Buchdruckerkunst der scharfsinnige Unbekannte zur Bekämpfung derselben sein satyrisches »liber vagatorum« herausgab. Auch in einem deutschen Gedichte schildert einer ihrer

»Ordensbrüder« Johann von Nürnberg das Leben und Treiben dieser fahrenden Scholasten mit grellen Farben (in Grimms altd. Wäldern II.). In diese Klasse gehört der erst jüngstens entdeckte treffliche Dichter Archipoeta genannt (1162—1208 herumvagirend), der gar Vieles gedichtet zu haben scheint (Haupt Ztschrft. 1845), Vridank (?), Primas, und, wie Gumposch will, seien selbst der arme Heinrich, Heinrich der Gartener, Willem (Reinecke), die Überarbeiter der Nibelungen, Gudrun ꝛc. Halbgeistliche gewesen. So vermuthen auch Lachmann und Müllenhof in dem Verfasser der Klag und des Biterolf österreichische Geistliche, gebildet in der Schule fahrender Sänger: da in diesen Gedichten außer einigen moralischen Betrachtungen die Erfindung vorkommt, daß Etzel ein Heide sei, wovon doch kein anderes Gedicht was weiß. Die Geistlichkeit bildete das verbindende Mittelglied zwischen dem fahrenden Sänger und seinem Gönner auch dadurch, daß oft, um den wohlgefälligen Sang aufzuschreiben, sich kein anderer Mensch hiezu in der einsamen Veste vorfand als der Burgpfaffe, was öfters auch bei herbergenden Sängern, in Klöstern der Fall war.

Über das Leben der deutschen Minnesinger existirt leider noch kein Werk, während das ihrer ausländischen Vorgänger selbst in Deutschland vielfache Bearbeitung fand. Fr. Diez: die Poesie der Troubadours. Zwickau 1826. Desselben: Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. C. Brinckmaier: die provenzalischen Troubadours, ihre Sprache, Stellung, Eigenthümlichkeit, Leben und Wirken. Halle 1844.

Wettsingen der Minnesinger. Der Wartburgerkrieg.

Ähnlich den Turnfesten wurden zur Zeit des blühenden Minnesanges auch dichterische Wettkämpfe angestellt, seitdem Friedrich Barbarossa 1155 bei der Feierlichkeit, in der Hugo Graf von Baur mit der Provence belehnt ward, zu Turin die provenzalischen Troubadours gehört hatte. Des Kaisers Geschmack verbreitete sich gleich auf die gesangliebenden Höfe Deutschlands, und es ist aus der Volkssage wahrscheinlich, daß solche Kämpfe auch an österreichischen, steirischen, tirolischen und hennebergischen Höfen stattgefunden haben mögen. Nur von einem aber haben wir urkundliche Überlieferung, es ist dieß der allbekannte Wartburgkrieg, ein Gegenstand, in welchem sich die deutsche Lyrik des Mittelalters am großartigsten zusammengedrängt hat; eine Begebenheit, welche sich in viele Chroniken eingedrängt, die Aufmerksamkeit der Gelehrten an sich gezogen, vielfach erzählt, auch vielfach verläugnet und bis jetzt in lebendiger Erinnerung, aber noch immer in ein mythisches Dunkel gehüllt erhalten hat. Im Jahre 1206 — erzählt eine alte Chronik — befand sich Heinrich von Ofterdingen mit den berühmtesten

Minnesingern: Heinrich von Veldek, Wolfram v. Eschenbach, Walther v. d. Vogelweide, Reinmar d. Alten und Biterolf (Peter Olp?) am Hofe Hermanns III., Landgrafen von Thüringen († 1218) auf der Veste Wartburg bei Eisenach. Letztere erhoben in ihren Wettgesängen den Landgrafen über alle Fürsten der Erde und verglichen ihn mit dem Tage. Heinr. v. Ofterdingen voll Dankgefühls gegen »seinen Herrn« Leopold VII. v. Österreich, hatte, obgleich Fremdling daselbst, und ungeachtet der Mehrzahl der Gegner den Muth, seinen Gönner dem Landgrafen entgegen zu setzen, ja ihn noch über diesen zu erheben und mit der Sonne zu vergleichen. Dadurch entstand ein hartnäckiger Sangstreit, der Ofterdingens Gegner so erbitterte, daß sie alle Mittel anwandten ihn beim Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Beim Würfelspiele (welches der Chronist Rothe wohl sinnbildlich für die Kunst nimmt) gewannen sie ihm alle Habe ab; der arme Ofterdingen setzte jetzt seine Meisterschaft aufs Spiel; auch die ward ihm abgewonnen. Ganz außer sich wollte er das nicht gelten lassen; nun wohl, sagten sie, so wollen wir die Wette in Liedern fortkämpfen, und wer besiegt wird, soll sterben. Ofterdingen ging es in der Trunkenheit ein, und ward besiegt. Man wollte ihn jetzt dem Scharfrichter von Eisenach, der deßhalb schon anwesend war, übergeben, aber er floh zur Landgräfin und suchte Schutz uuter ihrem Mantel. Als der Landgraf die Sache ernstlich werden sah, hieß er Ofterdingen sich eine Frist ausbitten und einen Schiedsrichter wählen. Ofterdingen befolgte dies und holte seinen Frennd den hochberühmten Sänger Klingsor, der 52 Kunstgenossen überwunden hatte, und dem die Tugend des Fürsten von Österreich wohl bekannt war, aus Ungarn. Klingsor — schreibt Toppius, der Chronist Eisenachs — fuhr mit Ofterdingen in einer Nacht des Jahres 1207 durch die Luft gen Eisenach, in eines Bürgers Hof am St. Jörgenthor, der hieß Hollgraffe. Hier in der Stube geräth nun Klingsor mit Wolfram v. Eschenbach in lange Liederdisputationen, die in das Gebiet der Theologie und geheimen Wissenschaft übergehen, und macht zwar der Sache ein Ende, indem er vorgibt, die anderen hätten den Landgrafen nur wenig gelobt, indem sie ihn mit dem Tage verglichen, da dieser doch von der Sonne komme, besiegt aber in seinem Streite den Eschenbach nicht, weil diesen heilige Geister beschützen. Nach der lateinischen Chronik bei Wagenseil bittet den Klingsor noch der Landgraf, bei ihm zu bleiben aber er schlägt es aus, weil er von einem Laien besiegt wurde. So simpel an und für sich dieser Bericht auch ist, so gilt er doch als historischer Beweis von dem wirklichen Ereigniß eines großartigen Sängerstreites, dessen Produkt das Gedicht »Wartburgkrieg« entweder theilweise selbst ist, oder, was wahrscheinlicher, dazu Veranlassung

gab; denn daß die Geschichte blos aus diesem Gedichte geschöpft hätte, ist weniger glaublich. Das Wartburggedicht, als dessen Verfasser Ofterdingen, Klingsor, Eschenbach oder Frauenlob angegeben werden, ist in der Maneſſischen Sammlung dem Klingsor zugeschrieben, weßwegen, und auch aus anderen Ursachen ich es bei diesem Dichter aufführen werde. Vgl. Zeune: Über den Wartburgkrieg (im Jahrb. d. Brl. Gesellsch. I, 1820), Lachmann über dens. (Jenaer Lit. Ztg. 1820. Nr. 96, 1823. Nr. 194), Koberstein: über d. Alter u. d. Bedeutung des W. Naumburg 1823. Lucas über dens. Königsb. 1838. F. Ch. Rinne: Es hat keinen Sängerkrieg zu Wartburg gegeben. Zeitz 1842.

Von solchen Wettsingen deutscher Minnesinger ist noch außer dem Liederzwiste Frauenlobs und Regenbogens über die Verschiedenheit der Bedeutung von Frau und Weib nichts Weiteres historisch bekannt. Das Meiste weiß man über diesen Gegenstand aus der Provence, wo auch die Tenzonen und Liebes- oder Minnehöfe heimisch waren, welche die Herzensangelegenheiten der Minnenden prüften und welche bis zum Erlöschen des Ritterwesens dauerten. (Vgl. C. P. J. Spangenberg.) Die Minnehöfe des Mittelalters. Lpzg. 1821; Ebert, Neue Beiträge zu d. Unterh. üb. d. M. Lpzg. 1822. Aretin, Aussprüche der Minnegerichte. München 1803.

Ausbildung, Musik, Sprache und Rhythmik der Minnesinger.

Der Minnesang war kein in der Schulstube Gelerntes, kein mühsam aus Büchern unter schulmeisterischer Obhut Zusammengelesenes. Die Minnesinger empfingen außer der Unterweisung im Singen und Spielen des musikalischen Instruments, womit sie den Vortrag ihrer Lieder begleiteten, keinen gelehrten Unterricht. Die ausgebildete Verskunst setzte allerdings Überlieferungen gewisser Regeln und Fertigkeiten voraus. Solche geschahen aber durch lebendiges Wort mitten in den Sälen der Schlösser, meist durch alte sangeskundige Meister, wie z. B. Reinmar der Alte am Wienerhofe, Walthern v. d. V. und anderen lernbegierigen Musensöhnen Singen und Sagen gelehrt zu haben scheint. Hiedurch ist es erklärbar, wie sie selbst die Schreibkunst entbehren konnten. Diejenigen welche längere erzählende Gedichte verfaßten, pflegten sie einem Schreiber in die Feder zu diktiren, aus welchem Gebrauch das Wort Dichter schon früher entstanden war. Lieder bedurften der Aufzeichnung nicht, sie pflanzten sich von Mund zu Mund fort. Durch Abschriften bewirkte man ihre Verbreitung erst zu Ende dieses Zeitraums, früher aber war dies nur bei Reichen üblich, da überhaupt das Lied von der Gesangweise unzertrennlich war, diese sich aber

weit schwerer dem Pergamente übergeben ließ. Heutzutage pflegt man Lieder und Romanzen vorzulesen oder zu deklamiren, damals hatten sie keine andere Bestimmung als gesungen zu werden. Alle Gedichte also, auch die epischen und didaktischen waren anfangs zum Sange bestimmt, und erst später beschränkte man dazu nur die lyrischen Dichtungen, die Lieder und Leiche; die didaktischen, besonders die Sprüche wurden »gesagt.« Das Melodische und Klangvolle ist eben die Eigenthümlichkeit, welche an dem Minnesange besonders hervorgehoben werden muß. Er war innig mit der Musik verbunden, welche schon Franko aus Köln († 1090), Erfinder des musikalischen Zeitmaßes, sehr vervollkommnete. Die Geige (Fiedel), weniger die Harfe, Zither und Laute, wurden zur Begleitung angewendet. Der Dichter sang und spielte das Instrument zugleich, und erwarb sich so mit der Zeit Meisterschaft in Dichtkunst und Musik. »Der Tanz ist aus, die Fiedel ist entzwei,« singt Tannhauser am Schlusse eines stürmischen Tanzreigens. Also ist denn — wie Vilmar trefflich sagt — auch die ganze Poesie der Minnesinger in ihrer klangreichen, vollen Sprache, in ihren zierlichen Reimgebäuden, ihren bald kurz abgebrochenen, in einer Reihe von Schlagreimen bestehenden, bald lang gezogenen Zeilen, selbst nichts anderes als Gesang und Musik, dem Liede der Vöglein in Wald und Feld, dem Lerchentriller und Nachtigallensang vergleichbar. Die Minnesinger haben sich selbst Nachtigallen genannt — sagt Grimm — und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelsangs ihren überreichen nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeder Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkehren. (Über die Musik der Minnesinger vgl. v. d. Hagens Minnesinger Bd. IV, wo auch die Sangweisen des Jenaer Mscpts abgedruckt sind.) Um das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts scheint mit der Abnahme der Minnedichtung auch der Gesang nachgelassen zu haben; eine bezeichnende Stelle dafür findet man beim Unverzagten (um 1275). Dieser, der mehr als irgend ein Anderer auf seine Kunst hält, preiset über Geigen und Saitenspiel den Meistersang, der Frauen und Männer lehrt und den man schreiben und lesen kann für alle Welt. Ein eben so kräftiges Zeugniß für das Nichtvorhandensein von Minnesangschulen gibt uns in eben dieser Zeit Konrad von Würzburg, indem er an zwei Orten wiederholt, daß die Dichtkunst nicht gelehrt oder gelernt werden könne, nicht, wie andere Werke, Rathes, Zeuges und Gerüstes bedarf, sondern nur der Brust und der Zunge, d. h. des Sinnes und der Rede. Erst in der Neige des 13. und zu Anfang d. 14. Jahrh. scheinen sich Sing- und Meisterschulen unter der Bürgerklasse, zunftmäßig zu gestalten angefangen haben. Jetzt erst erhielt der Name Meister jene handwerksmäßige Bedeutung,

mit welcher er schon zu Ende dieser Periode, wahrscheinlich nur als Volksbenennung und wegen Mangel des Geschlechtsnamens, einigen bürgerlichen Dichtern beigelegt erscheint.

Sprache. Die südlichen Gegenden Deutschlands, Österreich, Baiern, die Schweiz, Schwaben, der Rhein, welche fast ausschließlich im Besitze der lyrischen Kunst erscheinen, bemächtigten sich auch mit ihren Dialekten des Minnesangs. Sie näherten sich alle der alemannischen oder schwäbischen Sprache, welche seit Ankunft der Hohenstaufen anfing Hof- und Schriftsprache zu sein. Diese Sprache, welche durch ihre Feinheit, Gefügigkeit und ihren Reichthum und Wohlklang die derbe Kraft und Rohheit der alten abwarf, und wie Rinne sagt, aus einem steinernen Mönche einen blanken Ritter in Stahl schuf, hat J. Grimm zur Unterscheidung der Altdeutschen (bis 1150), die mittelhochdeutsche (bis 1500) genannt. Eine Benennung, welche sich in der neuesten Zeit ausschließlich geltend gemacht, und Bodmers Bezeichnung des »schwäbischen Zeitalters« gänzlich verdrängt hat.

Vers- und Reimkunst. Wenn der Volksgesang seiner allgemeinen Natur gemäß Jahrhunderte lang nur ein einziges Maß, die vierzeilige Reimstrofe (Langstrofe) der Nibelungen ausgebildet hatte; wenn die gelehrte, oder geistliche Poesie in ihren kurzen Reimpaaren steif daherschritt, so weist der höfische Kunstgesang, der sich aus jenen beiden bildete, einen Reichthum von Weisen und Tönen auf, welcher — nach W. Wackernagl — gegen die Armuth der neueren Lyrik sonderbar absticht. Jedes Gedicht hatte seinen Ton (Maß) und seine Weise (Melodie), und als drittes dazu das Wort (das Gedicht selbst), das zu Ton und Weise erst gefunden werden mußte. Gewöhnlich aber wird dem Wort die Weise entgegengesetzt, als Maß und Melodie umfassend. Jeder Meister erfand seine eigene Tonweise gewöhnlich für jedes seiner lyrischen Gedichte. Dadurch kam es zum Überschlagen der Reime, zu immer künstlicheren Reimverschlingungen, woraus denn durch fortgesetztes Überbieten des Dagewesenen zuletzt, als man die manigfaltig zergliederten Reimzeilen in ebenso mannigfaltiger Zahl, von 4 bis 60 (bei den Meistersängern über 100) verband, Reimspielerei und leeres Wortgeklingel werden mußte. Es ist also klar, daß die Gedichte oder Gesänge (beides jetzt ungetrennt) gemessen wurden wie die antiken Dichtungen. — Man theilt die lyrischen Gedichte dieser Zeit in **Lieder, Sprüche und Leiche.** Trotz der großen Mannigfaltigkeit von Tönen, deren über 1000 aufzufinden ein Leichtes wäre, ein gemeinsames in dem Wesen aller Kunst tief begründetes Gesetz vor, wodurch die Vielheit zur Einheit erhoben ward. Dies ist das Gesetz der Dreitheiligkeit (von J. Grimm durch ein Kleeblatt symbolisirt), welches selbst in den einfachsten, der Nibelungenstrofe gleichartigen Lieder-

formen der ältesten Minnesinger Ditmar v. Aist, Kürenberg und Spervogl erscheint. Das **Lied** besteht in einer oder mehreren gleichgebauten Strofen von willkürlicher Zahl und Regel der Reime; und eben in jeder solchen Strofe wird das Gesetz der Dreitheiligkeit sichtbar. Jede Strofe (im Mittelalter gleichfalls Lied genannt) theilt sich nämlich in zwei gleiche symmetrische Theile (Stollen), die ein dritter ungleicher (Abgesang), hervorhebt und zusammenfaßt. Die Stollen, gewöhnlich voran und der Abgesang schließt; manchmal nehmen aber auch jene diesen in die Mitte. Im Liede, das gewöhnlich mehrere Strofen enthält, sind die Verse in der Regel kürzer, der Bau leichter schwebend, das Ganze musikalischer, daher es besonders zu Ergüssen von Gefühlen dient. Dagegen sind die **Sprüche** nach W. Wackernagel solche Liedertöne, die unter sich wenig zusammenhängen und so verschiedene Gegenstände betreffen, daß jede Strofe ein selbständiges Gedicht zu bilden scheint. Gehören auch einzelne dieser, gewöhnlich langzeiligen Strofen, zusammen, so verhalten sie sich wie eine Reihe Sonette über denselben Gegenstand. Ihr Inhalt ist gemeiniglich politisch oder geistlich. Auch sie sind dem Gesetz der Dreitheiligkeit fast immer unterworfen, und wurden wahrscheinlich mehr rezitativ, parlando vorgetragen (gesagt), so daß sie wohl als Sprüche bezeichnet werden konnten. Sie nahmen besonders später sehr überhand; so finden sich bei Reinmar d. Alten fast nur Lieder, bei Walther v. d. V. aber beiläufig eben so viel Sprüche, während Reinmar von Zwetel kaum Anderes als Sprüche gedichtet hat, und zwar alle in demselben »Frau Ehrenton;« eine eigene Gattung der mittelhochdeutschen Lyrik sind die **Leiche,** welche sich aus der älteren Kirchenpoesie (den Sequenzen) und dem Volksgesange bildeten und ihren volksmäßigen Karakter beibehielten. Die deutschen Leiche haben mit den Lais der Provenzalen nicht nur eine formelle Ähnlichkeit, sondern auch eine innere Verwandtschaft*), daher es glaubwürdig ist, daß die Deutschen das Wort Lai durch Leich übertrugen. Der Leich in seinen rasch wechselnden Bewegungen und hoch auf- und absteigenden Tonläufern des begleiteten Saitenspiels (wie Ulrich von Liechtenstein ihn beschreibt und v. d. Hagen trefflich schildert) hatte, wie sein Name Freude, Spiel, Tanz, Reigen ausdrückt, und mit diesen Benennungen wechselt, auch diese Bestimmung zu Mailust, Maigesang und

---

*) Unser verdienstvolle Landsmann Ferd. Wolf in Wien hat jüngstens in seinem Werke: »Über die Lais, Sequenzen und Leiche« (Heidelberg 1841), mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit das Problem jener allbekannten, und doch so vielfach mißkannten, so oft besprochenen und doch räthselhaft gebliebenen Gattung von Gedichten gelöst, die unter dem vagen Namen Lais so manchen Gelehrten auf Abwege führten.

Reigentanz; eine Bestimmung, welche vorzüglich der Mittelzeit des Minnesangs eigen ist. Unter Leich wird also ein der Melodie untergeordnetes, nicht aus dem Prinzipe der Kunstpoesie hervorgegangenes Gedicht verstanden, das sich theils (wie die älteren Leiche) durch sequenzenartige Sätze, theils als Tanzweisen durch die freie auf- und abwogende Lust des Reims in kürzeren und längeren Sätzen kund gibt. Schillers Glocke oder unsere Cantate wäre ein modernes Analogon dieser Ungebundenheit und willkürlichen Spielart langer und kurzer Verse, die sich zu einem großen meist sehr belebten Ganzen verbinden. Die Lieder, welche unser munteres Alpenvolk noch heutzutage in mannigfaltigen Weisen, ebenfalls zum wirbelnden Reigentanze singt, haben viele Ähnlichkeit mit ihnen. Die ältesten Leiche wie die späteren sind fromm, ernst und religiös. Blos ernste Leiche zum Lobe der heil. Maria, der Dreieinigkeit, des Kreuzes, haben unter unseren Dichtern: Walther v. d. V., Reinmar v. Zwetel, Rudolf von Rotenburg. — Minneleiche: Liechtenstein, Rotenburg, Turn, Taler, Gliers. Tannhauser hat auch meist solche, aber abenteuerlich hängt er von seinen Reise-, Geschichts- und Sagenerfahrungen allerlei Züge in ein Quodlibet zusammen und gebraucht diese Weise auch zum Loblied einer Reihe von Fürsten.

In den epischen Dichtungen ist die Form des Volkepos die alte vierzeilige Nibelungenstrofe (oft erscheinen 2 Strofen zusammengezogen, also achtzeilig) oder dreizehnzeilige Bernerstrofe. Die Form der Kunstpoesie aber, die kurzen Reimpaare, paarweise gereimte aber durch den Sinn getrennte Zeilen von je vier oder bei weiblichem Schlusse drei Hebungen.

Reim. Bis zum letzten Viertel des 12. Jahrh., also bis zur Zeit, wo auch die Versmessung erst wieder feste Regel gewann, sind die Verse noch häufig nach alter Art durch tieftonige oder unbetonte Endungen gebunden. Selbst die Pfaffen Konrad, Lamprecht, die Kaiserchronik und Rother binden sich auf keine Gesetze und reimen mit großer Willkür die verschiedensten Vokale und Konsonanten. Erst seit Heinrich von Veldeck trennte man stumpfe und klingende Reime scharf von einander und von nun an wurde man im Reime sehr genau, bis man sie wieder künstlich zu vervielfältigen suchte und endlich in Ausartung gerieth. So sehen wir im Mittelalter von den einfachsten epischen Strofen bis zu den höchst kunstreich gegliederten Reimgebäuden beinahe einen Schock Reime aufsteigen, am auffallendsten gerade bei dem in Hinsicht des Inhalts so volksthümlichen, ja noch tiefere Töne anschlagenden Nithart. Der Wechsel und die Verschlingung der Reime und ihre Wiederholung steigt von zwei bis zu einer Weise von Kanzler in 20 Reimen. Ja Frauenlobs »zarter Ton« hat 21, und dessen »überzarter« gar 34 Reime in der Strofe.

Sinken des Ritterthums und Minnesangs.

Je öfter die Kreuzzüge wiederholt wurden, je mehr fiel das Abstrakte der Idee auf: den Besitz des heil. Grabes für den Dienst Gottes zu halten, und es zeigten sich bald durch Eifersucht herbeigeführte Uneinigkeiten der zu gleichem Zwecke dort zusammenströmenden Menge europäischer Nationen. Man kämpfte nun mehr für weltlichen Besitz und weltliche Ehre, mehr für eine Dame des Herzens, als für die heil. Jungfrau; der Verstand überwog die von Fantasie gehobene Begeisterung, und die Aufklärung über die inneren Bezüge der Dinge schritt rasch vorwärts. Und je mehr der neue Rittergeist sich in Ceremonien, Pomp, Pracht und Produktionen aller Art, Form und Gestalt suchte, je schwächer mußte er werden, je mehr mußte er sich ins Äußerliche und blos ins Formelle verlieren. Dies wurde besonders durch die Einflüsse von Frankreich aus bemerklich, wo das Ritterwesen sich gleich anfangs mehr in's Galante und Zierliche ausgebildet hatte, von wo aus es ins Spielende überging; durch die Einflüsse von England, wo es ganz ins Fantaseiliche und Abenteuerliche gezogen wurde, und so erblickte man dasselbe nach und nach zu einer Menge von immer hohleren und äußerlichen Formen ausgebildet, denen der Kern der Idee fehlte, und es gestalteten sich Charaktere, die mit der Zeit das wurden, was uns Cervantes in seinem Don Quixotte so lebendig vorführt. Als daher nach Kaiser Friedrichs II. großartiger, aber durch Kämpfe mit dem Papst und den päpstlichen Gegenkönigen unfreundlicher Regierung (1215—1250), die überhaupt den Wendepunkt für die Blüthe des Ritterwesens ausmachte, das Interregnum eintra, da zerfiel Einheit, Ansehen und Macht Deutschlands als eines großen Reichskörpers: da verschwand die Idee, die das Ritterthum geschaffen hatte, immer mehr; Rohheit, Befehdungslust, das Faustrecht riß unter ihm ein, und ungedenk seines eigentlichen Berufs wurde es sogar ein Schrecken der übrigen Stände: des Handwerkers, Land- und Kaufmannes.

Gleiches Schicksal mit dem Ritterthum hatte der Minnesang, auch er, der im letzten Dezennium des 12. und in den ersten des 13. Jahrhunderts, also in der mächtigsten, glänzendsten, aber auch zugleich verhängnißvollsten Zeit des heiligen römisch-deutschen Kaiserreichs in der schönsten Blüthe stand, mußte sich bei solchen unfreundlichen Einwirkungen verändern. In der verwirrten Zeit des Zwischenreichs, wo die edlen, dem Gesange holden Stämme der (Steiermärker schon 1192), Babenberger (1246), Thüringer (1247), Tiroler (1251), Hohenstaufen (1268), Kärnthner (1269), kurz nach einander, meist tragisch ausgingen, schlossen auch die schönen Blüthen der heimatlichen Dichtung ihre Kelche wieder,

und der Minnesang, ihr immertreuer Anhänger, geleitete sie ins Grab. Bei uns war mit dem Erlöschen der Babenberger die Blüthe der österreichischen Stammländer dahin, auch jene alten reichen, in den Heldenliedern gefeierten Geschlechter, deren Burgen oft von Gesängen aus grauer Vorzeit, von Turnier und Saitenspiel wiederhallten, waren allmälig verloschen, und die fürstliche Großmuth der Zurückgebliebenen war an die Grenzen der Verarmung gelangt. Der Stolz, die Ansprüche, die Bedürfnisse hatten sich bei diesen nicht vermindert, aber der Lohn, mit dem sie sonst die Anhänglichkeit der Diener und Vasallen reich vergolten hatten, blieb aus. Traurig sind die Schilderungen U's v. Liechtenstein und Strickers von ihrer Zeit, wo, wie sie sagen, Krieg und Fehde das halbaufgeklärte Land zerrüttet, wo das fantastisch Großartige des Ritterwesens zum Faustrecht, zur Räuberei herabsinkt, und Zwietracht, Habsucht, Selbsthülfe und Eigennutz keine Eintracht mehr leidet; wo allgemeine Verwirrung im Lande herrschte, das so lange keinen Herrn hatte, dem ihm aufgedrungenen böhmischen Herrscher aber sich nicht in Liebe und Vertrauen anschließen konnte. Noch schätzbarere Züge aus dieser Zeit verdanken wir unserem Seifried, Helbling, der unter Kaiser Rudolf die Sitten der Österreicher schildert, und besonders über den höheren Adel und die Sänger und Spielleute loszieht. Der neuen Singer ist zu viel, sagt er, sie streichen nur nach einer Pfründe vor der Herren Tisch, sie sagen: **Herre gebt mir etwes was, so mach ich eure erc breit** Es gibt uns, neben dem Ottokars (Pseudo-Horneck) über Manfred, ein neues Zeugniß, daß nicht allein die politischen Zerwürfnisse des Landes für die Poesie nachtheilig wirkten, sondern daß auch die außerordentliche Überhandnahme der Sänger von Profession, welche bei ihrer Zudringlichkeit den Sinn für sie abstumpfen mußten, vieles zum Verfall beitrug. Wenn daher auch der neue Herrscherstamm der glorreichen Habsburger Ruhe und Ordnung wieder zurückführte, wenn daher auch Rudolfs v. Habsb. kräftige Regierung von 1273—91 der inneren Zerrüttung durch Züchtigung des Adels und Vernichtung der Raubburgen (im Jahre 1287 allgemeines Landfriedensbündniß, und Zerstörung von 66 Raubschlössern in diesem Jahre allein) Einhalt that, die Sicherheit des Landes und die Aufrechthaltung der Gesetze wieder herstellte; so hatten doch die Trümmer den heiligen Quell der Sage theils verschüttet, theils mußte man seinen Sinn auf das Nützliche und Erwerbliche lenken, um das Verlorne zu ersetzen, und fand in der freien Bewegung des Geistes keinen Genuß. Sänger gab es bis ins 14. Jahrh. noch immer in Fülle, besonders an den Grenzen Österreichs, in Tirol, Böhmen ꝛc., sie pflanzten sich noch immer im Andenken der jüngst verflossenen schönen Zeit fort, aber leer, nachahmend, frohnend war ihr Ge-

sang, aller Natürlichkeit, biederen Einfalt entbehrend. Ihre Produkte fielen wohl der verdienten Vergessenheit anheim, und die wenigen Namen und Werke, die uns von ihnen überliefert wurden, gehören gewiß der besten Gattung dieser Zeitprodukte an, und machen daher einige Ausnahmen. Rudolf v. Habsburg »der treue Schirm der Kirche und starke Vogt des Reichs,« der selbst in der höchsten weltlichen Würde einfach, mäßig und häuslich blieb, war auch zu rechter Zeit gern fröhlich bei schönen Frauen, Gesang und Schwank. Und wie sich um sein Reich, mit dem eine neue Zeit begann, auch eine neue Sagen-Glorie bildete (im Traume des Sängers Walther v. Klingen: in der Erscheinung des Kreuzes bei der Krönung; in der von Schiller bearbeiteten Szene mit dem das Hochwürdigste tragenden Priester am Bache, ꝛc.) und daneben um den leutseligen und gemüthlichen »Mann des Volkes,« ein Kreis heiterer und lustiger Geschichten entstand (in Ottokars Reimchronik, und Müllers Schweizergesch. I. angezeigt), so hatte Rudolf auch ein Chor ritterlicher Sänger um sich (die Gervinus Beschuldigung des A. W. Schlegel, daß dieser aus »Wohldienerei gegen das Haus Habsburg« den Schulmeister von Eßlingen, den Satyriker über Rudolf, so herabgesetzt, zu nichte machen) als: Graf Friedrich von Leiningen, Graf Albrecht von Haigerloch (Rudolfs Schwager), Landegge, Püller, Wildonie, Scharfenberg, Liechtenstein, Stadecke; andere mehr ihrer Kunst lebende Dichter und Meister wie Sunnenburg, Rumeland, Konrad von Würzburg, Boppo, sangen überschwänglich seinen Preis; und ein wahrhaftes mit dem Mund der Geschichte stimmendes Lob dieses Kaisers, mit dem auch entschieden die Herrschaft der deutschen Sprache ins Leben tritt, spricht des steirischen Ottokar Reimchronik (Kap. 107) aus. Diese Dichter erfuhren vielleicht eben so Rudolfs Freigebigkeit, wie besonders ein bisher nicht weiter bekannter »Meister Albrecht der Schwabe.« Wogegen andere ärmliche Singer und Spielleute leer ausgehen mochten, und deßhalb ihn schmähten wie besonders der angeführte Schulmeister, weniger aber Stolle und der Unverzagte, welche zuerst sein Lob singen, und dann ironisch schließen; so letzterer: **der meister singen, gigen, sagen, daz hört er gerne, unt git in dar ümbe niht;** — was auch manchmal der Fall gewesen sein mag, da Rudolf bei dieser traurigen Zeit auf bedeutende Gegenstände die ohnedies spärlichen Mittel anzuwenden hatte, welche das, während des Interregnums **ausgesaugte und verwüstete Land darbot.**

Epische Dichtungen.

In den Epen, als den umfassendsten und wichtigsten Gebilden der Poesie, zeigt sich vorzugsweise die Kraft und Größe der Dichtung dieser Zeit, in welcher das Romantische in seiner höchsten Blüthe erscheint. Das Romantische (im eigentlichen Sinne eine aus der altrömischen oder lateinischen entstandene Sprache, zu welcher die provenzalischen, italienischen, spanischen, portugiesischen 2c. Sprachen gehören) ist dem Antiken (Klassischen) und Modernen entgegengesetzt, und bezeichnet die Mischung und Verschmelzung des Zarten, der Liebe und Weichlichkeit mit dem Erhabenen, Großen, Starken, mit dem Außerordentlichen und Wunderbaren, mit der männlichen Kraft und Tapferkeit, mit dem ritterlichen Heldenmuthe. Die romantische Poesie ist musikalisch, die antike plastisch; diese ist die Blüthe der schönsten verfeinertsten Sinnlichkeit, jene des ins Unendliche versunkenen Geistes *). Der Geist dieser Romantik versetzte sich bald ins innere ritterliche Leben, und stellte das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten; daher verschwindet jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen.

Die erzählende Dichtung, welche ursprünglich rein volkstümlich war, zerfällt jetzt in höfische und volksmäßige. Die höfischen ritterlichen Dichter wandten sich vorzugsweise fremden und durch höhere Bildung erworbenen Stoffen zu, und schlossen sich daher im Anfange zunächst an die Geistlichen, in deren Händen, wie wir gesehen haben, bisher alle Gelehrsamkeit und Kunstpoesie waren, an, woher es kommt, daß noch mehrere Geistliche und Klosterleute zur Mitte des 12. Jahrh. als Übergangsdichter erscheinen, und noch später mehrere höfische Dichter geistliche Stoffe (besonders Heiligengeschichten) bearbeiten. Diese Übergangsdichter beginnen mit den Legenden, Sagen und Erzählungen der alten Kaiserchronik (s. d.), welche Gervinus u. A. schon zu Anfang des 12. Jahrh., Mehrere aber zur Mitte desselben setzen. Wie diese Art moralisch-religiöser Dichtung gewöhnlich in den Händen der Geistlichkeit blieb, so erscheint sowohl als Verfasser der Kaiserchronik ein Geistlicher (?) wie auch die ihm zunächst stehenden: Heinrich der Laie aus Österreich (s. u.), Heinrich der Glichesäre (1160, s. d.), Wernher von Tegernsee (1175) als Klosterleute. An die Erzeugnisse dieser schließen sich die fränkischen

*) Von Gegenden, Landschaften gebraucht ist romantisch: bezaubernd, reizend, wild-schön, erhaben-schön, schauerlich-schön, zur Wehmuth, zur Selbstbetrachtung und Einkehr in sich selbst stimmend. Die Romantik, der mittelalterliche Geschmack in Kunst und Literatur.

Sagen, in denen der allmälige Übergang von der altheroischen Tapferkeit zur christlichen, so wie der des Vasallen zum freien Ritter und sein politischer Zusammenhang mit dem Lehensherrn als Staatsoberhaupt deutlich verzeichnet ist. (Rolandslied des Pfaffen Conrad 1173—77, ꝛc.) Dabei wirken auch, herbeigeführt durch das Studium der Klassiker, die Bearbeitungen griechischer und römischer (antiker) Sagenstoffe, wie solche schon die Kaiserchronik (s. d.) und das Annolied häufig aufnehmen (Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, 1175 [welches mit dem Rolandslied des Pfaffen Conrad zugleich die besten Produkte der Poesie der Vorbereitungsperiode sind], Veldekes Eneit, die Trojasagen ꝛc.). Mit dem Ende des 12. Jahrh. kommt die Dichtung fast ganz in die Hände des Adels, der nun weniger die im Munde des Volkes lebenden Liedersagen, über die ich sogleich ausführlicher sprechen werde, als besonders fremde Stoffe zur Bearbeitung wählt. Zu gleicher Zeit nämlich als die deutsche Heldensage in den Händen der Volkssänger (Marner? s. d.) oder vielmehr volksthümlichen ritterlichen Singer (wie Ofterdingen) ihre herrlichsten Blüthen trieb, war eine neue Art zu dichten aufgekommen, die dem durch die Kreuzzüge angeregten Geist der Romantik, dem der Ausländerei vorzugsweise huldigenden Geschmack der deutschen Höfe und Großen gar wunderbar behagte. Denn seit der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts war vielseitig orientalische Weisheit in den Westen verpflanzt worden, der gleichzeitige poetische Aufschwung der abendländischen Völker bewirkte einen gegenseitigen Austausch der Sagen, und die Kreuzzüge setzten diese mit dem Morgenlande in Verbindung; gelehrte Juden in Spanien wurden durch ihre Sprachkenntnisse Vermittler europäischer und afrikanisch-asiatischer Kunde und Wissenschaft. Altes und Neues, Fernes und Nahes wurde nun dem Deutschen willkommen, wenn es seiner Fantasie Unterhaltung gab. Daraus entstand nun freilich das abenteuerlichste Gemisch von Christenthum und Heidenthum, von Romanischem, Gothischem, Indischem und Arabischem, das immer mehr und mehr die urdeutsche Sage ausschloß. Die mit provenzalischer Dichtkunst und morgenländischen Mythen vertrauten Sänger mißkannten die einfache Größe des vaterländischen Epos, und nahmen dafür den schimmernden Prunk des Auswärtigen. Überdies hatten die Kreuzzüge dem Zeitgeiste eine Richtung gegeben, welche keineswegs den reinen Überlieferungen aus heidnischer Zeit günstig waren. Alles eiferte für den Glanz der christlichen Kirche, und so war es natürlich, daß christliche Erzählungen von Legenden jene Lieder einer ungeschlachten Riesenwelt entweder ganz verdrängten, oder mit christlichem Kleide umgaben (wie dies im Herzog Ernst, heil. Georg, guten Gerhard ꝛc., besonders im lombardischen Sa-

genkreise sichtbar wird). Der Fabelkreis des heil. Grales und der Tafelrunde ward jetzt der rechte Mittelpunkt aller deutschen Dichtkunst, dessen Strahlen alle christlichen Mysterien glänzend beleuchteten und das Heldenbuch mit seinen Sagenkreisen ins Dunkel zurückdrängten. Wenn daher das Andenken an die frühere Heldensage unter dem Volke, besonders unter dem österreichischen, noch bis ins 15. Jahrhundert fortlebte, so waren diese Erinnerungen doch nicht mehr die mit Muttermilch eingesogenen; sie wurden nicht mehr aus dem Volke heraus, sondern durch einzelne herumziehende Volkssänger in dasselbe hineingesungen, und so kommt es denn auch, daß sich selbst in unseren Gebirgen keine deutliche Spur, sondern nur dunkle, immer mehr verschwindende Sage davon erhalten hat.

Man kann die epische Poesie des Mittelalters in zwei Haupttheile theilen: 1) in die deutsche Sage oder das Volksepos und 2) in die ausländische Sage oder das Kunstepos. Beide zerfallen wieder in besondere Sagenkreise, und es gesellen sich zu ihnen auch die verschiedenen anderen, größeren oder kleineren epischen Produkte, als 3) die Legenden und kirchlichen Sagen, zeitgenosse historisch-profane Sagen des Mittelalters, Reimchroniken, verschiedene Erzählungen, Schwänke, Liebes- und Rittergeschichten ꝛc. und 4) Thiersagen, als eine Abart, die eben so zum Didaktischen gerechnet werden kann.

Währenddem das volksthümliche Epos fast ausschließlich österreichische Dichter bearbeiten, erscheinen wieder als Chorführer der epischen Kunstpoesie drei Nichtösterreicher, deren Art und Weise auch größtentheils die österreichischen Kunstdichter befolgen. Es sind: **Hartmann von Aue,** ein schwäbischer Ritter (dichtet um 1200—1210) zeichnet sich wohl nicht durch poetische Kühnheit, aber durch Einfachheit, Gemüthlichkeit und Gewandtheit aus. **Wolfram von Eschenbach,** ein fahrender Rilter aus Franken (dichtet seit 1203, † um 1220), den man schon im Mittelalter einstimmig für den tiefsinnigsten und großartigsten Dichter anerkannte, und dessen weisheitsvolle Kunst sprüchwörterlich wurde, obgleich der ihm von seinen nächsten Nachkommen schon zugeschriebene Titurel, der, nach dem Geschmacke der Zeit, als der Höhepunkt seiner Dichtung angesehen wurde, wie wir jetzt genau wissen, nicht von ihm, sondern von dem Kärnthner Albrecht von Scharfenberg ist. Der dritte ist **Gottfried von Straßburg,** ein fahrender Meister bürgerlichen Standes (1204 — 1214), den von Hagen eben so trefflich die Blüthe und Blume der Minne- und Ritterdichtung in ihrer vollen Farbenpracht und Zauberduft nennt, als Wolfram den Ehrenschild und lauteren Spiegel derselben. Gottfried ist zierlich und lieblich, mehr lyrisch; Wolfram strenger und härter, mehr schaulich.

Literatur über die gesämmte epische Poesie des Mittelalters: G. Th. Gräße, die großen Sagenkreise des Mittelalters zum ersten Male historisch entwickelt, kritisch beleuchtet 2c. Dresden und Leipzig 1842. F. W. Genthe deutsche Dichtungen des Mittelalters in Ausz. u. Bearb. Eisleb. 1841—1846 3 Bde. F. v. d. Hagen Heldenbilder (aus allen Sagenkr. d. M.). Breslau 1821—23. 3 Bde. Rosenkranz Gesch. der deutschen Poesie im Mittelalter. Stuttg. 1830. B. d. Hagen u. Büsching: Grundriß zur Gesch. der deutschen Poesie bis ins 16. Jahrh. Berl. 1812.

Die deutsche Heldensage oder das Volks-Epos.

Es war nichts natürlicher, als daß bei dieser Begeisterung zum Dichten auch die heimischen Sagen, welche durch viele Jahrhunderte im Munde des deutschen Volkes fortlebten, aus ihrer vielfach zertheilten Liedergestalt in ein Ganzes vereinigt und zu einem Epos bearbeitet wurden. Unserem vaterländischen Volke gebührt vorzugsweise der Ruhm dieser Aufbewahrung des Stoffes in Liedern, denn in unseren Gegenden wurzelten jene alten deutschen Sagen, welche durch neuere nicht verdrängt werden konnten; und obwohl der größte Theil des alten Norikums der fränkischen Herrschaft unterworfen war, kam Karl der Große hier doch früher in Vergessenheit als Theodorich (Dietrich von Bern) und Attila (Etzel). Wohl konnte aber nur in den undurchdringlichen Wäldern, hinter unzugänglichen Felsenmauern in Bergschluchten und Thälern, welche den plündernden Barbaren (deren berittene Schaaren meistens die Ebene suchten), nur Gefahren, keine Beute brachten, auf der breiten sicheren Grundlage des Volkes das bestehende Angeerbte erhalten und unter Fortdauer der begünstigenden Verhältnisse fortgebildet werden. Und wirklich finden wir in den norischen Gebirgen, in der einst von den Tauriskern bewohnten Alpenkette von Steiermark, Österreich, Salzburg, Kärnthen und Tirol, welche noch gegenwärtig das Heimatsland der alten originalen österreichischen Volksweisen sind, ein uraltes eingebornes Geschlecht, dem viele Heiden der Sagen entsprossen sind. Ich erwähne einstweilen nur die älteren bekannten Ahnen der steirischen Ottokare: Piterolf, Ditlieb, welche von Ethico, Odoaker abstammen, dann aus Rhetien dem gebirgigen Nachbarlande Norikums jene alten Grafen von Görz und Tirol, deren Berge mit ihren unterirdischen Reichthümern schon frühe als der Sitz unheimlicher Riesen- und Zwerggeschlechter in Volkssagen und daher wahrscheinlich auch in Volksliedern geschildert wurden; und verfolge, um das Gesagte zu bestätigen, mit Spaun die jüngeren Spuren dieser in Sagen verherrlichten Geschlechter, dem Jahrhunderte nahe, das uns die Bearbeitung jener schönen Heldenlieder gab. Die Urspergische Chronik erzählt zum Jahre 1004 von den Brüdern Boto und

Erbo (Aribo), die aus dem ältesten norischen Geschlechte stammten, beide waren berühmt durch ihre ansehnlichen Besitzungen, durch ihre wissenschaftliche Bildung und Tapferkeit, insbesondere hatte Boto in Pannonien solche Heldenthaten verübt, daß ganz Deutschland und Italien von seinem Ruhme voll waren, und daß er füglich den alten Riesen beigezählt werden konnte. Diese beiden Brüder waren Nachkommen jenes Erbo, der auf der Jagd von einem Wisend (Ur) durchbohrt wurde, (906?), welches Ereigniß, wie die besagte Chronik meldet, damals, und noch zu Anfang des 13. Jahrh. das Volk in Liedern besang, die bei unserem Alpenvolke bis heute noch nicht verklungen sind. Demselben Geschlechte war auch jener Ekbert, Graf von Lambach, Formbach und Pütten (der uralten österr. Grenzveste) entsprossen, der im Jahr 1156 kämpfend vor Mailand fiel und von dem ein gleichzeitiger Dichter (poeta ligurinus Gunthar) sagt, daß sein Tod durch alle deutschen Städte in Liederklagen wiederhallte. Auf Rüdiger von Pechlarn, diese herrliche Schöpfung der deutschen Heldensage (der, nach Alold von Pechlarn, 916 starb?) und auf die Erlaf den Grenzfluß des Avaren- und Frankenreiches, der in den steirischen Gebirgen entspringt, deutet wieder eine Stelle des Mönchs Metellus zu Tegernsee (Quirinalia, im Jahre 1060? 1160? geschrieben), welche ausdrücklich die Gegend um die Erlaf als liederlebendig für Rüdigers Tapferkeit bezeichnet. Hier (bei Melk), wo seine Burg Pechlarn stand, an der Stelle der alten Herlingoburg, läßt sich vielleicht am deutlichsten nachweisen, wie die in die steirischen Gebirge zurückgedrängten Volksweisen sich wieder bis an die Donau verbreiteten. Ähnliche Leiter wie die Erlaf mögen wohl auch die Steier, die Enns, die Traun und der Inn, welche den Verkehr ihrer Anwohner am meisten begünstigten, gewesen sein; und so müssen sich, als zu Ende des 13. Jahrh. durch jene edlen Geschlechter Gesetz und Ordnung nach vollständiger Besiegung der Ungarn in unseren Gegenden dauernd die Oberhand gewannen, die Volksweisen wieder fröhlich über das schnell und kräftig aufblühende Land ergossen haben. Hier müssen sich Volksweisen und Heldenlieder auf das Innigste verschmolzen haben, denn nicht nur das Nibelungenlied sondern auch die meisten übrigen auf uns gekommenen Heldenlieder sind in solchen Strofen und Rhythmen gedichtet, wie sie das Volk bei uns bis auf den heutigen Tag in unendlicher Mannigfaltigkeit hervorbringt. Diese Weisen müssen schon in früheren Jahrhunderten bei den zahlreichen kriegerischen Freien und Edlen, die das Land besaßen, bauten, gegen so viele mächtige Feinde schirmten, Eingang gefunden haben, jetzt auch am Hofe der Babenberger bei Bearbeitung der Sagenstoffe aufgenommen, und mit besonderer Vorliebe angewendet worden sein.

Die Bearbeitungen der deutschen Heldensagen, wie wir sie jetzt besitzen, sind auch alle in volksmäßiger Form, theils in der vierzeiligen Nibelungenstrofe, theils im Bernerton (weil die Sagen von Dietrich von Bern so gesungen, später auch Herzog Ernsts Ton genannt), eine dreizehnzeilige Strofe, von lebhaftem, ja raschem Takte des Versmaßes und Reimes. Durchgängig zum Gesange bestimmt, haben sie auch ganz den volksmäßigen Charakter: Der Volkssänger singt nichts Neues, sondern nur das, was Alle schon seit ihrer Kindheit oft gehört haben, und will dabei nicht rühren, nicht überraschen, nicht belehren. Was aus diesen Sagen strömt, ist einfach, kräftig, derb, wundersam; Kampf mit Riesen und Drachen, Zwerge, Rettung der Braut, Hülfe durch Zauberkräfte, rasende Blutrache, gewaltige Frauenminne sind der beständige Inhalt: wundersam tritt aber die Treue des deutschen Volkes gegen seine Könige hervor, welche ihr wieder mit Milde und reichlicher Freigebigkeit lohnen.

Der ganze Sagenkreis bewegt sich vornehmlich in den Stürmen und Zügen der großen Völkerwanderung. In diesem Wogen der Stämme — wie Rosenkranz sagt, — in diesem Kampf derselben theils mit fremden Völkern wie mit den Ost- und Weströmern, Galliern, Hunnen und Slaven; theils unter einander wie die Westgothen mit den Franken, die Franken mit den Burgunden, Thüringern und Sachsen, die Longobarden mit den Gepiden stritten; theils mit sich selbst in steten Parteiungen um den Besitz der königl. Herrschaft, zumal bei den Ostgothen und Franken; in dieser Zeit wurden diese Sagen, welche jene Zeit und jene Kämpfe schildern, auf die Basis der uralt aus Asien hergebrachten Mythensagen, gegründet. Sie durchlebten Jahrhunderte lang das Andenken der Stämme, und verpflichteten sich — wie wir gehört haben — gleich den homerischen Gesängen, in rhapsodischen Dichtungen Jahrhunderte lang die Geschicklichkeit der Volksdichter und Zitherschläger. Darin, daß die Völker mit ihren Wanderungen eine ganze Vergangenheit abbrachen, das Losreißen von dem alten Boden sie dem christlichen Glauben, wo er ihnen begegnete, empfänglicher machte, ist der Grund zu finden, warum diese Sagen keinen oder nur wenigen mythischen, sondern einen epischen Charakter haben, warum nicht Götter sondern Menschen in ihnen handeln. Der Mythus der Germanen ist nur in einem Zweige der Nation, im Skandinavischen (Edda) aufbewahrt; bei den übrigen Stämmen aber nur in sparsamen und verworrenen Trümmern übrig; und wo etwa der ursprüngliche Geist des Volkes auch späterhin nach einer solchen Weise der Anschauung hätte geneigt sein wollen, trat ihm das Gebot der Kirche entgegen. Deßwegen hat man das alte Epos in seinem Inneren mehr vom sittlichen Standpunkte zu betrachten. Diese Heldensage, die Jornandes

und Paul Warnefried, ja noch im 16. Jahrhundert der norische Geschichtschreiber Aventin (der sich auch in Wien aufhielt) als im Volke des südlichen Deutschlands, besonders aber in unseren Ländern nationallebendig nachweisen, knüpfte den reichen und vielgestalteten Vorrath ihres Stoffes an Attila an, und um diesen bewegen sich die gothisch-lombardischen und fränkisch-burgundischen Sagen, die weit nach dem Norden reichen, sich selbst in die Sagen der Edda verflechten und nun zu einem Ganzen gereiht als größere Epen erscheinen.

Man theilt das deutsche Volksepos, auch wie das griechische in die **Ilias** und **Odyssee,** und begreift in ersterer diejenigen Sagen, in welchen das Tragische vortritt, die Helden und ihre Thaten in ihren höchsten Bezügen den Hauptinhalt ausmachen; in Letzterer die Sagen, worin Geschicke Einzelner, ein mehr reiselustiges oder häusliches Leben vorherrschen, wie dies in den nordischen und in den lombardischen Sagenkreisen sichtbar wird, während wieder alle übrigen deutschen Heldensagen zur deutschen Ilias gehören, mit welchem Namen man aber auch das Nibelungenlied sammt Klage, allein bezeichnet so wie mit der deutschen Odyssee auch die Gudrun allein.

In der **deutschen Ilias** erscheint recht eigentlich als Mittelpunkt König Attila (Etzel) *) der heldenmüthige Hunnenfürst, der gefürchtete Eroberer mit seiner milden Hofhaltung auf Etzelburg (Ofen? Gran?) an der Donau in Ungarn. Etzel ist da der ländermächtige Herr vom Rhodan bis zum Rhein, von der Elbe bis zum Meer, dem 12 Könige dienen; unter seiner Regierung und Obhut allein aber erscheint in den Heldenliedern außer dem Ungar- und Siebenbürgenlande auch das Land Österreich bis zur Enns. Die Sage schildert ihn mit seinen Lehensmannen in Österreich und den anderen Fürsten dieses Landes innig befreundet (welchem Freundschaftsbunde das alte historische Bündniß Attila's mit den Ostgothen zu Grunde liegt) und seine Gemalin Herca, Erca, Helche (auch Helliche, Herche, Cerca, Rekka genannt) scheint einem österreichischen Fürstenstamme entsprossen zu sein. Nach der Heldenklage war unter den vielen Fürstenkindern, die sie erzog, ihre Schwestertochter Herrat (die Siebenbürgen bekam) und eine Tochter Sintrams von Pütten. Im Nibelungenliede heißt es »bei der Treisem (in Nied. Östr.) hatte der König von Heunenland eine Burg viel reiche, die war, viel wohlbekannt, geheißen Treisenmaure; Frau Helche saß da eh, und pflog so großer Tugende, daß warlich nimmermehr ergeh.« Nach dem »Piterolf« erbaut sie selbst erst die Burg Traismauer, um

*) Vgl. Klemm Attila nach der Geschichte und Legende. Lpzg. 1827.

dort einmal alle Jahre mit Piterolf, seiner Gemalin und seinem Sohn Ditlieb eine Zusammenkunft feiern zu können. Ihr Name begegnet uns oft in den ältesten Urkunden des Landes *), und heutzutage noch in der Ortschaft Erkaburgern im Hausruckviertel. Am Einflusse der Erlaf in die Donau, in jener romantischen Gegend Österreichs, wo noch heutzutage Stadt Pöchlarn steht, wohnt auf seiner Burg Pechlaren der Markgraf Rüdiger, der vertrauteste Freund und Lehensmann Etzels, im Nibelungenliede, Piterolf, Laurin ꝛc. die tiefste Schöpfung des deutschen Gemüths, der den doppelten Todeskampf erst der Seele dann des Leibes gerungen hat. Er, in dessen Charakter sich die Züge der ältesten ostgothischen Sagengeschichte allmälig concentrirten, ist die Krone aller Helden, der Vater aller Tugenden, der Trost der Elenden, der tapferste aller Rekken, überall der treueste Vasall, der biederste Freund und Vermittler, geliebt und hochgeehrt selbst von seinen Feinden. Wenn sich daher auch Rüdiger weder genealogisch noch historisch nachforschen läßt, und wir die einzige Spur von ihm und seinem Todesjahre sonst nur noch in den übrigens selbst fabelhaften Berichten Alold's und Ortilo's finden, so deutet die Anknüpfung der Sage an einen Helden, der zu Pechlarn seinen Sitz hatte, jedenfalls auf einen gothischen Fürsten, einen Ahnherrn der Beherrscher Steiermarks und der Ostmark, für welchen sowohl Walimir der Ostgothe als auch Leopold der alte österreichische Markgraf zunächst sprechen **). — Etzels Bruder ist Blödel (sein Vater Botung) und

---

*) Ein merkwürdiger Beleg für die deutsche Heldensage ist, daß in den ältesten Urkunden Österreichs sehr reichlich die Namen der in ihr gefeierten Helden vorkommen. Man lese nur den **liber universalis Dynastiae Styrensis** (vom Anf. d. **14** Jahrh.) in **A. Rauch Script. rer. austr.**, um sich davon zu überzeugen. Wir finden daselbst unter den Namen der Besitzer der zinsbaren Güter beinahe alle Namen der Helden deutscher Sagen, es fehlt sogar der hörnen Siegfried nicht **(Seifrit huernein I. S. 426)**. Es soll auch ein gewisser Thomas v. Aquileja, angeblich Sekretär des Patriarchen von Niceta, ein lateinisches Gedicht über die Kriege des Attila verfaßt haben, welches J. M. Barbieri aus Modena († **1574**) italienisch bearbeitete.

) »In die Tage zwischen des heldenmüthigen Luitpold Niederlage bei Preßburg (907**) — sagt Hormayr — »und zwischen des großen Otto entscheidenden Sieg über die Ungarn auf dem Augsburger Lechfeld (**955**), als die schönen Gelände zwischen der Enns u. der Leitha, eine trümmerreiche Weide ihrer Rosse waren, setzet deutscher Heldensang, setzet die aus ähnlichen Dichtungen zusammengestoppelte Chronik des Lilienfeldermönchs Ortilo, zwei Rüdiger, Markgrafen von Pechlarn, des Ritterthums Spiegel und Blume und so voll der Mannestugend wie im süßen Mai das Gras voll Blumen« (siegt das Nibelungenlied). Ein deutscher Markgraf in dem von den Ungarn eroberten und behaupteten Lande ist undenkbar. Wohl mag etwa Rüdeger ein Coriolan gewesen sein, zu den Ungarn flüchtig und von ihnen um seines

seine Söhne Erp und Ortwin (Scharpf und Ort). Außer diesen umgeben Etzeln noch Biterolf von Steyer, dessen Sohn Dietlieb, Gotel (nach Spaun der österr. Markgraf Gottfried, um 1042, aus dem Geschlechte der Grafen von Wels und Lambach), der Thüringerfürst Irnfried, der Lotharingerherzog Hawart, (aus Tirol?), dessen Vasall Irig, Nodung der Sohn Rüdiger's, Walther von Aquitanien (der Lengesaere), Helferich von Lunders (in mehreren Epen mit sichtlicher Vorliebe behandelt. Seine Burg Lune oder Lane genannt liegt bei Trient in Tirol), Isolt von Ungarn, Berchtung von Meran (in Tirol), Sintram von Püten (Österreich), Astolt von Mautern (Österreich), Norprecht von Prowinge, Ortwin von Metz (Tirol), Erwin v. Elsentroie, Dietmar von Wien, Baltram, Wolger von

---

Kriegsruhmes willen an ihrer Schaaren Spitze gestellt? das Nibelungenlied zeigt ihn auch als den edelsten Diener des Hunnenkönigs Etzel, für welchen er um die schöne Chrimhield geworben. Von Medelikke, Melk, der Hauptburg, reitet Rüdigers Gemalin Gotelied, der Königin entgegen an die Grenze bis an die Enns, und dann über Tuln »nach Wienne in die Stadt,« wo auf einem Pfingsttag das Beilager Etzels mit Chrimhilden ist, und alte Chroniken theilen ihm eine Rolle zu, an der Spitze ungarischer Kriegsvölker, wie Arnulf der Böse sein Land wieder gewinnt. — Virgil macht die karthaginensische Dido zur Zeitgenossin des trojanischen Kriegs: das Nibelungenlied bringt den Fürsten der Finsterniß und der Zerstörung, die Geißel Gottes, König Etzel und die Fürsten der Morgenröthe und Erhaltung, den großen Dietrich von Bern, den Heeresfürsten Rüdiger von Bechelaren, der sehr wahrscheinlich die Magyarenherrschaft in diesen Gegenden befestigte und den Kirchenfürsten Pilgrim von Passau zusammen, der diese Herrschaft brechen und Leben und Freude wieder auf die entvölkerten Fluren zurückbringen half.« — »Sage und Geschichte — fährt Hormayr weiters fort — »wetteifern, Wien zur wahren Stadt der Romantik, zur Stadt der in Heldenlied und Heldensage alle überglänzenden Gestalten zu erheben: König Etzels nämlich und Odoaker's und Dietrichs von Bern und Karls des Großen und der beiden Friederiche von Hohenstaufen, beide ihres Volkes Schmuck und Stolz, beide in dem Wahn unsterblich, der eine im Salzburger Untersberg, mit seinen Rittern noch fortlebend, bis sein Silberbart noch so oft und so oft sich herum schlingt um die Tafel vom klarsten Krystall, jener im Kiffhäuserberg oder im fernen Morgenland, von wo er noch einmal unter dem kriegischen und lobjauchzenden Schall von Trompeten, Trommeln und Pfeifen, von Cymbeln und Schellen ausziehen wird seinem Volke die Herrschaft der Welt zu erbeuten. So geziemte es denn auch unserm theuren Wien, daß das erste, älteste, herrlichste Epos deutscher Zunge, das vielgepriesene, vielverkannte Lied der Nibelungen, vorzugsweise das Lied von Wien, daß die größte Urkunde deutschen Dichterruhms, dieser Stadt gewidmet sei.«

Gran (Ungarn), Tibalt von Siebenbürgen (Etzels Neffe) Norprecht von Brunewige (an der Donau), Sighart (nach Spaun Sizzo Graf von Tengelingen) ꝛc. ꝛc. — Neben Etzel oder Attila glänzen in diesen Sagen als zweite Gruppe Dietrich von Bern (Theodorich, der am Neusiedlersee geborne große Gothenkönig) mit seinem Erzieher und Waffenmeister Heldebrand, dessen Bruder der Mönch Ilsan, Dietrichs Mannen die Wölflinge *): Wolfhart, Wolfbrant, Wolfwin, Alfart, Sigestab, Helferich, der treue Ekkehart u. A.; ferner Dietrichs Oheim der mordgierige Kaiser Ermenrich (Hermanrich) mit seinen Mannen: dem untreuen Sibech, Heime **) und Wittich (Wielands des Schmieds Sohn, vormals Dietrichs Waffengefährte). Dietrichs Residenz ist Verona, zu deutsch Bern genannt. (Augenscheinlich ist es, daß unsere Heldensagen jenen Kaiser Ermenrich mit Odoaker dem 493 von Theodorich verdrängten Eroberer Italiens verwechselt haben. Ermenrich fällt der größte Theil der Unthaten zur Last, die man Odoakern aufgebürdet hat. Schon die Edda macht ihn zum Gemal von Siegfrieds und Chrimhildens Tochter, die er von Pferden zerreißen läßt, wofür er von ihren Brüdern tödtlich verwundet wird. Der Verrath an den Harlungen darf auch Hermanrich zugeschrieben werden; die Harlungen (Heruler — ein ostgothischer Stamm) stehen in nächster Beziehung zu Österreich [die Harlungenburg, das Harlungenfeld bei Melk — Eckart] was den besonders warmen Antheil erklärt, welchen die österreichischen Heldensagen an den Harlungen nehmen.) — Die dritte Gruppe bilden die stolzen Burgundenkönige Gunter, Gernot und Giselher mit ihrer Mutter Ute, ihrer Schwester Chrimhilt, Gunthers Gemalin Brunhilt (Königin von Island, in der nordischen Sage die Gudrun) und ihrer Vasallen, unter denen Hagen von Troneg und Volker von Alzey die hervorragendsten sind. Ihr Königssitz ist Worms. — Diesen Gruppen schloß man den kühnen Siegfried, ursprünglich ein Gebilde der deutschen Götter- und Dämonenwelt, an, und machte ihn zum Königssohn von Nie-

---

*) Mone hat in seinen Untersuchungen über die deutsche Heldensage (Quedlinb. 1836) nachgewiesen, daß in Steier, Kärnthen, Österreich und Baiern (als im Umfange des alten Herzogthums Baiern) die Namen Wolfling und die Wölflinge sehr volksmäßig waren. Eben so stellen sich, nach Mone, Irinfrit und Hawart als heimische Sagenhelden in Österreich und Baiern dar.

**) In diesem Heime erkennt Mone den als Gründer des Klosters Wilten in Tirol bekannten Heimo; und ein deutsches Gedicht von der Gründung dieses Klosters (gedruckt 1601) hängt mit der deutschen Heldensage zusammen.

derrhein; seine Residenz zu Santen oder Xanten. Diesen machte man zum Gemal der Chriemhilt, als deren Oheim mütterlicherseits wieder Pilgrim von Passau erscheint, und der auch Gotelinden, Rüdigers Gemalin, sein Schwesterkind nennt.

Die deutsche Odyssee (mit der man auch die Gudrun allein bezeichnet) besteht in zwei gänzlich von einander abgesonderten Gruppen, deren eine an der Nordsee heimisch ist und norddeutsche, friesisch-dänisch-normanische Elemente verbindet. Hauptthelden sind da: der Hegelingen- der der Friesenkönig Hettel, seine Frau Hilde, beider Tochter Gudrun und Sohn Ortwin; Wate; Hartmut, König der Normandie, und Herwig, König von Seeland. Die andere Gruppe, der lombardische Sagenkreis genannt, zeigt uns die Lombardenkönige Rother und Otnit, die bizantinischen Könige Hugdietrich und Wolfdietrich; bei jedem dieser Könige erscheint nebst anderen österreichischen Helden wie Wolfrat von Tengelingen ꝛc., besonders Berchtung von Meran (in Tirol) als Vasall, Rathgeber, Freund, und zugleich (eben so wie Rüdiger in der deutschen Ilias) als Muster deutscher Treue und Ergebenheit, der mit Freude alle seine fünf Söhne für seinen Herrn im Kampfe fallen sieht. Die Heimat ist Garten am Gardasee; der Schauplatz der Kämpfe ist theils eben das Land um jenen See, nämlich die Lombardei und das südliche Tirol, theils das Morgenland. Auf diese lombardisch-tirolischen Gardasagen haben die Niederlassungen der Deutschen in der Lombardei, Venedig (besonders Treviso, Friaul) und die Kreuzzüge Einfluß; ihr Inhalt ist wahrscheinlich erst mit dem gothischen Dietrich von Bern (als Nachkomme Rothers und Otnits, wie ihn das Stammregister in »Dietrichs Ahnen« beschreibt) in Zusammenhang gebracht worden; und wie sie sich daher in die deutsche Ilias verzweigen, so knüpfen sie sich durch Pipin dem Sohne Rothers auch an die Karlssage an. Diese Gardasagen sind zugleich als der Übergang des Volksgeistes in den von der Kirche ausströmenden Geist der Welt zu betrachten, und wurden im 15. und 16. Jahrh. eben darum mehr gelesen, weil sie mehr andere Elemente in sich aufgenommen und zur Blutrache und Vasallenpflicht noch andere eben so geläufig gewordene Mächte hiezugefügt hatten. Zeugnisse für ihre Heimat sind auch die uralten Skulpturarbeiten an den Portalen zu Botzen, Tirol und Zenoberg bei Meran, welche Szenen aus den Sagen von Otnit, Hug- und Wolfdietrich darstellten.

Daß es wegen den vielen Anachronismen und verschiedenartigsten Verwicklungen beinahe unmöglich ist das historische Element aus den deutschen Sagen rein auszuscheiden, zeugt eben von ihrer Volksmäßigkeit und ursprünglichen Beliebtheit. Jahrhunderte lang standen sie willkürlichen

Abweichungen preisgegeben; das Bedürfniß der Auslassung, Erweiterung, Ausschmückung, des Wechsels mußte bei dem gänzlichen Mangel an historischen Kenntnissen Irrthümer veranlassen, die besonders durch die Aufnahme gleichzeitiger oder jüngerer beliebter Gegenstände bei den Nachkommen immer größer wurden, und deren Unkunde unser Otto von Freisingen bei seinen Zeitgenossen mit Nachdruck rügt. Sie sind daher nur in einzelnen Theilen, weniger im Zusammenhange für den Historiker wichtig.

Seit den trefflichen im Auslande leider wenig bekannten Forschungen unseres um vaterländisches Sang- und Sagenthum so hochverdienten Landsmannes A. v. Spaun genießt Österreich den Ruhm die bedeutendsten Epen des Mittelalters, Nibelungenlied und Klage, Biterolf, Laurin, Dietrichs Ahnen, Flucht zu den Hunnen, Rabenschlacht *), aus seinen Söhnen entsprossen zu wissen, und diesen gesellte jüngstens Müllenhoff die Gudrun zu. — Viele Heldensagen dieser schönen Zeit sind noch undurchforscht, und da der Schauplatz zahlreicher in ihnen geschilderter Begebenheiten Österreich ist, Österreichs edle Söhne namentlich und theilnehmend aufgeführt, seine Flüsse, Berge, Thäler, Lüfte, Städte, Burgen mit unverkennbarer heimatlicher Liebe dargestellt werden, so bleibt uns die schöne Hoffnung noch manchen bedeutenden Schatz der deutschen Poesie des Mittelalters unser nennen zu dürfen. Es ist auch nichts glaubwürdiger als daß ein Laud, aus dem nicht allein die größten Minnesinger, sondern der Minnesang selbst hervorgegangen, auch das Land der Heldendichtung sei. Die berühmtesten Sänger dieser Zeit, die lyrischen fast ausschließlich, gehören Österreich an, bei vielen derselben gründeten die wenigen auf uns gekommenen Gedichte gewiß nicht ihren ganzen Ruhm, und eben diese wenigen beurkunden selbst oft eine Fertigkeit, die weit mehr, weit Größeres vollbracht haben muß; der anderen heimatlichen Sänger noch zu geschweigen, deren Werke verschollen, die wir nur dem Namen nach kennen. A. v. Spaun wird, wie er versprochen, noch fernerhin die Antheile Österreichs an den Heldensagen kritisch zu erläutern suchen (ich glaube in den »oberösterr. Beiträgen«), und wird nicht nur jene Sagen, welche geschichtliche oder erdichtete Begebenheiten erzählen, die sich in unseren Gegenden zugetragen haben sollen, sondern auch die, worin gothische, longobardische,

---

*) Die quellengültigen Resultate der Forschungen Spaun's sind niedergelegt in seinem: H. v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Linz **1840**; in der Zeitschrift des **Museum Francisco Carolinum, Linz 1840—44**; in den Beiträgen zur Landeskunde von Österreich ob der Enns und Salzburg, Linz **1840—46, 5** Jahrg.; in der k. k. priv. Wiener Zeitung Juli **1842**, März **1844**.

nordische oder fränkische Sagen auf solche Weise bearbeitet wurden, daß aus der Zusammenstellung, durch die Einflechtung heimatlicher Interessen, wie die Verherrlichung eingeborner Geschlechter, Hervorhebung unserer Örtlichkeiten, klar wird, daß der Dichter unseren Gegenden angehört; denn wo das heimatliche Interesse in der Dichtung unverkennbar durchscheint, wie im Nibelungenliede, der Klage ꝛc. ꝛc., da ist auch der deutliche Fingerzeig gegeben, wo die Heimat des Dichters zu suchen sei. Freuen wir uns daher schon in Voraus über die uns zu Theil werdenden Schätze, denn viele der schönen Heldensagen des Mittelalters gehören auf diese Weise in unsere Monarchie, sie gehören der Heimat der Ungarn, Siebenbürgen, Lombarden, Friaulen, Venetianer; der österreichischen, steirischen, tirolischen und kärntnerischen Geschlechter: der Babenberger, Traungauer, der Aribone, Ottokare, der Grafen und Herzoge von Andechs und Meran, der Plaien, Tengelingen, Peilstein und Burghausen, der Grafen von Lambach, Wels und Pütten ꝛc. ꝛc. an, und haben für uns auch historischen Werth.

Literatur über die deutsche Heldensage. In Bezug auf die deutschen Sagen, welche im Zusammenhange mit denen des Nordens stehen, **vide:** Gräters, Böckhs und Häßleins Zeitschriften: Bragur (**7** Bde.), Odina und Teutona, Idunu und Hermode Leipzig und Breslau **1791—1816**. F. H. v. d. Hagen: Nordische Heldenromane, Breslau **1814**, **4** Bde. (Bd. **I—III.** Vilkina und Niflunga-Saga oder Dietrich von Bern u. d. Nibelungen. Bd. **IV.** Volsunga-Saga oder Sigurd (Sigfried) der Tafnirstödter und d. Niflungen.) P. E. Müller Sagen-Bibliothek der skandinav. Altth. Kopenhagen **1817**, **2** Bde (Bd. **I.** übersetzt von Lachmann, Berlin **1816**; Bd. **II.** übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von G. Lange: Untersuch. über die Geschichte und Verhältnisse der nord. und deutschen Heldensage Frankfurt a. M. **1832**); W. Grimm: deutsche Heldensage Götting. **1829**; Rosenkranz: das Heldenbuch und die Nibelungen. Halle **1829**. F. J. Mone: Untersuchungen über die deutsche Heldensage Quedlinb. **1839**. F. Th. Vernaleken: das deutsche Volksepos, Zürich **1846**. Ferner: W. Grimm: Zeugnisse über die deutsche Heldensage, in dessen Altdeutschen Wäldern Bd. **I.** und **III.** v. d. Hagen: Zur Geschichte der Nibelungen, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. **XII.** H. F. Maßmann: Die südliche Wanderung der deutschen Heldensage (in Hagens **Germania Bd. VII.** Berlin **1846.**) J. Grimm: Deutsche Mythologie, Göttingen **1835**; **1844**. Außer diesen vergl. die Literatur bei den einzelnen Sagen.

Das Buch, welches die meisten deutschen Heldensagen enthält, heißt das **Heldenbuch.** Mscpte davon befinden sich zu Wien *), Straßburg,

---

*) Das Wiener Mscpt, in der k. k. Ambraser-Sammlung befindlich, ließ K. Max **I.** bis zum Jahre **1517** sammeln. Es ist ein Pergamentkoder

Dresden, Heidelberg und München. Ausgaben des Heldenbuchs: das Alte Heldenbuch, für Hans Knoblauch in Straßburg (wahrscheinlich schon früher, 1477? u. Augsburg 1491?) zu Hagenau 1504, 1509; o. O. 1545; Frankfurt 1560 und 1590 gedruckt. Es enthält: Kaiser Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich und beide Rosengärten. Reichhaltiger und vollständiger ist von Hagen und Al. Primissers (Kustos der k. k. Ambraser-Sammlung in Wien) Ausgabe unter dem Titel: »Der Helden Buch in der Ursprache,« Berlin 1821—25, 4. in 2 Abth. (zugleich der 2. Bd. von Hagen und Büsching: Deutsche Gedichte des Mittelalters [Bd. I. Berlin 1808]). Die erste Abth. davon enthält: I. Gudrun; II. Biterolf und Dietlieb; III. der große Rosengarten; IV. das Heldenbuch des Kaspar von Roen *) (1. Otnit; 2. Wolfdietrich); die zweite Abtheilung I. Fortsetzung von Roens Heldenbuch (3. Etzels Hofhalt; 4. Ecken Ausfahrt; 5. Riese Sigenot; 6. Dietrich u. s. Gesellen

---

von 238 engangeschriebenen Blättern im größten Folio, der aber auch vieles nicht zur deutschen Heldensage Gehöriges enthält. Da dieser Kodex noch in keinem literarhistorischen Werke angezeigt ist, so will ich den Inhalt desselben in den Überschriften der Dichtungen angeben. **1. Der Frawen lob. 2. Von Khunig Nero** 2c., **wie Karolus** (der Große) **Rom u. d. lannd bezwungen, wie Olifer und Ruland** sich **ritterlich gehalten** 2c. (vide die Karls- und Antik. Sagen) **3. Von Khunig Artus hochzeit, auch von seinem recht, desgleich hofgesind und geschafften, als von Calogriant, Chwal, Herr Yban** u. A. **4. Ein schön Disputanz von der lieb so ainer geg n ainer schönen frawen gehabt und getan hat. 5. Ain clag ainer frawen so der lieb halb tuet. 6. Aber von Khunig und seinem hofgesind, auch Helden und Handlungen, als von her Gabain, Khay, Yrecken** u. A. **7. Von Dietwart Khunig im Romischen lanndt und darnach von seinem sun Perner Diettrich und auch (von) Erenreich seinem ungetrewen Vetter** (Dietrichs Ahnen und Flucht). **8. Aber von den Pernern und Kunig Erenreich** (Rabenschlacht). **9. Ditz puech heysset Chrimhilt** (Nibelungenlied). **10. D. p. h. Klagen** (der Nibelungen). **11. Chautrun (Gudrun). 12. Von Piterolffe und seinem sun Ditlaibe. 13. Khunig Otnides und Wolfdietrich. 14. Von dem übelen wibe** (s. d.). **15, 16, 17, 18,** sämmtlich Erzählungen des H. von Wildon (s. d.). **19. der Ytwitz** (das Frauenbuch U's v. Lichtenstein). **20. Von dem Mayr Helmprechte von Wernher d. Gartener** (s. d.). **21. Pfaff Amis** (von Stricker s. d.). **22.** Das Bruchstück des Wolfram'schen Titurels, ohne Aufschrift. **23. von dem Reichtumb des Priester Johannes (vide** Gralsagen.)

*) K. v. d. Roen aus Münnerstadt in Franken, lebte um **1470** und schrieb einen Auszug oder eine gedrängtere poetische Bearbeitung einiger zu seiner Zeit beliebten deutschen Heldensagen (Dresdner Urschrift v. J. **1472**). C. Spangenberg nennt einen Wolfgang Rohne oder Röne als edlen Ritter, der sich an Kaiser-, Königen- und Fürstenhöfen mit seinen Gedichten hören ließ.

[Drachenkämpfe]; 7. Zwerg Laurin; 8. der große Rosengarten; 9. Hildebrandslied; 10. das Meerwunder; 11. Herzog Ernst) II. Hörnen Siegfried (nach dem ältesten Druck). III. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen. IV. Rabenschlacht. — Das Heldenbuch ins Hochdeutsche übertragen von J. H. v. d. Hagen Berlin 1811 (enth. Hörnen Siegfried; Etzels Hofhalt; Rosengartenlied; Alpharts Tod; Ecken Ausfahrt; Riese Sigenot.) K. Simrock's deutsches Heldenbuch Stuttgart 1843—1846, 5 Bde (bis jetzt), enthält sämmtliche deutsche Heldensagen, neuhochdeutsch übersetzt oder bearbeitet im Versmaße des Nibelungenliedes. Inhalt: Bd. I. Gudrun. 1843; II. Nibelungenlied, 1843; III. (das kleine Heldenbuch), Eccards Walther und Hildegunde (aus dem Lateinischen), Alphart, Hörnen Siegfried, Rosengartenlied (d. große Roseng.), Hildebrandslied, Ortnit. 1844; IV. (oder Amelungenlied Bd. I.), Wieland der Schmied (nach altnordischen Sagen), Wittich, Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt 1844. V. (oder Amelungenlied II.), Dietleib, Sibichs Verrath, Dietrichs Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht, Heimkehr. 1846. (Simrocks **Amelungenlied** hat sichs zur Aufgabe gemacht: den ganzen Inhalt der deutschen Heldensage zu behandeln, welcher in den besseren alten Gedichten noch durchaus nicht erschöpft ist. Viele echten Lieder der Siegfrieds- und die meisten der Dietrichssage sind uns nämlich verloren oder nur in späteren zum Theil sehr rohen Überarbeitungen, wie die K. Roen's erhalten, aus welchen wir unsere Heldensage nicht einmal vollständig kennen lernen würden, wenn uns in der skandinavischen Vilkinasaga nicht eine prosaische Auflösung vieler echten Lieder erhalten wäre; denn diese Vilkinasaga ist nichts anders als eine Zusammenstellung unserer ältesten deutschen Sagenstoffe wie sie schon im grauen Alterthum durch Kaufleute aus den Hansestädten in den fernen Norden verpflanzt wurden. Wenn wir die uns überlieferten Reste, die mit der Edda beginnen, vergleichen, und daraus den Zusammenhang der deutschen Heldenpoesie zu überschauen versuchen, so müssen wir über den riesenmäßigen Bau, der hier angelegt war, erstaunen und bedauern, daß nur ein so kleiner Theil desselben in deutschen Dichtungen, heutzutage vorhanden ist. Er sondert sich uns in drei gewaltige Massen, die wir als Gudrun-, Siegfried- und Dietrichssage unterscheiden können. Die Gudrunsage, welche sich von den beiden Bestandtheilen entfernt gehalten und nur mit der Dietrichssage in eine lose Verbindung gesetzt hat, ist in dem Gedichte von Gudrun vollständig ausgeführt. Von der Siegfriedssage läßt sich das durchaus nicht behaupten: in den Nibelungen ist sie nur sehr unvollständig enthalten, da Siegfrieds Ahnen, Geburt, Aufenthalt bei Mime, Drachenkampf, Brunhildens Erweckung, Verlo-

bung mit ihr und Bruch dieses Verlöbnisses durch den Zaubertrank darin vergessen sind. Am unvollständigsten ist die Dietrichssage ausgeführt und doch bildet gerade sie den stärksten und reichsten Ast unserer nationalen Heldendichtung. Mit ihr hat es daher Simrocks Amelungenlied, welches die gesammte deutsche Heldendichtung, so weit sie in den Nibelungen und der Gudrun nicht enthalten ist, in einem einzigen großen Gedichte darstellen soll, zunächst zu schaffen, jedoch mit episodischer Einflechtung derjenigen Theile der Siegfriedssage, welche in den Nibelungen nicht enthalten sind. Es zerfällt in mehrere kleinere, für sich selbständige Gedichte, welche doch in ihrer Verbindung ein Ganzes bilden; und Simrock erscheint daher als der letzte deutsche Homeride, welchen Beruf er schon durch die erste Auflage seines »Wieland der Schmied« [Bonn 1835], welcher nur ein Theil und Vorläufer des Amelungenliedes war, genugsam bewiesen.)

Da die Grundlage dieser Sagen, wie wir erfahren haben, uralt ist, so kann nach den Namen der Dichter nicht gefragt werden; wo aber von einem Verfasser, die erst in neuester Zeit so ziemlich ausgemittelt werden, die Rede ist, hat man wohl nur an die Überarbeitung und mehr künstliche Vervollkommnung in dieser Zeit (12. u. 13. Jahrh.), die selten genau zu ermitteln ist, manchmal aber sogar auf eine spätere zweite oder doppelte dichterische Umarbeitung zu denken. Überall wo in den nachstehenden vereinzelten Sagen die Namen der Dichter nicht ausdrücklich angezeigt sind, sind diese unbekannt. Anfangs nahm man H. v. Ofterdingen *) als Bearbeiter des ganzen Heldenbuches an, später diesen mit Klingsor und gesellte ihnen Wolfram v. Eschenbach und Marner bei, aber alle (außer für einige Theile Ofterdingen) ohne genügende historisch-kritische Beweise.

I. Sagen des mehr tragischen Kreises. Deutsche Ilias.

1. Fränkisch-burgundische Siegfriedssage.

Sie weist nur mehr ein Lied auf, »**der hürnen Siegfried,**« das der Sprache nach ins 15., dem Versbau nach aber ins 13. Jahrh. gehört, und dessen Inhalt Siegfrieds Jugendabenteuer sind, die da etwas verschiedener erzählt werden, als sie Hagen v. Troneg im Nibelungenliede

*) Im Museum zu Linz befindet sich ein handschriftlicher Bücherkatalog des gelehrten österreichischen Genealogen J. H. Freih. von Ennenkl († **1627**), welcher unter Nr. **689** aufführt: Heldenbuch, Wolfdietrich von Bern und seine Gesellschaft von Heinr. v. Ofterdingen. Gedruckt **Anno 1509**. Wieder ein neuer Beleg zu den vielen Zeugnissen über Ofterdingen.

bei der Ankunft Siegfrieds am Burgundenhofe vorträgt. Siegfried erschlägt den Lindwurm, wird im Drachenblutbade hörnen (nur zwischen den Schultern nicht); rettet die schöne Chriemhild; besiegt den Riesen Kumperan, und nimmt den Schatz des Zwergenkönigs Alberich oder Eugel. Ausg. des »hörnen Siegfried«: Alte Drucke o. J.; und 1585 o. O.; bei Hagen u. Primisser II. (in 179 vierzeil. Strofen). Neudeutsch in Hagens und in Simrocks Heldenbuch (III. Stuttgart 1844); von G. Görres. Schafhausen 1842.

2. **Gothische Dietrichsagen und gothisch = ungrische Dietrich = Etzelsagen.**

a) **Dietrichs und seiner Gesellen Drachenkämpfe.** Es schildert die ersten Abenteuer Dietrichs, des Sohnes Dietmars, Königs zu Bern (Verona) aus dem Geschlecht der Amelungen, mit Heiden, Riesen und Drachen, die er zur Rettung der jungfräulichen Königin von Tirol und der Jungfrauen erschlägt. Als ihn aber der Riese Wikgram gefangen nimmt, sucht ihn Hildebrand, sein alter Erzieher und Waffenmeister, der in Verbindung mit den von Bern geholten Helden nach mancherlei Kämpfen, während welchen Dietrich den Riesen erschlägt, zu diesen gelangt. Alle fahren zu Königin Virginal; und Kämpfe, Spiele, Turniere und Heimfahrt beschließen das ziemlich langweilige Lied. Für Österreich ist diese Dichtung in so weit beachtenswerth, als hier Tirol der Schauplatz der Kämpfe ist und Dietrich dahin reitet, um es von Riesen, Drachen und anderen Ungethümen zu reinigen. Er befreit dort einen Ritter Rentwein aus den Zähnen eines Drachen. Rentwein nennt seinen Vater Helfrich, und Hildebrand erkennt ihn als seiner Muhme Kind. Ganz in der Nähe stand Helfrichs Burg Lune oder Lane genannt, und diese Burg liegt am rechten Ufer der Etsch. Nach ihr nennt sich der Held Helfrich von Lunders, Lune oder Lone, der so oft in der deutschen Sage (auch in den Ecken Ausfahrt) verherrlicht wird. Es ist in der 13reimigen Bernerweise abgefaßt, nur als Mscpt. zu Heidelberg. Proben in von Hagens Grundriß. Gedruckt ist es nur in der Bearbeitung K. Roens, der die ursprünglichen 408 Strofen auf 130 zustutzte, bei Hagen und Primisser II.

b) **Riese Sigenot.** Ebenfalls in Bernerweise, in 44 Strofen abgefaßt, und ist wahrscheinlich eine von einem Volkssänger um 1280 angelegte Umarbeitung eines älteren Gedichts. Ausg. v. Laßberg, am Rhein 1830, von Schönhuth (mit der Klage ꝛc.), Tüblingen 1839, 2. Aufl. ebend. 1847. Außer diesem Liede gibt es aber in anderen Mscpten ein gleichnamiges Gedicht, ebenfalls in der Bernerweise in 196 Strofen abgefaßt, das in mehreren alten Drucken existirt als: der erste mit dem Titel: **Von den allerkunsten Weygad Dietrich v. Bern u. v. Hilde-**

prant seinen treuen Meister wie sy wyder die Riesen gestrylen, auch viel großer Sachen erstanden und erlytten haben. Heidelb. 1490 fol., Straßburg 1505, 1510, 1577; Nürnberg (um 1550), 1661 ꝛc., dann vielmals als Volksbuch, in Prosa. Bei Hagen und Primißer II. befindet sich die Bearbeitung Roens in 205 zwölfzeil. Strophen. Sie erzählen wie Dietrich von Bern ausritt mit dem Riesen Sigenot zu kämpfen, aber besiegt ward, und in der Drachenhöhle eingesperrt ihn die Drachen vermöge seines Zaubersteines nicht angreifen. Hildebrand hatte gelobt ihn zu rächen, erschlägt durch List den Riesen und beide kehren nun nach Verona zurück.

c) **Ecken Ausfahrt oder Eggenlied.** Von diesem Liede, das zum Schauplatz der furchtbaren Kämpfe Dietrichs mit Ecke größtentheils Tirol, das Etschgebirg, hat, sind 3 verschiedene Bearbeitungen zu unterscheiden 1. das von Laßberg zu Konstanz 1832 herausg. Eggenlied (auch v. Schönhuth, Tübingen 1839 2. Auflage ebend. 1847) in 245 Strofen der Bernerweise, das wahrscheinlich mit dem »Sigenot,« mit welchem es auch durch eine Übergangsstrofe zusammenhängt, einen und denselben Verfasser hat, der aber, nach v. Hagen, nicht der von Laßberg als Dichter angenommene Freund Rudolfs v. Ems (s. d.): Heinrich v. Linowe (Lenau) ist. 2) Eine wahrscheinlich jüngere Bearbeitung in 384 Strofen der Bernerweise in Mscpten und alten Drucken: der erste mit d. Titel: **Daz ist Herr Ecken außfahrt, wie er von 3 Küniginnen ward ausgesandt nach Dietrich von Bern, den zu suchen und zu bringen lebendig oder todt. Und wie Eck an Berner kam und mit ihm stritt und wie der Berner Ecken zu tod schlug, und wie der Berner darnach mit Künig Faßolt** (ein Bruder Eckens) **focht und ihn bezwang, dann mit zwei Riesen und mit Ruczen dem ungehuren Weib focht, und sie alle drei tod schlug und darnach zu den drei Küniginnen** (zu Köln) **kam die Ecken** (nach ihm) **ausgesandt und ouf das letzt wieder heim gegen Bern kam.** Augsburg 1491 (1494?), Nürnberg 1512, Straßburg 1559, 1577. 3) die von Roen in 335 zwölfzeiligen Strofen bei Hagen und Primisser II. Neudeutsch findet man dieses Lied in Hagens und in Simrocks Heldenbuch (IV. Stuttg. 1844) *).

---

*) An das Eggenlied schließt sich das jüngstens von Haupt aufgefundene und in dessen Zeitschrift für deutsch. Alth. Bd. VI Heft 3 (Lpzg. 1848) herausgegebene Bruchstück (in 10 dreizehnzeiligen Strofen) des Epos **Goldemar** eng an. Goldemar ist jener Zwergkönig, welcher Hertlin, des Königs von Portugal Tochter raubte. Dietrich von Bern erkämpft sie von Goldemar und nimmt sie zum Weibe. Als Hertlin starb, ward Herrat, König Etzels Schwestertochter, die zweite Gemalin Dietrichs. Als Dichter des

d) **Der kleine Rosengarten oder Zwergkönig Laurin.** vide Heinrich v. Ofterdingen.

e) **Etzel's Hofhaltung oder der wilde Wunderer.** Dieses Gedicht scheint ein Produkt reiner Willkür und aus den Sagen der Tafelrunde in die Dietrichssage versetzt zu sein. Der junge 18jährige Dietrich lebt am Hofe Attila's, der die Thore seiner Etzelburg an der Donau nicht schließen läßt, weil er keinen Feind hat. Da kommt plötzlich Frau Selde, eine wunderschöne Jungfrau, und bittet Attila um Hülfe gegen ihren grimmigen Verfolger, den wilden Riesenjäger Wunderer. Attila verweist sie auf seine Helden, und nachdem Rüdiger v. Pechlarn, der hier nach Str. 55. von Attila auch Österreich erhalten hat, der zuerst Gewählte, es abgelehnt für sie zu streiten, wählt sie Dietrich von Bern, der nun fortzieht und den Riesen nach viertägigem Kampfe erschlägt. Selde (deren Name Glück und Segen bedeutet und diese Wundergaben auch besitzt) dankt und segnet ihn und verschwindet. Bis jetzt ist nur Roens Bearbeitung davon in 215 achtzeiligen Strophen, bei Hagen und Primißer II. bekannt, Neudeutsch in Hagens, und in Simrocks Heldenbuch (V. Stuttgart 1846).

f) **Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen** oder »**das Buch von Berne.**« Diese um 1270—70 gedichtete Volksepe in 10124 Versen, mit kurzen Reimpaaren zerfällt in 2 Theile: in die Sage von Dietrichs Ahnen und in die seiner Flucht zu den Hunnen. Erstere ist ein rezitirendes Stammregister von Dietrichs Ahnen bis zu ihm. Der tugendhafte Dietwart, König im römischen Land nimmt Königs Ladmer von Portugal Tochter zur Gemalin und zeugt mit ihr 44 Kinder, die alle sterben bis auf einen Sohn Sieghe r. Der war noch tugendhafter als sein Vater, warb um die Tochter des Königs Ballus in der Normandie, Amelgart, gewann mit ihr 30 Kinder, von denen nur 1 Sohn, Otnit, und 1 Tochter, Sigelind, erwuchsen. Diese ward Gemalin Königs Sigemunt von Niederland und Mutter Siegfrieds. König Sighe r lebte wie Dietwart 400 Jahre, ihm folgte im Reiche Otnit, der warb um Liebgard, die Tochter des Heidenkönigs Godian und erzwang sie von diesem mit Gewalt, weßwegen Godian in Otnits Land Drachen schickte, die diesen verschlangen. Da ge-

---

Goldemar nennt sich **Albrecht von Kemenate**, welcher bisher nur durch seinen Freund Rudolf von Ems (s. d.) bekannt war als «**der wise man, der meisterlichen tihten kan.**« Haupt vermuthet, daß dieser Albrecht von Kemenate (aus Schwaben? Auch in Oberösterreich haben wir ein Kemenat) auch Verfasser der Epen »**Sigenot**« und »**Ecken Ausfahrt**» sei, da diese mit »**Goldemar**« auffallende Ähnlichkeiten haben.

lobte sein tugendhaftes Weib Liebgart nur den zum Manne zu nehmen, der ihren Gatten räche. Wolfdietrich kam aus Griechenland, erschlug die Drachen und nahm sie zum Weibe. Er hatte mit ihr 56 Kinder, sie starben alle bis auf Hugdietrich. Der nahm die Königin von Frankreich Sigemine zur Gemalin und hatte 3 Söhne: Dietmar, der Rom, die Lombardie, Istrien, Friaul und das Innthal, Emmerich der Apulien ꝛc., Diether, der Baiern ꝛc. erhielt. Dietmar hatte 2 Söhne, Dietrich von Bern, gar mild und tugendhaft, und Diether. Sie erzog Hildebrant der Alte. Nun beginnt der zweite Theil des Gedichts, die Sage vom blutigen Kampfe zwischen Dietrich und seinem Ohm Kaiser Emmerich (Ermenreich), der die Schätze seines Bruders Dietmar geraubt, die Söhne seines zweiten Bruders, Diether, die Harlungen, gemordet und sich der Lande bemächtigt hat; auch den Dietrich schickt er auf listige Weise ins heilige Land und verwüstet Mailand und Ankona. Alles auf Anstiften seines Ministers Sibich, dessen Frau Ermanrich entehrt und der nun beschloß sich am ganzen Geschlechte Emmerichs zu rächen. Dem Dietrich zu Hülfe eilen viele Rekken, Sigbrant von Meran, Friedrich v. Ravenna ꝛc. überfallen Emmerichs Heer im Schlafe, werden aber nach manchem Kampfe doch besiegt, und Emmerich gestattet dem, kaum mit dem Leben davongekommenen Dietrich mit seinen wenigen, noch übrig gebliebenen Dienstmannen aus dem Lande zu wandern. So kam dieser, ob seiner Armuth verschämt, nach Österreich auf Burg Pechlarn zu Rüdiger. Dieser führt ihn nach Gran, wo Helke, Etzels Gemalin, ihm verspricht, all sein erlittenes Unbill zu rächen. Etzel, der indeß von einer Heerfahrt heimkehrt, sendet mit Dietrich ein großes Heer in die Lombardie, um ihn wieder einzusetzen. Bei Mailand wird gekämpft. Dietrich kehrt an Etzels Hof zurück, den Weg über Saders (Zara) in Dalmatien nehmend. In Ungarn heiratet er Helkens Schwesterkind, Herrat, erhält mit ihr Siebenbürgen und ein Heer, mit dem er wider Ermenrich gen Pola (in Friaul), Padua, Ravenna und Bologna zieht, wiewohl mit Unglück, denn er verliert viel Rekken, auch Alfart, und kehrt trostlos zu Etzel zurück. — Das Gedicht schließt mit keinem befriedigenden Ereignisse, denn wir sehen Dietrich zum dritten Male nach vergeblichen Versuchen zur Wiedereroberung seines Reichs zu Etzel fliehen. Ganz eigentümlich ist der Karakter dieser Sagendichtung, sie erzählt, bricht ab, knüpft willkürlich wieder an. Die Fantasie füllt nach gutem Glauben die Lücken der Geschichte aus, die Verworrenheit und Mannigfaltigkeit der mündlichen Überlieferung läßt den Sympathien des Dichters für Persönlichkeiten und Örtlichkeiten weiten Spielraum; durch liebevolleres, wärmeres Ausmalen einzelner heimischer Züge oder Charaktere trachtet er die Huld hoher Gönner oder eines bestimmten Kreises von Zuhörern zu

gewinnen. Die Geschichte ist in der Sage von Dietrichs Ahnen und Flucht in gänzliche Verwirrung gerathen; wahrscheinlich bildet der welthistorische Kampf zwischen Theoderich und Odoaker, 493, die Grundlage. Unwillig verräth der Dichter dieser Epe seine Heimat dadurch, daß er die ihm bekannten Gegenden mit größerer Wärme und Anschaulichkeit darstellt als die übrigen. Der Schauplatz ist nach der Geschichte Mailand, Verona, Ravenna, Mantua, Bologna, Garda. In der Sage wird er willkürlich bis Brixen in Tirol erstreckt. Dietrich flieht von da zu den Hunnen nach Gran, dem Sitz Etzels; die Städte Zara, Metz (in Tirol), Pole (in Istrien, noch heute berühmt durch ihre großartigen Ruinen) werden erwähnt, und am auffallendsten das tirolische Innthal, Trient, Botzen, Brixen, Garda, geschildert. Es ist augenscheinlich — sagt Spaun — daß das Buch von Bern, wenn es auch größtentheils südliche Sagen umfaßt, die im alten Noricum wurzelten, doch in Östreich gedichtet wurde. Der Dichter ist so innig von der Liebe zu dem Stoffe seiner Heldensage durchdrungen, so frisch und unermüdlich im Erzählen, so sicher der Theilnahme seiner Zuhörer — obgleich er manchmal langweilig wird — wie gewiß kein Rapsode des 14. Jahrh., zu welchem ihn Einige machen möchten. Nicht selten erhebt er seine Sprache zu wahrhaft poetischem Ausdruck, durchgängig wohlthuend ist seine tiefe Gemüthlichkeit, die Biederkeit der Gesinnung, welche die gesammte Dichtung durchdringt, und nebst dem daß sie einen großen Theil des Materials enthält, mit dessen Hülfe der herrliche Bau des Nibelungenliedes vollendet wurde, bleiben uns überall die interessanten Schilderungen heimischer Zustände in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrh. als reiner Gewinn. Der Sänger des Bernerliedes hat noch bei der Ritterschaft Theilnahme und Ermunterung gefunden, wie aus seinen Apostrofen deutlich hervorgeht. Er hat ohne Zweifel zu ihrem Orden gehört, und indem er sich zornig von den habsüchtigen Fürsten wendet, die Gesang und Geschichte verschmähen und durch Geiz und Härte ihre Vasallen in Verarmung stürzen, bestimmt er uns eben noch deutlich seine Zeit, als er durch genaue und praktische Beschreibung der Schlachten und des Kriegswesens sich selbst als praktischen Krieger kund gibt. Er scheint den Gottfried v. Straßburg vor Augen gehabt zu haben, verrieth Kenntniß der höfischen Romane und interessirt sich für Fest, Turnei, Mai- und Hochgezit. Vers 7977 nennt er sich zwar selbst:

»diese werude swere,
die hat Heinrich der Vogelere
gesprochen und gedichtet.«

aber dieser »Vogelere« scheint eben so ein angenommener Name zu sein, wie der des Strikere und Gartenaere (s. d.), und er bleibt eben

so wenig gewiß als die sonst beachtenswerthe Vermuthung Spauns den Dichter in Rapot v. Falkenberg (s. d.) zu suchen. Mscpt dieser Epe: zu Wien, Ambras. Sammlung (mit dem Titel: 4. **Dietwart, König im römischen Land, darnach von seinem Son Pernerdietrich u. v. Ehrenreich seinem ungetreuwen vetter**) und ein älteres zu Heidelberg. Ausg. in Hagen und Primissers Heldenbuch, Bd. 2. Nachbildung in Simrocks deutsch. Heldenbuch Band 5, Stuttg. 1846. Vgl. über dasselbe in Bezug auf Österreich: Spauns, »Österreich. Heldensagen« im Linzer Museum. Jahrg. 1844. — Eine unmittelbare Fortsetzung von »Dietrichs Flucht,« auf das es bestimmt zurückweist, und nicht etwa eine andere Bearbeitung desselben Stoffes (wie Adelung meinte), ist:

g) Das Epos: **Ravennaschlacht, oder die Schlacht vor Raben.** Schon die Ähnlichkeit des Stils und beider genaue Verbindung in den Mscpten (zu Wien und besonders zu Heidelberg) lassen auf den Dichter des vorhergehenden Bernerliedes schließen, welcher, — wie auch v. Hagen sagt — nach den so lebendigen Schlachtenbeschreibungen ein Kriegsmann gewesen sein muß. Es schildert (in 1140 vier-, oder in der Auflösung sechszeiligen Strofen) den vierten Versuch Dietrichs seinem Ohm das Reich zu erkämpfen, ohne genügende Entscheidung. Das Buch von Bern endet mit dem Siege Dietrichs über Ermenrich. Der Sieg war jedoch nicht entscheidend; Ermenrich blieb König in Rom. Dietrich besetzt Mailand, befahl Verona und Garda dem kühnen Ekkehart und zog mit Rüdiger von Pechlarn ins Hunnenland. Nun beginnt das Gedicht Ravennaschlacht. Bereits ein Jahr lang weilt Dietrich am Hofe Etzels zu Gran, immer traurig und voll Gram über den Tod seiner Helden, besonders Alfarts und Helmharts. Rüdiger von Pechlarn erkundet auf Helchens, der Gemalin Attila's, Geheiß Dietrichs Leiden. Man sucht ihn zu trösten. Etzel gibt ihm Herrat, eine Nichte Helchens und Schwester des Tibalt von Sibenbürgen zur Gemalin. Als er ihm auch ein Heer anträgt, um sich an Ermenrich rächen zu können, gesellen sich gleich eine Menge Helden mit ihren Mannen zu (worunter, wie wir unten sogleich vernehmen werden, viele edle Geschlechter Österreichs genannt werden). Nun erst zeigt sich wieder Freude auf Dietrichs Angesicht, als die Hochzeit beginnt und ihm zu Liebe sich eine so große Anzahl edler Männer versammelt wie nie zuvor im Ungarlande. Turnier, Buhurt, Fest, Tanz, Gesang und Saitenspiel erfreut die glänzende Versammlung von Rittern und Frauen die ganze Hochzeitsfeier hindurch, welche sechs Wochen lange dauert. Nie ward eine schönere Hochzeit gesehen. Nun sammelt sich das Heer; zweier Tageweite lang ist das Gefilde mit Leuten bedeckt. Auch Etzels beide Söhne Scharpf und Ort lassen sich von Mutter Helche nicht abhalten und ziehen eben

so wie Dietrichs jüngerer Bruder, Diether, der bisher an Etzels Hofe lebte, mit gegen Ermenrich. Etzel reitet mit dem Heere bis Saders (Zara), Dietrich zieht von dort durch Hiesterich auf seine eigenen Marken. Vor Padua versammelt sich das Heer. Ermanrich hatte eine Schar von Mannen, wie je die Welt so viel beisammen sah. Während das hunnische Heer verwüstend in Ermenrichs Marken bis Ravenna vordringt, läßt man Etzels Söhne und Diether unter Ilsans Obhut zu Bern (Verona) zurück. Unvorsichtig entfernen die Jünglinge sich, reiten vor die Stadt, verirren sich und stoßen auf den furchtbaren Wittich (Sohn Wielands und vorher Dietrichs Waffengefährte, dem dieser Raben übergab, welche Stadt er treulos dem Ermanrich überlieferte), nun Ermanrichs Mann, der sie alle drei nach tagelangem Kampfe erschlägt. Nun fängt die große Schlacht an vor Raben, die eilf Tage lang dauert, und mit Ermerichs Flucht und des untreuen Sibich Gefangenschaft endet. Zuletzt als man eben froh über den Sieg ist und die Todten bestattet, kommt Ilsan und erzählt Dietrichen der Jünglinge Tod. Wüthend reitet dieser dem Wittich nach, der sich aber nicht zum Kampfe stellt, sondern ins Meer sprengt und von einer Meerfei aufgenommen wird. Eine schmerzliche und rührende Klage der Königin Helche erfolgt, als zuerst Rüdiger mit dem Heere und später erst Dietrich zurückkehren, als sie ihrer Söhne Rosse leer daher schreiten sieht und von den Pechlarner nach langem Schweigen hört, »die liegen dort bei Raben auf der Heide.« Sie flucht Dietrichen, der sich für ihr Leben verbürgt und ihrer nicht gehütet, vergibt ihm aber, da sie seinen tiefen Schmerz sieht und seine laute Klage um die gefallenen jungen Helden vernimmt. Diese, in einer volksmäßigen, der Gudrunstrofe ähnlichen Stanze verfaßte Epe zeigt, obgleich wir nur die 2 Überarbeitungen aus dem 14. Jahrh. näher kennen, deutlich die Zeit ihrer Entstehung. Sie liefert uns eine Menge Personen, welche der ursprünglichen Volkssage ganz fremd gewesen sein müssen, und die unser heimischer Dichter aus vaterländischem Interesse eingeflochten. So erscheinen unter den Helden, welche dem Dietrich mit ihren Mannen beistehen, als: Rüdiger von Pechlarn, Nodung dessen Sohn, Piterolf und Dietlieb von Steier, Gotel (nach Spaun der österreichische Markgraf Gottfried um 1042), Blödelin (Herzog von Ungarn, Etzels Bruder), Hornboge von Polen, Walther der Legensaere (von Aquitanien), Isolt von Ungarn, Helferich von Lunders (bei Trient in Tirol), Irink, Norprecht von Provinge, Erwin von Elsentroye, Baltram, Astolt von Mautern (Österreich), Dietmar von Wien, Volker von Alzei, Rudewin von Traisenmaure (Östreich), Ortwin von Metz (Tirol), Hermann von Osterfranken, Diepolt von Baiern, Wolger von Gran, Ti-

balt von Siebenbürgen (frauen Herrat bruder), Berchtung von Meran der Markgraf, Sintram von Püten (in Östreich), dessen Tochter Adelinde am Hofe Etzels erzogen ward), Richolt von Ormanie, Wicher von Constantinopel, Norprecht von Brunewige (Burg an der Donau), meistentheils edle Geschlechter Österreichs verherrlicht, welche auch sonst öfter in den Dichtungen dieses heimischen Sagenkreises auftreten. Der eigentliche epische Stoff der »Rabenschlacht« ist nicht wie beim »Buch von Berne« der Kampf zwischen Dietrich und Ermenrich um die römische Herrschaft, sondern die Tödtung Diethers und der Söhne Etzels durch Wittich und der Versuch Dietrichs den Mord zu rächen. Diese alte ursprüngliche selbständige Dichtung, in welcher unter den Hunnen nur Etzel, Helche, Orte, Scharpf, Rüdiger, Helferich von Luders und Dietlieb, unter den Amelungen aber nur Dietrich, Diether und Ilsan auf der einen Seite, auf der andern: Ermenrich, Wittich und Morung handelnd erscheinen, hat uns jüngstens L. Ettmüller in seinem Buche: »**Daz Märe von Vroun Helchen Sünen aus der Ravennaschlacht ausgehoben.** Zürich 1846« *), mit vieler Mühe abgesondert dabei die 1140 Strofen in 184 verschmolzen, und dieses ausgehobene nun selbständige Epos »von den Söhnen Attila's und Helchens« in 5 Lieder oder Gesänge abgetheilt. Aus dieser Sichtung ergab sich, daß unser Dichter die alte Volksepe von Etzels Söhnen dazu benützte, um seinen Kampfschilderungen der eilftägigen Schlacht vor Ravenna durch einen epischromantischen Stoff ein größeres Interesse beim Volke zu erzielen. Er hatte wahrscheinlich im Sinne ein Gegenstück zum Nibelungenliede zu liefern, denn er beginnt eben so wie dieses »Wollt ihr aus alten Mären Wunder hören sagen, von Helden lobebären;« und fängt auch mit einem Traume der Mutter der Hauptpersonen des Gedichts an. Wie im Buch von Bern hält er uns einen Spiegel des dreizehnten Jahrhunderts vor, erfreut uns durch die Gemüthlichkeit der Darstellung; nicht ohne dichterische Gewandtheit wird die Wirkung des unendlichen Schmerzes der Ältern bei der Trennung von ihren Kindern geschildert und ebenso der liebevolle Charakter und Muth der Jünglinge. Die Anlage, Empfindung, Umsicht zeugen von einem Dichter, der den gewählten Sagenstoff nach individuellem Antrieb auffaßte und bearbeitete, obgleich er uns aber keineswegs ein Muster epischer Behandlung für alle Zeiten schuf. In der Klage über Verfall der Ritterschaft, Zucht, Milde und Ehre in dieser Zeit, stimmt es mit dem Bernerliede überein. Beide suchen durch

---

*) Vide hierüber meine Anzeige dieses Buches in Schmidl's österreichischen Blättern für Literatur, Kunst, Geschichte ꝛc. 1848 Nr. 86.

umständliche Kampfschilderung und durch Lob der Tapferkeit den sinkenden ritterlichen Muth zu heben. Die Mundart ist nach Spaun in beiden Dichtungen dieselbe wie in den übrigen deutschen Heldenliedern, deren österreichischen Ursprung Spaun bewies. Sie hat Ähnlichkeit mit der in Österreich noch herrschenden Volkssprache, wie auch ihre Strofen vollkommen auf unsere noch bestehenden Volksmelodien passen. Was übrigens die Zeitperioden unserer Dichtung betrifft, so setzt sie bei ihrer Entgegenstellung der Völker des Osten gegen jene des Westen drei ganz verschiedene Epochen voraus; die Verhältnisse Ermenrichs, des Sibich und der Harlungen weisen — nach Spaun — auf die Zeit des gothischen Hermanrich; die Verhältnisse Etzels und der ihm so treu ergebenen ostgothischen Fürsten auf Attila, seine Freunde Theodemir, Walimir und Ardarich; endlich jene Dietrichs von Bern auf Theodorich und Odoacer. Der Schauplatz des Friedens ist hier Ungarn und der Tummelplatz des Krieges zwischen Dietrich und Odoacer war wirklich da, wohin ihn unsere Dichtung verlegt. Nahe genug liegt auch die Vermuthung Spauns, daß unter den drei genannten Fürsten Etzels: Rüdiger, Gotel und Siegeher die drei österreichischen Markgrafen Leopold (der alte Babenberger), Gottfried (Graf von Wels und Lambach) und Sighart (Sizzo, Graf von Tengelingen) gemeint seien. Die Behauptung Spauns, daß die »Rabenschlacht« beiläufig derselben Zeit angehöre wie das »Buch von Berne,« steht der Ansicht W. Grimms entgegen, welcher sie ins 14. Jahrh. setzt, und ist jetzt um so kräftiger festzuhalten als Spaun selbst in einem Codex des 13. Jahrh. im gräflich Stahrembergischen Archive zu Riedegg (Österreich) ein schönes Mspt der Rabenschlacht gefunden hat. Herausgegeben ist die »Ravennaschlacht« in Hagen und Primissers Heldenbuch Bd. II. Erneuert in Simrock's deutschem Heldenbuch, Bd. 5, Stuttg. 1846. Vgl. über dieselbe in Beziehung auf Österreich A. v. Spaun, in den Beitr. zur Landeskunde für Österreich ob der Enns. Bd. 5, Linz 1846. S. 366—444.

h) **Alpharts Tod.** Dieses Epos, dessen Bearbeitung im Versmaße des Nibelungenliedes, aus dem Anfange des 13. Jahrh. (Mspt. im Besitze v. Hagens), in der Ursprache noch ungedruckt ist, behandelt fast denselben Stoff des Gedichts Ravennaschlacht; und W. Grimm hält es auch für eine Nachahmung des dort geschilderten Kampfes der Söhne Etzels mit Wittich. Es fesselt durch die schöne Darstellung des schnöden Untergangs eines jugendlichen Heldenlebens, das seine Blüthen zum ersten und letzten Male öffnet, und reiht sich, nach dem Ausspruche Rosenkranz's, der die deutsche Literaturgeschichte des Mittelalters zuerst mit filosofischem Scharfblicke bearbeitete, den besten Gedichten des

Mittelalters an. Der Verfasser, in dem Müllenhoff einen Österreicher vermuthet, ist unbekannt. Das Gedicht bezieht sich auf die Entzweiung Dietrichs mit seinem Oheim Ermenrich. Dietrich ist noch in Verona, Heime und Wittich, vormals seine Kampfgesellen, sind von ihm abgefallen und nebst dem untreuen Sibech in Ermenrichs Heer, der durch Heime Dietrichen Fehde bieten läßt. Dieser schickt den Alphart auf sein ungestümes Begehren auf die Warte, wo er viele Rekken des Ermenrich, die ihn anrennen, erschlägt, zuletzt aber von Wittich und Heime zugleich, gegen alles Recht angegriffen und schnöde gemordet wird. Mit dem Falle dieses jugendlichen Rekken, der ein Sohn Amelots von Garten (am Gardasee), ein Bruder Wolfharts und Sigstabs und ein Schwestersohn Hildebrands ist, beginnt eine Lücke im Liede. Die Fortsetzung erzählt wie Dietrich mit Eckhart und seinen Helden eine fürchterliche durch Rache angespornte Schlacht liefert, aus welcher Wittich, Heime, Ermenrich und der untreue Sibech nach Ravenna entfliehen und daher vergebens von Dietrich und Eckhart gesucht werden. Es schließt mit der allgemeinen Niederlage von Ermenrichs Heer. Neudeutsche Bearbeitungen in Hagens Heldenbuch (Berlin 1811) in 447 vierzeiligen Strofen, und in Simrocks Heldenbuch (IV. Stuttg. 1844).

i) **Biterolf und Dietlieb** (vide Heinrich von Ofterdingen).

k) **Dietrich und Winezlan,** Bruchstück eines unbekannten Gedichts aus der Dietrichsage und dem 13. Jahrh. angehörig; mitgetheilt von W. Wackernagl in Hoffmanns Altdeutsch. Blättern I. Dieses wahrscheinlich umfangreiche Gedicht stellt sich neben den Dietlieb und Dietrichs Flucht; der höfische Vers, die höfische Rede und die willkürliche Behandlung des Sagenstoffes läßt auf keine echte Sage, sondern vielmehr auf eine Erdichtung im Sinne des Ritterthums schließen *). Statt der gewöhnlichen 12 amelungischen Helden sind hier nur zwei, Hildebrand und Wolfhart. Dietrich kämpft mit einem Polenkönig Wenezlan oder Wizlan, worunter wahrscheinlich König Wenzel von Böhmen, der zu Ende des 13. Jahrh. auch dem polnischen Königstitel neue Geltung verschaffte, gemeint ist. Der unbekannte Verfasser gehört daher vermuthlich unserer Gegend an.

3. **Burgundisch-gothisch-ungrische Sagen.** Wie schon in der Ravennaschlacht werden diese Kreise in folgenden Sagen näher vermittelt.

---

*) L. Ettmüller erblickt in folgenden, sämmtlich in kurzen Reimpaaren verfaßten Gedichten dieses Kreises als: Biterolf, Dietrich und Winezlan, Dietrichs Ahnen und Flucht, Laurin einen Versuch die deutsche Heldensage nach Art des höfischen Epos zu behandeln, und demnach sie von allem Volksmäßigen nach Kräften zu entkleiden.

a) **Bruchstücke eines Heldensangs von Walther und Hildegunde** im Nibelungenversmaße, aus dem 13. Jahrh. Es scheint eine umfassendere Darstellung des gleichnamigen, im 10. Jahrh. vom Mönch Eccard (s. d.) verfaßten lateinischen Gedichts zu sein. Die Sage von Walther, der im deutschen Gedichte von Wasichenstein (der Stein in den Vogesen, wo der Kampf vorfiel), und sonst auch Walther von Spange, von Cherlingen, Chedingen, der Lengeshere heißt, ist folgende: Kaiser Ermanrich schickt Walthern, seinen Schwestersohn, an Attila's Hof, wo sich dieser in die hier als Geisel befindliche Hildegund des Jarl Ilias von Griechenland Tochter verliebt, und mit ihr entflieht. Attila schickt ihm zwölf Rekken nach, von denen Walther eilf tödtet, der zwölfte aber, Hagen, arg verstümmelt zu Attila entkommt. Walther zieht zu Ermanrich, der ihn durch reichliche Gabe mit Attila versöhnt. Im lateinischen Gedichte waltet der Unterschied vor, daß Walther ein Prinz aus Aquitanien, Hildegund eine Prinzessin aus Burgund ist, und daß Walthern der burgundische Gunther mit seinen Helden, und nicht Etzels Mannen überfallen. Vom deutschen Gedichte, das Müllenhof von einem Österreicher herrührend vermuthet, sind bis jetzt aufgefunden: 135 Verse durch Espe (im Bericht der Leipziger deutschen Gesellschaft 1837), und 40, oder eigentlich nur 25 vollständige Strofen durch Th. v. Karajan (ausg. in dessen Frühlingsgabe, Wien 1839 [2. Aufl. unter dem Titel: der Schatzgräber. Lpzg. 1842] und hieraus abgedruckt in Hagen's Germania V., Berlin 1843). Nach Karajan's Bruchstücken lebt Walther auch mit Ortwin von Metz in Feindschaft und sucht dessen Land zu vermeiden, er mußte also, um nach Hause zu kommen, die Vogesen oder deren westliche Abdachung südwärts durchstreifen und etwa über Saarburg, S. Dié, Epinal nach Langres (Lengers) kommen, wo sein Vater Alpger König war. Alpger und Langres sind hier zwei neue Angaben. Hinter diesen dunklen Andeutungen der Sage liegen allerdings geschichtliche Ursachen die noch nicht erforscht sind. Vgl. G. F. Klemm: Attila und Walther von Aquitanien nach der Geschichte, Sage und Legende dargestellt. Lpzg. 1827; Wien 1829. 2 Bde.

b) **Der große Rosengarten** (vor Worms). Dieses Gedicht, dessen Abfassungszeit um 1260 fällt, ist in mehreren Bearbeitungen, sämmtlich in der vierzeiligen Nibelungenstrofe, vorhanden. 1. Die in den Ausgaben des Alten Heldenbuches in 491 Strofen. 2. der vermischte Text aus Heidelberger und Straßburger Mscpten. in 21 Abenteuern oder 2464 Reimzeilen, bei Hagen und Primisser I. 3. Die Ausgabe von W. Grimm: »Der Rosengarte.« Gött. 1836, und 4. Roen's Bearbeitung in 364 achtzeiligen Str. bei Hagen und Primisser II.

Die Umrisse des Inhalts dieses Gedichtes, welches wegen seiner Komik und Derbheit ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes auch für spätere Jahrhunderte blieb, sind folgende: Chriemhild, Tochter Königs Gibich zu Worms, hat da einen schönen Rosengarten, den Sigfried ihr Verlobter mit 11 Rittern bewachen. Zum Kampfe mit diesen burgundischen Helden ladet sie Etzel und Dietrich von Bern. Kampfpreis ist ein Rosenkranz, ein Kuß Chriemhildens und Gibichs Unterwerfung. Von Dietrichs Partei, welche bald dahin gezogen war, besiegt Dietrich selbst den Siegfried, Hildebrand den Gibich und Hildebrands Bruder der Mönch Ilsan (die originalste Schöpfung dieses Liedes), der seinen 20jährigen Aufenthalt im Kloster verlassen, mitziehen und mitkämpfen mußte, den Fiedler Volker; ferner kämpfen Wolf von Garda mit Hagen von Troneg, Wittich mit dem Riesen Asprian, Heime mit Schrutan von Meran, Ditlieb von Steyr mit Stieffung von Ungerland, König Fruot von Dänemark mit König Gunther; mit dessen Bruder Gernot: Rüdiger von Pechlarn, Harlung mit Walter von Kerlingen (Aquitanien), Sigstab, Wolfharts Bruder, mit Rienolt von Mailand, Dietrich von Kriechen mit Herbort oder Ortwin. Die Amelungen empfangen den verheißenen Lohn und ziehen mit Dietrich nach Verona zurück, nachdem sie zuvor Attila und Ilsan nach Hause begleiteten. Lustig ist das Ende, wo der muntere und heldenmüthige Mönch Ilsan, der Repräsentant der ritterlichen Geistlichkeit, in sein Kloster zurückgekehrt, die Klosterbrüder, welche nicht nach seinem Willen thun, bei den Bärten zusammenknüpft und sie paarweise an eine Stange hängt. Jahrhunderte lang blieb Mönch Ilsan eine Lieblingsfigur des deutschen Volkes. Ins Neudeutsche übersetzt findet man diese Sage in Hagens und in Simrocks Heldenbuch (III. Stuttgart 1844); von Genthe, Eisleben 1844.

c) **Der Nibelunge not oder das Nibelungenlied.** (Vide Heinrich von Ofterdingen, dann auch Klingsor und Rudolf von Ems.)

d) **Der Nibelungen Klage.** (Vide H. v. Ofterdingen.)

e) **Das Hildebrandslied,** dessen Inhalt bei der lateinischen Bearbeitung dieses Stoffes im 9. Jahrh. (s. d.) schon mitgetheilt wurde, steht in der bis jetzt bekannten ältesten Form in Roths Denkmälern, München 1840; jüngere Bearb. in Eschenburgs Denkmälern, in Grimms Ausg. des alten Hild. L.; in Uhlands Volksliedern (Stuttg. 1845) Nr. 132; von K. Roen in 29 achtzeiligen Strofen bei Hagen und Primisser II.

II. Sagen des mehr heiteren Kreises. Deutsche Odyssee.

1. **Lombardisch-tirolische Gardasagen.** In diesem Sagenkreise tritt das Heidnische dem Christlichen schroff wie nie zuvor entgegen; man fühlt, daß die alte Sage sich ausgelebt hat, weil neben ihr eine neue Welt, die christliche, erwachsen ist. Bemerkenswerth ist, daß in diesen Dichtungen die Riesen und Zwerge eine große Rolle spielen, wie denn auch die Tiroler Berge schon frühe als der Sitz dieser unheimlichen Gestalten erscheinen.

a) **König Rother.** Nach Hagen und Büsching eines der wichtigsten Denkmale deutscher Nationalpoesie, das, obgleich wir es nicht ganz vollständig besitzen (besonders der Schluß, mangelhaft) 5180 Verse von unbestimmter Länge in gepaarten Reimen, zählt. Es ist seinem Inhalte nach (der den Stoff, wie Einige wollen, unmittelbar aus den Kreuzzügen, aus deutsch-orientalischen Elementen, nach Anderen aber aus umgebildeter und in diese Zeit versetzter Sage des Nordens genommen haben mag) das jüngste, der Form nach aber das älteste Gedicht der deutschen Heldensage. Manche darin eingestreute sittliche und christlich religiöse Reden lassen Tieck, Gräße und Rinne einen Geistlichen als Verfasser vermuthen, der aber dazu, wie Gervinus meint, ein früheres deutsches Lied von einem Kreuzfahrer benützte. Besonders merkwürdig wird diese Dichtung (und überhaupt alle des lombardischen Kreises) für uns wegen des Herzogs Berthold von Meran in Tirol, der durch die Anknüpfung an die Fabel gleich Rüdiger zu einer mythischen Person wird. Erst im Jahre 1180 wurde Graf Berthold von Andechs durch Friedrich den Rothbart zum Herzog von Meran ernannt, aber man darf deshalb noch nicht entschieden behaupten, daß sich das Gedicht Rother erst nach dieser Zeit gestaltete, da in demselben zu viel Spuren älterer Sprache und Form vorkommen, und oft rasche Volkstöne in die ausgedehnte Erzählung klingen. Man kann daher annehmen, daß den Rother, so wie überhaupt alle Gedichte der Gardasage, ein dem Hause Andechs unterthäniger Dichter, wahrscheinlich ein Tiroler an der Gränze Baierns, als eine zu dieser Zeit und vielleicht eben in dieser Gegend lebendige oder auch schon schriftliche Sage mit mancher Schonung der Volksform bearbeitet und dabei den eben regierenden Herzog Berthold III., seinen muthmaßlichen Gönner, den wir oben in den gemeinsamen Zeugnissen als Freund der Dichtkunst kennen lernten, verherrlicht habe. Hagen will, daß Rother vor dieser Zeit, zur Hälfte des 12. Jahrhunderts verfaßt sei, und meint, daß der Herzogstitel hier nicht so genau zu nehmen, sondern überhaupt als der eines mächtigen Fürsten anzusehen sei, wie man wohl die von Meran schon vor jener ausdrücklichen Ernennung als mächtige und

hochgesinnte Herren sehr in Ehren hielt. Mit eben so ausgezeichneter Vorliebe erhebt der Dichter aber auch das in Österreich mächtige und angesehene Geschlecht der Tenglingen (Burghausen, Peilstein) in seinem Helden Wolfrat von Tenglingen. Inhalt: Rother (der Lombardenkönig Rotharis?) beräth sich mit Berchtung von Meran und seinen Mannen über seine Vermälung und schickt Gesandte nach Konstantinopel um Werbung der Tochter Kaisers Konstantin für ihn. Jener kerkert aber die Boten ein. Nun zieht Rother, als Graf Dietrich mit einer Riesenschar (die Riesen Asprian und Widolt lebendige Schilderungen) nach Konstantinopel, gewinnt die Liebe der Königstochter und entführt sie nach mancherlei Abenteuern und nachdem er vorher im Dienste Konstantins dessen Feind, den König Imelot von Babylon geschlagen und gefangen. Konstantin aber läßt seine Tochter durch einen Spielmann wieder entführen. Hierauf belagert Rother Konstantinopel und erzwingt seine Frau. Im Alter zieht sich Rother in ein Kloster zurück. Da, wie jetzt im Gedichte vorkömmt, Rother durch seine Frau Helena Vater Pipins ist, dieser aber durch Bertha die Tochter Flos und Blanchflos, Vater Karls d. Gr. und der heil. Gertrud wird, so ist, abgesehen davon, daß viele Anachronismen in dieser Genealogie vor Pipin sind, indem Rother 100 Jahre vor Pipin (dessen Vater Karl Martell war), Konstantin aber gar 300 Jahre von jenem entfernt ist, doch die Beziehung auf Karl d. Großen unverkennbar, und darum betrachtet Gräße den Rother als Übergangspunkt von der deutschen zur fränkischen Heldensage. Ausgabe des Gedichts, das früher nach Grimm (Altdeutsche Wälder II.) strofische Gestalt hatte, durch Tieck in Hagen und Büschings Altdeutsch. Ged. d. Mittelalters I. in 5177 Versen; besser in Maßmanns Ged. d. 12. Jahrh. Quedlinb. 1838, in 5180 V. (Ist Simrocks »König Rother« [in L. Wihl's Jahrbuch für Kunst und Poesie. 1843] eine Übersetzung davon?)

b) **König Otnit** (und Zwerg Elberich) um 1250 in der Nibelungenstrofe verfaßt. Die Sage, welche, wenn auch kein strenges historisches Bewußtsein, doch ein sicheres Gefühl für das Frühere und Spätere bewahrt, setzt sowohl »Otnit« wie auch die nachfolgenden Hug- und Wolfdietrich weit älter an als Dietrich von Bern, und es ist, wie Vilmar sagt, in der That nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Sagen ursprünglich auf sehr alter, die Zeiten Dietrichs von Bern noch überragender Tradition beruhen; in der Gestalt aber, wie sie uns überliefert sind, tragen sie unverkennbar Züge aus den Zeiten der Kreuzfahrer an sich und mengen deutsche, französische und brittische Elemente durcheinander. Der Inhalt Otnits, dieses sowohl durch treffliche Schilderungen als auch durch die Diktion ausgezeichneten Gedichtes, in dem der Unter-

schied des Christlichen und Heidnischen bedeutend hervortritt, ist: Lombardenkönig Otnit (der seine Residenz zu Garten am Gardasee hat), will, dem Rathe seiner Mannen zuwider, ausziehen, um die schöne Tochter Königs Nahaol zu Montebur als Braut heimzuführen. Weinend gibt ihm die Mutter einen Zauberring, durch den er Abenteuer finden soll. Otnit findet in der Wildniß den Zwergkönig Elberich (eine mit Frische und Lebendigkeit dargestellte Figur), der ihn an dem Ring erkennt, und ihm nach mancherlei neckenden Prüfungen entdeckt, daß er sein Vater sei, und ihm zu Allem Beistand leisten wolle. Otnit erhält von Elberich einen wunderfesten Goldharnisch und das Zauberschwert Rose, und fährt nun mit 80,000 Mann nach Suders, nimmt diese Stadt durch Elberichs Hülfe ein und entführt die Königstochter. Nahaol verfolgt sie, muß aber zurückfliehen und dem Otnit seine Tochter überlassen. Sie wird getauft, und Sydrat genannt, und herrscht mit Otnit lange Jahre glücklich zu Garda in der Lombardie. Ihr Vater aber, voll Zorn und Schmerz, brütet Rache und schickt den wilden Jäger Velle mit zwei jungen Drachen unter dem Scheine der Freundschaft zu Otnit. Dieser läßt sie durch Velle in einer Berghöhle oberhalb Trient in Tirol aufziehen. Als die Drachen erwachsen waren, verheeren sie das Land und tödten auch Otnit, der eben aus heiligen Landen (wo er mit Wolfdietrich gewesen) angekommen war. Ausgegeben ist »Otnit« (auch k. k. Mspt. 14. Jahrhunderts) in den alten Ausgaben des Heldenbuches; von Mone Berlin 1821 (wo das Lied ohne Otnits Todesgeschichte 569 Strofen hat); von Ettmüller, Zürich 1838; die Roen'sche Bearbeitung, welche, wie Roen selbst sagt, aus den alten 587 Gesetzen 297 machte, bei Hagen und Primisser I. Erneuert in Simrocks Heldenbuch III. Stuttg. 1844.

c) **Hugdietrich.** Dies Epos steht zwischen Otnit und Wolfdietrich, und wird mit letzterem oft in Eins verschmolzen. Es ist in der Nibelungenstrofe verfaßt und beginnt mit der Eigenheit aller Sagen dieses Kreises, mit einer Brautfahrt. Der junge Hugdietrich, Sohn des Anzigus und König zu Konstantinopel, zieht, nach gepflogener Berathung mit seinem alten weisen Erzieher Berchtung von Meran und seinen Mannen fort, um sich Hildgund, König Walgunds und Liebgarts von Salneck Tochter, als Braut zu erkiesen. Walgund aber hatte seine Tochter, um sie von jeder Werbung zu schützen, in einen unzugänglichen Thurm gesperrt, deshalb gelingt es Hugdietrich nur durch List; als Waschweib verkleidet findet er Einlaß. Er entflieht und hinterläßt Hildgund als Mutter, welche das heimlich geborne Kind im Ringgraben aussetzt. Wölfe ernähren dieses und daher bekommt es den Namen Wolfdietrich, als der Vater seine Gattin später einholt, und den Knaben durch

Zufall zurückerhält. Dieses Gedicht, das dem Ende des 13. Jahrh. angehört, befindet sich im Mscpte zu Öhringen und auch in einem k. k. zu Wien (aus dem 15. Jahrh.), Ausg. in Hagen und Primissers Heldenbuch; von Öchsle: Hugdietrichs Brautfahrt. Öhringen 1834; neuerzählt von O. Schönhut, Reutlingen 1844. Roen erzählt in seinem Wolfdietrich die Sage von Hugdietrich ganz anders.

d) **Wolfdietrich**, die Fortsetzung des Vorhergehenden und des Otnit, dessen Ende dieses Gedicht genauer beschreibt. Nach Gervinus ist es wohl vor dem Verlust von Ptolomais, aber nach 1271 gedichtet. Es erzählt im Gewande der Nibelungenstrofe: Als Hugdietrich gestorben, wollen den Wolfdietrich seine nachgebornen Brüder nicht anerkennen, vertreiben ihn, und nehmen dessen treuen Anhänger Berchtung von Meran sammt den eilf Söhnen desselben gefangen. Wolfdietrich zieht fort ins Lombardenland, schließt mit Otnit, den er bekämpft, Freundschaft, und macht mit ihm eine Fahrt zum heil. Grabe. Otnit kehrt früher heim, will (was hier ausführlich beschrieben wird) der zunehmenden Verheerung der Drachen Einhalt thun, reitet aus sie zu bekämpfen und befiehlt seiner trauernden Sydrat, wenn er umkäme, seinen Waffenbruder Wolfdietrich zu heiraten. Er erschlägt den wilden Jäger Velle und sein Weib Rutze und kämpft auch anfangs glücklich gegen den alten Drachen, als er aber unter einer Zauberlinde eingeschlafen war, tödtet ihn der alte Drache, und wirft ihn seinen Jungen vor, die Otniten durch den goldenen Harnisch das Blut aussaugen. Tiefe Trauer war um den edlen König lang im Lombardenland, und trostlos blieb Sydrat. — Endlich kommt Wolfdietrich nach gar mancherlei bestandenen Abenteuern (mit Riesen, Räubern, mit dem Heidenkönig Bellian, mit Höllenhunden, mit Baldemar dem Riesen, bei Königin Marsilie, mit dem ungeheuren Weib, die ihn sammt Roß und Harnisch über das Gebirge trug ꝛc.) wieder ins Lombardenland, erfährt seines Genossen trauriges Ende, kämpft einen schrecklichen Kampf mit dem Drachen, der ihn dann ergreift und in die Höhle trägt, wo Wolfdietrich das leuchtende Zauberschwert Otnits findet, und damit die schlafenden Drachen erschlägt. Er gewahrt unter den vielen Todtengerippen den goldgeharnischten Otnit, läßt dessen Gebeine feierlich begraben und heiratet Sydrat. W. unternimmt nun einen Rachezug gegen seine Brüder in Konstantinopel, findet den Berchtung nicht mehr am Leben, erlöst aber dessen Söhne; übergibt seinem Sohn Constantin II. die Regierung, herrscht selbst noch einige Zeit als Kaiser zu Rom, zieht sich endlich nach dem Tode Sydrats in die Einsamkeit des Klosters Ditschall zurück und endet in einem Kampfe mit Geistern sein Leben. Mscpt des Gedichtes zu Wien, Heidelberg, Öhringen ꝛc. Ausg. im alten Heldenbuch; in Haupts Ztschrft

für deutsch. Alterthum IV., Leipzig 1844 (526 vierzeilige Strofen nach dem Wien. Mscpt.) Roens Bearbeitung in 334 achtzeiligen Strofen, in welchen er, wie er selbst sagt, den Inhalt des 700 Strofen langen Liedes von Wolfdietrich gibt (bei Hagen und Primisser II.) ist, besonders in der Erzählung von Wolfdietrich und Saben, verändert. Auch will hier Hugdietrich sein Kind (Wolfdietrich), das ihm wegen seiner Stärke unheimlich scheint, tödten lassen, doch erhält es Puntung von Meran. Eine Bearbeitung des Otnit, Hug- und Wolfdietrich, welche von den übrigen sehr abweicht, befindet sich als Mscpt im Heldenbuche der Ambraser Sammlung, und dürfte, da es dieselbe Sprache und denselben Rhythmus des Nibelungenliedes hat, Ort und Zeit der Verfassung mit jenen gleich haben. Es beginnt mit der Angabe, daß das alte Buch, welches diese Sage enthielt, zu Sunders (auch Saders genannt, altdeutscher Name der Stadt Zara in Dalmatien) gefunden wurde. (Die Mscpte des Heldenbuchs, auch die gedruckten alten Ausgaben erwähnen meist dieser Stadt als Fundort des alten Buches, woraus das Gedicht geschöpft sei). Die Überschriften der Kapitel sind: 1. **Kunig Otnides Puech hebt sich an.** 2. **Wie Otnit seinen vater Alberichen vant, do er im den harnisch gab.** 3. **Wie Otnit heerferte nach der Frawen vber mere.** 4. **Wie Suders zerprochen ward.** 5. **Wie die Stat geben ward, und (sy) fur die Stat (Montabur) furen.** 6. **Wie der Hayden ubersannde den wurm seinen aidam Ottnide** 7. **Wie Otnit starb vom Wurm.** 8. **Das ist Wolfdietrichs puech (wie er geporn ward und die Frawen nam zu weibe die Otnides was).** 9. **Wie der Kunig kam und das Kint sach.** 10. **Umb des Kindes genißt** (Genesung, Rettung) **und (wie es) ward behalten haimlich.** 11. **Wie die frawe das kindt klagete, da sy es nit wißte.** 12. **Wie Berchtung gefangen fur Gericht kam.** 13. **Wie Sabenn das Laundt verswur durch sein große untrew.** 14. **Wie Hugediettrich starb und Saben hulde gewan.** 15. **Wie Wolfdiettrich mit seinen zwain Brudern strite.** 16. **Wie Wolffdiettrich seine dienstmann clagete, Berchtunges Sune.** 17. **Wie Er und sein Aindliff Sune beseßen** (belagert) **ward.** 18. Dieses Kapitel hat eine falsche Aufschrift. Es erzählt wie Wolfdietrich aus der Veste in die Wildniß ritt, und ihm ein wildes Meerweib Rath und Weissagung ertheilt. 19. **Wie Er die Shacher schlug in dem Walde.** 20. **Wie Er Frawen Liebgarten horte clagen Jr lieben man.** 21. **Wie Er einen todten Ritter vant der was dem wurm emphallen.** 22. **Wie Er des todten Ritter Frawen zu einem Reuter brachte und ims emphald wie das Kinde.** (Dieses Abenteuer, welches Wolfdietrich verübt, nachdem er von Trient an der Etsch ausgezogen war gegen den Wurm, der die ganze Gegend in Schrecken gesetzt und den Otnit aufgefressen, erzählt Primisser, in neudeutscher Bearbeitung, im Taschenbuche Hormayrs 1823)

23. **Wie das Roß den Wurm vertrieb die weyln Er ſchlieff. 24. Wie ims ſwert braſt auf dem Wurm und trug Jn den perg.**

2. **Nordſee-Sagen.** Dieſer Sagenkreis wird bei uns nur durch ein einziges Gedicht, durch »**Gudrun**« vertreten. San-Marte, der tiefer auf den hiſtoriſchen Grund und Boden der deutſchen Gudrun und des angelſächſiſchen Beowulf einging, ermittelte aber, daß zwiſchen der alten deutſchen Heldenſage, den ſkandinaviſchen Heldenliedern und den bretoniſchen Sagen noch eine eigenthümliche Sagenwelt beſtand, deren Heimat die Nordſee, deren Bevölkerung Angelſachſen und Normannen (ehe ſie als Staat in der Normandie Wurzel faßten), deren Grenzen die Küſten Irlands, Englands, Norwegens, Dänemarks, Frieslands, Frankreichs, ja Islands und Grönlands waren, und die in die Traditionen aller dieſer Länder ebenſo hineinſpielten, wie die Barken dieſer meerdurchſchweifenden Barbaren die gedachten Küſtenländer berührten und verheerten. Was über dieſen Nordſeeſagen-Kreis und ſeinen Dichtungen zu ſagen geweſen, hat San-Marte (in ſeiner Gudrun S. 225—282) zuſammengeſtellt. Er rechnet hierher (außer den Zuſammenfließungen frieſiſcher, fränkiſcher und ſächſiſcher Überlieferungen im Werin, Lohengrin und Schwannritter) diejenigen Erzählungen, auf welche der Biterolf, die Nibelungenklage und Lamprecht im Alexanderliede anſpielen, und welche in unſerer Gudrun eine deutlichere Geſtalt gewonnen haben, und es iſt hierin vornehmlich das höchſt getreu und lebendig geſchilderte Seeleben, welches ein Schiffahrt treibendes ſeeräuberiſches Küſtenvolk als Träger und Pfleger der Sage bezeichnet, bemerkbar. Endlich zählt er hieher die für uns verloren gegangenen Heldenerzählungen, auf welche Wolframs Parzival anſpielt; z. B. Fridebrant von Schotten (dem in ſeinem Lande »**ein Kuner, heizet Hernant, den er durch Herlinde ſluoc**« viel Leid verurſachte), der als Kämpfer den Herzog Hiuteger den Schotten und Gaſchier von Normandie mitgebracht hatte; ferner erwähnt Wolfram des Königs Lot von Norwegen, der ſtolzen Alemannen Lambekin von Brabant, Bertun und Jrſchmann, Lanzidant aus Grönland u. A.

Die Neuheit des Gegenſtandes in ſeiner Beziehung auf Öſterreich wird mich entſchuldigen, wenn ich bei der Gudrun und ihrem Dichter, den wir erſt ſeit kurzer Zeit als Landesgenoſſen begrüßen, außergewöhnlich länger verweile, und gleich anfangs die äußere Geſchichte der Dichtung angebe.

Das ſchon erwähnte Ambraſer Heldenbuch, welches Max I. bis 1517 ſammeln ließ, bewahrt uns nebſt anderen Epen, welche einzig nur hiedurch der Nachwelt erhalten wurden, auch das Heldengedicht **Gud-**

run, Kudrun, Kutrun, Chaudrun genannt. Seit der Zeit der Abschrift dieses Gedichts in den angezeigten Kodex datirt sich auch der eiserne Schlaf desselben, dem es gerade 300 Jahre anheim gefallen war, als es der Tiroler Al. Primisser in dessen frühen Tod (1827, 31 J. alt) ein Stern erster Größe für altdeutsche Literatur unterging, erweckte, indem er in der Wiener Literaturzeitung 1816 die erste Kunde, und in Hormayrs Archiv desselben Jahres den sechsten Gesang in erneuerter Sprache veröffentlichte. Niemals hatte man früher von Gudrun gehört, nirgend sonst war und ist bis jetzt eine andere Abschrift des Gedichts gefunden worden. Um so mehr mußte der Fund in Verwunderung setzen: da hatte man ein Gedicht jedenfalls ersten Ranges, oder wie man sich ausdrückte: »eine wunderbare Nebensonne des Nibelungenliedes, zur Ilias eine Odyssee.« Primisser in Verbindung mit v. d. Hagen, gaben es, dem Ambr. Mscpte gleichlautend, in ihrem »Heldenbuche« (I. Berl. 1821) heraus. Sonderbar aber, es interessirte bald nur mehr die Gelehrten; bis endlich Gervinus (1835) eine begeisterte Schilderung gegeben hatte, und A. Ziemann den Wunsch Primissers erfüllte, indem er das Gedicht in der Sprache des 13. Jahrh. darstellte (Ausg. Quedlinb. 1835). Da ward Gudrun bekannter, und vielseitige Theilnahme regte sich. Gervinus bearbeitete es nun theilweise (Leipzig 1836), San-Marte aber (Berlin 1839) und A. Keller (Stuttg. 1840) ganz, in neudeutscher Sprache*) — K. A. Hahn, M. Haupt und J. Grimm veröffentlichten sprachliche und kritische Bemerkungen über das Gedicht und seine Sage; und W. Grimms öffentliche Vorlesungen über die Gudrun, im Sommer 1841 zu Berlin, munterten Müllenhoff zur Bearbeitung auf. Inzwischen erschien eine Übersetzung Simrocks (Stuttg. 1843) und eine Originalausgabe von A. J. Vollmer (Lpzg. 1845). — Wie es aber bekanntlich Münster gibt, im reinen gothischen Styl, die ihm Verlaufe der Zeit Zusätze im neuitalischen und späterhin sogar im sogenannten Zopfstyl erhielten, so erging es auch mit den alten deutschen Heldendichtungen, besonders mit der Gudrun; sie wurde von späteren Umarbeitern durch Zusätze, Einschaltungen und Verschiebungen erweitert und vergrößert. Sollen nun jene Gebäude von aller Entstellung gereinigt, und so wie sie einst waren hergestellt werden, so müssen die späteren Anhängsel und Überbauten abgebrochen, Theile des alten Gebäudes hier ganz entfernt, dort umgestaltet, und das Entfernte und Verletzte im ursprünglichen Geiste wieder errichtet

---

*) Neuestens von F. Koch, Übersetzung der echten Theile des Gedichts nach Müllenhoff, Lpzg. 1847.

werden. Eine gleiche Vornahme wurde auch zur Wiederherstellung der Gudrun nothwendig. Solcher Arbeit unterzog sich K. Ettmüller, der die Gudrun in der Art behandeln wollte, wie Lachmann an dem Nibelungenliede die Bildung eines Volksepos gezeigt hatte; erreichte aber in seiner Ausgabe (Zürich 1841, dann Lpzg. 1847) jenen Zweck nicht genugsam. Nun machte sich K. Müllenhoff, ein norddeutscher Gelehrter, daran, und sein dreijähriges Studium über Gudrun (die echten Lieder ꝛc. Kiel 1845) schied aus der ganzen Dichtung (bei Primisser und Hagen 6824 Verse oder 1706 vierzeil. Strofen) nur 414 Strofen (Ettmüller aber 754) als echt und alt aus, gab die bestimmteren Merkmahle des älteren Echten und des jüngeren Unechten an, bestimmte den Karakter der einzelnen Lieder, das Verhältniß der einzelnen Theile echter wie unechter zu einander, das Alter — und zum Ruhme Österreichs die scharfsinnig erforschte Heimat des Verfassers.

Das ganze Heldengedicht Gudrun zerfällt in 3 Haupttheile (und in 32 bald größere, bald kleinere Abschnitte, die man Aventüren oder Romanzen nennen mag). Der erste umfaßt die Geschichte Siegbrands und die Jugend Hagens (Abent. 1—4), der zweite Hildens Entführung (Abent. 5—8), der dritte und größte Gudruns Geschicke (Abent. 9—32). Inhalt des Gedichts nach seinen Abenteuern. 1) Siegbrand in Eierland vermält sich mit einer Prinzessin aus Norwage. Sie gebiert ihm einen Sohn: Hagene. Bei einem Turniere raubt ein Greif den jungen Hagene 2) und trägt ihn durch die Lüfte in das Nest zu seinen Jungen, deren einem der Knabe entfällt. Befreit kommt er glücklich zu drei königlichen Jungfrauen, welche, auch von Greifen entführt, in einer Höhle wohnen und sich von Wurzeln nähren. Hagen bekommt eine übermäßige Stärke. Ein Schiff kommt in die Nähe, und nimmt die Entführten, auf ihre Bitte, an Bord. 3) Hagen kommt in sein Vaterland zurück. 4) Er vermält sich mit Hilde, und erhält von ihr eine Tochter, die auch Hilde genannt wird, und die er Keinem geben will, der schwächer ist als er. 5) König Hettel von Hegelingenland läßt um Hildens Hand werben. Die Gesandten Wate, Horant und Frute werden, da sie sich für reiche Kaufleute ausgeben, gastfreundlich aufgenommen. 6) Horant, ein trefflicher Sänger, weiß sich heimlich den Eintritt zu der schönen Hilde zu verschaffen, um Hettels Liebe zu entdecken. 7) Die Gesandten suchen, unter dem Vorwande, ihre Kostbarkeiten zu zeigen, den König sammt seiner Tochter zu ihren Schiffen zu locken. Die List gelingt. Während des Königs Aufmerksamkeit auf die am Ufer ausgebreiteten Kleinoden geheftet ist, wird Hilde schnell von der Mutter geraubt, und ins Schiff gebracht; die Fremden segeln mit ihrer Beute davon. Der ergrimmte Vater rüstet sich in größter Eile zur Verfolgung der

Räuber. Hetel empfängt die Braut mit ihren 20 Frauen, unter welchen auch Hildburg von Portugal ist. 8) Nun landet auch Hagen mit seinen Eierländern. Nach einem harten Kampfe, in welchem Hagen zuerst den Hettel verwundet, dann von dem herbeigeeilten Wate dasselbe erfährt, wird Friede geschlossen, und die versöhnten Könige feiern in Hettels Lande die Hochzeit, worauf Hagen heimkehrt. 9) Hettel erhält von Hilde zwei Kinder, einen Sohn Ortwin, und eine Tochter Gudrun. Das Gerücht von der außerordentlichen Schönheit der Prinzessin bestimmt Seyfried von Morland, 10) und Hartmut von Normandie, wiewohl vergebens, um ihre Hand zu werben. 11) Auch Herwig von Seeland buhlt um ihre Gunst, aber umsonst. 12) Herwig sammelt ein kleines Heer und überfällt Hettels Burg. Seine Tapferkeit erregt selbst des Königs Bewunderung. Auf die Bitte der Gudrun, die eben so besorgt für den schönen Feind als für den Vater ist, endet man den Kampf. Der König erkennt die Neigung seiner Tochter, und Herwig erhält ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er sich erst der Krone würdig mache. Nun rüstet sich Seyfried von Morland gegen Herwig von Seeland. Schon ist dieser in der äußersten Gefahr, der Übermacht der Feinde zu erliegen, als die ersehnte Hülfe der Hegelingen kommt, und die Feinde in die Veste einschließt. 13) Indeß benutzen Hartmut und sein Vater Ludwig die Abwesenheit des Königs Hettel und seines Heeres, um die wehrlosen Hegelingen zu überfallen. 14) Die Stadt (Matalane) wird verbrannt, und Gudrun mit Hildburg und vielen Frauen entführt. 15) Hettel schließt mit dem eingeschlossenen Seyfried Frieden und ein Bündniß, um den Entführern nachzusetzen. 16) Die Hegelingen und ihr Bundesgenosse Seyfried holen die Räuber ein. Schlacht am Ufer (auf dem Wolpensande). 17) Ludwig erschlägt Hetteln in Zweikampfe. Von der Nacht begünstigt setzt Ludwig seine und der Seinigen Heimkehr fort. 18) Hettels Tod und der erlittene große Verlust an Mannschaft machen die weitere Verfolgung unmöglich. Die heimgekehrten Ritter geloben der Königin Hilde, den Tod Hettels zu rächen, und die Tochter den Räubern zu entreißen, sobald die im letzten Kampfe aufgezehrten Streitkräfte durch die herangewachsene Jugend ersetzt werden könne 19) Indeß kommen die Feinde mit dem Raube in ihr Vaterland. Nichts kann Gudrun bewegen, die Treue gegen Herwig zu verletzen, und dem Entführer Hartmut, der selbst die Härte seiner Ältern gegen Gudrun mißbilligt, ihre Hand zu geben. 20) Gerlind, Hartmuts Mutter, verdammt Gudrun zu niedrigem Mägdedienste, auch die Kleider der Ritter am Meere zu waschen. 21) Nach dreizehn Jahren rüsten sich die Hegelingen zur geschwornen Rache. Ein großes Heer unter Horants

Anführung segelt nach der Normandie. — 22) Ortwein und Herwig, Bruder und Verlobter Gudruns, beschließen als Kundschafter ans Land zu gehen. 23) Gudrun erfährt durch eine Erscheinung die nahe Rettung. 24) Unerkannt sprechen Gudrun und Hildburg mit den herbeigekommenen Kundschaften am Ufer des Meeres, bis endlich Herwig, nachdem er der Unbekannten seinen Brautring gezeigt, seine Verlobte an dem ihrigen wiederkennt Die beiden Ritter kehren zu ihrem noch verborgenen Heere zurück. Gudrun, voll edlen Stolzes, wirft die Kleider alle ins Meer. Dafür soll sie auf Gerlindens Befehl mit Ruthen gezüchtigt werden. Aber im Vertrauen auf die gewisse Rettung verspricht sie, um der schmerzlichen Strafe zu entgehen, Hartmuten ihre Hand. 25) Früh Morgens bricht das Heer in aller Stille auf. König Ludwig erblickt in der Dämmeruug die Feldzeichen, 26) und Hartmut nennt seinem Vater die Fürsten, deren Fahnen er erkennt; er rüstet sich in Eile. Schlacht. 27) Herwig erschlägt Ludwigen; Hartmut wird von seinem Heere getrennt. Ein Mörder, von Gerlinde gedungen, hat schon das Schwert über Gudrun gezückt, als Harmut, der mit Wate kämpft, die Stimme der Geliebten vernimmt, und durch drohenden Zuruf sie rettet. Dafür erhält Herwig auf Gudruns Bitte dem Nebenbuhler im Kampfe mit Wate das Leben. Hartmut wird aus dem Streite gebracht und als Gefangener verwahrt. 28) Wate erobert die Burg und hält Strafgericht. Gerlinde und ihre Anhängerin Heregart werden hingerichtet. Horant von Tenneland bleibt mit Gudrnn und den Gefangenen in der eroberten Burg zurück, während Wate alle Festen im Lande bezwingt, und überall Hildens Panier aufpflanzt. Die Hegelingen kehren heim, Horant bleibt als Voigt des Landes zurück. 29) Hilde empfängt die Ihrigen. Hartmut erhält auf Gudrun und seiner Schwester Ortrun Bitte die Freiheit. Eine vierfache Heirath, Ortweins mit Ortrun, Herwigs mit Gudrun, Hartmuts mit Hildburg und Seifrieds mit Herwigs Schwester wird beschlossen, 30) und auf das glänzendste gefeiert. Hartmut kehrt mit Hildburg in sein Land zurück, welches ihm Horant wieder einräumt. 31) Auch die andern ziehen jeder mit seiner Gattin nach Hause. Zum Schlusse schwören Ortwein und Herwig sich ewige Freundschaft.

Ganz eigenthümlich und abgesondert von allen Sagenkreisen des Mittelalters zeigt sich uns die Gudrun in der Darstellung des Nordens. Die Nordsee mit ihren Wogen, ihren Schiffen, mit ihren Seekönigen und deren Fahrten; Friesland, Irland (Eierland), Dietmarsen, Dänemark, Seeland und Normandie sind ihr Schauplatz. Während im Nibelungenliede (wie in der Ilias) das Tragische den Vordergrund beherrscht, tritt es hier zurück, während dort der vollste Zauber aber auch

der vollste Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemüths, erscheint hier das demüthige Dulden, die strenge Treue — der wahre Adel deutscher Frauen. — Wenn uns das Lied der Nibelungen ein mächtiges Trauerspiel vorführt, in dem das Schicksal die Blutschuld rächend mit ehernem Fuße gewaltig und unaufhaltbar vorwärts schreitet, und erst dann Ruhe findet, wenn es das ganze, große und reiche Geschlecht des Schuldigen dem Untergange geweiht hat, so gewährt hingegen die Dichtung von der Entführung und Befreiung der Gudrun den wohlthuenderen Anblick eines Schauspieles, von dem der Zuschauer mit beruhigtem Herzen scheidet. Die Macht des weiblichen Gemüths ist es, was den Geist der Blutrache überwindet, und alles Widerstrebende zur Versöhnung hinleitet. Hier wird das Weib selbst Gegenstand der Sage; die Auffassungsweise gestaltet sich subjektiver, das Gemüthsleben tritt hervor; das Herüber und Hinüber der Völker beginnt; ein bisher in deutschen Heldendichtungen unbekannter Ton der Ironie, eine gewisse Heiterkeit wird wach, die sich mit idyllischer Einfachheit und einem ausnehmend zarten Sinne paart: es ist die deutsche Odyssee, die heitere Nebensonne der deutschen Ilias (Nibelungen), — beide sind Österreich entsprossen.

Die ersten 200 Strofen oder den ersten Theil der Dichtung den man »Hagene« nennt, verwirft Müllenhoff ganz als unecht und spätere Hinzusetzung (Ettmüller behält davon 86 Str.), und beginnt mit dem zweiten Theil »Hagene, Hetel und Hilde«, der ebenso wie der dritte Theil, die eigentliche »Gudrun« mehr als den dritten Theil seines Umfangs, als unecht verlieren muß. Müllenhoff gewahrt dabei, daß diese drei Sagen von vier Dichtern zu jenem großen Epos gestaltet wurden, das wir bisher in Primissers Gudrun kannten. Der erste oder eigentliche Dichter der Gudrun, der um 1210 lebte, ist es, dessen Werk uns Müllenhoff in seiner Ausgabe gibt, welche ich nun (da die Namen der Dichter unbekannt sind) Müllenhoffs Gudrun heißen will, so wie die große ungesäuberte Epe Primissers Gudrun heißen soll. Die übrigen drei Dichter oder vielmehr Überarbeiter lebten auch im 13. Jahrh., der erste davon um 1230, der zweite und dritte um 1250, wozu außer den sprachlichen und anderlei Eigenthümlichkeiten auch die, wenn gleich nur scheinbaren historischen Anspielungen der Dichtung passen. Steiermark oder Österreich — sagt Müllenhoff, mit dessen eigenen Worten ich jetzt fast stets reden will, — ist die Heimat der ganzen Gudrun, sowohl nach ihren echten Theilen als auch nach ihren Erweiterungen. Zwar gibt es im Gedicht keine Beziehung auf die Heimat des Dichters, nur etwa, daß es ein Gebirgsland war. Aber völligen Beweis gibt die Übereinstimmung des Dialekts. Fast alle Spracheigenthümlichkeiten der Nibelungenklage und des Biterolf (s. d.) begegnen in

Gudrun, und es finden sich auch, wie W. Grimm bemerkt, dieselben orientalisch klingenden und sein sollenden Namen, die sich in jenen beiden in Österreich und Steier verfaßten Gedichten, und sonst nirgends zeigen; wie denn außer vielen besonderen Eigenthümlichkeiten der Dichtung auch die Reime dahin weisen, die mit denen Ulrichs von Liechtenstein und Ottokars (Pseudo-Horneck) in gewissen, sonst nirgends sich findenden Einzelnheiten ganz ähnlich sind. Es ist also — wie sich Müllenhoff ausdrückt — durchaus nothwendig nicht allein den Dichter, sondern auch alle Überarbeiter als jüngere Landsleute desselben, als Österreicher oder Steiermärker anzusehen; und man hat irrig gemeint Gudrun sei aus Niederdeutschland, und suchte dort irrig für sie dialektische Anknüpfung. In Steiermark oder Österreich wurde also Gudrun zuerst gedichtet, da wurde es überarbeitet, da ließ es, vielleicht schon seit der dichterischen Schule der Romantiker unbeachtet, Max I. nach einem Mscpte des 14. Jahrh., wenn nicht älteren, abschreiben. Vor Primissers Ausgabe wurde die Gudrun außerhalb den Grenzen Österreichs schwerlich je bekannt. Schon diese Beschränkung zeugt, daß die Sage von Gudrun nie so allgemein in Deutschland verbreitet und berühmt gewesen war wie die von den Nibelungen.

Volkslieder von einzelnen Sagen der Gudrun umgaben ohne Zweifel einst die ganze Küste des Nordsees, und scheinen noch im 12. Jahrh. in Umlauf gewesen, und von Spielleuten gesungen worden zu sein. Von hier aus muß also, nachdem die Lieder bereits verklungen waren, die Nachricht über dieselben der unbekannte große Österreicher, entweder auf seinen Wanderungen, etwa als fahrender Sänger selbst geholt, oder auf andere Art Kunde davon erhalten, und sie so als Stoff, welcher mehr als andere eine fantastisch willkürliche Behandlung (was besonders seine Überarbeiter gewahrten) anzunehmen fähig war, zuerst in Liedern zu einem Epos bearbeitet haben. Die Gudrun ist demnach das einzige bekannte Beispiel der Behandlung einer ekkyklischen Sage durch einen Sänger aus der Schule des Volksgesanges.

Überall zeigt Müllenhoff's Gudrun den freien Sinn Eines Verfassers, und einem zweiten, ohne daß er sich einmal verrathen hätte, wäre es schwerlich eben so gut gelungen, als dem, der in dieser Weise begonnen hatte. Überall zeigt sich auch dieselbe ausgebildete Subjektivität des Dichters, und sicherlich hat die Gudrun ihm sehr viel zu verdanken; denn die Sage lag ihm zwar in allen ihren Hauptpunkten und Charakteren vor, aber zu der lebendigen Ausschmückung des Ganzen half ihm keine, oder doch nur geringe Überlieferung innerhalb seiner Sage selbst; und er konnte nicht, wie Ofterdingen zu seinem Nibelungenliede, ältere Lieder und überlieferte Gedanken benützen. So herrlich die Ausfüh-

rung der Seelenzustände und die Schilderung malerischer Situationen dem Dichter nach seiner Individualität gelingt, so zeigt anderseits die größere Dürftigkeit der Schilderung der Kämpfe sowohl die Grenze der Fähigkeit des Dichters, als auch, daß noch mehr sich dadurch obige Behauptung bestätigt. Wäre Gudrun vor unserem Dichter oft gesungen worden und hätten ihm Muster vorgelegen, so würden gerade die Kämpfe, die Lieblingsgegenstände des Deutschen, wie jeder Epe, ganz anders jenes beweisen. Wohl weiß der Dichter die Züge schön zu wählen und die Kämpfe schön zu gruppiren, wie in der Schlacht auf dem Volpensande und beim Kampf in Ormanie. Geschickt, und von wunderbarer Wirkung ist die Szene, wo Wate, der seinen König Hetel und seine Kampfgenossen erschlagen sah, nun still und schweigend in die verlassene Königsburg einzieht, aus der ihm stets Freude und Jubel entgegentönte, und die Königin Hilde den traurigen Mann entsetzt fragt: »Wo ist mein lieber Herr? — wo seine treuen Freunde?« »Kein Trug soll euch sein — sie alle sind erschlagen!« ist des kühnen Recken kurze Antwort. Wenn man daher auch die kräftigen Kampfschilderungen vermißt, welche das Nibelungenlied so auszeichnen, so beurkundet dennoch Alles in Gudrun die höchste Reife der Kunst des Volksgesanges. Jede Herbigkeit ist abgestreift, jedes Archaistische ist fern; doch sind die alten Regeln noch unvergessen, wenn gleich schon gelockert. Es macht sich keine Frechheit in Erdichtungen, keine alberne Gelehrsamkeit, keine Rohheit bemerklich. Adel, Einfachheit bei aller Pracht und Üppigkeit der Darstellung, Scheu und Treu gegen die Überlieferung sind überall sichtbar. Schon Gervinus bemerkt in seiner ersten Schilderung der Gudrun, daß sie eine viel kunstmäßigere Feile erhalten habe als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, Wendungen, Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher sind als in den Nibelungen, daß alle Situationen lebendiger, die Karaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen sind, daß überall dies Gedicht wieder eine ganz originale Mitte zwischen Kunst- und Volksepos einnimmt. — Dadurch bleibt die Zeit nicht länger zweifelhaft, in der der unbekannte große Österreicher die echten Lieder der Gudrun dichtete. Die schöne blühende Ritterzeit der Babenberger wird auch sie gezeitigt haben. In Österreich, wo der edle Volksgesang seinen Hauptsitz hatte; wo sich die reichste, vielseitigste und schönste Lyrik des Mittelalters entfaltete; wo die Beispieldichtung vornehmlich zu Hause war: hier mußten auch die Gudrunlieder noch besser gedeihen und mehr Nahrung finden, in jenen heiteren festereichen Jahren, als lange Ritterepen. Wurde um 1210 das Nibelungenlied in seiner jetzigen Gestalt fertig, — sagt Müllenhoff — und fällt um 1230 der erste Über-

arbeiter der Gudrun, so entstanden die echten Lieder doch eher um 1210 oder 1212 als 1225, wenn uns ihre Merkmale nicht täuschen. Der Volksgesang steht in der Gudrun auf derselben Stufe, wo die höfische Poesie in dem gleichzeitigen Tristan Gottfrieds von Straßburg.

Indem wir nun über die echten Theile der Gudrun gesprochen, sei auch der späteren Überarbeitung gedacht. Schon aus den Zusätzen zu den echten Theilen der Gudrun ist es deutlich, daß die Sage nicht innerhalb des lebendigen Volksgesanges wie Otnit nnd Wolfdietrich zu jener Umstaltung gelangte, sondern, daß ein geschriebenes Buch, das Werk des erwähnten ersten Dichters, allmälig mit der Zeit immer mehr dem neuen Geschmacke sollte angepaßt und zugleich zu der Ausdehnung gebracht werden, die einmal eine Märe haben mußte. So wie schon der erste Dichter, wollte man noch mehr die Handlung so viel als möglich in die Zeit der Kreuzzüge rücken, wenigstens mit sagenhaften Elementen aus ihr versetzen. Die Masse des Hinzugedichten ist also im Ganzen sehr groß, mehr als drei Viertel des Gedichts; gering ist darunter das, worüber Mancher zweifeln möchte ob es nicht doch noch aus lebendiger Sage geschöpft ist, und was man am besten gewahrt, wenn man Müllenhof's und Ettmüller's Arbeiten mit einander vergleicht. Einzig nur berufen sich manchmal die Überarbeiter — niemals aber der Dichter — auf die lebendige Sage; bei näherer Untersuchung wird man aber gewahr, wie dies nur leere Formeln sind, die entweder den Vers ausfüllen, oder Erdichtungen beschönigen sollen. Überall ist in der Überarbeitung die persönliche Thätigkeit dreier Männer, nicht die fortbildende Sage, erkennbar. In sehr geringem Grade zeigt sich die Gelehrsamkeit und Frömmelei bei dem Dichter der Gudrun, obgleich er ein frommer Mann war, und allem Anscheine nach auch eine Kreuzfahrt mitgemacht hatte. Maßloser war schon der erste Überarbeiter (um 1230), der ein Mann von allerlei Erfahrung und Kenntniß gewesen, wie man glauben darf an einem Kreuzzuge (mit Friedrich II.) Theil genommen, dem aber auch keineswegs poetischer Sinne gemangelt, wie sinnreiche Einfälle beweisen; und obgleich sein Geschmack nicht im Ganzen zu geloben ist, darf man doch schließen, daß, wo er seine dichterische Thätigkeit frei walten lassen konnte, er ganz Schickliches zu Stande zu bringen fähig war. Dieser erste Überarbeiter ist zugleich Verfasser des ersten Theils der Primisser'schen Gudrun, der Märe von »Hagene« (in 200 Str.), welches eine Einleitung zur folgenden Märe von »Hagen, Hetel und Hilde« bildet, und nicht ein selbständiges Lied von Hagens Jugend war, da die Untersuchung ergibt, daß dem Dichter desselben das Lied des ersten Dichters vorlag, und daß er es für dieses bearbeitete. Müllenhoff's Vermuthung ist also: wer sich die Mühe machte, zu dem alten Liede

diese Einleitung zu dichten, er derselbe sei, der zuerst das ganze Gedicht zu überarbeiten unternahm. — Ganz über alle Maßen gelehrt ist der zweite Überarbeiter, um 1250; und der dritte, eben um diese Zeit (oder wie Andere wollen um 1300), der die inneren Reime hat, war offenbar von äußerst beschränkter Kenntniß.

Die Gudrun ist in der Heldenstrofe abgefaßt, die sich aber dadurch vom Nibelungenverse unterscheidet, daß die beiden letzten Reimzeilen klingend reimen, und die letzte Halbzeile Hebungen enthält. Besonders hat das echte Lied die Strenge und fast Schroffheit, die der Nibelungenstrofe bei ihrer Kraft oft eigen ist, gänlich abgelegt: sie hat sich zu einer neuen volltönenden, prächtigen Strofe, voll Milde und doch voll Großartigkeit entfaltet. — Strenger als die meisten älteren Gedichte, ist die Gudrun im Reime.

Dieß sind die quellgültigen Resultate der Forschungen, welche ein Mann im Norden Deutschlands mit außerordentlicher Mühe, begeisterter Vorliebe für den Gegenstand, Scharfsinn und Gelehrsamkeit vollbracht, und zu Gunsten seiner südlichen Sprachgenossen — zu Gunsten der Österreicher entschieden. Er gab uns das Gedicht so, wie es ein großer Dichter aus unserer Ahnen Mitte für die Nachwelt sang: — gleich Spaun sei also auch Müllenhoff in Österreich gepriesen! Unserem Vaterlande aber rufen wir zu:

O Österreich!
Wer raubt Dir mehr den größten Ruhm?
Da schon im grauen Alterthum
Das Lied der Nibelungen!
Das Lied der Hegelungen!
Deine Söhne uns gesungen.

Die ausländische Sage oder das Kunstepos.

Das Kunstepos schildert nicht wie das Epos der vaterländischen Sage das Erlebniß und die Erfahrung eines ganzen Volkes, es zieht nicht durch unmittelbare großartige Naturwahrheit den unverkünstelten Sinn so mächtig an wie jenes; sondern es ist verschiedenartigen fremden, außerheimatlichen Quellen entsprungen, erscheint ausgeschmückt mit Resultaten der Betrachtung des Sinnes, als Produkt des einzelnen Dichters und sucht besonders durch Glanz und Zierlichkeit der Darstellung den gebildeten Leser zu fesseln. Alle hierher gehörigen deutschen Dichtungen sind sämmtlich Nachbildungen französischer, provenzalischer, englischer oder niederländischer Vorbilder; wie also eben so wenig von einem eigenen freien Erfinden der Fabel kann auch von einem Übersetzen des Vorbildes

die Rede sein, denn weder Fertigkeit im Lesen und Schreiben noch genaue Kenntniß fremder Sprachen dürfen wir bei einem Ritter (das Kunstepos erscheint ganz im Besitze höfischer Dichter) des 12. und 13. Jahrhunderts voraus setzen. Wer eine aventiure dichten wollte, ließ sich dieselbe erzählen, faßte sie treu ins Gedächtniß und dann kleidete er sie in Reime, oder wie der schreibensunkundige Dichter Wirnt von Gravenberg sagt »begunde er ſt wider limen mit ganzeu niuwen rimen.« Die Hauptereignisse wurden gewissenhaft wieder erzählt; Nebenumstände und Nebenpersonen flocht, besonderen Veranlassungen gemäß, die rege Fantasie des deutschen Dichters ein; Tracht und Farbe des Ganzen wurde dem heimatlichen Boden der Deutschen (selbst bei den antiken Sagen) und dem Leben der Gegenwart entnommen; und die Rede floß frei aus der Brust des Dichters, der gewöhnlich dieses Namens weit würdiger war als der Trouverre, der ihm nur den Stoff geliefert hatte. Der christliche Glaube, als das Element der Kreuzzüge, tritt größtentheils in den Produkten dieser Gattung weit hervor, und wo der christliche Glaube mit dem heidnischen in Konflikt geräth, verirrt sich der Dichter oft in endlose Schlachtenschilderungen, die manchmal selbst den Reiz des Wunderbaren verlieren machen, weil sie sich nicht genug mit eigentlicher Handlung verbinden.

Das Kunstepos, dessen Form (nur mit einer einmal erscheinenden Ausnahme) durchgängig die der kurzen Reimpaare ist, theilt sich ebenso wie das Volksepos in gewisse Sagenkreise. 1. In den Kerlingischen der die Sagen Karls d. Gr. umfaßt; 2. in den Bretonischen, der wieder in zwei Theile zerfällt, in den des König's Artus und in den des heiligen Gral. (Man pflegt nicht allein die kerlingischen, sondern auch die bretonischen Sagen und ihre Dichtungen, vorzugsweise mit dem Namen Romantisch zu bezeichnen.) 3. In die im romantischen Geiste dieser Periode behandelten antiken (griechischen und römischen) Götter- und Heldensagen. Endlich gehören auch die, jenen Sagenkreisen hier nachfolgenden verschiedenartigen Dichtungen, mit geringer Ausnahme in das Gebiet des Kunstepos.

Bemerkenswerth ist, daß in den Sagenkreisen des Kunstepos überall Zauberer auftreten. In der Karlsage: Malegis, minder düster und feindselig, mehr neckisch, versteckt und ironisch. In der Gralsage: der bekannte Sänger Virgil als Schwarzkünstler zu Neapel (wo er in der Stadtmauer alles schädliche Gewürm verschlossen hält) und Rom, gutmütig und mild; dann sein Neffe Klingsor, ausgeartet, wollüstig, boshaft, grausam. Im Arturkreise: Merlin, den ein Teufel mit einer Nonne erzeugte, ein poetisches, eigensinniges und in sich gebrochenes Wesen; mit grimmigem finsterem Widerstreben kämpft er gegen das reine

Licht des Christenthums, und wie Virgil wird er durch seinen eigenen Zauber vernichtet.

1. Kerlingischer Sagenkreis, von Karl d. Großen, seinen Ahnen und Paladinen.

Karl der Große ward nach der Völkerwanderung die lenkende Gewalt der römischen Welt. Das Reich dieses Welteroberers erstreckte sich vom Ebro bis an die Raab, von Neapel bis an die Ostsee; er bekämpfte die Heiden im Herzen Frankreichs, in Spanien, an den äußersten Gränzen Deutschlands; er ward der von Gott gekrönte Kaiser der Römer, das weltliche Oberhaupt der ganzen germanischen Christenheit und der Schirmherr der Kirche. Sein Name, seine großartigen Ideen und Entwürfe (z. B. die Verbindung der Meere Europas), seine Thaten wurden bei allen seinem Zepter unterworfenen Völkern gefeiert und verherrlicht. Was Wunder also, wenn die Nachwelt nicht aufhörte seinen Ruhm zu verkündigen, und je ferner seine Thaten im Laufe der Zeit zurücktraten, desto eifriger Tradition und Poesie bemüht waren, mit ihm in Verbindung zu setzen, und auf ihn zurück zu führen, mit dem er niemals in Berührung gekommen war, z. B. daß er das heil. Grab erobert habe, in Besitz der Dornenkrone des Erlösers gewesen sei; und Engel, von Gott gesandte Traumgesichte, und die ausgezeichnetsten Wunder seine Umgebung wurden! So ward Karl der Mittelpunkt eines großen Sagenkreises, der seine vorzüglichste Ausbildung nach bestimmten Richtungen hin jedoch nur erst im 11. und 12. Jahrh. erhielt. Diese Richtungen aber wurden wesentlich bedingt durch die Grundgewalten, welche das Völkerleben eben jener Zeit in Bewegung setzten und regierten. Die Geschichte des fränkischen Reichs bietet seit dem Tode Karls d. Gr. bis Filipp II., August (1180—1223) herab ein Bild unablässigen Kampfes der Königsgewalt mit den mächtigen Kronvasallen dar. Es ist die Zeit des sich zur Verfassung entwickelnden Staats, der in ihm lebendigen feindlich sich widerstrebenden Elemente zu einer organischen Einheit zu durchdringen strebt. Das vorherrschende Prinzip dieses Kampfes wird gerichtet durch den Gegensatz der Lehensherren und des Königs zu seinen Lehensleuten, und dieser Kampf ward erst unter Filipp August ausgekämpft. Sein herannahendes Ende fällt zusammen mit der Zeit, da die Sagen von Karl d. Gr. im Sinne eben dieser Zeit von den fränkischen Dichtern mit erneuerter Liebe aufgefaßt, und aufs Neue verarbeitet wurden. Wenn sie fast sämmtlich auch, so weit sie die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen betreffen, auf germanischen Ursprung hinweisen; so gehören sie in ihrer neueren Gestaltung doch fast ausschließlich dem Wäl-

schen an, und es ist eine auffallende Erscheinung, daß unsere deutschen Dichter bei weitem geneigter sich zeigten, Sagen aus dem Artus- und Gralkreise, als diese Dichtungen der Franzosen auf deutschen Boden zu verpflanzen; wozu indeß nicht wenig der Umstand mag beigetragen haben, daß die deutsche Ansicht von Lehenstreue, innigere Anhänglichkeit und felsenfester Pflichteifer sich widerwillig gegen den in jenen Sagen vorherrschenden Charakter auflehnte, und daß bei uns das Zeitinteresse mangelte, was in Frankreich sie zu dem willkommen machte. — Die zweite Hauptrichtung liegt in den Kämpfen Karls gegen die Sarazenen, und die auch hierüber längst im Volke umgehenden, in Spanien wohl ihre erste Wurzel findenden Traditionen und Gesänge gewannen durch die Kreuzzüge neues Leben und Bedeutung. Auch hier ist der treibende Kern der christliche Glaube, aber seine Kraft wendet sich nicht nach Innen, um die Geheimnisse des Christenthums zu ergründen (wie in den Sagen des Gral), sondern nach Außen zum Kampfe gegen den Unglauben und das Heidenthum.

Das religiös christliche Prinzip, das in den Romanen der Tafelrunde Mittelpunkt ist, gibt sich also in den Karlssagen, wo es an den Gränzen erscheint, mehr als ein äußerliches kund: — und hier scheint vorzüglich ein politisches Zentrum sichtbar. Der allmälige Übergang von der altheroischen Tapferkeit zur christlichen, so wie der des Vasallen zum ideell universalen freien Ritter einerseits, und sein politischer Zusammenhang mit dem Lehensherrn als Staatsoberhaupt ist deutlich verzeichnet.

Der Entstehungszeit gemäß erscheinen hier Heidenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens; wie Kämpfe im Allgemeinen, um den Vorzug der Waffen und der Stärke des Armes der Mittelpunkt der deutschen Sage sind. Nach den oben angegebenen Richtungen zerfallen auch die deutschen Gedichte dieses Kreises in zwei Gruppen. In einer steht Karl da als weltliches Oberhaupt der gesammten Christenheit. Alle äußeren Kriege sind lediglich Glaubenskriege gegen die Sarazenen in Spanien, in welchen Karl vor Allem groß und mächtig erscheint, wenn er seine Helden (Paladine oder Pairs) anführt. Hier glänzt auch Roland, der Wunderheld und Neffe des Kaisers, der in der Roncevaler Schlacht durch den Verräther Ganelon seinen Tod findet. Die andere Gruppe schildert Karls Kämpfe gegen seine Vasallen; besonders gegen das Haus des Haimon und jenes des Beuves (welche als Anführer den tapferen Reinald von Montalban und seinen Vetter den zauberkundigen Malegis besitzen) und das Mainzer Haus, dessen Haupt der tückische Ganelon ist. Darin besteht der Vorzug der trotzigen Pairs vor den arglistigen, daß jene ihren Haß und persönliche Zwistigkeiten aufschieben oder vergessen, sobald sie zur Vertheidigung der

Christenheit berufen werden, die Mainzer aber alles ihrer Selbstsucht opfern. Diese Verhältnisse also führen mannigfache Reibungen und Kollisionen herbei, und in der Verwicklung und Entwicklung derselben liegt der vorzügliche Reiz der Dichtungen dieser Klasse, denen es aber auch nicht an Feen, Riesen, Zaubereien und allerlei Wundergeschichten fehlt. An die Karlssage hat man die Geschichte der Liebe zweier Kinder Flos und Blankflos geknüpft, welche die Sage zu Ältern der Bertha, der Gemalin Pipins und Mutter Karls des Großen, macht; so wie anderseits das Gedicht »Valentin und Namenlos« zwei väterliche Verwandte Karls erscheinen läßt, denn diese beiden sind Söhne der Phila, Schwester Pipins und des Chrysostomus, Königs von Ungarn. Mit der Geschichte Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls, sind die Thaten Wilhelms von Orange (d. heil. Markgraf von Narbonne) in Verbindung gebracht. (Der Zusammenhang der Karlssage mit der deutschen Heldensage durch »Rother« dem Vater Pipins und Großvater Karls wurde schon bei jener Dichtung angegeben.)

Als Quelle der Sagen des kerlingischen Kreises erscheint die alte, wahrscheinlich nach Volksliedern bearbeitete Chronik des Pseudo-Turpin (Turpine de vita Caroli M. et Rolandi historia Ausgabe in Reuber Script. rer. germ.) Johann Turpin, Benediktinermönch zu St. Denis, seit 773 bis † 811 Erzbischof von Rheims. Unter seinem Namen wurde jene Chronik nach Einigen von einem Mönche an der französisch-spanischen Grenze, nach Andern von einem Wiener-Mönche im 11. Jahrh. verfaßt. Papst Kalirt II. erklärte 1122 den Roman des Turpin als echt. Eine uralte, wahrscheinlich aus Liedern geschöpfte Chronik über Karl bewahrte das Kloster Weihenstefan an der Grenze Österreichs und Baierns (Aretin, älteste Sage über die Geburt und Jugend K. d. Gr. München 1803); dieselbe fand sich aber bei der Aufhebung des Klosters nicht mehr vor.

Als in Spanien und Frankreich nach konsequent durchgeführten Anstrengungen und Maßregeln der Könige durch manche Generationen hindurch der Zustand der neueren Geschichte gegründet war; als nach den entsetzlichen Kriegen der rothen und weißen Rose Englands Heinrich VII. den Stolz der übermuthigen Pairs geknickt: da wurden aus den kecken und trotzigen Reichsbaronen zum Theil geschmeidige Hofleute und Ehrenkavaliere, oder feine Staatsmänner und Beamtete, zum Theil besoldete Heerführer oder auch große Landedelleute. Da verloren auch die Gedichte und Romane von Karl d. Gr. ihre zeitgemäße Bedeutung und den lebendigen Einfluß auf Hörer und Leser. Sie wurden Antiquitäten. Einige derselben erhielten sich zwar bis auf den heutigen Tag ein großes Publi-

kum, als sogenante Volksbücher, verdanken aber dies fortwährende Leben mehr der Tapferkeit und Weisheit, die in ihnen geschildert wird, als jenem eigenthümlichen Charakter.

Literatur über die Karlssage. L. Uhland, über das altfranzösische Epos (in Fouque's „Musen“ **1812**). F. W. F. Schmidt: Über die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkr. K. d. Gr. Berl. und Lpzg. **1820** Dessen treffliche Rezension des J. Dunlop: **The History of Fiction**, in den Wiener Jahrb. d. Lit. Bd **31 (1825)**. F. Wolf: Über die Leistungen der Franzosen f. d. Herausg. ihrer National-Heldenged. insbes. a. d. fränkisch-karoling. Sagenkr. Wien **1833**; Nachträge dazu in den Altdeutschen Blättern Lpzg. **1835**. G. W. Regis: Anmerkungen und Glossar z. s. Übersetzung des Bojardo. Berlin **1840**. F. Günther: Über die südfranzösische Volkspoesie. Bernburg **1844**. J. L. Ideler: Eginhards Leben und Wandel K. d. Gr. Hamburg **1839**. Zinnow: Über Ged a. d. Sagenkr. Karls d. Gr. (in Hagens Germania Bd. **VI**. Berl. **1844**). K. Simrock: Kerlingisches Heldenbuch. Frkft. am Main **1848**.

Die deutschen Dichtungen aus der Karlssage, welche in der Vorbereitungszeit der Minnesingerepoche trefflich begonnen, aber in der Blütezeit des Minnesangs nur mehr wenige und zum Theil kümmerliche Blüten getrieben, sind:

a) Karl, seine Ahnen, Helden und Nachkommen.

1. **Flos und Blankflos.** (Rose und Lilie.) Nach dem Französischen des Ruppreht von Orbent gedichtet von Konrad Flecke, einem Schweizer, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Ausgabe in C. H. Müllers Samml. deutsch. Ged. 12. Jahrh. Berlin 1784. II. von A. Ziemann, Quedlinb. und Lpzg. 184 von E. Sommer. Quedlinb. 1846 (in 8006 Versen). Niederdeutsch und kürzer bearbeitet in Burns altplattdeutschen Gedichten. Berl. 1738.

2. **Breimunt oder Karlmeinet**, ein Gedicht von K. d. Gr. Jugendzeit, von unbekanntem Verf. zu Ende des 12. Jahrh. Fragmente davon in Beneckes Beiträgen I.; Massmanns Denkm. I.; in Lachmanns Niederrheinischen Gedichten.

3. **Das Lied vom Kaiser Karl**, auch **Rolandslied, Roncevalschlacht** genannt. Bearbeitet, wahrscheinlich nach nordfranzösischer Quelle, zuerst zwischen 1170—77 von einem gewissen Pfaffen Konrad, der im Dienste Heinrich des Löwen gewesen sein soll. Dieses Gedicht, in dem das Romanzenartige und die ursprüngliche volksthümliche Gestalt auffallend durchschimmert, gehört zu den besten Produkten der Vorbereitungsperiode. Ausgabe in Schilter Thes I., von W. Grimm. Götting. 1838. Eine erweiterte Bearbeitung dieses Stoffes ist von Stricker (s. d.).

4. **Wilhelm von Oranse** oder der Heilige. Wolfram von Eschenbach (vide Gralsagen) bearbeitete zuerst diesen Stoff um 1215 nach dem Französischen und lieferte ein bedeutendes aber unvollendetes Gedicht, das sich dem priesterlichen Ritterthum anschließt. Die Wolframische Arbeit vervollkommneten Ulrich von dem Turlin (s. d.), der den ersten Theil dazu (Arabelens Entführung) und Ulrich von Türheim ein Schwabe, der um 1250 den dritten Theil (der starke Rennewart), dichteten. So nimmt also Wolframs Arbeit (der Kampf von Oranse) den Mittelpunkt ein. Sämmtliche drei Arbeiten im Mscpte d. k. k. Bibl. zu Wien ꝛc.

b) Karl im Streit mit seinen Vasallen.

Sämmtliche Gedichte dieser Abtheilung sind nach dem Französischen zuerst im 13. Jahrh. von flandrischen Dichtern bearbeitet, und diese Bearbeitungen im 14. Jahrh. erst ins Hochdeutsche, mit Beibehalt mancher Reste jener Sprache, wortreu übersetzt worden. Sie sind noch ungedruckt und nur in prosaischer Auflösung als Volksbücher bekannt.

1. **Malagis.** (2 Mscpte zu Heidelberg 15. Jahrh.) Der Held der Dichtung ist ein Nigromant, eingeweiht in die geheime Geschichte der Zauberei, und das Gedicht repräsentirt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den Bewaffneten.

2. **Reinalt oder die 4 Haimonskinder** (Adelhart, Ritshart, Writhart, Reinalt. Letzterer ist Ariostos Rinaldo) als Fortsetzung des Malagis (Mscpt des 14. Jahrh. 455 Verse als Probe gedruckt in Mone und Auffeß Anzeiger 1837). Bekannt und beliebt als Volksbuch seit 1504 (Köln) unzählige Male gedruckt. Vgl Zinnow, die Sage von den Haimonskindern (in Hagens Germania 1846)

3. **Ogier von Dänemark** (2 Mscpte zu Heidelb. vom Jahre 1479) von unbedeutendem poetischen Gehalt.

Zum Kerlingischen Sagenkreise gehören noch:

1. **Valentin und Namenlos,** bisher nur in niederdeutscher Bearbeitung bekannt (altniederländisches Bruchstück von 352 Versen im Besitze Hoffmanns v. Fallersl. neuniederdeutsch in Staphorsts hamburg. Kirchengeschichte IV.) Diese Dichtung erzählt die Geschichte der beiden Söhne der an einen König von Ungarn, Chrisostomus, vermälten Phila, einer Schwester Pipins.

2. Das Gedicht **Krane,** gleichfalls nur in Bruchstücken in niederdeutscher Sprache bekannt (in Haupts Ztschrift I.; Mscpt zu Pommersfelde). Es erzählt wie Gayol, ein König von Ungarn, mit seinen Brüdern Agorlin und Agorlot an den Hof eines ungenannten deutschen Kaisers kommt, wo sie die Namen Krane (Kranich), Valke und Stare erhalten. Sie erlangen hier die Gunst dem Kaiser dienen

zu dürfen. Gayol erwirbt durch seine Dienste die Tochter des Kaisers Acheloyde nebst einen Theil seiner Lande. Während der Hochzeit wird Gayol aber zu neuen Abenteuern weggeführt, und Affundin, Gayols Marschall, geleitet die junge Königin nach Ungarn. So weit die Bruchstücke; aus allem aber geht hervor, daß das Gedicht sehr weitläufig angelegt war. Der Dichter Bertolt Holle, ein Niedersachse, erhielt den Stoff zu seiner Epe (offenbar nach südlichen Sagen) vom Herzog Johann von Braunschweig Lüneburg (1252—1277).

3. **Die gute Frau.** Gedicht in 3058 Versen, zwischen 1230—1340 auf den Wunsch eines Markgrafen von einem unbekannten hochdeutschen Dichter verfaßt. Es theilt die Erlebnisse einer Frau mit, die in allen Anfechtungen ihre Reinheit bewahrt, zuletzt in dritter Ehe den König Karlmann heiratet, und mit ihm Pipin und Karln erzeugt, woraus sich ergibt, daß die »gute Frau« mit Bertha eine Person ist Darstellung dürftig, eintönig, sehr mystisch. Ausg. nach k. k. Mscpt (das den Titel führt: Poema de Caroli M. origine et genealogia) von E. Sommer in Haupt's Ztschrft. für deutsch. Altth. II. Lpzg. 1842 Inhalsangabe und Proben in Wolfs Leistungen der Franzosen ꝛc. (Wien 1833) S. 74—96.

4. Bruchstücke eines Mscpts des 13. Jahrh., dessen Inhalt ein altfranzösisches Rittergedicht in niederrheinischer Übersetzung. Der Hauptheld heißt **Ribalt** und neben ihm erscheinen mehrere gefeierte Helden Karls. Es steht mit Eschenbachs Wilhelm in manchem Zusammenhange. (Vide Roths Vorrede zu seinen Altdeutschen Predigten. Quedlinb. 1839.)

5. Ein eigenthümliches, im Heldenbuche der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien befindliches Gedicht mit der Überschrift: »**Von Kunig Nero ainem Wueterich, der auch wie ein fraw swanger wolt sein unnd sein Mueter aufschneiden ließ vmb sein Furwitz willen, auch wie er Rom zerstört: wie Karolus (der Große) nach Erstörung Rom, die Lannd bezwungen; dazu wie Olifer (Olivier) und Ruland sich ritterlich gehalten haben, vnnd wie Mauritius von Krawn liebet die Gräfin Beamundt.**« Um den Verfall und das Wiederaufleben der Ritterschaft bei den Griechen, Römern, Franken zu zeigen, holt der Dichter von den Griechen und Trojanern aus, kommt dann zu den Römern, bei denen die Ritterschaft mit Nero aufhörte, bis sie durch Karl d. Gr. in Roland und Olivier wieder aufblühte. Darauf hebt er seine eigentliche Märe von Ritter Mauritius von Krawn an, der lange um die Liebe der Gräfin Beamunt vergeblich warb. Endlich lies er ein großes Schiff bauen, welches von unsichtbar angebrachten Pferden zu Land gezogen ward. In diesem Schiff fuhr er mit den Seinigen gen Frankreich, stach

im Turney der Gräfin zu Ehren neun Ritter nieder, worauf sie ihm mit einem Kusse lohnt und sein Liebesflehen erhört *).

2. Bretonischer Sagenkreis, von König Artus mit seiner Tafelrunde und vom heiligen Gral.

Als die Heldensagen der Nibelungen und aller dazu gehörigen Ritterstämme in höchster Blüte standen, als des fabelhaften Turpin Karl d. Gr. und dessen Paladine zu einem eigenen Cyklus ausgebildet, sich südlich verbreitend an Frankreich und Iltalien besonders hingegeben, den Übergang zur romantischen Poesie machten: da entschloß sich dem Deutschen ein neuer Kreis, gebildet aus all dem Kühnen, Zarten, Lieblichen Verwickelten und Zierlichen, welches das romantische Zeitalter schmückt: eine Welt voll Wunder, wie Vilmar von der Sage begeistert ausruft, in einem Zauberkreis voll der seltsamsten, abenteuerlichsten Gestalten, voll fantastischer Gebilde bald der glühendsten Einbildungskraft, bald des ernstesten Tiefsinns, bald in den brennendsten Farben strahlend und in dem buntesten Schmelz der reichen Fantasie schimmernd. — In zwei Theile sondert sich dieser Kreis, in welchem sich die wahrhaften Kunsterzeugnisse der Poesie des glänzendsten deutschen Mittelalters verwirklichen und die Kreuzzüge des 11. und 12. Jahrh. auf das schönste und erhabenste abspiegeln: in den des Artus und seiner Tafelrunde, und in den, ursprünglich von jenem abgesonderten dann aber mit ihm verbundenen des heil. Gral.

Literatur über die Artus- und Gralsage. Außer den bei der Literatur über die gesammte epische Poesie angezeigten Werken: F. F. Hofstäter, Altdeutsche Gedichte aus d. Zeiten d. Tafelrunde, neu verdeutscht (sammt Erläuterungen) Wien **1811**. **2** Bände. J. Görres: Lohengin (Einleitung) Heidelb. **1813**. San Marte: der Mythus vom heil. Gral. Halle **1837**. M. F. G. Bergmann: **Sur l'origine et la Signification des Romans du S. Gral. Strasbourg 1842**. Mit besonderer Sachkenntniß und Fleiß hat San-Marte (A. Schulz) beide Sagen von ihrem ersten Ursprung an bis zu ihrer letzten Gestaltung in ihrer historischen Entwicklung dargestellt in seiner: Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest. Quedlinb. u. Lpzg. **1842**, und über die Gralsage im 5. Buche des **2**. Bandes seines Leben und Dichten W's v. Eschenbach (Magdeb. **1841**), welches ein zusammenhängendes Ganzes mit dem ersteren Werke bildet. San-Marte: Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage. Quedlinb. und Lpzg **1847**

A) **König Artus** ist der Mittelpunkt der uralten walschen Natio-

---

*) Merkwürdig ist, daß die Sagen von Karl d. Gr. nirgends unter dem Volke so lebendig sind, als in einer Gegend Österreichs, im Salzburgischen, wo man ihm das Innere des Untersberges als kristallenen Aufenthaltspallast zuschreibt.

nalsagen, die einfache Wurzel eines Riesenbaumes, dessen Zweige nach fast einem Jahrtausend ganz Europa überschatteten, bis seine Lebenskraft unterging in der modernen Welt, zugleich mit dem letzten Rest des Ritterthums. Als die Sage von Artus durch Verbindung der Britten mit den Normannen unter Wilhelm d. Eroberer ein Gemeingut beider Nationen geworden, gewann sie im 11. und 12. Jahrh. eine ganz neue Gestalt. Man hob an Artus hauptsächlich diejenigen Seiten hervor, welche diesem Zeitalter als die vorwaltenden und werthvollsten galten, und feierte ihn in Gesängen manigfacher Art als den Gründer nicht blos eines nationalen Reichs, sondern auch einer nationalen Ritterschaft, und erkannte ein seiner Ritterrunde zugleich das Ideal alles ritterlichen Lebens und Strebens: den Höhepunkt des weltlichen Ritterthums.

Grundlage und Umriß der Artussage. Artus oder Arthur der im Ehebruch erzeugte Sohn Uter Pantragons mit der Igerune (Ingra), Fürstin von Kornwales, und Bruder der Fee Morgana und Pflegesohn des Zauberers Merlin, soll von 516—542 England beherrscht haben. Schon unter seinem Vater war auf Anrathen des Zauberers Merlin zu Carduel (Karidol) eine runde Tafel von glattem Marmor errichtet worden. An ihr sitzt nun Artus mit seinen auserkornen Helden inmitten seines Hofstaats von vielen hundert glänzenden Rittern und schönen Frauen, unter denen seine reizende Gemalin Ginevra die Krone ist. Zur Aufnahme in den Kreis der Tafelrunde, dessen Mitglieder Ritterschaft pflegen und Ritterehre hüten, befähigen nur die größten ritterlichen Eigenschaften: hohe Geburt, Tapferkeit, Treue, Weisheit und Tugend. Stirbt ein Tafelgenosse, so erscheint durch Merlins Zauberkunst auf dem erledigten Stuhle der Name des würdigsten Nachfolgers. Die Ritter der Tafelrunde ziehen aus von Land zu Land auf Abenteuer, Frauenschutz, Zauberlösung, zur Bändigung hohnsprechender Helden, Riesen, Zwerge und Zauberer, zur Befreiung der Unglücklichen; sie versammeln sich bei glänzenden Hoflagern und Turneien, schlagen oft die vortheilhaftesten Eheverbindungen, ja Länder und Kronen aus, um im Laufe ihrer Wanderungen nicht gehemmt zu werden, und als vollkommene ruhmbekränzte Ritter wieder zu kehren. Artus selbst zieht siegreich gegen Sachsen, Schottland, Irland, Norwegen, Dänemark, vernichtet ein römisches Heer bei Paris, schlägt die spanischen Riesen, und übt allenthalben Wunder der Tapferkeit mit seiner Lanze Rol, seinem Schwerte Kaliburn und seinem Schild Pridwen. Nach einigen Sagen blieb er mit allen seinen Rittern in einer Schlacht gegen seinen treulosen Neffen Mordred zu Kornwallis, oder in der dritten Sachsenschlacht; nach Volkssagen aber lebt er noch in einer Insel verzaubert, und wird einst wiederkehren, einen neuen Glanz nach Brittanien führend.

Die inhaltreichste Kunde über die Artursage gibt uns Gottfried oder Galfried, ein Archidiakon zu Monmouth in Wales, Arturus zubenannt, der um 1130—50 einen in Armorika (heut. Bretagne) gesammelten Stoff allerlei Erzählungen zu seiner Historia Britonum, (in den rer. brit. script. Heidelberg 1587 f.) seiner Vita Merlini und seinem Comment. in Prophetias Merlini utriusque (beide als Mscpt) benützte, und da die meisten Helden dieses Sagenkreises auftreten läßt. Die Dichter ergriffen mit inniger Liebe diesen Stoff, der ihnen so viel Raum gab, ihre lebhafte Fantasie in Thaten und Wundern umher schwärmen zu lassen, und viele einzelne Ritter, die an der Tafelrunde saßen, und deren Handlungen beiläufig erwähnt worden waren, wurden aufgenommen, und ihr Leben und ihre Thaten besonders besungen. Unüberwindliche Kraft im Kampf, unermüdliche Lust zum Streit, zu den wundersamsten Abenteuern, ein unantastbares, bis auf die höchste Spitze getriebenes, empfindlichstes Ehrgefühl, die Liebe in reizendster Sinnlichkeit, Pracht ohne Gleichen, Courtoisie und Galanterie in ihrer feinsten Ausbildung sind die karakteristischen Züge dieser Dichtungen, die den Kreis der Romane der Tafelrunde bilden.

Aber nicht allein die Theilnehmer des Vorrechtes: Beisitzer der Tafelrunde und beständige Gefährten des Artus zu sein, wurden besungen, sondern die Dichter wählten sich auch andere Personen ihrer Fantasie und brachten sie durch ihre Großthaten in Verbindung mit Artus, von dem sie entweder, noch Knappen, zu Rittern geschlagen wurden (wie Parzival), oder erfüllt von dem Ruhme, den der Hofhalt dieses Königs genoß, zu ihm eilten, um unter ihm zu kämpfen (wie Wigamur) oder auch um ihre Tapferkeit und Kraft im Kampfe gegen die bewährten Ritter der Tafelrunde zu prüfen, und als Sieger sich an Artus zu schließen (wie Stricker's Daniel v. Blumenthal). So wurden viele Helden besungen und wieder besungen, bis endlich Ariosto die verschiedenen Mythen sinnig und trefflich zu seinem Orlando furioso benutzte. Die neue würdevolle Erscheinung verringerte zwar den Ruhm und die Beliebtheit der alten Dichtungen, die durch mehrere Jahrhunderte die Lieblingsergötzlichkeit der gebildeteren Klassen der meisten Völker blieben, aber der wohlthätige Einfluß verbreitete sich durch die Folgezeit, und zu dieser Wurzel müssen wir zurückkehren, wenn wir das Mittelalter und die romantische Zeit in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit erkennen wollen.

Deutschland erhielt, — wie St. Marte sagt, — die walschbretonische Artursage gegen das Spätende des 12. Jahrhunderts nur durch Vermittlung nordfranzösischer Dichter, und dieselben Gründe, welche in Frankreich sie mit so großem Erfolg in die Ritter- und Adelswelt verbreiteten, bewirkten auch hier ihre glänzende Aufnahme. Vermöge ihres rit-

terlichen zeitgemäßen Elements, das sich an keine Nationalität eines Landes und Volkes band, sondern als ein Kind des Weltgeistes überall mit gleicher siegender Gewalt auftrat, wo das Ritterthum nur irgend feste Gestalt gewonnen hatte, drängte sie bald die deutschen Heldensagen und alle übrigen von den Höfen der Fürsten und des Adels zurück ins Volk, und überließ diese, mit geringer Ausnahme, den fahrenden Volkssängern, während die Bearbeiter der Artursage ihr Dichten als gelehrte, ritterlich-höfische Kunst geltend machten. Während die ersten deutschen Bearbeiter: Ulrich von Zatzikhofen, Eilhart von Hobergen mehr treue Nacherzähler des französischen Vorbildes waren, und ihre Sprache noch unbequem in den kurzen französischen Reimpaaren einherging, bildeten die letzteren sich doch schnell zu einer bewunderungswürdigen Gewandtheit, zur kraftvollen Energie und glänzendsten Eleganz heraus, und das Kunstprincip, welches Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg nur noch in Dämmerung sahen, erreichte in dem Genie Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg seine reinste Vollendung. Der deutsche Minnesänger blieb nicht bei dem ritterlich romantischen Stoff, den ihm das französische Gedicht bot, stehen, sondern suchte und sann nach Motiven der oft seltsamlichen ritterlichen Thaten, begleitete die Erzählungen mit seinen Bemerkungen und Raisonnements, stellte sich selbst der Fabel gegenüber, suchte den Helden konsequente Karaktere zu geben, und verlieh so dem französischen Gedicht eine durchaus deutsche Färbung zugleich mit dieser seiner mehr objektiven künstlerischen Behandlung. Fassen wir mit San Marte kurz den Gegensatz in der Art und Weise zusammen, wie Frankreich die bretonischen und Deutschland die französischen Erzählungen der Artursage zuerst aufnahm, so ist es der: die Franzosen erzählten die bretonischen Sagen mit ritterlicher Begeisterung wieder; die bretonische Sage machte die französischen Erzähler zu Dichtern. Die Deutschen gaben der französischen Erzählung eine deutsche Seele; sie machten die bretonische Sage zur Dichtung.

Überschauen wir endlich, mit San Marte, den ganzen Schatz von poetischen Urkunden, welche Zeugniß über Artus ablegen, so tritt er uns entgegen zuerst als das unbedeutende Haupt der kleinen Fürsten von Wales im Kampfe gegen die Sachsen; sodann als der überall siegreiche Heros, der sein mächtiges Zepter über ganz England, Frankreich, Skandinavien und Deutschland schwang, und bis Rom und Jerusalem vordrang. Nun treten neben ihm Helden mit nicht minder wunderbaren Großthaten auf, und der kämpfende König wird glänzender Mittelpunkt romantisch-ritterlichen Hofhalts. Endlich verdunkelt ihn der Glanz des heiligen Grales, der jedoch, mit ihm sich auflösend im Gebiet der freien Poesie, dann in die Nacht der Vergessenheit zurücksinkt. Demnach theilte

San Marte die Resultate seiner trefflichen Forschungen über die Artursage in folgende Epochen ein: 1. Artur Nationalheld v. J. 600—1066; 2. Artur und die Helden der Tafelrunde v. J. 1066—1150. 3. Nordfranzösische Fortbildung der Artursage v. J. 1150 bis zum Untergang des Ritterthums.

Deutsche Dichtungen aus dem Artursagenkreise:

a) **Tristan.** Bearbeitet 1) von **Eilhart v. Hobergen,** der ein Niederdeutscher und Dienstmann Heinrichs des Löwen (1189—1207) gewesen sein soll. Adelung u. A. vermutheten ihn aus dem oberösterreichischen Geschlechte derer von Hobergen entsprossen. In seinem Werke, um 1176, folgte er französ. Originale (Cherit. von Troyes?). Nur Bruchstücke davon erhalten. Ausgabe von Hoffmann. Breslau 1823; besser in dessen Fundgr. I. Wurde aber als Volksbuch beliebt.

2) **Von Gottfried v. Straßburg** um 1220 (nach Thomas von Britanien). Es ist sein Hauptwerk. Da er es unvollendet ließ, so vollendeten es zuerst 1240 Ulrich von Türheim, ein Schwabe, vollständiger aber Heinrich von Vriberg 1270 (s. d.). Ausgaben: in Müller's Sammlung II.; von Grote. Berlin 1821; v. d. Hagen: Gottf. v. St. Werke, Breslau 1823. 2 Bände; von Maßmann. Lpzg. 1843. Neudeutsche Bearbeitung von K. L. Immermann (im Rhein. Jahrb. für Kunst und Poesie. Köln 1840 und 1841) von H. Kurtz. Stuttg. 1843.

b) **Erek und Enite,** von Hartmann von Aue, um 1200. Mscpt k. k. Ambras. Samml. in Wien, zuerst entdeckt, beschrieben und Proben mitgetheilt von Al. Primisser in der Wiener Literaturzeitung 1816, und in den Wien. Jahrb. der Liter. Band 16. Ausgabe von Th. Haupt. Lpzg. 1839.

c) **Iwein** (der Ritter mit dem Löwen), von Hartmann v. Aue, 1200 (nach Cherit. von Troyes). Mscpt k. k. Ambras. Samml. zu Wien ꝛc. Ausgabe von K. J. Michaeler (sammt Übersetzung, Kommentar und Glossar). Wien 1786; von Müller in dessen Sammlung II.; von Benecke und Lachmann. Berlin 1827; 2. Aufl. v. Lachmann. Berlin 1843. Wörterbuch dazu von Benecke. Gött. 1833. Neudeutsch von W. Gr. v. Baudissin. Berl. 1844.

d) **Wigalois** (der Ritter mit dem Rade) von Wirnt v. Grafenberg 1212 (s. d.).

e) **Wigamur** (der Ritter mit dem Adler), eine Dichtung in 6106 Versen (da aber Lücken sind, nur 6080 Versen) aus dem Ende des 13. Jahrh. Der Dichter, welcher blühende Sprache und Darstellung besitzt, und im oft schnurrigen Ton der Erzählung sein Zeitalter verräth, ist gänzlich unbekannt. Das Gedicht, welches nur allein deutsch vorhanden ist, ist

nach Hagen wahrscheinlich auch ein Gebilde des deutschen Dichters und Cheritien v. Troyes oder ein walsches Original mag des Haupthelden Wigamur nur erwähnt haben. Dieser rettete einen Adler aus den Klauen eines Geiers, der ihn nun zu allen seinen Abenteuern begleitet, gleich dem Löwen des Iwein, wie überhaupt auch hier die geschilderten Aventüren ähnlich denen Wigalois und Iweins sind. Mscpt zu Wolfenbüttel. Ausgabe in Hagen und Büsching's deutschen Gedichten des Mittelalters. I. Berlin 1808.

f) **Lanzelot vom See** von Ulrich von Zatzichoven (s. d.) um 1194.

g) **Daniel von Blumenthal** von dem Stricker (s. d.).

h) **Gawein oder Gawan.** Von unbekanntem Verfasser im 13. Jahrh. Es behandelt die Abenteuer des Gawan, eines der tapfersten Ritter der Tafelrunde, welcher sogar die Burg des unüberwindlichen Zauberers Klingsor zerstörte. Mscpt zu Bremen. Bruchstücke eines Mscpts zu Seitenstätten in Österreich, ausgegeben in Hoffmann's Altdeutschen Blättern II., solche auch in Mone's Anzeiger 1835.

i) **Garl vom blühenden Thale.** Von den Pläiere (s. d.).

k) **Tandarios und Floridibel.** Von demselben.

l) **Gabriel von Muntavel** (der Ritter mit dem Rock) von Meister **Kuhnhart von Stoffel.** Dieser Konrad ist aus dem Geschlecht der Herren von Hohenstoffeln oder Stoffeln im Höhgau, und ist wohl derselbe Domherr am Münster zu Straßburg, der daselbst 1279 und 1248 in Urkunden vorkommt. Sein noch ungedrucktes Heldengedicht, dem es weder an Reichthum der Empfindung noch an poetischem Schwunge mangelt, zählt 5642 Verse. Mscpte davon zu Innsbruck (v. J. 1456, Proben hieraus theilte A. Emert in Mone's Anzeiger 1836 mit), zu München (?), Donaueschingen (?), im Besitze Laßberg's. Kleine Probe in Schreiber's Taschenbuch für Gesch. Freib. 1841 in W. Wackern. Leseb. Er sagt selbst, daß er es nach spanischem Originale bearbeitet habe:

von Stoffel maister Cunrat
hat daz puech geticht
mit rimen bericht
der was ain werder fryer man;
zuo Hispania er daz puech gewan.

m) Zwei Werke suchten die gesammten Helden und Abenteuer der Artursage in einem Gedichte zu gruppiren. Davon erhielt sich nur eines: **Der Aventeuere Krone,** von Heinrich von dem Turlin (s. d.). Das andere, umfassendere aber: die Artushelden, von **Gottfried von Hohenlohe,** ist verloren.

B) **Die Sage vom heil. Gral.** (Das geistliche Ritterthum. Verklärung und Verbreitung der christlichen Kirche symbolisch dargestellt.) Unter dem heil. Gral (von sanguis regalis) versteht man die Schale, aus welcher Christus mit seinen Jüngern beim letzten Abendmale das Osterlamm aß. Diese Schale war gefertigt aus einem einzigen Edelsteine, welchen Luzifer bei seinem Sturz vom Himmel zur Hölle aus der Krone brach. Sie war Besitzthum des Josef von Arimathea, welcher Christi Blut, wie es seiner Seite durch den Lanzenstich des Longinus entströmte, in ihr aufgefangen. Ihr beseligendes Anschauen nahm, wie der Heiland selbst, dem Tode seine Macht und bewahrte die Umgeber des heil. Gefäßes vor der Todsünde. Jeder Charfreitag erneute die Heiligkeit und Kraft des Gral, indem an diesem Tage des Jahres ihm eine vom Himmel gesandte, mit Heiligenschimmer umgebene weiße Taube eine Hostie brachte. Dieser Gral war im Osten verschwunden, Josef von Arimathea soll ihn in den Occident gebracht haben; da aber hier Niemand dieses Heiligthums würdig war, hielten es schwebende Engel so lange in den Lüften, bis Titurel der Sohn eines Christenkönigs (von Anjou) ihn nach Salveterre in Piskaya führte. Dieser ließ da auf dem Berge Montsalvatsch (Heilandsberg), der aus einem einzigen Onix bestand und spiegelglatt abgeschliffen worden war, nach dem Grundrisse des Grales selbst, einen Tempel bauen. Die Pracht dieses über alle Wunder der Märchenwelt hinausreichenden Tempels beschreibt einzig nur Albrecht von Scharfenberg, der kärnthnerische Ritter, mit großer Ausführlichkeit folgends. Eine Rotunde (nach Art der Tempelritterkirchen), 100 Klafter im Durchmesser, umgeben von 72 achteckigen Kapellen und 36 sechsstöckigen Thürmen, deren jeder inwendig eine von außen sichtbare Spindeltreppe hatte *). Allerlei Kunstgebilde von Gold, Perlen und prachtvollstem Edelgestein diente ihm zum Schmucke, so daß es im Innern auch bei Nacht wie heller Sonnenschein glänzte und flimmerte. Alle Gewölbe, so wie auch die Altarsteine, waren blau, von Saphir. Ein großer Thurm erhob sich in der Mitte der Rotunde dieser Burg, in seinem Innern ein noch weit prächtigeres Werk, welches den großen Tempel im Kleinen vorstellte, bergend, und erst das Innere dieses verschloß den heil. Gral. Tiefes Geheimniß umgibt ihn, er ist unauffindbar für den, der ihn sucht, unsichtbar jedem Auge und zugänglich nur den Erwählten. Ein dichter Wald, in dessen Mitte der Tempel steht, vertheidigt von seinen eigens zur Obhut des Grales bestellten Rittern, die sich Tempeleisen nennen, wehrt jedem Uneingeweihten

*) Vgl. Boisseree: über den Temvel des h. Gral (in den Abh. d. k. bairisch. Akademie d. Wissensch. München 1835 I.).

den Eingang 60 Rasten weit; nur damit die Tempeleisen sich immer zu seinem Dienste einfinden können, leuchtet vom Knopfe des Hauptthurmes ein riesiger Karfunkel mit magischem Schimmer weit in den dunklen Wald hinein. Jahrhunderte lang wurde Gral in diesem Tempel voll Andacht und Ehrfurcht gepflegt, bis endlich Sittenverderbniß und Irreligion im Occident überhand nahm; da enttrugen wieder Engel dem unwürdigen Volke den heiligen Schatz, und brachten ihn sammt dem Tempel ins orientalische Wunderland des Priesterkönigs Johannes. Dies sind die äußeren Umrisse der Gralsage, welche tief den innerlichen Geist des christlichen Mittelalters ergriff, und besonders wegen ihres mystischen Dunkels sich vielfach die Kunst der größten höfischen Dichter dieses Zeitalters verpflichtete.

Fragen wir nun nach der Quelle dieser Sage, so zeigt sich uns ein so undurchdringlicher trüber Schleier über sie gespannt, daß man vermuthen möchte, sie sei entweder die Schöpfung der Dichter des Mittelalters selbst, oder sie verzweige sich in das urälteste Heidenthum, in die Mythen Hindostans. Von entschiedenstem Einfluß auf die Sage aber ist die Gründung der geistlichen Ritterorden und die Kunde der spanischen Völker gewesen. Die ersteren verbanden mit dem Wesen ihres Ordens, als einer gegen Außen abgeschlossenen Verbindung, nothwendig auch das Geheimniß, und es ist nicht zu bezweifeln, daß insbesondere die Tempelherren eine eigene Geheimlehre hatten (vide Moldenhawer's Prozeßacten. Münter's Statutenrecht der Tempelherren). In Spanien und im südlichen Frankreich fehlte es nicht an geistlichen Genossenschaften, welche, wie San Marte sagt, vom Dogma der katholischen Lehre in wesentlichen Punkten abwichen; seit dem 10. Jahrh. reisete man aus Frankreich und andern europäischen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptsächlich Mathematik, Fysik, Sternkunde, Filosofie, Geschichte und Geografie zu studieren; es entstanden in Spanien zu einer Zeit, wo das ganze übrige Europa voll Unkultur und Unwissenheit war, die trefflichsten Hochschulen, welche in ihrem Schooß besondere Traditionen unterhielten, und in welchem Muhamedaner, Juden und Christen sich in Einigkeit zusammenfanden, um vornehmlich Astrologie und magische Naturkunde zu treiben. Es erweiterten den Forschenden sich in Afrika und Asien die Grenzen der damals bekannten Welt, und die Kunde ferner wunderbarer Völker und Länder kam durch sie nach Europa, zugleich mit mancher unverstandenen Sage, der bald eine christliche Deutung gegeben, und die dann in diesem Sinne fortgesetzt ward. Dies war insbesondere der Fall mit der Sage vom heil. Grale, die, zunächst zwar von provenzalischen und nordfranzösischen Dichtern bearbeitet, und in dieser Gestalt den Deutschen überliefert, dennoch von unseren vaterländischen Dichtern mit einem Tiefsinne

aufgefaßt ward, der den französischen Dichtern fremd war. Das höchste Gut, was das Christenthum kennen gelehrt hatte, war die Erlösung und Beseligung durch den Weltheiland; dies Gut erschien als ein äußerlich wahrnehmbares, wirkliches und konkretes in dem heil. Grale. Und diesen Gral behütete und pflegte, wie wir vernommen haben, eine Ritterschaft, deren Organisation die Dichtung unverkennbar den geistlichen Ritterorden, vorzüglich dem schon in der Mitte des 12. Jahrh. äußerst ausgedehnten und reichen, und des höchsten Ansehens genießenden Orden der Tempelherren, nachgebildet, und sie deshalb auch Tempeleisen genannt hat. Nach dem Grale zu forschen, durch reines sittliches Leben, durch die auserlesensten Heldenthaten die Gunst zu erlangen, in den Orden des Gral aufgenommen zu werden, oder gar das Königthum desselben zu erringen, war die Aufgabe der ritterlichen Helden — die Würde und die Wunder des heil. Gral zu verherrlichen, die Aufgabe der Dichter dieses Sagenkreises, die nun ihre Helden aus der Tafelrunde des Artus nahmen, um sie zu Hütern des Grales zu machen. Die Fabeln des Grals erscheinen daher mit denen des Sagenkreises von König Artus oft auf das Mannigfaltigste verwoben, niemals aber zusammen als identisch.

Als erster Dichter der Gralsage erscheint der Provenzale Kyot, zwischen 1160—80. Leider ist sein Werk verloren, und was wir von ihm wissen, ist nur durch Wolfram v. Eschenbach bekannt. Kyot nennt mit vieler Unwahrscheinlichkeit als seine Quellen ein Werk zu Toledo, welches die echte Geschichte des Grals enthielt, die Flegetanis, ein Heide von Vaterseite, von Mutterseite ein Jude, der der Sterne Kommen und Gehen, und ihre geheime Einwirkung auf das Schicksal des Menschen wohl kannte, in heidnischer Schrift aus den Gestirnen geschrieben hatte; dann eine Kronik von Anjou, dem Stammhause Parcivals. Es scheint also das Werk durch die Erhebung der Anjou's, namentlich Heinrichs II. auf den englischen Thron (1154) veranlaßt, dessen Herrschaft sich bis in die Provence erstreckte. Der älteste nordfranzösische Bearbeiter der Gralsage ist Cheritien de Troyes, 1170—1190. Er hinterließ seinen Parcival unvollendet (fortgesetzt und bearbeitet von Gautiers de Denet, Gilbert v. Montreuil und Maneſſier), und dichtete auch mehrere Artussagen: Lancelot de lac (fortgesetzt von G. de Leigni, Ausg. in A. Kellers Romvart. Mannh. 1844), den Tristan (Ausg. v. Michel 1835), Iwain, Erek, u. s. w. Wolfram v. Eschenbach verpflanzte um 1205 die Gralsage zuerst nach Deutschland, durch seinen Parcival, den er nach Kyot bearbeitete.

Überschauen wir nun mit San-Marte die ganze Gruppe des Grals (dessen Localitäten also nach Spanien und Südfrankreich wei-

sen, während die des Artus nach England und Bretagne), so bemerken wir, daß sie sich in die Mystik des Tempeleisenthums und in die Geschichte des Hauses Anjou sondern. Als ein drittes weder dem Gral noch Artus angehöriges Element tritt Klingsor oder Klingschor (vide den Minnesinger dieses Namens), und sein Zauberwesen, das süditalischen Ursprung verräth, hinzu, und während der Priesterkönig Johannes und die Geschichte Lohengrins sich dem Gral und Parcival fast gewaltsam anschließen, führt der erstere uns nach Hochasien und der letztere in die deutsche Sagenwelt.

Deutsche Dichtungen aus dem Gral-Sagenkreise.

a) **Titurel oder die Hüter des heil. Gral** (vide Albrecht von Scharfenberg) nach Kyot.

b) **Parcival** (Darstellung des geistlich verklärten Ritterlebens in den Tempeleisen). Das Meisterwerk (in 24,747 Versen) Wolfram's von Eschenbach um 1205 nach Kyot gedichtet. (Ausg. Alter Druck o. O. 1477; in Müller's Sammlung I.; K. Lachmann: Sämmtliche Werke Wolfram's v. Eschenbach Berlin 1833. Dieselben ins Neudeutsche übersetzt von San-Marte (A. Schulz), Magdeburg 1836—41. 2 Bde.; von Simrock (Parcival und Titurel), Tübing. 1842. 2 Bde. — Lachmann Abhandl. über den Parcival. Berl. 1835). Da ich den Umriß des Inhalts aller Gedichte dieses Kreises mittheile, so will ich ein Gleiches auch von diesem, obgleich das Produkt eines nichtösterr. Dichters, thun. Gamuret, ein Heidenkönig, verläßt seine Frau und seinen Sohn Feirefiz und gewinnt in Spanien bei einem Turnier die Prinzessin Herzeloide (Enkelin Titurels) zur Gemalin. Parcival, beider Sohn, wird nach dem Tode seines Vaters (Herrn von Anjou) in der Wüste erzogen, und zieht nach dem Ritterschlage auf Abenteuer aus. Kommt an Artus Hof; schickt die überwundenen Ritter zur schönen Kunneware und zu Artus Gemalin; erwirbt durch Besiegung des Königs Clamide die minnigliche Cobwiramurs, vermält sich mit ihr und kommt nach Montsalvatsch zum heil. Gral. Hier verscherzt er die Krone des Grals, weil er nicht nach des Königs Amfortas Krankheit fragt und zieht von dannen. Seine Muhme Sigune eröffnet ihm, was er dadurch verloren; er wird hierüber irre; kommt mit Gawan zu Artus. Der Einsiedler Trevrizent erzählt ihm die Geschichte Grals, der Krankheit Amfortas, belehrt ihn über Gott, Religion und Moral. Parcival's Versöhnung mit Gott; Gawans Abenteuer. Parcival heilt König Amfortas, wird König im Gral. Nun kommt seine Gemalin, die ihm zwei Söhne geboren: Lohengrin, den er zum König von Wales und Anjou macht, und Ka-

dreiz, den er bei sich behält. Auch sein Stiefbruder Feirefiz war angekommen, wird getauft, heirathet Repanse de Schoye, die Schwester Amfortas, zieht nach Indien; beider Sohn wird Priester Johann.

c) **Lohengrin, der Schwanritter** (nach dem Franz. des Camelain de Cambray?) (vide Albrecht v. Scharfenberg und auch Klingsor).

d) **Priesterkönig Johann.** Es befindet sich im geschriebenen Heldenbuche der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien ein nur in dieser Abschrift vorhandenes, und sonst gänzlich unbekanntes Gedicht »von dem Reichthum des Priesters Johannes in India,« welches selbst dem Forscherauge des gründlichsten Kenners dieses Sagenkreises, San-Marte entging *). Die Einkleidung dieser, für Sagengeschichte und Volksglauben des Mittelalters wichtigen Epe ist folgende: In Indien lebte ein reicher Kaiser, der seiner Frömmigkeit halber der Priester Johannes genannt wurde; er war Beherrscher vieler Länder und zinsbarer Könige. Dieser wollte auch den König Emanuel von Griechenland unter seine Vasallen zählen, und sandte ihm deshalb einen Brief, worin er ihm alle Wunder und Reichthümer Indiens schildert: die fremden Thiere, den Phönix, die Zentauren und Riesen, die Linstutzen ꝛc., er spricht von den Edelsteinen und ihrer Kraft, vom Pfefferland, von den verborgenen mächtigen Gewässern, von dem Berge, in welchem die Juden versperrt, von den Amazonen, die auf einer Insel wohnen, von dem herrlichen Pallast, da, wo einst St Thomas den Glauben geprediget, von dem überschwänglichen Reichthum des Landes, von der großen Vollkommenheit und Tuzend der Menschen darin. (Das Gedicht mag am Ende mangelhaft sein.) Die Sage vom Priesterkönig Johannes scheint ein bloßes Machwerk der Nestorianer zu sein, wodurch diese Secte den Beschützer ihrer Ostkirche in den Augen der Kreuzfahrer und der Westkirche hoch erheben wollte; und sie erreichten damit auch ihren Zweck, denn seit ungefähr 1145 verbreitete sich durch ganz Europa der Glaube, daß ein solcher allgewaltiger übermaßenreicher Priesterkönig den Orient beherrsche, und den die nestorianische Kirche zum Christenthum gebracht. Des Abulfaradj syrische Kronik erzählt zum Jahr 1046 von einer Epistel des nestorianischen Metropoliten an den Katholicus von Assyrien, welche berichtet, daß sieben Könige mit siebenmal 70,000 Reitern und ihrem Kaiser Nasarat (ein christlicher Name bei den Muhamedanern) die Ge-

---

*) Das Bruchstück eines andern Gedichtes »vom Priester Johannes« (in 627 V) aus dem 13. Jahrh. mitgetheilt v. Hoffmann in den Altdeutsch. Blättern Bd. 1., nach Berl. Mscptn.

birge von Thibet und Khotan überstiegen, und bis Kasgara vorgedrungen seien. Dies mag die Quelle der Priesterkönigssage gewesen sein, welche die Kreuzfahrer mit mancher fantastischen Zugabe den Chronisten des Occidents erzählt, und diese, welchen in ihren einsamen Klöstern alles Abenteuerliche willkommen war, sie ihren Klosterannalen einverleibten. Unser Otto von Freisingen denkt in seiner Chronik zum Jahre 1145 dieses: »rex et sacerdos cum gente sua Christiana ante non multos annos in oriente habitans.« Dem übrigen Berichte Otto's gleichstimmig lautet auch der (oben) erwähnte Brief, welchen der Priester Johannes 1165 an Kaiser Emanuel und Friedrich I. gesandt haben soll (vide Alberich's Chronicon zum Jahre 1165), der aber auch den pomphaften Styl nestorianischer Schreiber verräth. Unser Albrecht von Scharfenberg führt zuerst in seinem Titurel den Priesterkönig Johannes völlig in die Gralsage ein.

Nach der Minnesingerzeit ergötzte die Gralsage vor allen anderen die Leselust der deutschen Ritterwelt, und man griff außer dem schon Vorhandenen auch zu den neuen Übersetzungen der Nachfolger des Cherit. von Troyes. Ein bisher unbekanntes deutsches Gedicht **»Parcival mit der Tafelrunde«** fand v. d. Hagen (Briefe in die Heimat II. 305) in der vatikan. Bücherei zu Rom. Es ist bearbeitet nach Manessier, der Anfang von Klaus Wisse, das Ende vom Straßburger Goldschmiede Filipp Colin, welche beide es mittelst Dolmetschung des Juden Sampson für den oberelsässischen Herrn Ulrich v. Rapoltstein, zwischen 1330 bis 1336 dichteten. Sie rühmen sich darin, daß ihr Parcival mehr enthalte als der Eschenbachs.

Ulrich Fürterer, ein Briefmaler zu München oder Nürnberg, um 1487 im Dienste Albrechts IV., Herzogs v. Baiern, erscheint durch seine cyklische Bearbeitung aller Abenteuer der Artus- und Gralsage (besonders, wie er sich ausdrückt, nach seinen übergroßen Vorbildern, den Werken Albrechts von Scharfenberg) als letzter Dichter des breton. Sagenkreises. Sein Werk noch ungedruckt, Mscpt zu München und Wien (2 Fol. Bde., über 80,000 Reimzeilen fassend); Proben gedruckt in Michaelers Iwein. Wien 1786; in Artins Beiträgen 1807. Neudeutsch und poetisch bearbeitet von F. F. Hofstätter, in dessen Gedichten a. d. Z. d. Tafelrunde, Bd. II., Wien 1811. (Hofstätter nimmt hier größtentheils nur die Abenteuer vom Gral auf: die Entstehung des Gral, dessen Verpflegung auf Montsalvatsch, die Abenteuer der Ritter, die ihn auffinden wollen, die glückliche Entdeckung, die vielfache Entweihung, die Übertragung nach Indien und endlich die Wiederverschwindung desselben.) Das Werk Fürterers ist eine mechanische, geistlose Meistersängerarbeit, ähnlich dem Heldenbuche seines Zeit-

genossen Caspars von Rön, das nur er und sein herzogl. Gönner beachteten, keineswegs aber weder die Mit- noch die Nachwelt. Es enthält 13 Kapitel, beginnt 1. nach Art der französischen Romane vom Ursprung der Helden- und Ritterorden, kommt dann zum trojanischen Krieg, Argonautenzug, zur Vermählung der Thetis, Jasons und Medea. 2. Merlins Geburt, Auferziehung, Abenteuer. 3. Abenteuer: Gandins, Galons und Gamurets. 4. Tschinatulanders, Sigunes und dem Brakenseile. 5. Parcivals Jugend und Schicksale, bis er nach Nantes gelangt. 6. Lohengrin und Else v. Brabant. 7. Floris, Gawan und Wigalois. 8. Seifrid von Ardemont. 9. Meleranz von Frankreich und Dydomeye aus der Klamarey. 10. Iwein und Laudamie. 11. Persibein und Florant. 12. Poitislier. 13. Die Geschichte Lanzelots vom See, in 6 Büchern. Ein selbständiges Gedicht ist eben dieses Fürterers »Merlin« in 263 siebenzeiligen Strofen (k. k. Mscpt Hofm. Nr. 102).

3) Antiker (griechisch-römischer) Sagenkreis.

Die Bekanntschaft mit einigen lateinischen Dichtern, besonders des im ganzen Mittelalter hochverehrten Virgil, dann des Ovid ꝛc., drang frühzeitig auch der deutschen Poesie Geschmack ab, und ihre Produkte bilden gleich den kerlingischen Epen die Übergangsperiode zur goldenen Zeit, oder vielmehr den Übergang vom Romantischen zum Ritterlich-romantischen. Alle hieher gehörigen deutschen Gedichte schildern uns aber die antike Welt keineswegs so wie die griechisch-römischen Klassiker, sondern im deutschen Kostüme der ritterlichen Zeit: es werden sämmtlich deutsche Helden, nur mit antiken Namen, gehüllt in deutsche Ritterharnische, umgürtet mit deutschen Schwertern, verübend deutsche Handlungen auf klassischem Boden, aufgeführt; wie sie denn auch nicht unmittelbar dem Klassischen selbst, sondern romantischen Bearbeitungen nachgedichtet wurden, die, zumal bei der Alexandersage, viele persische, jüdische und auch christliche Sagen-Elemente aufnahmen. Vor Allen glänzt hier

a) **die Alexandersage.** Durch seine centrale Kraft machte sich der bestaunenswerthe Göttersohn Alexander der Große zu einem vielseitig aufgenommenen Gegenstand der Poesie. Er war hauptsächlich der Punkt, um welchen herum die Fantasie der Dichter das Wunderbare in mystischen Krystallisationen anschloß. Kein Erdgeborner vollbrachte je so Ungeheures; er war in den geheimnißvollen Orient gedrungen und hatte dort den herkulischen Säulen entgegen die Marksteine der Erde nach Morgen gesetzt. Er hatte — den Sagen der Perser nach — eine neue Welt entdeckt, wollte das Paradies erstürmen, durchzog das räthselhafte Land der Erde, durchschiffte unbekannte Meere, unterjochte in drei Schlachten ein ungeheures Reich. Endlich von aller Pracht irdi-

schen Daseins umgeben, stirbt er in der Blüthe seiner Jahre, und behält nun — wie der Pfaffe Lambrecht singt — nichts als sieben Fuß Erde wie der ärmste Mann. Dies alles geht ins Wunderhafte, und darum ist dieser König, dessen Heerfahrten man zugleich als Züge gegen die Ungläubigen nahm, auch durch die Sage in das Äußerste des Erstaunlichen geführt, und zur Ausgeburt der glühendsten Fantasie geworden. Als Hauptquelle der deutschen Dichter erscheint ein gewisser, sonst gänzlich unbekannter Alberich von Bisenzun (Vicenca oder Besançon), der alle Geschichten und Sagen Alexanders, sowohl classische (Curtius R. ꝛc.), als auch nichtclassische (Pseudo-Kallisthenes) in seine Dichtung aufnahm; ferner die lateinische Alexandreis des Filipp Walther von Castellione (Ende des 12. Jahrh. nach Curtius bearbeitet).

Deutsche Dichter der Alexandersage:

1) **Pfaffe Lamprecht,** ein der Heimat nach gänzlich unbekannter deutscher Mönch, der, was sich aus seinem Gedichte selbst ergibt, nach der Mitte des 12. Jahrh. dichtete. Sein Werk („Alexander"), das erste und beste dieses Sagenkreises, wird von Rudolf von Ems eine stumpfe altväterische Reimerei, von Gervinus aber mit Recht einer der schönsten Schätze der mittelalterlichen Poesie genannt. Es athmet eine feste, dauernde, männlich ruhige Kraft, eine kerndeutsche Charakterstärke, und zeichnet sich durch eine volksmäßige frische Darstellung, eine reine, edle, einfache Sprache aus. In zwei Theile zerfällt diese Epe. Im ersten werden Alexanders Erziehung, seine Feldzüge gegen die Perser, seine Schlachten und Heldenthaten höchst lebendig und anschaulich vorgeführt. Im zweiten Theile, wo besonders das Wunderbare und Seltsame Hauptrichtung ist, kommt Alexander zuerst zu den Scythen; dann wird der Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder unternommen. Er schildert im Kleide der üppigsten orientalischen Fabelwelt Alexanders und seiner Gefährten Schicksale. Ein Muster lieblicher Darstellung ist die Scene, wo die wunderbaren Geschöpfe einer fremden Natur, die zauberhaften Gegenden des Wunderlandes vorgeführt werden, wo im Dunkel des Waldes, auf grünen Triften die Mädchen aus den Blumen wachsen, ein Blumenleben führen und mit den Blumen verwelken, — Stellen, die mit den schönsten Schilderungen der Odyssee verglichen werden können. Zuletzt will der mazed. Held noch das Paradies erobern, zieht durch die Hölle voll der scheußlichsten Ungethüme, erhält aber endlich die Mahnung, daß der Mensch aus Staub und Erde gemischt sei. Er solle Mäßigung lernen und sein Gemüth Gott zuwenden, dann werde er in das Paradies eingehen. — Ausg. in Maßmann's Denkmälern. München 1828;

(nach Straßb. Mscpt in 6952 Reimz.) in dessen deutsch. Ged. d. 12. Jahrh. Bd. I. Quedlinb. 1837; in Haupt's Zeitschrift f. deutsch. Altth. II. Lpzg. 1842. Die neueste Ausgabe nach dem bisher bekannten ältesten Mscpte zu Vorau in Steiermark, unzweifelhaft die älteste und selbeigene Bearbeitung Lamprecht's (in 1600 Versen) befindet sich in J. Diemer's Denkmälern (Wien 1848) und macht — nach Diemer — Anspruch den Verfasser der Steiermark zu vindiziren. 2) **Berthold von Herbolzheim**, aus dem Breisgau, ein ritterlicher Dienstmann des letzten kärnthnerischen Herzogs von Zäringen, Berthold V. († 1218), schrieb um 1200 eine Alexandreis, auf die sich auch Rudolf von Ems beruft. Sie ist nicht verloren, wie in allen Literaturgeschichten, selbst bei Gervinus und Gräße, angegeben wird; H. Schreiber fand sie schon lange auf, und theilte hierüber mit in seinem Kunstblatte zu Charis (Mannheim 1824. S. 24 ff.). Das Mscpt, welches aber unvollständig und mangelhaft ist, enthält gegen 3500 Verse. Der Verfasser sagt darin selbst:

»dem edeln Zaringere
dicht' es durch stner hulden sold
von Herbolzheim her Berthold.«

Vergl. auch H. Schreiber: de germanorum vetustissima, quam Lambertus clericus scripsit, Alexandreide Friburgi 1828. 3) **Biterolf**, der unbekannte, auch im Singerkriege auf Wartburg (1206) vorkommende Dichter, wird von Rudolf v. Ems in seiner Alexandreis als Bearbeiter einer solchen genannt. Sie ist bis jetzt noch nicht aufgefunden. 4) **Rudolf von Ems** (s. d.) um 1230, 5) **Ulrich von Eschenbach** (s. d.) und 6) **Seifried** (s. d.) fallen ins 14. Jahrh. — Literatur über die Alexandersage: St. Endlicher und F. Wolf in den Wiener Jahrb. der Lit. Bd. 57 (1832). H. Michelant: Li Romans d'Alixandre. Stuttg. 1846. (Besonders die Einleitung, welche den romanischen Dichtungen vorausgeht.)

b) **Der Trojanische Krieg** ein beliebter Gegenstand des Mittelalters, mit dem man den Argonautenzug und frühere Sagen verband. Als Quelle zur Bearbeitung dienten vorzugsweise Dictys Cretensis, Dares, Phrigius und Benoit de St. More. Durch den Pfaffen Lamprecht und Herbort von Fritzlar weiß man, daß schon vor ihnen der trojanische Krieg ins Deutsche übersetzt, und also schon im 12. Jahrh. allgemein bekannt war. Später bearbeiteten diesen Stoff 1) Herbort von Fritzlar um 1210, in 18,458 Versen, Ausg. von Frommann. Lpzg. 1837, 2) Rudolf von Ems (s. d.) um 1230, 3) der als fruchtbarer (besonders in Legenden und Erzählun-

gen) und bedeutender Dichter bekannte Konrad von Würzburg († 1287 zu Basel). Sein sehr weitschweifiges Gedicht zählt gegen 60,000 Verse. Die Hälfte davon gedruckt in Müller's Sammlung; vollständig wird es Frommann herausgeben.

c) **Die Irrfahrten des Aeneas** dichtete, nach einer französischen Bearbeitung von Virgils Aeneis, Heinrich v. Veldeck um 1185. Ausg. in Müller's Sammlung.

d) **Ovids Verwandlungen**, aus dem Original übersetzt von Albrecht von Halberstadt um 1210. Nur der Prolog davon erhalten, gedruckt in Wikram's Bearbeitung. Mainz 1545.

e) Aus Lamprecht's Alexander ists jetzt gewiß, daß schon im 12. Jahrh. die Reisen des **Apollonius von Tyrland**, nach orientalischen und griechischen Sagen, in deutschen Gedichten gelesen wurden.

Endlich verzweigen sich auch die **alte Kaiserchronik** (s. d.) und die Weltchroniken in den antiken Sagenkreis.

Legenden, Sagen, Erzählungen, Reimchroniken etc.

a) **Geistliche oder kirchliche Sagen, Legenden und fromme weltliche Erzählungen.** Das Christenthum stellte frühzeitig die kirchliche Ordnung, die klösterliche Einsamkeit, das entsagende, gottgeweihte Leben dem bunten genußsüchtigen Treiben der weltlichen Menschheit schroff entgegen. Das Streben, die Kirche darzustellen und sie vor allem Heidnischen rein zu halten, ging schon seit Otfrieds Zeit in die Poesie über, welche anfangs kalt, leblos, das Produkt redlich derben Eifers und biederer Frömmigkeit, fast ausschließlich auf Christus gerichtet war. Als aber unter den ersten Pilgerzügen der Kultus der heil. Jungfrau Maria zur Blüte gekommen war, und ihr zu Ehren mehrere Kirchen entstanden, da ging auch die **Legende** von Christus- auf Marienschilderungen über. Wenn wir daher das alte Passional nicht hinzu rechnen wollen, so gewahren wir an Messiaden dieser Zeit die bis jetzt leider noch unaufgefundene des Steiermärkers Gundacher von Judenburg (s. d.); das Bruchstück einer solchen aus dem 12. Jahrh. (541 Verse in Haupt's Zeitschrift f. deutsch. Altth. 1845), das Gedicht von »Christi Leben und Tod« (die ersten 144 Verse davon gedruckt in Hagen's Germania Bd. IV. 1841, aus dem 53 Blätter starken Bruchstücke eines Mscpts v. J. 1300), und die »Kindheit Jesu,« von Konrad von Fussesbrunnen, einem Schweizer um 1215. (Ausg. in K. Hahn's Ged. d. 12. u. 13. Jahrh. Quedlinb. 1840). Marienepen haben wir seit der ältesten vom J. 1173 des Pfaffen Wernher, Benediktinermönchs

zu Tegernsee († 1197), der sie nach dem Latein. des Hieronymus dichtete, und von welcher zwei Bearbeitungen existiren (die erste in Bruchstücken, die jüngere ganz; beide in Hoffmann's Fundgrub. II. Vgl. F. Kugler de Werinhero. Berlin 1831); die umfangreiche des steirischen Karthäusermönchs Filipp (s. d.) um 1245; die eines Unbekannten im 13. Jahrh. („Marien Himmelfahrt," 1844 Verse in Haupt's Ztschrft. für deutsches Altth. 1845); Walthers v. Rheinau aus Bremgarten »Marias Leben« in 15,000 Versen (Mscpt vom J. 1388, beschrieben sammt Proben in Mone's Anzeiger 1836). — Da Maria als weibliches Wesen auch dem reinen Minnesang angemessener war, wurde sie häufig von Minnesängern, besonders von österreichischen besungen (Walthers v. d. V. trefflicher Leich auf Maria, Reimar's von Zwetel Dichtungen auf sie ꝛc.; ferner Gottfrieds von Straßburg Loblied, Konrads von Würzburg »goldene Schmiede« ꝛc.), wie denn auch ein Österreicher, wahrscheinlich ein Mönch zu Melk, Verfasser des bis jetzt bekannten ältesten Marienliedes (Anfang des 12. Jahrh.) ist *). Die deutsche Heiligen-Legende, welche schon früh kultivirt worden zu sein scheint (Otfrieds heil. Georg, 10. Jahrh.), dehnte sich besonders seit der Mitte des 12. Jahrh. aus, und man scheint an solchen Dichtungen viel Wohlgefallen gehabt zu haben, denn von nun an ersteht bis ins 15. Jahrh. ein Heer deutscher Legenden, und es gibt kaum einen bedeutenden Heiligen, dem nicht auch deutsche Kunst ein Denkmal setzte. Manche derselben sind vortrefflich, zumal die von weltlichen Dichtern, z. B. die des Vorarlbergers Rudolf von Ems (s. d. Baarlam, Gerhard, Eustachius, Theodora), des auch in Wien heimischen Reinbot v. Dorn (s. d. heil. Georg). Manche verrathen wieder keinen hohen Schwung der Dichtkunst, keine erhabenen Ideen; sind aber stets reine, anmuthige Bilder stiller Scenen, aus einem liebenden, den lieben Heiligen ganz hingegebenen treuen Sinn geflossen. Sie verdanken mehrentheils ihr Entstehen der einsamen Klosterzelle, dem hochummauerten Klostergarten, oder dem gefahrvollen Wege des reuigen Pilgrims, der mit Muschelhut und Pilgerstab einsam ins Barbarenland zum heiligen Grabe zog; und stehen so als stille, bescheidene Mönchs-, Nonnen- und Pilgerprodukte der buntscheckigen rauschenden Ritterpoesie gegenüber. Die bedeutendsten Legenden österr. oder unbekannter Verfasser sind: „König **Orendel** oder der ungenähte Rock Christi« von einem Unbekannten. (Ausg. v. Hagen, zum Göthefest, Berlin

*) Jüngstens erfreute uns Pfeiffer mit einer niedlichen Ausgabe von „Marienlegenden« (Stuttgart 1846). Desgleichen Weigand (in Haupt's Zeitschrift Bd. VI. Heft 3. Leipzig 1848).

1844. Neudeutsch von Simrock, Stuttg. 1845, von Ph. Laven, Trier 1845.) Dieses in einem ungeschlachten Style des 12. Jahrh. verfaßte Gedicht behandelt merkwürdigerweise eine der urältesten Heldensagen des deutschen Volkes, die sich durch ihr enges Anschließen an die Sage der Kirche von dem Nationalsagenkreise ganz abgesondert hat. Es erzählt wie Orendel (in der nordischen Mythologie Orvandil), der Sohn König Eigels von Trier, über's Meer fuhr, nach mancherlei Gefahren den ungenähten Rock Christi, das heilige Grab, dann, zur Gemalin, die wunderschöne, von Tempelherren umgebene Breida, gewonnen, nach Trier zurückgekehrt, und da bald nach Verkündigung eines Engels gestorben sei. — Zu Maria Saal in Kärnthen und in der Lyceal-Bibliothek zu Linz befinden sich Bruchstücke eines Mscpts aus dem 12. Jahrh., das eine große Legende »Johann der Täufer« von dem Priester Adelprecht (wahrscheinlich aus dem Österreichischen), dann vom »heil. Veit« und von der »babylonischen Gefangenschaft der Juden,« etwa von demselben Verfasser, enthielt. (Proben davon gedruckt in Mone's Anzeiger 1839.) »Pilatus,« eine der ältesten deutschen Legenden, aus der Mitte des 12. Jahrh., worin sich christliche und heidnische Sagenelemente mischen; ist auch wegen Vers und Reim bemerkenswerth. (Bruchstücke gedruckt in Mone's Anzeiger 1835, und in Maßmann's Ged. des 12. Jahrh.) »St. Servatius« um 1170 in 3548 Versen und in süddeutscher Sprache gedichtet (Ausg. nach Wiener Mscpten in Haupt's Ztschrift 1845), »St. Oswalds Leben« in 1465 Versen (Ausg. nach k. k. Mscpt zu Wien in Haupt's Ztschrift 1842, eine jüngere Bearbeitung von Ettmüller, Zürich 1835). »St. Paulus,« aus dem Ende des 12. Jahrh. (Ausg. in Karajan's kleinen Sprachdenkm. Wien 1846). Bruchstücke der Legenden: »Euphrosine oder Smaragd« (238 Versen), des Einsiedlers »Antonius« (154 Versen), des heil. »Tomas« (sämmtlich in Roth's Denkm. München 1840. Mone's Anzeiger 1837). Das Leben des heil. »Chrisostomus,« in Österreich verfaßt, Mscpt zu St. Florian; Leben der heil. »Maria Magdalena« aus dem 13. Jahrh., in 2943 Versen; »Bischof Nonus,« »St. Hieronymus« (Proben sämmtlicher in Mone's Anzeiger 1839). St. Alexius, eine sehr verbreitete und achtmal bearbeitete Legende (Ausg. v. Maßmann. Quedlinb. 1843 nach Mscpten aus Graz, Prag, Wien, Innsbruck ꝛc.). Die »Marter der heil. Margareth, aus dem 12. Jahrh. (in Haupt's Zeitschrift 1841). »St. Elisabeth,« eine in 6 Bücher getheilte Legende von der ungarischen Königstochter, aus dem 13. Jahrh. (Proben in Graff's Diutiska I.) Theilweise hieher gehörig ist des sonst unbekannten Liutwin: »Adam und Eva,« aus dem 13. Jahrh. (k. k. Mscpt zu Wien in 106 Blättern

ungedruckt) ꝛc. *). Nur ein geringer Theil solcher Legenden, von denen die meisten und vorzüglichsten seit der Mitte bis Ende des 13. Jahrh. gedichtet, dann im 14. Jahrh. wiederholt und ins Niederdeutsche übersetzt wurden, ist gedruckt, sie finden sich häufig in Mscpten der Klöster und Bibliotheken, besonders Österreichs.

Eine Hauptdichtung der deutschen kirchlichen Sage ist das von K. A. Hahn herausgegebene **Passional** (Frkft. 1845), das nicht aus der Moselgegend, sondern aus Süddeutschland stammt. Unser J. G.

---

*) Diese Dichtung in beiläufig dritthalbtausend Versen scheint einen Mönch zum Verfasser zu haben, der vermuthlich dem österreichischen Hochgebirge, dem auch das Mscpt (Ambras) angehört, stammt. Er sagt in der Einleitung:

Der dis buch hat gedichtet,
Mit rymen wol berichtet,
Er ist Lutwin genant;
Sin namen ist lützel Jeman erkant
Daz machet sin groz vnheil
Und sin krancker synne ein teil
Daz er nit bas erkant ist.

Nach der Einleitung beginnen die verschiedenen kleineren und größeren Kapitel jedes mit einem Bildnisse, mit folgenden Überschriften: 1) Wie Gott von ersten hymelrich und ertrich beschuff. 2) Wie gott adam den ersten menschen beschuff 3) Wie got euam vß adam beschuff 4) Wie gott adam und eua in daz paradieß fürte. 5) Wie A. u. E. von den Slangen betroge⁊ wurdent und sie daz gebott gottes ü⁊ergingent. 6) Wie A. und E. sich verburgent 7) Wie A. und E. von dem paradiß getriben wurdent. 8) Wie A. hacken und E spynnen müßtent. 9) Wie A. und E. büßen woltent ꝛc. Dann folgt die weitere Geschichte A. und E. von ihrer Buße, Versuchung, Scheidung, von ihrer Kinder Geburt, Kains Todtschlag, Adams Fahrt ins Paradies. Mit Kap. 19 hören auf einmal die Überschriften auf, nicht aber die Bildnisse, und die übrigen 8 Kapitel (Blatt 65—106) führen die Erzählung von Adams Krankheit, Tod ꝛc. bis zum Ende der Sündflut, als die Taube den Ölzweig brachte, Noe sammt seiner Gesellschaft aus der Arche ins trockene Land stieg, und von Noe's Samen:

Eine welt stark und mächtig kam
Die noch heute welt ist.
Wie unser herre Jhesum crist
An dem Zweige die marter leit
Daz wurt von mir nu nit geseit
Hie ist der rede nit mere
Gott helfe uns zu sinen gnoden
One alle swere. amen.
Hie hat Eua und Adam ein ende.

Meinert († 1844), der sich das Studium der altdeutschen Sprache und Literatur einst sehr angelegen sein ließ, liefert in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung 1816 (Intelligbl. Nr. 20—23) einen gehaltvollen Aufsatz unter dem Titel: »Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Sprache, aus Mscpten und Mundarten der österr. Länder,« der eben dieses große Passional (oder Leben Jesu, Marias u. d. h. Boten) bespricht und leider noch von keinem literargeschichtlichen Werke beachtet wurde. Es sind bisher nur drei Abschriften dieses Passionals bekannt, die Wiener aus dem 13. Jahrh. (k. k. Mscpt aus Ambras, soll Kaiser Max I. Lieblingsbuch gewesen sein) die Heidelberger oder Pfälzer aus dem 14. Jahrh. und die Meininger aus d. 15. Jahrh. Die älteste, genaueste und wahrscheinlich die Urschrift des Verfassers aus dem 13. Jahrh. befindet sich in der fürstl. Dietrichstein'schen Bücherei zu Nikolsburg in Mähren (211 Fol. Blätter) Dieses Mscpt, welches jetzt in der Gelehrtenwelt gänzlich verschollen ist, entdeckte J. G. Meinert im Jahre 1814. Es besteht aus 2 Büchern. Das erste erzählt nach dem »Prologus,« in Abtheiluugen von ungleicher Größe: **Von unser vrowen geburt, von unsers herrn bottschaft, geburt, von den 3 Königen, vnser vrowen Kirchgange** (Opferung), **Von unsers herrn Kindheit** und **daz ist apocriphum** (darin unter anderen der betlehem. Kindermord, König Herodes ꝛc.), **Von unsers Herrn martere, von Pylato, von unsers Herrn vrstende** (Auferstehung), **uffart, von dem phingesttage, von unser vrowen ende, von unser vrowen wundere, unser vrowen lob.** Das zweite Buch, dessen Vorrede den Plan des ganzen Werkes ausführlich entwickelt, erzählt in gleichförmigen Abschnitten die Legenden der zwölf Apostel, der Evangelisten Markus und Lukas, der Engeln, Johannes des Täufers und Maria Magdalena's. Eine Nachrede beschließt das Ganze, das vor dem Abschnitte von den Engeln eine dritte Vorrede hat, worin der Verfasser die Ordnung rechtfertigt, in der er von ihnen handelt. Der Verfasser hat, wie er selbst an mehreren Stellen sagt, aus lateinischen Meistern, aus den apokriphischen Schriften des N. Testamentes, aus den Evangelisten, aus Chroniken-Sagen, geschöpft, was besonders an den epischen Hauptheilen des Gedichtes sichtbar wird; in Ansehung der lyrischen Theile aber und der losen Form scheint vieles seine eigene Erfindung zu sein, und man darf, da er sich auch auf deutsche Werke beruft, voraussetzen, daß er sowohl das Werk Wernhers, als das Philipps (s. d.) durch einen umfassenderen Plan weit zu übertreffen suchte. Bei ihm ist Christus Hauptfigur, an die Maria und die Heiligen, die ihn zu seiner Zeit oder kurz nachher verkündeten, nebst den Engeln gereiht sind. In diesem Kreise bewegt sich der Verfasser insofern mit Freiheit, als er Christus und Maria's Leben in einander verflicht, manches Geschichtliche, das sich der dichteri-

schen Behandlung versagt, übergeht, und vieles einwebt: Betrachtungen, lyrische Eingänge, besonders Hymnen, worin sich sein von allen himmlischen Dingen tief bewegtes Gemüth zum Lobe Maria's ergießt; Legenden und Wunder von den Aposteln durch ihre Reliquien, Gräber, Erscheinungen und Bilder nach ihrem Tode unter den Christen verrichtet, Visionen von Geistlichen, verschiedenen Erzählungen aus der Geschichte Maria's, die man sonst nirgends in ihren poetischen Legenden findet, die Legende von Veronika und Tiberius, die spätere Geschichte des Herodes, mancherlei Wundergeschichten, die durch Verehrung Maria's entstanden, die Geschichte vom Leichnam des h. Markus ꝛc. Des Reichthums an Material wegen erscheint die Darstellung oft weitschweifig (das Gedicht zählt im Heidelberger Mscpt 37,000, im Nikolsburger mehr als 40,000 Reimz.), ermangelt aber keineswegs der Anmuth kunstloser Einfalt und ruhiger Klarheit, einer ganz eigenthümlichen Geschmeidigkeit, des Vorzugs einer meist reinen und überaus leicht fließenden Sprache, die aber auch viele veraltete Worte bringt, und weit entfernt von höfischer Kunst ist; des Reizes wohlklingender, in überschreitenden Doppelzeilen anschlagender Reime. Die geschickte Art, womit er seine Gegenstände vorträgt, bleibt sich beinahe überall gleich und man folgt ihm nicht ungern, wenn auch das, was er sagt, nicht so aufmunternd ist. Aus dem, was der verständige Verfasser selbst von sich sagt, geht hervor, daß ein mächtiger Gönner, der, so wie der Dichter selbst, gegen die gewöhnliche Sitte jener Zeit, ungenannt bleiben wollte, ihn zu seiner Arbeit aufgefordert, daß er sich vier Jahre mit dem Plane seines Werkes beschäftigt, ohne sich an die Ausführung zu wagen, daß Tadelsucht pedantischer Verächter unserer Mutterspache, Verleumdung und Neid ihm die Freude an dem allmäligen Gelingen derselben verleidet, ohne ihn abzuschrecken. In dem Abschnitte von dem heil. Markus erzählt er die Legende von einem Mönche Predigerordens, und da dieß die einzige geistliche Gesellschaft ist, die in dem ganzen Werke genannt wird, da man hier oft ganz lebhaft die Action des hingerissenen Predigers erkennt, da überall der lebendige Ton des Lehrvortrages für schlichte Laien sichtbar ist, der so sehr an die Predigermanier Bruder Bertholds erinnert; so ist es ganz augenscheinlich, daß der Verfasser auch ein Dominikaner war. Der Sprache nach setzt ihn Meinert ins südösterreichische Hochland, dem auch die beiden ältesten Mscpte des Passionals angehören, da das Wiener aus Tirol, das Nikolsburger aber auf dessen Titel die alte Aufschrift »Christof Weinberger von Gurkh m. p.« steht, aus Kärnten herstammt. Aus letzterem theilt Meinert als Probe 364 Reimzeilen mit. Wenn daher das von Hahn herausgegebene, um mehr als ein halbes Jahrhundert jüngere Mscpt zu Heidelberg, das wahrscheinlich nur die spätere Abschrift eines dieser österreichischen Mscpte ist,

eine niederdeutsche Sprache verräth, so ist diese nur bei dem Abschreiber zu suchen *).

Ein Mittelding zwischen einem Legendar und einer Weltchronik bildet die sogenannte **alte Kaiserchronik**, welche nach Einigen in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., nach Mehreren aber um 1160 von einem ungenannten Verfasser, in dem Gräße u. A. einen Geistlichen vermuthen, in kurzen Reimpaaren geschrieben ist. Dieses an die Geschichte der alten und neuen römischen Kaiser angeknüpfte Legenden- und Novellenbuch beginnt mit Cäsar, seinen deutschen Kriegen und mit Pompejus, erzählt die Geschichte des Tiberius, Vespasian, Cajus, Nero, Tarquinius, Commodus (in dessen Kriege mit Alarich ein Herzog von Meran auftritt) ꝛc. und aller übrigen Kaiser, in buntscheckig verstellter Reihe, bis auf Konrad III., mit dessen Entschließung zum Kreuzzuge 1147 das Gedicht in den ältesten Mscpten endet. Andere Mscpte schließen bereits mit Lothars II. Tode (1139), wogegen wieder andere das Werk bis zum Tode Friedrichs II. fortspinnen. Diese letzteren enthalten, wie sich schon durch ihre reine, strenge Form erweist, eine bald nach Friedrichs Tode entstandene Überarbeitung. Besonders barock erscheint hier die

---

*) So eben kommt mir der siebente Band von Hagens **Germania** (Berl. **1846**) zur Hand, welcher in zwei Artikeln interessante Entdeckungen über dieses Passional enthält. Der eine ist von H. F. Maßmann, und sagt Näheres über einen dritten Theil des Passionals, der in Hahns Ausgabe mangelt, und dessen Dasein oder Zusammenhang Gervinus bezweifelte. Letzteren widerlegte der ungenannte Herausgeber (Pfeiffer) der Marienlegenden (Stuttgart **1846**) und wies sogar demselben alten Verfasser des Passionals noch einen vierten Theil („**der veter buoch**“) zu. Maßmann theilt hier, nach einer Membrane zu Straßburg, aus dem dritten Theile den ganzen Prolog, den eigentlichen Inhalt dieses Theils des Legendars durch Anfang und Schluß jeder einzelnen der Legenden von **68** Heiligen; dann Gleiches von den Legenden der **11,000** Jungfrauen, von allen Heiligen, von den Seelen, von Sente Martino, Brittio, Elizabethen, Clementen und Kathrinen; endlich den Schluß: die Nachrede (hier im Anfange) mit. — Der zweite Artikel ergänzt die Ausgabe Hahns aus einem Mscpte Hagens aus dem Ende des **13.** oder Anfang des **14.** Jahrh., welches aber auch nur die beiden ersten Bücher des Passionals enthält. Was endlich die Verfassungszeit dieses Passionals betrifft, so ist diese für die ersten zwei Bücher am wahrscheinlichsten im dritten Viertel des **13.** Jahrh. zu suchen; die Fortsetzung aber mag dem **14.** Jahrh. angehören und von einem anderen Verfasser herrühren. Die Vermuthung Einiger, daß Konrad von Fussesbrunnen, und Anderer, daß gar der spätere Hugo Graf von Montfort und Bregenz (s. d.) Verfasser des Passionals sei, ist unzulänglich. (Vgl. meinen Aufsatz über dieses Passional in Schmidls österr. Blättern für Literatur, Kunst, Geschichte ꝛc. **1848** Nr. **84**.)

Zusammenstellung von Personen, die zu ganz verschiedenen Zeiten lebten, was zu großen Confusionen führt. Für Österreich merkwürdig ist das mehrmalige Auftreten des Herzogs, besonders des Dietrich von Meran, was manchen Bezug auf die Heimat des Verfassers haben mag, die sich in neuester Zeit noch mehr bekräftigt durch die Auffindung des ältesten Mscpts dieses Werkes im österreichischen Hochlande. Die Kaiserchronik bezeugt deutlich den Übergang der geistlichen Dichtung in die ritterliche Romantik und läßt einerseits erkennen, wie durch die Berührung mit den Völkern des Orients und Occidents das universalhistorische Interesse geweckt, und anderseits, wie der christliche Heroismus, der in Folge der Kreuzzüge die Bewunderung der Zeit auf sich zog, der Mittelpunkt aller Dichtung wird, und jeden Stoff, sogar aus der alten Geschichte oder aus der Volkssage umbildete, und in die durch den ritterlichen Geist vermittelten Zeitvorstellungen umsetzte. Sie zieht gleich im Anfange gegen die alten Volkssagen aus, verwirft ihrer Aussage nach die ganze Sagenwelt, und alle Erdichtungen als unhistorisch und will die Legende als die echte Wirklichkeit und Wahrheit hervorheben. Sie befolgt aber keineswegs diesen Plan, denn die bunt aneinander gereihte römische und deutsche Kaisergeschichte bildet nur eigentlich den Rahmen für die verschiedenartigsten alten klassischen Erzählungen, vaterländischen Sagen, Züge aus der Volksgeschichte, Städtesagen, Wundergeschichten, Fabeln, Märchen, Schwänke, Novellen weltlicher Art, vorzugsweise aber Legenden; und der gewissenhafte, wahrheitsliebende und geschichtssinnige Dichter tischt uns — wie Gervinus sagt — ein Schauspiel voll des tollsten historisch-poetischen Wirrwars auf, das nur irgend die allerfrischeste und schrankenloseste Thätigkeit einer jugendlich ausschweifenden Fantasie erschaffen kann. Deßhalb betrachtet Gervinus dieses Werk, das er schon in den Anfang des 12. Jahrh. setzt, als dasjenige, in dem die vielfältigsten Richtungen späterer Poesien wie im Keime liegen, und es habe die deutsche Dichtung kein Werk, das sie früher als dieses in dieser Periode nennen dürfte. Mscpte dieser Kaiserchronik zu Wien k. k. Bibliothek (3mal: 13. Jahrh. bis Konrad III.; 13. Jahrh. bis Friedrich II.; 14. Jahrh.) zu Vorau in Steiermark, (durch Diemer entdeckt) zu Heidelberg. Ungedruckt. Fragmente davon in Hoffmanns Fundgruben I., Aufseß Anzeiger. 1834. Wakern. Lesb. I. K. Roth Bruchstück aus der Kaiserchronik ꝛc. Landshut 1844. Inhalt des Ganzen in Maßmanns Ankündigung einer Ausgabe. Heidelb. 1825. Prosaische Auflösungen daraus in Grimms deutschen Sagen. II.*). Der Kaiserchronik nahe verwandt, oder ihrem Inhalte entnom-

*) An einer vollständigen und kritischen Ausgabe der Kaiserchronik arbeitet J. Diemer, der sie zuverläßlich als ein österreichisches Produkt ansieht.

men sind: das **Annolied** um 1180, Lobgesang auf den heil. Anno, welcher die Lebensgeschichte dieses kölnischen Bischofs mit den Hauptmomenten der biblischen Geschichte von der Schöpfung an, so wie die Weltgeschichte, zumal die Zeit Julius Cäsars verbindet, und mit dem man einst in der deutschen Literaturgeschichte ohne besonderen Grund viel Aufhebens machte. (Ausgabe v. Opiz, Danzig 1693; in dessen Gedichten; in Schilters Thesaur. I.; von Goldmann, Leipz. 1816 ꝛc. Neuestens von H. E. Bezzenberger: Märe von Sente Annen. Quedlinb. 1848 ꝛc.) **Kaiser Eraklius** (Ausg. v. Maßmann. Quedlinb. 1842. **Crescentia** (siehe über beide Otto v. Freisingen).

b) **Weltliche Sagen** über einzelne historische Personen. Der Stoff dieser Gedichte ist zwar großen Theils aus der wirklichen Geschichte genommen, weßhalb sie sich auch durch einen ruhigeren Gang der Erzählung, einen gewissen biografischen Karakter von den übrigen epischen Werken unterscheiden, aber durchweg romantisirt und mit Mythen durchflochten sind. Sie gingen theils vom deutschen Volke aus und gehörten so zur Volksepe, theils sind sie ausländischen Orginalien entnommen oder was gewöhnlich der Fall ist, verwechseln sie historische und fingirte Fakten so wie deutsche und fremde Elemente. Die bedeutendsten hieher gehörigen Dichtungen sind: die im Mittelalter so beliebte Sage vom »**Herzog Ernst** von Baiern, der bei seiner Nachhausekunft seinen Eltern zu Babenberg die vielen erlebten Abenteuer (beim Magnetberge im Lebermeere, beim Kranichvolke ꝛc.) erzählt. Dieses echte Volksgedicht ist in der schönen zwölfreimigen Bernerstrofe gedichtet, welche darnach sogar auch den Namen »Herzog Ernst's Ton« erhalten hat. Von der ersten Bearbeitung vor 1180 sind nur Fragmente (im Hoffmanns Fundgrub. I.) übrig; eine Umdichtung aus der Mitte des 13. Jahrh. in 5560 Versen befindet sich in Hagen und Büschings deutsch. Ged. d. Mittelalters I. In Prosa aufgelöst, wurde es ein sehr beliebtes Volksbuch, und im »Herzog Ernst's Ton« erklangen bis ins vorige Jahrh. tausenderlei Volkslieder. Gleich beliebt in der Ritterwelt mag der **Grave Rudolf,** eine vortreffliche Dichtung, ebenfalls eines unbekannten Verfassers (um 1170—1173) gewesen sein, da sich in ihrer lebendig gehaltenen und naturwarmen Darstellung das Leben der Kreuzzüge schönstens abspiegelt. Es behandelt die Zeit und den Zustand, in welchem Palästina nach Eroberung Jerusalems und Begründung des neuen Königreichs sich befand, mit charakteristischer Darstellung der Sitten und Gebräuche der Pilger, Kreuzfahrer ꝛc. Leider ist sie nur in Bruchstücken vorhanden. (Ausgabe v. W. Grimmm Götting. 1828. 2. Aufl. 1844.) Ein Gedicht von **Herzog Friedrich dem Streitbaren** besaß Gottsched im Mscpte, es scheint jetzt verloren zu sein. Das noch ungedruckte Epos von **Herzog Rein-**

fried zu Braunschweig 1290 (Mscpt zu Gotha) soll nach Tieck die Geschichte Richards Löwenherz und Leopolds von Österreich enthalten (?). — An diese Sagen hat sich stets die Kunde von den Fabeln und Wundern des Orients angeheftet, wie sie das Volk aus den Erzählungen der Kreuzfahrer und aus den gelehrten Mittheilungen der Mönche schöpfte. Und hieher gehörig war auch des Dichters Absalone: **Friedrich von Stauffen**, das die Heldenthaten Friedrich I. darstellte, und jetzt verloren ist. Die Sage von **Wilhelm von Orlienz** des Rudolf von Ems (s. d.) bewegt sich in einem der Artussage nahen Kreise. Die sagenhaften Rittergeschichten **Tundalus** um 1190 (in 2190 Versen. Mscpt Wien. Ausg. in Lachmanns niederrhein. Ged., und in Hahns Ged. des 12. und 13. Jahrh. Quedlinb. 1840) und **St. Oswald**, um dieselbe Zeit (Ausg. v. Ettmüller Zürich 1835), gehen ins Legendenartige aus.

Poetische Chroniken oder Reimchroniken. Sie sind das Ende, worin das historische Epos sich verläuft. In ihnen ist die Poesie nicht mehr Zweck wie in der epischen Anschauung des Lebens, sondern hier wird sie zum Mittel das historisch bewußte Ganze in einem wenigstens äußerlich-formellen Zusammenhange darzustellen. Die Verse sind daher als eine dem Inhalt unangemessene Form nur dem poetischen Geschmacke des Zeitalters zuzuschreiben. Daß diese Chroniken noch ohne rechte organische Struktur, und von Sage und Poesie häufig durchmengt sind, liegt in jenem Geschmacke und in der Natur des Übergangs und Anfangs. Als erste Produkte dieser Gattung könnte man die schon erwähnte Kaiserchronik (s. d.) und das Annolied aufführen, obgleich sie wegen ihres geringen Zusammenhanges und historisch-chronologischen Zweckes mehr als Sammelwerke einer Masse von Legenden, Geschichten und Novellen erscheinen. Erst Gottfried von Viterbo, ein Schreiber und Almosenier Heinrichs VI., gab den Ton der Reimchroniken an, als er die Frucht seiner vierzigjährigen Reisen, in denen er die historischen Bücher der Klöster und Bibliotheken durchsuchte, in eine Universalchronik, von ihm »Pantheon« genannt, abfaßte, die vom Anbeginn der Welt bis 1186 die Geschichte der Länder theils in Versen, theils in Prosa, untermengt mit vielen naturhistorischen, geografischen und allerlei anderen Notizen, erzählt. Um 1250 (also nicht auf Begehr Heinrichs des Landgrafen von Thüringen, † 1247)) verfaß'e der Vorarlberger **Rudolph von Ems** (s. d.) seine Weltchronik, ein mit großem Beifalle aufgenommenes und durch unzählige Abschriften verbreitetes Werk, welches nicht nur allein lange Zeit das einzige Geschichts- und Religionsbuch des Volkes blieb, sondern auch die Grundlage mannigfaltiger Bearbeitungen und Fortsetzungen, theils in seinem Sinne als Geschichtswerk, theils als eine Art Universalgedicht, wurde, worin man sowohl ausländische und antike Sagen in wunderbarer Mischung, theils auch heimische Volksdichtungen bearbeitete.

Nicht so zugänglich scheint des gleichzeitigen **Janse des Ennenkels** (s. d.) **Weltchronik** gewesen zu sein, und der auch eine **Reimchronik von Österreich und Steier** schrieb. Weniger poetisch und mehr historisch sind die zwei gleichartigen Werke des Steierers **Ottokar** (s. d.) dem man aus Willkür den Beinamen von Horneck gab. Als Fortsetzung der österreichischen Geschichtswerke dieser Dichter ist **Seifried Helbings Lucidarius** zu betrachten. Docen spricht in seinen Miscellen II. S. 158 ff. von einer **Reimchronik** in 162 Fol. Blättern (Mscpt vom 14. Jahrh. im Vatikan) und theilt größere Fragmente aus ihr mit. Ihr Verfasser, der ein Österreicher oder Baier gewesen sein soll, erzählt die wichtigsten Ereignisse der Geschichte von Adam bis Kaiser Friedrich mit einem Gemenge von Fabeln und allerlei wunderlichen Gespinnsten. (Ist es die Kaiserchronik?). Nach Schottky (Pertz Archiv II.) soll sich in der Bibliothek des Fürsten von Zinsendorf in Wien eine **Reimchronik** aus der Mitte des 13. Jahrh. befinden, welche vorzüglich von den österreichischen alten Geschlechtern mit Gründlichkeit und politischer Wärme spricht, und eben so als Quelle zu gebrauchen sei wie Ottokar und Helbling. Al. Primisser wollte sie herausgeben. Calles beruft sich in seiner Annal. Austr. I. oft auf eine alte **österreichische Reimchronik** in deutscher Sprache, welche mit dem Jahre 1146 schließt. Dieses, jetzt gänzlich unbekannte Werk soll — nach Vogels Specimen — in die Wiener Universitätsbibliothek gekommen sein.

c) **Poetische Erzählungen, Schwänke, Märchen, Ritter- und Liebesgeschichten.** Sie bewegen sich theils in der Volks-, theils geistlichen und ritterlichen Welt, sind entweder komisch und muthwillig oder ernst und tragisch, und tragen im Ganzen den Karakter der französischen Fabliaux an sich, aus denen manche auch geschöpft sind. Unter ihnen zeichnet sich als echt volksthümlich und als greller Gegensatz zur geistlichen und höfischen Dichtung der **Schwank** aus, unter welchem man im Mittelalter jene Art epischer Gedichte verstand, welche die Schwächen der menschlichen Natur humoristisch behandeln. Vorzügliche Schwänke sind: **Salomon und Morolf,** um 1180 von einem Dichter aus der Volksklasse verfaßt, dessen Inhalt die Zusammenstellung der erhabenen, ernsten und züchtigen Weisheit Salomons, des weisesten und schönsten aller Könige, mit dem rohen und plumpen Verstand, der groben Parodie und den schlagenden Sprüchen des bäurischen, ungeschlachten und mißgeschaffenen Morolf ist. Dieser Schwank, der sich auch in die didaktisch-gnomische Poesie verzweigt, wurde eine der beliebtesten und verbreitetsten Ergötzungen der gesammten neueren Poesie, besonders aber der Deutschen. Ausgabe: Straßburg 1499; in Hagen und Büsching Gedichten des Mittelalters I. (das erste Gedicht in 4216 Versen, das zweite in 1876 Ver-

sen. Im zweiten Gedichte verräth sich durch die Erwähnung seiner Zelle und gelehrten Beschäftigung ein Mönch als Bearbeiter. Später erscheint dieser Stoff oft in Prosa, als Volksbuch). Gleich beliebt unter dem Volke war das Urbild aller Eulenspiegliaden, der **Pfaffe Amis** von Stricker (s. d.), und wahrscheinlich nur in Österreich **die Wiener Meerfahrt** um 1260 (s. d.), mit ihrem etwas früheren Gegenstücke, **dem Weinschwelg**, einem kleinen, aber in seiner Art trefflichen Gedichte in 414 Versen. Letzteres ist das Selbstgespräch eines einsamen Trinkers mit seiner Kanne, der diese so oft mit Wein füllt und in sein Inneres leert, bis er für nöthig erachtet, seinen aufgeschwellten Leib in Eisen klemmen zu lassen, um so der Trinklust zu widerstehen, da aber dies unmöglich ist, zuletzt erst recht zum Tranke greift. Der Weinschwelg — sagt Müllenhoff — gehört ganz in die Reihe jener Gedichte, die seit Nithart bis an die Zeit Rudolfs von Habsburg in Österreich entstanden. Er ist auch vielmals in österreichischen Manuscripten vorhanden. Ausg. in Grimms altdeutschen Wäldern III. Wackern. Lesebuch I. — **Der frowen turnei** (im Kolocsaer Codex) **Von Metzen hochzit**; — **der zornbrate**; — **Heinz von Rotenstein von dem armen Conrat**; — **von dem sperwaere**; — **Der richter und der tiufel**; — **des muniches not**, von dem **Zwikowaere** oder **Zwingewäre**; — **St. martin ein dieb**; — **die listigen wiber**; — **des vischers rache** (sämmtlich in Laßbergs Liedersaal I. II. III.). Wernher des Gartenäres (s. d.) **Mayr Helmprechte**; das Märe vom **übelen wibe** um 1250 (s. d.) und Herrand von **Wildonies** (s. d.) Dichtungen gehören zu unseren bessern vaterländischen Schwänken des Mittelalters. Vorzüglich wird das Ende dieser Periode sehr reichhaltig an solchem Materiale, und vor Allem hat man Österreich als ihr Geburts- und Nährland zu betrachten, denn von hier ging seit Nithart die Richtung auf die Darstellung des gewöhnlichen Lebens aus, und man liebte hier mehr als anderswo volksmäßige Anklänge, eine Weise, von der sich die gleichzeitige oberrheinische Schule und der Mainzer Kreis der gelehrten Lyriker fern genug hielt. Die Verfasser dieser so häufig von dem Volke gelesenen, auch jetzt noch großentheils aufbewahrten (und in den unten erwähnten Sammelwerken gedruckten) Erzählungen schnurriger Art, deren Inhalt von der verschiedensten Weise, als: — wie Gervinus sie aufzählt — Terzonen, Allegorien, Novellen oder Romanstoffe ins Kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sofistische Probleme, Streiche der Einfalt, der Schlauheit, der Schalkheit und des Betruges, Märchen, Lieblingsanekdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satyren; die in nichts muthwilliger sind, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfinderischer als in Obscönitäten, und in der Kunst, diese recht behaglich aus-

zumalen; — die Verfasser der meisten dieser Produkte hat man in Österreich, der altheimatlichen Stätte heiterer Lebenslust und überquillenden Volkswitzes, zu suchen. — Auch von Ritter- und Liebesgeschichten besitzen wir eine nicht geringe Anzahl. Aus der Masse derselben ragen sowohl an Großartigkeit als an innerem Gehalte Ulrich v. Liechtensteins Frauendienst und Frauenbuch weit hervor. Ohne den biografischen Charakter der Vorhergehenden ist das schöne Gedicht von Herzog Leopold von Österreich, dem Könige von Frankreich und von der Unschuld der Königin von Frankreich, aus dem 13. Jahrh. (Ausg. nach Wien. Mscpten in Graffs Diutisca III.). In einer anderen Sfäre bewegen sich: die sieben Slafäre, ein niedliches Gedicht in Inhalt und Sprache aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Diese 935 Verse lange Dichtung war ursprünglich hochdeutsch nach einer im Mittelalter sehr verbreiteten Sage morgenländischen Ursprungs bearbeitet, und scheint dann erst in niederdeutsche Formen gezwängt worden zu sein. (Ausg. aus Wiener und Klosterneuburg. Mscpten von Th. v. Karajan. Heidelberg 1839.) Das Jüdel, eine Erzählung von einem Judenknaben und dem Marienbilde, nach einer Begebenheit, welche sich, wenn ich nicht irre, im Manhartsviertel zugetragen hat. (Ausg. in K. A. Hahns Gedichten d. 12. u. 13. Jahrh., Quedlinb. 1840, worin noch mehrere hierher gehörige Dichtungen stehen.) Schwänke, Novellen und Erzählungen aller Art findet man gesammelt in einem Codex der erzbischöfl. Bücherei zu Kolocza in Ungarn (»**Gesamptabentewr**« genannt, enthält 184 Erzählungen, Schwänke, Fabeln ꝛc., welche wahrscheinlich Mathias Corvinus sammeln ließ. Nur 15 davon sind gedruckt in Majláth's Koloczaer Codex. Pesth 1817 [darunter auch größere, z. B. von der Heidin, von Meister Wunnehoven in 2000 Versen, der Schlegel von Rüdiger von Hunthoven in 1202 V. ꝛc.] und 25 Dichtungen, davon sind neudeutsch herausg. in Mayláth's Auserles. altdeutsch. Ged., neudeutsch bearb. Pesth 1819) in Sammlungen der k. k. Bibl. zu Wien (die Kodexe Rec. Nr. 34 — 39, 54, 89, 90, 94 ꝛc.) u. A. — Viele gedruckt in Gräters Bragur, Müllers Sammlung, Eschenburgs Denkmälern, Kanzler und Meißners Quartalschrift, Grimms Wäldern, Laßbergs Liedersaal, Hoffmanns Fundgrub., dessen altd. Blätter, Graffs Diutisca, Haupts Ztschrft f. deutsch. Altth., Mone's Anzeiger, Hagens Germania ꝛc. ꝛc. (A. Kellers: Alte gute Schwänke, Leipz. 1847, sind bekanntlich Priameln.) Eine umfassende Sammlung wird demnächst bei Cotta erscheinen. Sie ist von F. H. v. Hagen veranstaltet und führt den Titel »Gesammtabenteuer. Altdeutsche Erzählungen, Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Landgeschichten, Schwänke, Wundersagen und Legenden von Die-

trich von Glaz, dem Freudenlere, Heinz dem Kelner, Johann von Freiburg, Rafold, Rüdiger von Hunthover, Rüdiger von Müner, Sibot, dem Striker, dem Vriolsheimer, Wernher dem Gartner, Herrand von Wildon, dem Zwingäuer u. A. — Zum ersten Mal aus Handschriften herausgegeben.«

Thiersagen-Kreis. Dieser bewegt sich wieder in der Mitte unseres heimischen Volkes, und reicht in zerstreuten Spuren in die uralte Zeit der indogermanischen Völker hinab, wo noch die Gedanken des Hirten- und Jägerlebens einen großen Theil des Volksgeistes erfüllten. Welche Form die deutsche Thiersage in ihrer alten Zeit gehabt haben mag, ist schwer zu bestimmen, da uns, wie schon früher bemerkt worden, keine literarischen Überreste aus jener Zeit, sondern nur Zeugnisse von ihrem Vorhandensein aufbewahret wurden; es ist aber anzunehmen, daß es einzelne Erzählungen vom Fuchs, Wolf, Bären ꝛc. in alter Liederform, — wie Vilmar meint — vielleicht Jagd- oder Hirtenlieder, Lieder eines ruhigen Gebirgsvolkes gewesen, wie die Heldengesänge, aus denen das Heldenepos erwachsen, Kriegslieder waren. In den dunklen Jahrhunderten der Völkerwanderung und in den ersten christlichen Zeiten verschwindet das deutsche Thiermärchen unter uns, und kommt zunächst in Flandern zum Vorschein, wohin es durch die Franken schon im 5. Jahrh. gebracht worden war und wo es seitdem fortgewuchert hatte. Hier in Flandern (durchs ganze Mittelalter ein Vermittelungsglied zwischen französischer und deutscher Poesie), wo eine republikanisch gesinnte, und — wie Rinne sagt — von derber Natürlichkeit strotzende Bürgerschaft war, faßte man die Thiersage, wozu sie durch ihre symbolische Natur so sehr geeignet war, allegorisch auf, und der Witz und Muthwille versteckte in jene Natur die Satyre, hauptsächlich gegen die Geistlichkeit, und so wurde sie der beste Stoff zu einem allegorisch-symbolischen Gedicht. Die ältesten lateinischen Bearbeitungen der Thiersage fallen um 1110, Isegrinus und um 1150 Reinhardus Vulpes. **Reinecke der Fuchs.** Gleichzeitig mit der letzteren fällt die älteste hochdeutsche, aber nicht nach flandrischem, sondern nach französischem Vorbilde. **Heinrich der Glichesäre** nennt sich der Verfasser Glichesäre ist kein Eigenname, sondern bedeutet einen Versteckten, Pseudonymen. Maßmann vermuthet in diesem verkappten Dichter **Heinrich von Kärnthen,** den Freund Otto's von Freisingen (s. d.), mit dem dieser 1126 von der Pariser Universität heimkehrte, und der später Bischof von Troyes wurde. Die große Ähnlichkeit zwischen dem Eraklius Otto's und diesem Reinhart Fuchs sowohl in Sprache und Dichtart wie in Zeitbeziehung brachte Maßmann auf diese Vermuthung, und dabei wieder auf Otto von Freisingen, der Heinrichen dabei behülflich sein mochte, und den dieser meinen mag in dem »ander mann,«

der ihm »**die rime richte**« und »**ouch ein teil gedichtes kan**« *). Wir besitzen das Orginal Heinrichs nur zum dritten Theile (1840 zu Melsungen entdeckt. J. Grimm Sendschreiben an K. Lachmann. Lpz. 1840), dagegen aber eine, ein halbes Jahrh. spätere Umarbeitung, die das Original sehr schonend behandelte. (Ausg. in Mayláth und Köffinger: Koloczaer Kodex, Pesth 1817, dann in J. Grimm: Reinhart Fuchs, Berlin 1834). Letztere besteht in 2346 Versen und umfaßt 10 Abenteuer des Fuchses. Es ist hier trotz der Gleichartigkeit einzelner Züge, der Plan ganz anders und weit kürzer behandelt, als in der weitverbreiteten späteren plattdeutschen Bearbeitung. Der Inhalt des Gedichtes Heinrichs ist: Reinhart der Fuchs sucht den Hahn Schanteklär und dessen Frau Pinte zu überlisten, um Hühner stehlen zu können. Da der Versuch mißlingt, geht er weiter, treibt gar mancherlei Schelmereien mit der Meise, dem Raben und dem Käse ꝛc., will seinen Neffen den Kater Diepprecht bei einem Wettlauf in die Falle jagen, fällt aber selbst hinein; will des Wolfes Isegrim Weib Hersante verführen ꝛc. Ob solcher vielen Ränke am Hofe des kranken Königs, des Löwen, dem eine Ameise ins Haupt gekrochen war, angeklagt, erscheint Reinhart nach mehrmaliger Vorladung nicht und überlistet die Boten des Königs, den Hofkaplan Bären ꝛc. durch seine Ränke, und kommt endlich selbst als Arzt zum König, dessen Krankheit zu heilen, wobei er als Arzneimittel Theile von den Körpern seiner Feinde angibt. Der König befolgt diesen Rath, verschafft sich die Mittel und gesundet. Endlich aber braut Reinhart dem König einen Trank, der diesem das Leben kostet. Um die Mitte des 13. Jahrh. erhielt diese Thiersage wieder durch einen flandrischen Dichter, Willem genannt (vermuthlich Wilhelm Untenhove von Aerdenburg in Flandern um 1270), eine kunstmäßige

---

*) Diese Stelle am Ende der Dichtung lautet folgends:

»Hie endet sich dis mere,
daz hat der glichsenere
er heinrich gedichtet,
und lie die reime ungerichtet,
die richte sider ein ander man
der ouch ein teil gedichtes kan;
und hat daz ouch also getan
daz er daz märe hat verlan
gantz rechte als iz ouch was e;
an sumeliche rime sprach er me
danne er dran were gesprochen.
ouch hat er abgebrochen
ein teil, do der worte was ze vil."

Behandlung, welche, sammt ihrer ein Jahrhundert späteren Fortsetzung zusammen in 3474 Versen (Ausg. von Willems, Gent 1836; deutsch von A. F. Geyder. Breslau 1844), diejenige Thierepe wurde, welche bis in die jüngste Zeit unter dem Namen Reinecke Fuchs allgemein bekannt, und vielfach gedruckt wurde. Diese Bekanntschaft aber verdankt sie der freien niederdeutschen Bearbeitung, welche zu Ende des 15. Jahrh. entweder Heinrich von Alkmar »**Scholemester und Tuchtleerer der eddelen Hertogen van Lotryngen**« (wie es in der ältesten Ausgabe, Lübeck 1498 heißt), oder wie Andere wollen, Nik. Baumann, Professor zu Rostock († 1526) vollbrachte. Wir kennen sie durch die Übersetzung Göthe's (seit 1794), Soltau's (seit 1803) u. A. Die niederdeutsche Bearbeitung gab zuletzt Hoffmann v. F., Breslau 1834, heraus; sie hat seit dem Wiederauffinden des obenangezeigten niederländischen Gedichtes ihr ganzes, einst so großes Ansehen der Originalität verloren, bleibt aber noch immer das bedeutendste Werk niederdeutscher Poesie.

Lyrische Dichtungen.

Die lyrische Poesie fällt anfangs bei allen Völkern mit dem Epos zusammen, und tritt erst dann selbständig hervor, wenn letzterem, das sie umschleiert hielt, die zu einem gewissen Grade der Civilisation gelangte Nation auch eine neue, selbständige Bahn gebrochen. Sie besingt nicht Thaten und Handlungen gleich der epischen Poesie, sondern nur Empfindungen und Gefühle des Herzens: das trauernde Leid, die lächelnde Freud'; ihr Beruf ist es demnach, die der Menschheit würdigsten Gefühle jedes Zeitalters aufzubewahren und von Land zu Land, von Zone zu Zone, von Pol zu Pol, von Jahrtausend zu Jahrtausend, in harmonischen Strofen zu verkünden, und so als Genius über der Menschheit zu walten als Lehrerin, Freundin, Führerin, Rathgeberin und Trösterin. Die Volkslyrik oder das rein lyrische Volkslied, welches Gefühle besingt, die durch besondere Veranlassungen hervorgebracht, ein Gemeingut Aller wurden, die Herzen Aller zu gleicher Freude oder zu gleicher Trauer durchbebten, und deren Charakter Einfachheit, Naturtreue und Kunstlosigkeit ist, weist im Zeitalter der Minnesinger wohl keine literarischen Denkmale aus Deutschland auf, obgleich uns manche Überlieferungen vom Vorhandensein des Volksliedes aufbewahrt wurden, von denen ich theilweise schon in der epischen Poesie dieses Zeitalters sprach, das Weitere aber zur künftigen Periode aufspare, wo ich das Volkslied vorzugsweise beachten werde. Dagegen ist aber das Kunstlied eines der bedeutendsten Gebilde der mittelhochdeutschen Lyrik. Es ist der Ausdruck der Empfindung eines Einzelnen, die Ergießung der Gesinnung eines durch

mannigfaltige Ursachen erheiterten oder betrübten Gemüthes, und unterscheidet sich durch Schmuck der Rede, zierliche Darstellung und reiche, vielgestaltige Form. Die germanischen Sitten und das Christenthum rückten im Mittelalter das Weib aus der untergeordneten und niederen Stellung, die es in der alten Welt einnahm, heraus, und erhoben es zur Leiterin des häuslichen Kreises und zur Gebieterin der Sitte und des Anstandes. Die Frauen als das schwächere Geschlecht zu achten und zu schützen, galt für eine wesentliche Tugend des Ritterthums, und je mehr dieses sich ausbildete, desto mehr stieg auch der Frauendienst und die Minne. Die Rittersitte setzte Frauendienst über Waffendienst und pries die Frauen als das Höchste des Lebens, als die Krone der Schöpfung. Als sich daher die Ritter der Poesie bemächtigten, bildete auch diese »Frauenlust,« die zarte Regung des Herzens und die Empfindung der Liebe den Hauptgegenstand ihrer Dichtung. Diese Minnepoesie als höfische Kunst gehört mehr der Kunstlyrik, weniger der Volkslyrik (im Leiche) an, jedoch hat an dem jugendlich frischen Minneliede alle Kunst noch das Ansehen der Natürlichkeit: denn so wie Minne das sehnsuchtsvolle, stille, zarte Denken, die reinste Liebe zur Geliebten ist, die Einer nur ihr holdes Selbst mit allen Schätzen der Empfindung schenkt, mit dieser Einen Weh und Wonne theilt und dieser Einen ihren Lebensborn mit immer neuem süßen Zauber füllt, sich selbst verliert und vergißt, von ihrem Freudenbecher nur genießt, und Lebenslust aus ihrem Blick allein, aus ihren Mienen schöpft; — so ist auch das Lied des mittelalterlichen Minnesingers das zum Wort gewordene Gefühl jener wahren Poesie des Lebens, der zarteste Klang eines unbefangenen unschuldigen Gemüths, die kindlich einfachste Ergießung des herrlichsten reinsten Gefühls für Natur und Liebe mit der innigsten Wahrheit gepaart. Die Sprache der Minnesinger dem zarten Staube der Blumen vergleichbar. Die deutsche Lyrik des Mittelalters war zwar nicht so mannigfaltig im Inhalt wie die in den Ländern des Südens, aber dieser an Tiefe, Zartheit und Innigkeit der Empfindung weit überlegen; und während jene das Produkt einer unsteten südlichen Glut, einer Liebe voll Eifersucht und Leidenschaft ist, erscheint das deutsche Liebeslied als echter Minnesang, als echt deutsches Original, keineswegs als Nachahmung romanischer Poesie, und läßt uns einen sehr vortheilhaften Blick in das innere Gemüthsleben des mittelalterlichen Deutschen thun. Schön drückt sich Rinne aus, der die Minnepoesie wie das Schneeglöckchen im dunklen Walde, als das Pfand des weiter aufbrechenden sonnigen Frühlings begrüßt; und Vilmar, der sie den Sang des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens nennt, welcher in jener reichen glücklichen Jugendzeit wie der Nachtigallensang in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen

Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes, aus tausend fröhlichen, tausend sehnenden Herzen seine anmuthigen Lieder erschallen ließ. — Liebe und Verehrung gegen die Frauen ist also das Thema des Minnesangs, das in unendlichen Variationen, in Weh und Wonne wiederkehrt, bald als ernstes Lied der Verehrung und Sehnsucht, bald als heiteres Lied des Genusses. Mit der ernsten Miene hing die Verehrung der h. Jungfrau Maria zusammen, und diese Liebe ist oft sehr begeistert dargestellt. In den erotischen Gedichten breitet sich die Sehnsucht nach Liebesgewährung, die Hoffnung, die Treue der beglückten Liebe, oder der Zweifel, das Ringen, die Hoffnungslosigkeit des betrübten Amanten bis in das feinste Gewebe aus. Eben so zart und seelenvoll wie die weibliche Anmuth, und höchst lebendig schildern uns diese Sänger die Natur, als das Gegenbild ihrer wechselnden Stimmungen, welche ihnen mit besonderer Harmonie als Folie zu den Minneliedern dient. Da blüht alles in der Natur, der Lenz hatte schon lange die Blumen aus ihren Kelchen und die Geliebten ins Freie gelockt, der Vögel Gesang mischt sich mit dem Klange der Fiedel und der Lieder zum Tanze, — aber die Geliebte will sich dem Sehnsüchtigen verschließen. Die lachende Sonne, der belebte rauschende Wald, die zwitschernden Vögel sprechen die Seligkeit der Liebenden in dunkler Rede aus; und während diese auf grüner Au vor dem Walde kosen und scherzen, auf Blumen und Klee sich eine traute Ruhestatt betten oder um die breite Linde am Wiesenplan den wirbelnden Reigentanz beginnen; weilt der Schwermüthige und Hoffnungslose fern vom munteren Getümmel in Waldeseinsamkeit, und singt vom falben Herbst, von öder Heide, vom kalten Winter und seinen Schmerzen, vom bittern Reife, der die süße Maienblüte tödtet, als Gleichnisse für seine spröde Geliebte. Frühlingsfreude und Sommerlust oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzähligmal wiederholten Anfänge der Minnelieder.

So z. B. singt Walther von der Vogelweide:

Als der Frühling wiederkam,
Da man Blumen wonnesam
Bei der Vöglein Singen
Sah aus dem Grase dringen ꝛc.
Bei der Nachtigall Gesang,
Bei der breiten Linden ꝛc.
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit!

Unter den Linden
Auf der Heide,
Wo ich mit meiner Trauten saß:
Da mögt ihr finden
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tarandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Und Ulrich v. Liechtenstein:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein,
Auf der Haiden blühen schöne
Blumen in des Maien Schein,
Also blüht mein hoher Muth
Froh gedenkend ihrer Güte,
Die mir reich macht mein Gemüthe
Wie der Traum dem Armen thut.

In dem lüftesüzen maien
So der walt gekleidet stat
So siht man sich schone zweien
Allez daz iht liebes hat
Und ist mit einander fro
Daz ist recht! diu zit mil so.

Also trauert Walther im Winter:

Winterlich Stürmen die Welt nun bezwang:
Falb ist der Wald und die Heide schon lang,
Wo so lieblch manch Stimmlein erklang. ꝛc.
Könnt ich verschlafen im Winter die Zeit!
Wach ich derweilen, so thut es mir leid,
Daß er regieret so weit und so breit.
Endlich doch sieget der Mai in dem Streit:
Blumen dann les' ich, wo Schnee nun geschneit.

Besonders lebendig erscheinen die **Tanzreien** oder **Tanzleiche**, welche dazu bestimmt gewesen, im Freien, öfter wohl von ganzen Chören, gesungen zu werden; sie stellen gewöhnlich in einem sinnlichen Gemälde die Unendlichkeit der Liebesempfindung dar, so wie der Tanz gleichsam eine ätherische Berührung der Geschlechter veranlaßt. Minneluſt und Minneleid, Wintertrauer und Frühlingsfreud, Tanz und Spiel war also Inhalt der Lieder zur Zeit des blühenden Minnesangs. Um diesen recht zu begreifen und ihm nicht den Vorwurf der Eintönigkeit zu machen, muß man sich in die Abgeschiedenheit des damaligen Lebens zur winterlichen Zeit versetzen, um die überschwängliche Freude zu fassen, welche die ritterlichen Stände durchlebte, wenn der Frühling den allgemeinen Verkehr wiedereröffnete, wenn der Schnee schmolz, die Straßen gangbar wurden, die Flur mit jungem Grün sich schmückte, und der Frühling die farbigen Blumen der Heide zu wonnigem Dufte, die munteren Vöglein des Waldes zu Liebe und Sang erweckte. Zu letzterem weckte er auch den minnenden Ritter, der sich auf seiner Burg gelangweilt, dessen Schwert mit den Fehden geruht, und für den sogar die Jagd den Reiz verloren hatte, da die Frauen nicht, wie im Sommer der Falkenjagd, beiwohnen konnten. Man eilte ins Freie auf Anger und Wiese, wo die Sonne des Mai dem lustigen Gewimmel unter der großen Linde leuchtete, der Wald von Vogelsang wiederhallte, die Bronnen murmelnd dahinflossen; man spielte da, kosete, liebte, erzählte Märchen und Sagen, und tanzte um die große Linde, wozu Minnesinger die Fiedel erklingen ließen und jene Tanzlieder dazu sangen, die dem Takte des Tan-

zes angemessen waren und das malerisch darstellten, was in diesem Augenblicke für Natur und Liebe das Gefühl empfand. Schön beschreibt den Tanz Nithart, aber die Lust des Tanzes hat Tannhauser am heitersten geschildert. Nun kam die Zeit der Turniere und Feste, der glänzendsten Besuche, der wandernden kaiserlichen Hoflager mit ihrem Pompe und zahlreichen Gefolge; nun nahten sich wieder die entfernten Liebenden, neue Intriguen entspannen sich, die Sehnsucht suchte ihr Ziel, das Geheimniß seine Lösung, der nach Minne Lechzende Befriedigung und Besitz. Und so wie dieselben Freuden über solche Erscheinungen mit jedem Jahre in Aller Brust sich erneuerten, so drängten dieselben Gefühle auch immer aufs Neue, sich in Liedern laut zu machen: und **Liebesgesänge, Tanzreigen, Reiselieder, Ausmärsche, Preise der Jahreszeit,** waren die Frucht dieses wiedererwachten Lebens und Treibens. Nachdem der Herbst eintrat, wurden diese Zusammenkünfte durch die Natur gestört; dies gab noch mehr Anlaß zu den heimlichen Zusammenkünften der Liebenden, bei denen Wächter ausgestellt wurden, welche den kommenden Tag anzeigen mußten, auf daß der liebende Ritter von Dunkelheit der Nacht begünstigt, sich heimlich wieder von dannen stehlen konnte. Hieraus entstanden die **Tagweisen** oder **Wächterlieder,** meist dialogisch gehalten (wie bei Walther v. d. V. König Wenzel, Liechtenstein, Jakob v. Warte u. A.). Ihr Inhalt ist fast immer gleichartig: der Minnende schleicht nächtlich zur Geliebten, der Knappe hält unter dem Fenster oder auf der Burgzinne die ganze Nacht hindurch Wache, und verkündet dann den bald grauenden Morgen, mahnt zur Trennung, damit der Ritter ohne Gefährde der Ehre und des Leibes und seine Dame ohne Nachtheil ihres Rufes verbleibe. Die Schilderung des holden Minnegenusses, die Nähe seines Verschwindens, die Wehmuth des Abschiedes, die durch die Merker oder Kläffer (Aufpasser) veranlaßte Unsicherheit, bilden die vielfachsten, anmuthigsten Variationen. War der minnende Ritter fern von seiner Geliebten, in Kampfesgewühl oder in heiligen Landen, so sandte er ihr sein Lied der Sehnsucht durch einen Boten (daher **Botenlied** genannt), der es ihr entweder selbst vorsang oder als **Liebesbrief** auf langem, schmalen, zusammengerollten Pergamentstreif geschrieben, überbrachte (was manchmal auch der Minnesinger in eigener Person that, eine Sitte, die sich noch im 14. und 15. Jh. erhielt) und dabei oft auch in eigenen Liedern Neigung für seinen Herrn zu erzielen suchte. Aus diesem Kreise lyrischer Empfindungen gehen manche in eine klare Weltansicht über, fassen das politische Leben in deutlichen Bildern auf, und schaffen so eine neue Gattung der Lyrik, welche sowohl die Verhältnisse des Vaterlandes, besonders die unfreundlichen berührt und in sie oft mit spitzer Satyre eingreift (die Rügelieder Spervogels [das älteste Klag-

lied] Walther's, Reiman's v. Z., Wernher's, Liechtenstein's, Marner's, Sonnenburg's ꝛc.), als auch in moralischen Betrachtungen, in Ermahnungen und Lehren eine treffliche Lebensfilosofie zeigt; diese lyrische Poesie knüpft sich unmittelbar an die Didaktik an. Unter den politischen Gedichten unterscheiden sich die früheren von den späteren dadurch, daß in jenen ein Bekämpfen von unrichtigen und dem öffentlichen Wohle nachtheiligen Gegenmeinungen, ein edles Streben die Ehre des Vaterlands und der Kirche aufrecht zu erhalten sichtbar wird; in den späteren aber, die des individuellen Interesses ermangeln, fast stets nur Klagen über politische Verwirrung des Reiches, über die Ausartung der Geistlichen, Weltlichen, Hohen und Niederen. Die lyrische Reflexion über die weltliche Seite des Lebens zeigt sich endlich vorzugsweise in den **Lob-** und **Straf-** oder **Tadelliedern** der Minnesinger auf Fürsten und andere ihrer Gönner, an deren Höfen, als Zusammenfluß des geselligen Lebens, sie für ihre Kunst ein anerkennendes Publikum suchten. Diese Lieder besprechen denn gewöhnlich die Verhältnisse, in welchen die Sänger mit den Großen standen, die natürlich der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, und dadurch entweder ihres Lobes (Loblieder auf Leopold den Glorreichen, Friedrich den Streitbaren ꝛc.) oder wenn sie nicht freigebig, gerecht ꝛc. waren, oder der Sänger andere Zwecke bei ihnen nicht erreichte, ihres Tadels wurden. Bei den Tadelliedern ist Kargheit der bedeutendste Vorwurf; sie werden damals vorherrschend, als die Großen des Minnesangs nach und nach ermüdeten.

Der Übergang aus dem Volksgesang in die höfische Kunst (1150 — 1190) läßt sich stufenweise in den Liedern Ditmars v. Aist, Kürenbergs, Leutolds v. Seven (Hagenaus), Veldeckes und Reimars d. A. verfolgen, wie denn Gervinus auch außer den Leichen die vielen Wächter- und Taglieder als volksmäßige Reste ansieht, und die Tanz-, Frühlings- und Herbstlieder den Stamm verrathen, auf dem unser Minnesang gewachsen ist. Nach 1190 bis beiläufig 1230 folgt die schönste Blüte der Lyrik, sich durch große Einfachheit, Natürlichkeit und Naivetät sowohl in Inhalt wie in Form offenbarend. Soll der ganze deutsche Minnesang nach seinen bedeutendsten Meistern bezeichnet werden, so ist man bemüssigt hiezu nur österreichische Dichter zu gebrauchen, denn es gränzt Walther v. d. Vogelweide (als die Mitte des Minnesangs) in aufsteigender Linie zunächst an Reimar d. Alten (wenn wir schon den hochgepriesenen Leutold v. Seven [von Hagenau] der Neuheit der Entdeckung und der wenigen von ihm übrig gebliebenen Lieder wegen nicht anführen können), in absteigender Reihe aber an Reimar v. Zwetel. Der erstere Reimar lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tonreichthum des Minnesangs, der

letztere, fast nur noch in einem streng gemessenen Ton dichtend, hat sich völlig der Betrachtung und Lehre hingewendet. Es vertritt daher Reimar d. Alte am frühesten und reichsten die weltliche Seite des Minneliedes, wie die ernste und lehrhafte Seite desselben Reimar v. Zwetel. Vor Allen aber, nach allen Seiten und in vollkommenster Bildung, edelster Gesinnung und reichstem Geiste erscheint Walther von der Vogelweide: er ist die Mitte und der Gipfel der ganzen lyrischen Dichtung des deutschen Mittelalters in allen Weisen, geistlich und weltlich, minniglich, scherzend, spielend, ernst, lehrend, rügend, innig und zart, edel und männlich, selbst in der Klage deutsch an Geist und Herz; für Weltherrlichkeit, Vaterland und das heil. Grab begeistert. Den Übergang von der besten zu der schon sinkenden Zeit macht der feine, aber prunkende Ulrich v. Liechtenstein mit seinen schwärmerischen Klagen und Hoffen, Freuden und Leiden und anderlei überzarten Äußerungen. Nach 1230 streift der Gesang aus der Minnepoesie in die schalkhafte Weise des Nithart und Tannhauser über, wie überhaupt Nithart, der sich unter das Volk mischt und ländliche Volkslust besingt, der ernsten schwärmerischen Lyrik als muthwillig scherzend, ja als ausgelassen gegenüber gestellt werden kann, und Vertreter der Komik und derben Satyre dieser Periode ist. Lachmann bezeichnet die Poesie Nithart's sehr passend mit dem Namen der **höfischen Dorfpoesie**. Weiterhin ungefähr seit dem Absterben der Babenberger, als die Fürsten ihre Gunst den Sängern entziehen, klagen und jammern diese allgemein über den Verfall des höfischen Sanges; die Loblieder auf die Fürsten und Herren gerathen immer häufiger, schmeichelnder und gezierter, je schlechter sie bezahlt werden, auch die Tadellieder nehmen überhand. Man schöpft aus allen sieben freien Künsten (deren Kenntniß als jetzt nothwendiges Requisit bei einem Meister vorausgesetzt ward), um neue reizende Gleichnisse zu finden; die Lust den Weltlauf zu ergründen, die göttlichen und menschlichen Dinge zu betrachten wird immer reger; das Lied immer mehr und mehr gelehrter, gesuchter, bilderreicher, moralisirender, mit weit hergeholten Notizen überladen, seine Form gekünstelter: und es entwickelt sich nur selten jene anspruchslose und gefühlvolle Naivetät, die auch dem einfachsten Minneliede solche Macht einflößt (Hauptrepräsentanten dieser Richtung: Stricker, Marner, Boppo, Litschauer, Kanzler ꝛc). Österreich, Tirol, die Grenze Böhmens, die Schweiz und Oberbaiern sind nur die Gegenden, wo man auch jetzt noch wagt dem ernsthaften Ton des Spruchgedichts das Parodische und Burleske entgegen zu setzen und in munterer Freude Wein, Weib, Tanz und Gesang zu Gegenständen der Dichtung macht. Man besingt da in Nithart's Manier die frohe Lust des Volkes, derbe Liebesromanzen, üppige Tanz- und Mai-

lieder, noch mehr aber den Preis des Herbstes und des Winters, statt des Sommers, und in ihrem Gefolge Schmaus und Zeche (Repräsentanten: Steinmar, Hadloub ꝛc. die »Wiener Meerfahrt,« »Weinschwelg«). Wir werden herausgeführt aus der fantastischen Ritterwelt mit ihrer nur zu oft überspannten Sentimentalität, unter Menschen unseres Fleisches und Blutes, und hinüber geführt in die späteren Zeiten des Volksliedes im 15. und 16. Jahrh.

Religiöse lyrische Gedichte *). Die religiöse Stimmung, welche im 12. und 13. Jahrh., angeregt durch die Kreuzzüge, sich der deutschen Gemüther bemächtigte, bildete auch den religiösen Volksgesang weiter aus. Das Volk sang geistliche Lieder sowohl in der Kirche (wie Hoffmann, F. Wolf u. A. sagen, was aber Wackernagl u. A. widerstreiten) als, gewöhnlicher, bei außerliturgischen Gelegenheiten, bei Bittgängen, Wallfahrten, Kirchweihen, bei Umgängen an kirchlichen Festen **(Weihnachts-, Pfingst- und Osterlieder)**, oder wie z. B. das »In Gottes Namen fahren wir« ꝛc. bei Pilgerzügen, Meerfahrten (so sangen auch in der »Wiener Meerfahrt« die segelnden Bürger dies Lied). Die Lieder der Kreuzfahrer ins gelobte Land, gewöhnlich **Kriuzeliet** genannt, sind mehrentheils Herzensergüße einzelner pilgernder Dichter, die sich meist selbst als Kämpfer unter der Kreuzschaar befanden. Solche haben wir von Reimar d. A., Walther v. d. V., Johannsdorf, Hawart, Wernher ꝛc. In ihnen spricht sich die Reue um die Sünde, die göttliche Traurigkeit in den schmerzlichsten Klagen aus. Diese Hinwendung zu sich selbst, als dem Bösen, diese Buße für seine Schuld drängte damals in den Kreuzzügen, welthistorisch mit überschäumender Macht sich hervor. Zur Befreiung des heil. Grabes zogen die Kreuzschaaren aus, sie anzueifern dienten die **Kreuzlieder.** Die Lieder der Wallfahrer nach Rom scheinen dagegen wirkliche Volkslieder gewesen zu sein. Diese Wallfahrten wiederholten sich jährlich, und waren im 13. Jahrh. in Deutschland so beliebt, daß deshalb selbst der heil. Franziskus 1221 die Deutschen als innige Gottesverehrer in Liedern sehr lobt. Für alle Fälle scheint man jetzt weniger jene strofenweise ausgebildeten Hallelujah-Gesänge, als vielmehr Kyrie eleison-Lieder gebraucht zu haben, welche

---

*) Zur Literatur des religiösen Liedes gehören noch: **»Cantarium Sti. Galli.«** Römischer Choralgesang der St. gallischen Stiftskirche (mit lateinischem und deutschem Texte). Aus den älteren handschriftlichen und gedruckten Werken ꝛc. gesammelt und geordnet von einem Geistlichen zu St. Gallen. Nebst einer geschichtlichen Einleitung über den Choralgesang im Kloster St. Gallen (St. Gallen **1845**) und **»Cantica spiritualia** oder Auswahl der schönsten geistlichen Lieder älterer Zeit in ihren originalen Sangweisen.« (Augsburg **1845** Bd. **1.**)

entweder mit Kyrie eleison selbst oder mit einem ähnlichen Refrain schlossen. Daher kam es, daß man den Namen beibehielt, während sich schon längst die Sache geändert hatte, während man sogar Lieder ohne Refrain hatte: man nannte nämlich alle geistlichen Lieder ohne Rücksicht auf ihren Inhalt **Leisen** (der verkürzte Name von Kyrie eleison), und diese Benennung verlor sich erst im 17. Jahrh. Die ketzerischen Sekten im 13. Jahrh. brachten auch Ketzerlieder hervor, die gewiß in ganz volksmäßiger Form abgefaßt waren. Von den religiösen Volksliedern dieser Periode haben sich in der ursprünglichen Gestalt nur wenige erhalten, man findet sie in Hoffmann's und Wackernagl's Kirchenliederbüchern, in Mone's Anzeiger, Uhland's Volksliedern ꝛc. In Österreich scheinen für den religösen Volksgesang besonders die Benediktinermönche gewirkt zu haben; theils ganze, theils Bruchstücke von allerlei religiösen Gesängen, **Leisen, Sequenzen, Hymnen** auf Maria, die Dreieinigkeit, die Heiligen, **Weihnachts-, Oster-** und **Pfingstlieder,** von denen sich viele in österreichischen Klöstern (z. B. das Mspt. einer schätzbaren Sammlung alter geistlicher Lieder zu Klosterneuburg. Proben davon in Mone's Anzeiger 1839; eine ähnliche zu St. Florian ꝛc.) bis heute aufbewahrt finden, bewähren dies. Ein solches Kirchenlied auf Maria (das älteste) in 14 siebenzeil. Strofen, stammt, wie der Herausgeber B. Pez (Thesaurus I.) vermuthet, von einem Mönche zu Melk im Anfang des 12. Jahrh. *); auch das bekannte Osterlied »der

---

*) In Pez **Thesaurus** scheinen die Verse dieses Liedes, wahrscheinlich durch die Nachlässigkeit des alten Abschreibers, unrecht abgetheilt und die Worte untereinander gebracht, so daß die Strofe anstatt:

Ju in erde leit Aaron eine gerte,
diu gebar mandalon, nuzze also edile:
die suezze hast du fure braht
Muoter ane mannes rat,
Sancta Maria.

also heißen und abgetheilt werden müsse:

Ju in erde leit Aaron
eine gerte (von) mandalon
diu gebar nuzze:
also edile (un) suezze.
hast du fure braht
muoter ane mannes rat,
Sancta Maria.

wodurch, wie in den übrigen Strofen, sechs Zeilen und folgender Sinn herauskäme:

Einst in (die) Erde legte Aaron
Eine Gerte von Mandeln,

Heiland ist erstanden« gehört dieser Zeit an, und andere solche, ebenfalls volksthümliche Gesänge sind von dem alten Minnesinger Spervogl (s. d.). Aber die meisten religiösen Gedichte dieser Zeit, welche wir besitzen sind Kunstpoesien höfischer Dichter und bestehen außer den erwähnten Kreuzliedern noch in Leichen, Liedern und Sprüchen, worunter die Loblieder auf Maria, durch die, schon bei der Legende (s. d.) angezeigte in diesem Zeitalter so innige, tiefe, wahrhaftige und begeisterte Verehrung der h. Jungfrau, die vortrefflichsten und zahlreichsten sind. Andere sind auf die Dreifaltigkeit, auf die Leidensgeschichte und Menschwerdung Christi. Sie zeigen in der besseren Zeit eine bewundernswerthe Tiefe der Wahrheit reiner himmlischer Liebe, erscheinen aber dann vollgefüllt von Allegorien und mystischen Deutungen, und endlich zu Ende dieser Periode voll gelehrten Prunkes und Bilderjucht. Viele sind von österreichischen Minnesingern.

Die Schlachtgesänge, welche vor, während und nach der Schlacht angestimmt wurden, waren wie früher religiösen Inhalts und deutsch; vorzüglich dauerten die Kyrielieder (Leisen) zu diesem Gebrauche fort: So rückten 1270 im Kriege der Kärnthner auf dem Felde zu Warlsberg beide Theile langsam mit Gesang und Kyrie eleison heran, und rannten noch vor Ende des Gesanges heftig zusammen. So sang, wie Ottokar (v. Hornek) erzählt, vor der Schlacht am Marchfelde, zwischen Ottokar und Rudolf v. Habsburg 1278, unser Kriegsvolk **»Sant Marei, muoter unde mait, alle unsren not sei dir gechlait.«** Und das böhmische Heer stimmte ihr »Hospodyne pomiluy ny« ein.

Didaktische Dichtungen.

Wie die epische Poesie durch Anschauung, die lyrische durch Empfindung, so ist die didaktische durch den Gedanken bedingt. Sie entwickelt sich wie die lyrische, erst in dieser Periode, obgleich sich Spuren von ihr in den alten geistlichen Dichtungen, besonders bei Otfried häufig vorfinden, überhaupt aber schon unter dem Volke eine Spruchweisheit (Weisheit auf der Straße) in kürzeren gereimten oder alliterirten Sätzen lebendig gewesen war, und theilt sich nun in die **ethische, symbolische** und **allegorische** Didaktik.

Die gebar Nüsse;
Solche edle und süße
Hast du hervorgebracht,
Mutter, ohne Mannes Rath (Hilfe),
Sancta Maria.

Die **ethische Didaktik** umfaßt das **Lehrgedicht**, welches das ganze sittliche Leben in seine Betrachtung zieht und in Versen darstellt, die oft nur das Ansehen zusammengehäufter Sprüchworte haben, und auch nichts anderes sind, als ein mit Fleiß zusammengetragenes Aggregat bedeutsamer Reflexionen, eine unter sich nicht weiter zusammenhangende Masse einzelner Begriffe, Wahrheiten und Lehren. In das Gebiet dieser Art Dichtungen, welche trotz alles Mangels an echter Poesie durchs ganze Mittelalter unter allen Ständen ungemein beliebt waren, gehören als die bedeutendsten von österreichischen Verfassern: der **wälsche Gast** von Thomas von Zirklaere (1215) und **Freidank's Bescheidenheit** von einem unbekannten süddeutschen Dichter 1228 (Walther v. d. V.? wie J. Grimm vermuthet), zwei weltberühmte Sammlungen von Sprüchen, welche sowohl aus dem Munde des Volkes als auch aus eigener Erfahrung des Weltlebens, von diesen Dichtern in kunstreiche Form gesetzt wurden. Sie schauen die Wahrheit wirklich und klar an, und verkünden gerade heraus, was Tugend, Frommheit und Zucht sei, suchen die Gebrechen der Zeit in ihrer ganzen Verwerflichkeit, das Laster in seiner abschreckenden Nacktheit zu zeigen, die Geisel über jedes Geschlecht schonungslos zu schwingen, und dem Trefflichen unverholen die Krone zu reichen. Der wälsche Gast geht in einer filosofisch-systematischen Anlage mehr auf das, was im ritterlichen Leben als unanständig und der Idee desselben unangemessen ist. Freidank dagegen wendet sich in einer populären Richtung mehr auf das Moralische und auf das Verhalten der inneren Gesinnung. Beides verbunden und mit noch speziellerer Beziehung auf das Ritterliche haben wir in den Gedichten **Winsbeke, Winsbekin** und **König Tyrol von Schotten** (erdichtete Namen, die wahrscheinlich nur in Kyot's Romanen gelebt haben), sämmtlich von unbekannten Verfassern aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. **Der Winsbeke,** einer der trefflichsten Überreste unserer ritterlichen Poesie, und **die Winsbekin,** ein schwächeres Seitenstück dazu, setzen in einem Gespräche des ritterlichen Vaters mit dem Sohne und der adeligen Mutter mit der Tochter — jener die Pflichten des Mannes — diese die Pflichten des Weibes auseinander. (Beide ausg. in Schilter Thesaurus I. in Bodmer's und Hagen's Minnesingern, in Benecke's Beitr. II. in Hagen's Germania I. [der Winsbeke in 75 achtzeil. Strophen, die Winsbekin in 35]. Der Winsbeke und die Winsbekin von Th. Haupt. Leipzig. 1845. Die Winsbekin neudeutsch von Sparre o. O. 1760.) **König Tyrol von Schotten und Friedebrand sein Sohn,** ein schönes Sittengedicht in strophischer Form, worin der alte König seinem Sohne zwei Räthsel vorlegt, und nach dessen befriedigender Auslegung, ihm eine Reihe eindringlicher Lehren ertheilt (Ausg. in Schil-

ter Thes. I., Bodmer und Hagen's Minnesinger, J. Grimm in Haupt's Zeitschft. 1841; neudeutsch von Böckh im Bragur I.). Etwas anders und wahrscheinlich größeren Umfangs war des **König Tyrol Buch,** auf welches sich Boppo dreimal beruft. Dieß sind die wahrhaft deutschen Lehrgedichte dieser Zeit; neben ihnen liebte man noch die Übersetzungen der **Sittensprüche heidnischer Filosofen,** wie die im Lehrgedichte **Wernhers von Elmendorf** (s. d.), vorzüglich aber des angeblichen **Dionysius Cato *),** welche beinahe in allen handschriftlichen Liedersammlungen des Mittelalters, und auch einzelne in verschiedenartig von einander abweichenden Bearbeitungen, zumal in Klöstern und Büchereien Österreichs, Kärnthens, Tirols ꝛc. vorkommen (gedruckt in Laßberg's Liedersaal und öfter). **Die Lehren des Aristoteles,** an Alexander den Großen, in Reimen (ungedr. k. k. Mspt. in Wien. Hoffm. Nr. 89). **Von den vier Angeltugenden** des Boetius, Socrates, Aristoteles, Plato, Tullio und Seneca (k. k. Mpt. Nr. 92). Aus der Praxis des Alltagslebens genommen ist das Gedicht eines ungenannten Österreichers unter Friedrich dem Streitbaren **»daz ist von der Tischzucht,«** welches lehrt wie man sich beim Speisen zu benehmen habe, was man da thun, was lassen soll (gedr. in Rauch script. rer. Austr. I.; andere gleichartige Gedichte finden sich sowohl gedruckt als auch handschriftlich in österr. Klöstern vor). Die medizinischen Lehren der Schule zu Salerno in deutsche Verse übersetzt (im deutschen Museum 1777. Bd. II.). Die ältesten Gedichte didaktischer Richtung sind asketischen Inhalts, wie Heinrich des Laien (s. d.) **»von des Todes Gehugde«** vor 1163 und eben desselben **Heinrichs Litanei.** Bruchstücke eines moralischen Lehrgedichts (Docen in Maßmann's Denkm. I.); eines gewissen armen Hartmann, wahrscheinlich eines Österreichers oder Steierers (nicht des von Aue), **»Rede vom heiligen Glauben«** in 3800 Versen (Proben in Graff's Diutisca I. Ausg. in Maßmann's Ged. d. 12. Jahrh.), der sich darin auf ein Gedicht vom **jüngsten Gericht** beruft, das wohl von ihm selbst herrührte; wie denn vielfach Dichtungen über das Thema der Weltschöpfung, über den Streit des Endichrist's mit Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngsten Tages, sowohl jetzt als in der folgenden Zeit erscheinen (angezeigt in Hagen's Grundriß), deren Haupt die **»Zukunft unseres Herrn«** von Heinrich v. Neustadt wird. Die meisten davon sind sehr mystisch und oft allegorisch. Das **Buch der**

---

*) Borhorn hat nachgewiesen, daß diese Sittensprüche weder diesem Cato noch dem Seneca oder Ausonius, sondern dem Zeitalter Valentinians IV. († 455) angehören.

Weisheit, ein mystisch-theologisches Werk in österreichischer Mund- und Schreibart (Mscpt zu St. Florian, angezeigt in Mone's Anzeiger 1839). **Die Warnung,** ein durch einzelne Züge nicht unmerkwürdiges Gedicht in 3992 Versen (Ausg. nach Wien. Mscpt von Haupt in dessen Ztschrft. I.); die 15 Zeichen des jüngsten Tages (ebenda); deutsche Meßgebräuche, Gedichte d. 12. Jahrh. (Mscpt aus Benediktbeuern. Ausg. in Hahn's Ztschrft. I.); der Sündenfall und die Erlösung des Menschengeschlechts, in 3242 Versen (nach Wiener Mscpt. Ausgabe in Hahn's Ged. des 12. und 13. Jahrh.); das Anegenge, eine poetische Predigt (ebenda); ein Gedicht von der Offenbarung Johannis, **Apokalypsis heysset dys buch,«** gegen 3000 Verse fassend (k. k. Mscpt zu Wien Nr. 96, Probe in Mone's Anzeiger 1838); die deutsche Übersetzung der Summa Johannis (Mscpte zu Linz, Lambach, Klosterneuburg); Erklärung des Vaterunsers; der Spiegel: **Nu merk ain gar schön gut gedicht von unser frowen klag,** eine Marienklage in 30 Abschnitten aus dem 13. Jahrh., deren praktischer Zweck ist, ein Vorbild der Geduld und Liebe zu geben (Ausg. in Mone's Schauspielen des Mittelalters, Stuttgart 1846 I.). Der ungenannte Verfasser, wahrscheinlich ein Mönch, der bittet, seiner im Gebete zu denken, nennt sein Gedicht »**Spiegel,**« eine im Mittelalter gebräuchliche Benennung für praktische Schriften, daher auch Gebetbücher so genannt wurden. — Endlich sind auch viele kleinere Gedichte der Minnesinger in das Gebiet dieser Didaktik zu ziehen, vor allen die **gnomischen Lieder** und **Sprüche.** Sie sind rein betrachtend und moralisirend, theils belehrend und zurechtweisend, theils satyrisch und strafend, und entfalten oft eine Fülle echter Lebensweisheit. Sie wurden besonders zu einer Zeit häufiger, als die Macht der Hohenstaufen immer mehr erschüttert ward, die Drangsale der Zeit sich mehrten, der Glanz des Ritterthums erblich, die festen heiligen Bande in Reich und Kirche sich zu lösen begannen und allmälig die Spuren einbrechender Rohheit, Verwilderung und Zerrissenheit immer deutlicher hervortraten; es mußte sich damals der sinnige Geist der Besseren in sich selbst kehren, den Ursachen des Sinkens und des Verfalls nachgrübeln und auf Mittel sinnen dem kraftvoll entgegen zu arbeiten. Walther v. d. V., Reimar v. Z. u. A. zeichnen sich hierin ebenso durch tiefe praktische Lebensweisheit als durch kräftige Satyre aus. Solche Spruchgedichte, wie sie häufig bei Spervogl, Gast, Marner, Kelyn, Stolle, Boppo, Kanzler u. A. erscheinen, gleichen in der Behandlung schon ganz jenen räthselartigen Gedichten, denen am Ende der Auffchluß beigegeben ist, und welche man späterhin **Prameln** hieß. Lessing († 1781), der zur didaktischen Poesie dieser Zeit so große Vor-

liebe hegte, daß er dagegen alle übrigen Dichtungen (von denen übrigens zu seiner Zeit fast gar nichts bekannt war) in Schatten stellte, wollte in ihnen das ursprüngliche deutsche Epigramm sehen und A. Keller gab jüngstens (1846) mehrere unter dem Titel »Schwänke« heraus. Manchmal sind diese gnomischen Dichtungen wahre Fabeln oder Beispiele in Spruchform gefaßt, oder eigentliche Räthsel wie bei Marner, scherzende räthselhafte Vexirsprüche bei Tannhauser, oder Lehrgedichte über verschiedene Materien, z. B. über die Gebote der Minne (welche auch in einem größeren Gedichte aus dem Ende des 13. Jahrh. bearbeitet wurden; in Docen Misc. II.), wo Treue, Zucht, Stetigkeit, Geduld, Schönheit, Milde, Verschwiegenheit, Kühnheit, Maaß, Bescheidenheit ꝛc., als solche genannt, in ihrem Wesen beschrieben und als Momente der wahren Liebe auf diese bezogen werden. Solche finden sich oft bei bekannten Minnesingern, andere rühren von unbekannten Verfassern her, z. B. das Kloster der Minne, in 1891 Versen und mehrere andere gnomische Minnegedichte in Laßberg's Liedersaal, im Kolocsaer Kodex (größtentheils im ungedruckten Theile) ꝛc. (aus demselben bearbeitete Mailáth [in seinen altd. Ged. neud. b. Pesth 1819] zwei allegorische Gedichte »der Tugendkranz« und der »Weltmensch.« Das erstere zählt alle Tugenden in Gestalt von Blumen auf die am Himmelsweg blühen) oder sind noch unausgegeben, wie 5 Gedichte von der Minne, in der Titurelstrofe (k. k. Wien. Mscpt Hoffm. Nr. 52), zwei Dichtungen im Ambraser Kodex: **Frawenlob**, ein Tadel auf diejenigen, welche Frauenehre mißbrauchen und beschimpfen; **»Eines mannes klage so der lieb nur halb thut,«** wo ein Unglücklicher über verschmähte Liebe klagt, und sich in seiner Noth nach Rath sehnt.

Die **symbolische und allegorische Didaktik** vereinigt sich gewöhnlich in den Fabeln dieser Zeit, die man **Beispiel** (**bispel**) nannte: denn die symbolische Wissenschaft hatte sich im Mittelalter von der Betrachtung der Gestirne zur Berechnung der Constellation der Geburten, zur Magie, mit ihrer ganzen Encyclopädie: der Goetie, Neciomantie, Anthropomantie, Leconomantie, Chiromantie, Gastromantie, Captromantie, Onomantie, Hydromantie, Geomantie, Pyromantie, Capnomantie, Ichtiomantie, Tephramantie etc., mit allen ihren Künsten und Zauberformeln, Beschwörungen, Kreisen und Sprüchen; besonders aber zur Betrachtung der Edelsteine und ihrer geheimen Kräfte und zur Alchemie, so wie zur Erforschung der Wunderkräfte der Pflanzen bis zur Symbolik des Thierischen fortgesetzt, von wo sie in den Kreis der allegorischen Didaktik und vorzüglich in die romantische und volksmäßig allegorische Didaktik übergeht. Alle Richtungen dieser Wissenschaften, im Zusammenflusse, lernt man am umfassendsten aus dem Titurel des Albrecht v. Schar-

fenberg kennen. Im Einzelnen erscheinen sie in den Überlieferungen aus dem Leben des Dichters und des Zauberers Klingsor und anderer Magiker; der Wunderglaube an Edelsteine in dem von Maßmann (Quedlb. 1842) herausgegeb. Eraklius von Otto, und in den jener Ausgabe angehängten Gedichten über Steinkräfte von Stricker u. A. in eines gewissen Josef »von edler Gesteine Kräften« (in Hagen und Büsching's Museum I.); in dem Gedichte »von aller Edelsteine Kraft,« in 797 Versen (welches verschieden ist von einem ähnlichen, 1498 gedruckten Werke), in einem Mscpte zu St. Florian, aus welchem ein Thiergespräch im 40. Bd. der Wiener Jahrb. der Lit. abgedruckt wurde. Das Thierische: in dem, neuestens von Th. v. Karajan (Sprachdenkm. d. 12. Jahrh. Wien 1846) nach kärnthnerischem Mscpte herausgegebenen und mit 32 Originalbildern illustrirten Reimgedichte »Physiologus,« eines unbekannten Verfassers zwischen 1150 — 1180 (Klingsor vielleicht? es würde gerade in seine Jugendzeit passen, und mit der Nachricht, daß er derlei Gedichte verfaßt in Einklang stehen), der uns mit den damaligen fabelhaften Ansichten von der Thierwelt unterrichtet, und dabei Nutzanwendungen auf das geistige Menschenleben macht. Die **Beispiele** sind das was unsere Fabeln, entweder aus der Thierwelt, oder andere märchenhafte allegorische Erzählungen, deren beigegebene Moral sich im Eifer für Anpreisung der Tugend und Verachtung des Lasters ausgießt, so daß das Symbolische und Allegorische nur beiherspielt und als Einkleidung dient. Wir besitzen eine berühmte Sammlung solcher Beispiele in der »Welt« des österreichischen Dichters Stricker; andere in der alten Kaiserchronik (s. d.), bei Zirklaere und Freidank, bei vielen Minnesingern, von ungenannten Verfassern in Laßberg's Liedersaal, J. Grimm's Reinhard Fuchs, Wackernagl's Leseb. ꝛc. In der Bibliothek zu Erlau in Ungarn befindet sich ein Kodex mit einer großen Anzahl altdeutscher Fabeln, zwar in einer Prosaauflösung des 15. Jahrh. aber älteren Ursprung beurkundend. Auszug und Beschreibung desselben gibt J. N. Kovachich in Hagen's Germania Bd. IV. (Berlin 1841). Eine andere Untergattung der romantischen symbolisch-allegorischen Didaktik ist der Reinecke Fuchs (s. d.) und als Produkt romantischer Allegorik in ideeller Richtung nimmt Rinne Ulrich v. Liechtenstein's Frauendienst auf. Mehr symbolischer Natur ist der Wartburgkrieg (vide Klingsor), ein Gedicht, das sowohl der lyrischen wie der didaktischen und dramatischen Poesie angehört. Hier zeigen sich die deutlichsten Spuren wie der dämonische Glaube nach und nach seine grelle Schauerlichkeit verlor, und wie, wenn gleich immer noch der böse Schein des Zauberwesens und einer göttlichen Verbindung mit den nächtlichen Gestalten des Aberglaubens auf dem haften bleibt, der sich einer höheren

Kenntniß der religiösen und natürlichen Geheimnisse rühmt, sich dennoch dergleichen Kenntnisse schon mehr hervorwagen. Die mystisch-theologischen Räthsel darin sind ihrer Form nach für Klingsor zugleich allegorische, für Wolfram symbolische. Das mystisch-allegorisch-didaktische Gedicht »die Tochter von Syon« oder die minnende Seele (nach Klosterneuburg. Mscpt ausg. in Graff's Diutisca III.) von vortrefflicher Anlage, Durchführung und Darstellung, kommt der Sprache des Nibelungenliedes gleich, weßhalb der unbekannte Verfasser desselben in unsere Gegend zu setzen ist. Eine andere Bearbeitung jener, derzeit allbeliebten Vorstellung, die Vermälung der Seele mit Gott versinnlichend, ist vom Bruder Lamprecht von Regensburg, einem Franziskaner (in Hoffm. Fundgrube I.) Verwandten Inhalts ist das »Buch der sieben Grade« oder die Staffeln des Gebets, auf welchen die reine Seele in Vergessenheit des Irdischen stufenweise zum Himmel steigt (Mscpt zu Heidelberg, prosaisch in Pfeiffer's Mystikern. Leipzig 1845. Bd. I.); das Gedicht von den sieben Siegeln des Gebets (Mscpt zu Innsbruck, ausg. in Mone's Anzeiger 1839), der Seele und des Leibes Krieg (k. k. Mscpt, gedruckt in Karajans Frühlingsgabe).

Sammlungen und Literatur der Minnesinger.

Das Aufbewahren der lyrischen und kleineren didaktischen Gedichte der Minnesinger fällt größtentheils ins 14. Jahrh., und da dieses Sammeln in mancher Beziehung zum Stande der Dichtkunst jener Zeit steht, will ich am gehörigen Orte ausführlicher darüber sprechen, hier aber nur die gedruckten Sammlungen angeben. Die Zahl aller deutschen Minnesinger, deren Namen (und theilweise auch ihre Werke) auf uns gekommen sind, beläuft sich auf mehr denn 200. Die reichhaltigste Sammlung ihrer kleineren Poesien wurde uns durch Rüdiger Manesse (s. d.) zu Zürich überliefert und wird deshalb die Manessische Sammlung genannt. Sie enthält zugleich die Wappen und Bildnisse der Dichter und befindet sich (nachdem sie im 17. Jahrh. auch zu Heidelberg gewesen war) noch heutzutage in der k. Bibliothek zu Paris. Rostgaard 1679, und J. C. v. Bartenstein 1726 entdeckten sie hier und Bodmer und Breitinger gaben sie nach einigen kleineren Auszügen (Proben, Zürich 1748; Fabeln, eb. 1757) zum großen Theile (ein Siebentel auslassend und auch sonst ungenau) heraus unter dem Titel: »Rüdiger Manessen Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitalter, 140 Dichter enthaltend.« Zürich 1758. 2 Bde 4. (Geschichte der Maness. Sammlung, in Hagen's Germania 1846. S. 347). Außer dieser existiren noch zwei, wohl kleinere, aber be-

deutende Sammlungen: Die Weingartner Bilderhandschrift (jetzt zu Stuttgart), ausgegeben von F. Pfeiffer und J. Fellner, Stuttgart 1843, 8. und die Heidelberger, ausg. v. Pfeiffer, Stuttg. 1844, 8. — F. H. v. d. Hagen aber, ein Mann, dem außer den beiden Grimm der Ruhm gebührt das Studium unserer mittelalterlichen Sprache und Literatur, dem er seit Anfang unseres Jahrh. sein ganzes Leben widmete, hell beleuchtet und dauernd befestigt zu haben, beschenkte uns nebst vielem anderen hieher Bezüglichen mit der reichhaltigsten Minnesingersammlung. Dieses großartige Werk, welches dem dankbaren Deutschen stets ein höchst schätzbares Vermächtniß, dem Nichtdeutschen aber ein bestaunenswerthes Denkmal ausharrenden deutschen Fleißes bleiben wird, erschien, nachdem eine lange Reihe von Jahren daran gedruckt wurde, unter dem Titel: »Minnesinger.« Deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrh., nach allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt ꝛc. Leipzig 1838 4 Bde 4. mit Singweisen ꝛc.; kam aber erst Ende des J. 1840 in den Buchhandel. Zu dieser Sammlung (von 164 lyrischen Dichtern), für welche die Manessische in Paris als Grundlage diente, benützte v. Hagen über 70 andere handschriftliche Sammlungen (darunter auch die Heidelberger, Weingartner, Jenaer, mehrere Wiener, Würzburger, Münchner, Frankfurter, Riedegger [in Österreich], Prager, Berliner, Gothaer, Melker, Straßburger, Magdeburger, Züricher, Baseler, Berner, mehrere zu Rom, Kolmarer, Dresdner, Koloczaer ꝛc.), ordnete die Produkte einzelner Dichter, welche in den verschiedenen Sammlungen oft unter verschiedenen Namen vorkommen, mit kenntnißreicher Umsicht dem wahren Verfasser bei, und schmückte das Ganze mit gründlichen historischen Nachrichten über diese und ihre Werke aus. Wichtig ist auch v. Hagen's: Über die Gemälde in den Sammlungen der altd. lyrisch. Dichter ꝛc. Berlin 1846.

Auswahl, Nachbildungen und Übersetzungen aus Minnesingern:

Volkmar: Auswahl aus den Minnesängern. Quedlinb. **1845.**
Hüppe: Lieder und Sprüche der Minnesinger. München. **1844.**
Gleim: Gedichte nach den Minnesingern. Berl. **1773.**
Tieck: Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter (**220** Lieder von **72** Dichtern). Berl. **1803.**
Müller W.: Blumenlese aus den Minnesingern (Orig. und Übers.). Berl. **1816.**
Görres: Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankf. a. M. **1817.**
Schwab G.: Auswahl aus den Minneliedern. Stuttg. **1820.**

Der größte Theil der oben aufgezählten Sammlungen besteht gewöhnlich aus Gedichten, welche nicht in das Gebiet der Lyrik gehören,

und diese findet man meist schon gedruckt in den verschiedenen Sammelwerken, deren Literatur oben Seite 46—48 angegeben ist.

Das Schauspiel, die dramatische Poesie.

Wie sich das Ritterthum in feierlichen prachtvollen Turnieren und anderen Spielen und Aufzügen gefiel, so gefiel sich im Mittelalter auch das Volk in profanen und possenhaften öffentlichen Aufzügen und Schauspielen, die durch Vermittlung der später gedichteten Fastnachtsschwänke als rohe Uranfänge der deutschen Komödie oder des Lustspiels zu betrachten sind. Der Gegenstand war meist kirchlicher Art, doch im muthwilligsten und willkürlichsten Gewande. Vor allen berühmt oder berüchtigt waren die sogenannten Esels- und Narrenfeste. Das erstere, welches seit dem 9. Jahrhundert zu Ehren des Esels, auf dem Christus in Jerusalem einzog, zu Weihnachten, und zu Ehren dessen, auf dem die heil. Familie nach Egypten floh, im Juni gefeiert wurde und wobei man einen geputzten, mit dem Chorhemd bedeckten Esel auf dem eine Dirne saß, mit großen tumultarischen Ceremonien und unter lautem I-A-Gesange des Volkes und der Priester in die Kirche führte, und hier mit ähnlichem Chore der Messe beiwohnte, scheint auch in Österreich heimisch gewesen zu sein. Hier mag es aber bald in ein Kinderspiel, an dem auch das Volk Theil nahm, übergegangen und mit dem Namen Palmeselsfest bezeichnet worden sein. Auch bei diesen Festen, deren letztes in neuerer Zeit zu Salzburg auf dem Nonnenberge, und wie immer mit großer freudenvoller Theilnahme des Volkes gefeiert wurde, ward ein geputztes Mädchen auf einem Esel in die Kirche zum Altare geführt, wo ein Mönch Messe las, und wenn er sich zum Volke umkehrte, aus vollem Halse ya, ya, ya schrie. Nach H. Meynert soll in unseren Gegenden das Narrenfest weit gebräuchlicher gewesen sein. Dieses Fest, welches aus den alten Saturnalien entstand, wurde seit uralten Zeiten her am Tage der unschuldigen Kinder, am Neujahrstage, am Tage der Erscheinung des Herrn und an einigen Orten auch am Weihnachts- oder St. Stefanstage (also von Weihnachten bis zum 18. Jänner) meist als Parodie des Thuns und Treibens des Clerus unter allerlei Possen öffentlich gefeiert und daher auch die Dezemberfreiheit genannt. Die Hauptperson dabei war ein im Kirchenornat gekleideter Narrenbischof oder Narrenabt den die Volksmenge, besonders junge Leute als Mönche verkleidet, gewählt hatten und in der Stadt herumtrugen, dabei den Choralgesang, die Kyrielieder und Sequenzen auf rohe Weise nachäffend und mit frechem Spotte parodirend. In einem der Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfest begangen wurde, wird die Sequenze, die man am St. Stefans-

tage sang, die Eselsprose und die, welche am Tage Johann Evang. gesungen wurde, die Ochsenprose genannt. Unter solchen Gesängen zog man in die Hauptkirche, nahm dort den Bischofssitz ein, parodirte das Hochamt und die Mette, ließ vom Chore unfeine Lieder ertönen; am Altare wurde mit Würfeln gespielt, geschmaust, und statt des Weihrauchs mit alten Schuhsohlen geräuchert. Nachdem so die »Narrenmesse« vorbei war, bestieg der Narrenbischof, um nach Hause zu fahren, in seinem vollen Ornate einen Mistkarren, warf die Umstehenden mit Koth und wurde wieder geworfen. Im J. 1274 eiferte ein Concilium zu Salzburg dagegen, allein das Volk berief sich auf tausendjährige Gewohnheit (ein Concil zu Toledo in Spanien verbot sie schon im J. 633 vergebens), erklärte das Narrenfest als heilig und Gott angenehm und bis ins 15. Jahrh. wurde dessen toller Gebrauch allenthalben fortgeübt. Zuletzt begnügte sich die Narrenmenge nicht mehr mit einem Narrenbischof, sondern schuf sich gar einen Papst und König der Narren. Die Bekämpfung solcher Narrenstücke rief, wie wir später sehen werden, S. Brandt's Narrenschiff und ähnliche Werke hervor, aber sie dauerten doch immer, obgleich in verfeinerter Form, als Neujahrs- und Fastnachtsspiele fort und blieben als Schauspiele immer verschieden von den religiösen Dramen oder Mysterien.

Anderseits ließe sich das Schauspiel in die Geschichte der Possenreißer, Gaukler, Jokulatoren, Tänzer, Mimen ꝛc. verfolgen, einer Menschenklasse, welche das Volk auf allerlei Weise durch Gesang, Possen, komische Darstellungen, Tänze, gymnastische Künste, mimische Späße ꝛc. belustigte und die allenthalben im Lande herumziehen und allen Feierlichkeiten, Hochzeiten und Gelagen zur Kurzweil, bis in das tiefste Ungarn häufig zu finden war. Sie gefielen sich besonders in allerhand Mummereien, und schon unter Karl d. Großen, der ihnen eigene Gesetze auferlegte, hatten sie eine Art von Vorstellungen, wobei sie Priester- oder Mönchskleidungen anlegten. Ihre Geschichte würde eben so wichtig für die Annalen der Theater-, als der Tanz- und Musikkünste sein.

Der Gebrauch in Mönchs- und Nonnenklöstern biblische Geschichten, geistliche Ermahnungen, Bußpredigten oder andere moralische und allegorische Erfindungen dramatisch aufzuführen, ist gewiß sehr alt. Gottsched erinnert sich irgendwo gelesen zu haben, daß unter Karl d. Gr. ein Schauspiel in altfriesischer Sprache vorgestellt worden sei, und Flögel berichtet, wiewohl selbst daran zweifelnd, von zwei Mscpten alter Klosterschauspiele, die 815 n. Chr. geschrieben waren, so wie auch der Abt Angilbert zu derselben Zeit bereits Komödien in friesischer Sprache geschrieben haben soll. Auch die oben angeführten lateinischen Moralitäten der Nonne Hroswitha im 10. Jahrh. mögen zu gleichem Zwecke gedient haben. Diese Moralitäten sind eine Reihe andächtiger Dialogen, wo immer einerlei

Thema, die triumphirende Tugend eines Christen oder einer Christin und die unterliegende des Heiden oder der Heidin ausgeführt wird. Bekehrung eines Heiden oder Martertod des Christen ist immer die Katastrofe und alles treu nach der Bibel. Man findet also die ersten Spuren des eigentlichen oder moderneu Drama's im Gefolge der übrigen schönen Künste und Wissenschaften in den Klöstern und wenigstens dem Namen nach durch diejenigen erhalten, die es nachher am eifrigsten verfolgt haben. Etwa im 12. Jahrh. (oder nach Einigen schon im 11. Jahrh.) versuchten es Klosterleute zuerst die wichtigsten Lehren des christlichen Glaubens in dramatischer Form mit Selbst- und Wechselgesprächen öffentlich darzustellen, wahrscheinlich deßhalb, um das Volk in der christlichen Lehre zu unterrichten, den:: nur auf diese Art prägte sich jenen das Christenthum schärfer ein, zu einer Zeit, wo Aberglauben und Finsterniß diese Classe noch immer beherrschte, und wo die Mönche nicht Lehrer der Christen, sondern Legendenschmiede waren, oder mit scholastischen Grillen und quodlibetischen Fragen Handel und Wandel trieben. Man beschränkte sich zunächst in der Darstellung auf die wunderbaren Begebenheiten aus Christi Geburt, Leben, Sterben, Kreuzigung und Auferstehung. Aber schon früh trat man aus dem neutestamentlichen Gebiete heraus und behandelte auf gleiche Weise auch Gegenstände des alten Testaments und der Heiligenlegende. Für diese dramatische Erbauung war keine Bühne, sondern das Innere der Kirche der Schauplatz, und die Geistlichen selbst Anordner, Verfasser und Darsteller. Die Handlung hielt sich ganz an die Bibel und christliche Überlieferung. Mit eingelegten Stellen der Vulgata wechselten Verse, die bald gesungen, bald gesprochen wurden. Dazu kam noch das Kostüm der darzustellenden Person, was dem Ganzen am meisten theatralischen Effekt gab. Solche Schauspiele hieß man in Deutschland Spiele, im Ausland aber Mysterien, wahrscheinlich nach den Griechen, welche ihre dramatischen Vorstellungen aus der mythischen Göttergeschichte so benannten, und weil übrigens solche geheimnißvollen Gegenstände nur den Geistlichen ganz verständlich sein sollten. Da sie meistens Passions-, Oster- und Dreikönigsspiele waren; so war die Aufführung derselben an bestimmte Festtage des Jahres gebunden, und die Spiele, welche die Heiligen betrafen, knüpften sich an deren Feste. Ursprünglich waren diese Spiele lateinisch, und zwar im Kirchenstyl, seit dem 12. Jahrh. wurde diese einfache Abfassung ausgeschmückt durch strofische lateinische Gesänge und diese gaben den nächsten Anlaß zur Beifügung einer deutschen Übersetzung jener strofischen Lieder, die nicht ursprünglich zum Kirchentexte gehörten. Dieser wurde endlich auch in Liederweisen gebracht und seit dem 13. Jahrh. auch ins Deutsche übersetzt, denn seit Ende des 12. Jahrh. (nach Hoffmann) wurden schon Weltliche zur Darstellung beigelassen, und diese jetzt immer

mehr nöthig, da man bei diesen Spielen sowohl den Umfang des Textes als auch die Zahl der handelnden Personen erweiterte. In den geistlichen Schauspielen gingen also die lateinische Kirche und das deutsche Volk neben einander und seit dem 13. Jahrh. wurde die Kirche nur mehr Begleiterin. Als aber diese Spiele immer mehr von ihrer Einfachheit verloren, als sich unter die Darsteller allerlei fahrende Leute mischten die neue Scenen und Fremdartiges vorzubringen suchten, da artete allmälig das geistliche Schauspiel in weltliche Kurzweil aus, und dies hatte zur Folge, daß der Papst diese Spiele aus der Kirche verwies und den Geistlichen die Theilnahme daran verbot. Sie wurden nun auf Kirchhöfen oder mehr noch auf Hauptplätzen dargestellt und in den protestantischen Ländern ganz weltlich, nur in einigen unserer katholischen Länder, wurden sie, wie wir später vernehmen werden, wieder in die Kirche aufgenommen. Das älteste bis jetzt bekannte Mysterium ist das lateinische Osterspiel aus dem 12. Jahrh., welches B. Pez nach Tegernseer Mscpte seinem Thesaurus II. einverleibte. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit eines ähnlichen Osterspiels in deutscher und lateinischer Sprache aus dem 13. Jahrh., welches sich handschriftlich zu Klosterneuburg befand und dort sowohl vom Klerus als vom Volke aufgeführt wurde. In neuerer Zeit hat es sich nicht mehr vorgefunden. Eben so spricht B. Pez in seiner Ausgabe von Ainwik's »Vita Wilburgis,« Augsburg 1715 (einer frommen pilgernden Nonne zu St. Florian, † 1289), von einem Ludus Pachalis, der zur Lebenszeit der Wilburgis im Kloster zu St. Florian in Oberösterreich an einem Auferstehungstage vom Klerus und vom Volke dargestellt wurde. Mysterien aus der Passionsgeschichte in deutscher und lateinischer Sprache aus dem 13. Jahrh. findet man in Hoffmann's Fundgruben II., in Docen's Miscellen II. und in Aretin's Beiträgen VII. F. J. Mone theilt in seinen Schauspielen des Mittelalters Bd. I. (Karlsruhe 1846) mehrere Scenen aus lateinischen Osterspielen des 12. Jahrh. und eine in Baiern oder Oberösterreich verfaßte deutsche Marienklage aus dem 13. Jahrh. mit. Sie ist in einer mehr volksthümlichen Liederform abgefaßt und besteht aus Wechselgesängen zwischen Maria, Magdalena, Johannes ꝛc., wobei die Klagen der Mutter Christi aus tiefster Empfindung hervorgegangen, daher lyrischer Natur, die der Magdalena aber objektiver gehalten, deshalb episch sind. Es fängt hier nach der deutschen Einleitung mit Vers 147 die lateinische an, ein recht anschauliches Beispiel, wie die lateinischen Texte in der Übergangszeit neben den deutschen noch mitgingen, bis sie allmälig schwanden. Es hat daher kein plötzlicher Übergang vom lateinischen Drama zum deutschen statt gefunden, sondern beide blieben eine Zeitlang gemischt, was um so weniger auffiel, weil auch in der Kirche neben dem Choral deutsche Lieder gesungen wurden und

der lateinische Gesang dem Volke nichts Fremdes war. — In den Klöstern und Klosterschulen hatte man eigene geschriebene Ordnungen, nach welchen man sich bei Aufführung der Mysterien zu verhalten hatte. Die Ordnung eines Passionsspiels, wie es im Mittelalter zu Klosterneuburg abgehalten wurde, ist noch daselbst aufbewahrt (gedruckt in F. Kurz Österreich unter Albrecht IV. Band II.) und eine solche über das Spiel von den heil. 3 Königen mochte auch das Mscpt sein, welches 1768 bei der Feuersbrunst des damals zu Österreich gehörenden Klosters St. Blasien im Schwarzwalde verloren ging (Gerbert: de cantu et musica sacra II.). Auch Böhmen kannte frühzeitig die Mysterien (vide Dobrowsky's Geschichte der böhm. Lit. S. 299; Hanka: Starobyla Skladanie III.; Schottky: Beiträge zur Geschichte der frühesten Prager Schauspiele, im Jahrb. d. böhm. Mus. zu Prag 1828, Nov., Dez.; 1829 Sept. *).

---

*) J. M. Schottky sagt in seiner »Karolingischen Zeit« (Prag 1830) über die böhmischen Spiele Folgendes, das zugleich auch einiges Licht über unsere komischen Mysterien verbreitet: »Um das Jahr 1300 wurde bereits eine Art Oper oder, wenn man will, ein Pastorale in böhmischer Sprache, und wahrscheinlich vorzüglich in Prag unter freiem Himmel aufgeführt. Diese merkwürdige Erscheinung, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit den sogenannten Moralitäten des Mittelalters hat, und einigermaßen an die späteren Fastnachtsspiele des Hans Sachs u. A. erinnert, ist unstreitig das älteste dramatische Gedicht Böhmens; und wiewohl auf die Grablegung Christi darin hingedeutet wird, so wurde die Poesie in dem Zustande, wie sie uns überliefert ist, doch wohl richtiger als der Quacksalber bezeichnet, da dieser die Hauptrolle spielt, und das christliche Element nur wie ein Zwischenspiel erscheint. Der unbekannte Verfasser des Ganzen, das einer der merkwürdigsten Beiträge zur Geschichte des Theaters überhaupt ist, könnte der böhmische Aristofanes genannt werden. Eine Art Wunderdoktor ist, wie gesagt, der Held des Stückes: er schlägt mit Hilfe seines komischen Dieners und seines redseligen Weibes eine Bude auf offenem Platze auf, und empfiehlt nun, ganz in bekannter Marktschreierweise, die herrlichsten Medikamente, welche ein Königreich werth sind, aber zum Besten der Menschheit um wenige Kreuzer verkauft werden. Alle Welt drängt sich herzu, unter andern auch ein Vater, der seinen sich todt stellenden Sohn herbeiträgt und Hilfe verlangt. Der böswillige Patient wird auf handgreifliche Weise, aber höchst komisch, hergestellt, wobei es freilich nicht an so derben Redensarten fehlt, daß diese sich nicht füglich hier mittheilen lassen. — Ein lustiger Gesell mit schnell beweglicher Zunge, der sich als den bekannten Rubin aus Venedig ankündigt, bietet dem Parazelsus Pombastus jener Tage seinen Dienst an, und man unterhandelt um den Lohn. Sobald die Aktion vorüber ist, übernimmt Rubin das Geschäft, Käufer herbeizurufen, oder eigentlich herbeizusingen; dann treten noch mehrere schreiende und sich in derbem Witz überbietende Personen auf, wie der Lehrling und die Frau des Arztes; und tolle, ja ver-

Das Gedicht vom Wartburgkriege (s. Klingsor), welches Einige der dramatischen Poesie beirechnen wollen, schließt alle Hauptformen dichterischer Darstellung in sich. Die lyrische und didaktische in den einzelnen Preis- und Räthselliedern; die epische in der, manchmal in den Liedern selbst hervortretenden Erzählung; endlich die dramatische in den Wechselreden und der Handlung dazwischen.

Die deutsche Prosa und das Predigt- und Rechtswesen zur Zeit der Minnesinger.

Die mittelhochdeutsche Prosa wurde bei dem regen Studium für deutsche Poesie dieser Zeit gewöhnlich fast ganz übergangen. Erst in der neuesten Zeit weihte man ihr eine gleiche Aufmerksamkeit wie der Poesie, und die hieraus geschöpften Resultate wie auch die jüngstens vorgefundenen und theilweise schon herausgegebenen Denkmäler sind abermals bestätigende Zeugnisse wie unendlich hoch an geistiger Bildung das deutsche Mittelalter stand, und daß jene, einstens als so roh und finster geschilderte Zeit auch in der Prosa geistige Blüten und Früchte reifen ließ, wie sie die gleichartige Literatur unserer Zeit kaum schöner und edler zu Tage bringt. Der merkwürdige, fast 2 Jahrh. hindurch fortwirkende Drang, alle Stoffe, selbst die sprödesten in dichterisches Gewand zu kleiden, haben die Ausbildung der Prosa gehemmt und erschwert, so daß sie (außer dem weniger hieher gehörigen juristischen Gebrauche) beinahe blos auf die Predigt beschränkt blieb. Zum Glücke ist aber gerade diese, der freie lebendige Vortrag, der Boden, auf dem jede echte Prosa entspringt und wurzelt, und es hat sich davon des Trefflichen genug erhalten, um zu zeigen, welcher Ausbildung selbst unter ungünstigen Verhältnissen sich unsere Sprache erfreute.

---

messenste Ausgelassenheit sprudelt einige Zeit fort, bis endlich einige Jungfrauen erscheinen, um Salbe einzukaufen und die Füße des Heilands damit zu salben. Diese Scene wurde von dem Dichter edel gehalten und nicht herabgezogen und es läßt sich vermuthen, daß die Darstellung ernster schloß als sie begann (die um das J. **1300** auf Pergament geschriebene Dichtung ist leider nur Fragment), daß der Marktschreier völlig in den Hintergrund treten und würdigeren Gestalten Platz machen mochte. Was Lebendigkeit der Sprache, rasche Handlung und derben aber echten Witz betrifft, ist dies Volksdrama neben den Werken dieser Art von Shakspeare, Molière, Holberg zu stellen. Des Rubinus **vis comica** lebt, trotz aller Folgen des Hussiten- und **30**jährigen Krieges noch jetzt unter dem Volke der Czechen fort.«

Sammelwerke und Literatur zur Kenntniß der Prosa des Mittelalters:

Ch. Kling: Berthold's des Franziskaners deutsche Predigten des 13. Jahrh. Berlin 1824.

J. Grimm's treffliche Recension über obige Ausgabe Berthold's in den Wien. Jahrb. d. Lit. Bd. 32 (1825).

H. Leyser: Deutsche Predigten des 13. und 14. Jahrh. Quedlinb. 1838.

K. Roth: Deutsche Predigten des 12. u. 13. Jahrh. Quedlinb. 1839.

Fr. K. Grieshaber: Deutsche Predigten des 13. Jahrh. Stuttg. 1844. I. Abth. (II. Abth. 1847? erscheint nicht im Buchhandel).

F. Pfeiffer: Deutsche Mystiker des 14. (auch des 13.) Jahrh. Lpzg. 1845. Bd. 1.

K. Schmidt: Johann Tauler. Hamburg 1841. — Künzel deutsche Prosa.

Die ersten Anfänge der deutschen Homiletik*) kann man gleichzeitig mit der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum setzen. Es stand anfangs den Bischöfen fast ausschließlich das Recht zu, Predigten vor dem Volke zu halten; Priestern und Diakonen aber die lateinischen Homilien vorzulesen. Doch verordnete schon 813 die Synode zu Mainz, daß, wenn der Bischof behindert sein sollte, es an einem Stellvertreter nicht fehlen dürfe, der an Fest- und Sonntagen dem Volke eine verständliche Predigt halten könne. Karl d. Gr., der die Wichtigkeit der Predigt für das Volk sehr wohl einsah, beauftragte unseren Landsmann, den Friaulen Paulus Diakonus (Warnefried) mit der Abfassung eines neuen Homilars, da diejenigen, deren man sich bisher bediente, mit der Zeit manches Unechte und Verwerfliche aufgenommen hatten. Dieses Homilarium, welches Predigten von Hieronymus, Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus u. A. enthält, fand schnell überall in Kirchen und Klöstern Eingang und Verbreitung, und blieb bis in die spätesten Zeiten die vorzüglichste Sammlung, aus der man Predigten vorlas, übersetzte und als Muster nachahmte, weßwegen man bei Beurtheilung der früheren deutschen Predigten gerade sie vor allem berücksichtigen muß. Von den Predigten der deutschen Missionäre ist uns bis zum 10. Jahrh. nichts erhalten worden. Aus dem 10. Jahrh. besitzen wir 6 Predigtbruchstücke in Hoffmann's Fundgruben I. Bei den politischen und religiösen Wirren, die Deutschland im 11. Jahrh. bewegten; bei der religiösen Aufregung, die gegen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. die Kreuzzüge auch in Deutschland hervorriefen, darf man der Vermuthung wohl

*) Das hier Gesagte ist Leyser, Pfeiffer, Roth, Grimm und Schmidt nacherzählt.

Raum geben, daß in dieser Zeit die Predigten ganz den Geist und die eigenthümliche Färbung der Zeit selbst an sich getragen haben werden. Allein alles was wir von Predigten aus dem 12. und Anfang des 13. Jahrh. haben (in Roth's Predigten, in der Vorrede zu Leyser's Predigten, Hoffmann's Fundgruben I., Haupt's Ztschrft. I., Wackernagel spiritualia theotisca, Breslau 1827; in Mone's Anzeiger v. J. 1839, wo sich 20 deutsche Predigten aus einem Mscpte Kuppitsch's in Wien, 4., 103 Blätter stark, dem Ende d. 12. oder Anfang des 13. Jahrh. angehörig, gedruckt finden. Diese Predigtsammlung enthält im Ganzen 85 Predigten, die für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres ausreichen, und mit dem Feste Johann Evang. beginnen. Sie ist wahrscheinlich aus dem Lateinischen übersetzt und diente als Handbuch; denn ihr mündlicher Vortrag ist nicht zu erweisen. Ein Mscpt mit deutschen Reden auf alle Sonn- und Feiertage, aus dem 12. Jahrh., welches B. Pez herausgeben wollte, befand sich im Stift Spital am Pirn in Österreich, ebenso moralische Sentenzen, um 1223 von einem anonymen Geistlichen zu Melk verfaßt) scheint unberührt von den Einflüssen der Außenwelt in der Abgeschiedenheit des Klosters (wo jetzt, als ein Zufluchtsort der Unglücklichen, die sich während des Kampfes der Gegenkönige und der wilden Anarchie der Ritterschaft hieher, als das einzige Asyl, zusammendrängten, das geistige Leben der früheren Zeit in Stockung gerieth) theils zum Muster oder Nothbehelf jüngerer oder weniger begabter Prediger geschrieben zu sein. Als eines vorzüglichen Mittels, die Lehren des Christenthums den Laien anschaulicher und eindringlicher zu machen, bediente man sich in dieser und in der folgenden Zeit der Allegorie. Hierzu gaben ohne Zweifel die Bilder und Gleichnisse Christi im neuen Testament den ersten Anstoß. In gleichem Maße wie die allegorische wurde die mystische Auslegung geübt, indem man einzelnen Stellen des alten Testaments einen tieferen verborgenen Sinn unterlegte und so mit dem N. T. in Beziehung brachte. »Alles was den Juden vor Ch. Geb. leiblich geschah,« heißt es öfters in den deutschen Predigten, »das geschieht in der h. Christenheit geistlich (mystice).« Eben so einfach wie der Inhalt ist auch die Form dieser Predigten, die Sprache. Sie ist noch starr und unbeweglich, arm an Wendungen und Ausdrücken und noch ganz in den Fesseln der lateinischen Sprache befangen, denen sie sich erst im 2. Viertel d. 13. Jahrh. entwand. Jetzt beginnt erst der neue erfreuliche Zeitabschnitt für das deutsche Predigtwesen, in welchem seine Selbständigkeit zu großer Reife gedieh. Die Ursachen davon muß man wohl hauptsächlich in der Gründung zweier Mönchsorden suchen, in jenem der Prediger oder **Dominikaner** 1216, und der **Minoriten oder Franziskaner** 1223, deren ursprünglicher Zweck dahin ging den im Volke erkalteten Sinn für Reli-

gion und Moralität zu wecken und zu festigen. *) Ihnen, so wie auch einigen anderen nachher entstandenen Orden erlaubte der Papst nicht allein in allen Kirchen, sondern auch im Freien auf Straßen und Gassen zu predigen, während vordem den Mönchen nur in ihrem Kloster zu predigen erlaubt gewesen war. Aus diesen und anderen Vergünstigungen, wie die Erlaubniß Beichte zu hören, Ablaß zu ertheilen ꝛc., welche zwar zunächst das Ansehen der Bischöfe und Weltgeistlichen untergruben und endlich zum sittlichen Verderb der christlichen Kirche führten; aus diesen Vergünstigungen und aus der Wirksamkeit dieser Orden ist großer Vortheil für die deutsche Homiletik, und wie wir weiter sehen werden, auch für das Schulwesen entsprungen. Diese armen Ordensbrüder pilgerten barfüßig in härenem Gewande, aber voll tiefen und regen Volksgefühls und ausgebreiteter Volkskenntniß, als innige Freunde des Volkes, Deutschland auf und ab und vollzogen predigend ein Bedürfniß, zu dem sich die übrigen älteren Orden nicht herbeilassen wollten. Mit ihrem Predigtamte verbanden sie leider bereits nach 1224 das der Ketzerspähung. Einer der eifrigsten dieser Ketzermeister war der berüchtigte Dominikaner **Konrad von Marburg**, der Beichtvater der ungarischen Königstochter, der heil. Elisabeth, welcher öfters wegen allzugroßem Zudrang des Volkes im Freien predigen mußte, und auf seiner Rückreise von Frankfurt, ob seiner Ketzerstrenge 1234 vom erbitterten Volke erschlagen wurde. Zuerst und im Zeitalter der Minnesinger bis Anfang d. 14. Jahrh. fast ausschließlich, erscheinen die Franziskaner, welche in ihren populären Vorträgen, in ihrem vom Volke mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Wiesen- und Feldpredigten, die deutsche Prosa in raschem Aufschwunge zu einer an Höhe der damaligen Poesie gleichstehenden Vollkommenheit ausbildeten. Aus der Mitte dieses Ordens haben sich für diese Zeit nur zwei Namen, wahrscheinlich die berühmtesten, erhalten: **Bruder David von Augsburg** und **Bruder Berthold von Regensburg. Berthold**, aus dem Rathsgeschlechte der Leche zu Regensburg stammend, wie J. R. Schuengraf [in Roth's Predigten 1839] genealogisch nachweist, den Meinungen Anderer, die ihn aus Augsburg oder Winterthur wissen wollen, entgegen) schloß sich frühzeitig in die Mauern des Barfüßerklosters seiner Vaterstadt ein, und bildete sich hier und zu Augsburg unter Bruder Davids tüchtiger Leitung zu einem begeisterten Lehrer des Vol-

---

*) In Österreich führte Leopold d. Glorr. die frommen Brüder Francisci im J. **1224** ein und baute ihnen ein Klösterlein in der Vorstadt Wiens (am heutigen Minoritenplatz); bald darauf ward ihnen auch ein kleines Kloster zu Stein, Graz, Judenburg, Brünn ꝛc. Auch die Dominikaner berief er **1226** aus Ungarn nach Österreich und gab ihnen das bisherige Tempelhaus zu Wien. **1237** ward ihre Kirche vollendet.

kes. Er fing 1247 zu predigen an, und durchzog voll Eifers für die Ehre Gottes und voll Mitleids mit dem armen im Christenthum unwissenden Volke, Baiern, die Schweiz, Österreich, Ungarn, Mähren, Böhmen (wo ein gewisser Obernich mit ihm ging, der dem Volke das Gesagte in die Landessprache übersetzte), Sachsen und Schwaben, und bekehrte überall, besonders in Ungarn und Thüringen viele Menschen. Er ließ seine kräftigen Predigten bald im Innern gothischer Münster, bald auf freiem Felde, von Bergen, von Außenkanzeln einsamer Kapellen oder von hohen Bäumen herab erschallen, und das tiefergriffene Volk horchte dem wackeren Meister oft zu sechzig Tausenden zu, und Hunderte, ja Tausende von Zuhörern begleiteten ihn von Ort zu Ort, um ihn aber und abermals zu hören. Schon bei Lebenszeiten ward Berthold wie ein Heiliger verehrt, man glaubte, daß in ihm die Gabe des profetischen Geistes wohne, und daß er Wunder wirken könne; daher war selbst in Regensburg die Zahl seiner Verehrer so groß, daß sich, wenn er im Minoritenkloster daselbst predigte, Tausende und Tausende, ja einmal über 20,000 Menschen hinzudrängten. Er starb am 13. Dezember 1272 und sein Grab zu Regensburg wurde lange hernach häufig von Deutschen, besonders aber von Böhmen und Ungarn besucht und das dankbare Volk benannte in allen Landen die Jahrhunderte nach ihm noch grünenden Linden, auf welchen er gepredigt, mit dem Namen des frommen Berthold. Wir besitzen von ihm Predigten, sowohl lateinische von der christlichen Gemeinde (61 an der Zahl, Mscpt zu Lpzg.), über die Heiligen (Mscpt zu Jena), und viele deutsche Volkspredigten. Letztere scheinen in der Gestalt, wie sie gehalten wurden, von seinen Zuhörern aufgeschrieben worden zu sein (Mscpt zu Wien [Nr. 260], Klosterneuburg, Heidelberg, München, Brüssel, Straßburg ꝛc.; theilweise gedruckt in Kling's Ausgabe [Berlin 1824], Hagen's Germania II., die Klosterneuburger in Hoffmann's altd. Blättern II. Die dem Berthold zugeschriebene Profezeiung: **»Vom Ende der Welt und Zukunft des Endichrists ꝛc. in rheumen gestelt.** Frkft. 1544, ist nicht von ihm) *). Sie sind das Muster einer lebensfrischen Darstellung voll Kraft, Anschaulichkeit, Einfachheit und Würde, und einer Sprache voll Weichheit, Biegsamkeit, alles prunkenden Schmuckes bar. Als Form der freien oft auch ohne Vorbereitung sich gestaltenden Rede bewegt sich diese ungezwungen und fesselos,

---

*) Von unserem Berthold ist auch zu unterscheiden der Berthold von Maißberch im 15. Jahrh, ein Dominikanermönch, dessen Übersetzung der **Summa Confessorum** des Johann v. Freiburg (**»von latein in deutsch gemacht durch ein hochgelarten Mann, Bruder Berchtold predigerordens. Augsburg« 1472. 4.**) noch vorhanden ist.

reich an Wendungen und Ausdrücken und erscheint jetzt als wohl befähigt, die Stelle der lateinischen ganz zu vertreten. — **David von Augsburg,** gleichfalls ein Franziskaner, nahm unter den deutschen Asketen des 13. Jahrh., die sich durch lateinische Schriften hervorgethan, eine der ersten Stellen ein, daß er sich aber auch durch deutsche Schriften ausgezeichnet habe, entdeckte uns erst 1845 F. Pfeiffer. — David, der zwischen 1210—20 wahrscheinlicher zu Regensburg als zu Augsburg geboren, war Novizenmeister und Professor der Theologie erst zu Regensburg, dann seit beiläufig 1243 zu Augsburg. Er starb am 15. Nov. 1271. Als Lehrer hat David während einer Reihe von Jahren durch Bildung der Jugend aufs wohlthätigste gewirkt. Ein glänzendes Beispiel gibt Berthold, den wir unter seinen Schülern allein nur kennen, und zu dem er sich mit inniger Liebe gezogen fühlte. David widmete Bertholden nicht nur mehrere seiner Schriften, die er gleichsam für ihn niederschrieb, sondern begleitete ihn auch auf allen seinen Missionsreisen bis ins südliche Ungarn, weßhalb er von den Chronisten auch Socius fratris Bertholdi genannt wurde, oder, wie sich eine deutsche Handschrift ausdrückt: »**David der mit bruoder Berchtolt gienc.**« Vier lateinische Schriften Davids kamen schon früh heraus (Beati fratris de Augusta pia et devota opuscula. Augsb. 1596; auch in der Bibl. magna vet. patr. Cöln 1618 Fol. Bd. 13), andere liegen noch ungedruckt als Mscpte. Acht erbauliche Stücke von ihm in deutscher Sprache gab Pfeiffer heraus (in dessen Mystikern I. Lpzg. 1845. Es sind 1) die sieben Vorregeln der Tugend. 2) Der Spiegel der Tugend. 3) Christi Leben unser Vorbild. 4) Die vier Fittige geistlicher Betrachtung. 5) Von der Anschauung Gottes. 6) Von Erkenntniß der Wahrheit. 7) Von der unergründlichen Fülle Gottes. 8) Betrachtungen und Gebete. — Von diesen hält Gumposch die Nr. 6 nicht von David, sondern von Heinrich aus Nördlingen, über welchen Heumann Opuscula. Nürnberg 1747, und W. Wackernagel: Die Gottesfreunde in Basel. Basel 1843, nachzusehen). Davids deutsche Schriften sind wahre Perlen und werden immer mit denen Bertholds unter den schönsten Zierden unserer alten Prosa, als das Vorzüglichste bezeichnet werden, was wir von deutscher Homiletik des 13. Jahrh. besitzen. David — sagt Pfeiffer — ist eine wahrhafte edle Persönlichkeit, voll Tiefe des Gemüths, voll Hoheit der Gesinnung. Überall offenbart sich in ihm jener tiefsittliche Ernst und jener heil. Geist der Demuth, Sanftmuth und Liebe, der sich selbst aufs strengste beurtheilt, für die Fehler Anderer aber ein Herz voll Schonung und Milde trägt. Er war einer jener Geister, die in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt leben, lehren und wirken, ohne äußeren Glanz und Flimmer, langsam und bedächtig, aber darum desto nachhaltiger und sicherer. Ge-

wiß hat die fleckenlose Reinheit seines Lebens, die Milde, Klarheit und Tiefe seines Geistes auf seine Schüler den mächtigsten Eindruck ausgeübt. Wir kennen zwar nur einen von diesen, unseren Berthold, der aber Hunderte aufgewogen haben mag, und mit seinem Lehrer ein schönes Paar ebenbürtiger Geister bildet. David vor Allem auf innere geistige Vollkommenheit des Herzens dringend, im engen Raume und kleinem Kreise lehrend, leitend, bildend, sanft, milde und voll Demuth. Berthold dagegen mit mächtigem Drange nach äußerer Wirksamkeit erfüllt, ergriffen von feuriger Begeisterung den in einsamer Zelle gewonnenen Geist christlicher Lehre weit in die Welt hinaus zu tragen und dem verlassenen nach Trost und Erbauung dürstenden Volke wahres Christenthum zu verkünden; unabläßig zur Tugend antreibend, die Fehler und Gebrechen aller Stände nachsichtslos strafend, dabei praktisch, populär, mit den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der niederen wie der höheren Stände bis ins Kleinste vertraut. Kurz ein christlicher Volksredner im vollsten Sinne des Wortes, dessen zum ersten Mal in Deutschland deutsch gedachten und gesprochenen Predigten vom staunenden Volke mit einem Beifalle aufgenommen wurden, der beispiellos dasteht in der Geschichte, und vor oder nach nie einem Prediger in solchem Maße zu Theil geworden. Wenn nach dem Ausdruck eines Chronisten (die seiner, wie auch unser Ottokar, häufig erwähnen) Bertholds Wort wie eine Fackel in Deutschland leuchtete und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man Davids Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die im milden Glanze strahlt, und deren stille tiefe Glut das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt, und zur Liebe entzündet. Dabei weht in seinen Reden ein eigenthümlicher warmer poetischer Hauch, dem man es wohl anfühlt, daß er einer Zeit angehört, die von dichterischem Geiste ganz durchdrungen war. Man könnte sagen, daß etwas vom Geiste seines Ordensstifters, des heil. Franciscus, auf ihn übergegangen sei, dessen Lieder und Hymnen, voll Wohllaut der Sprache und feuriger Begeisterung, wie die Sage meldet, sogar die Vöglein des Feldes, die Thiere des Waldes mit Entzücken belauschten. — Während Davids Schriften nichts Mystisches enthalten, gehören die bei Pfeiffer Bd. I. befindlichen Tractate: die sieben Staffeln des Gebets; von der Menschwerdung Christi, ganz in dieses Bereich. Sie sind aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und können zur lehrreichen Vergleichung dienen, wie man solche Stoffe vor der eigentlichen Ausbildung der Mystik in Deutschland zu behandeln pflegte. Nach dem ersteren ist das schon oben angezeigte Gedicht »Buch der sieben Grade« eine Bearbeitung in Reimen. Der Verfasser soll, nach Pfeiffer, ein Cisterzienser-mönch zu Heilbronn gewesen sein, dem jener auch die Tochter von

Syon (Graff Diut. III.) und die Legende v. h. Alexius (bei Maßmann) zuschreibt.

Mehrere Predigten aus dieser Zeit befinden sich noch ungedruckt in Klöstern und Bibliotheken; z. B. in der k. k. Bibl. zu Wien der bei Denis II. S. 768 angezeigte Kodex deutscher Predigten aus dem 13. Jahrh., welche zugleich Zeugniß einer für diese Zeit auffallenden und anmaßenden Macht und Gewalt der Geistlichkeit sind. Sonn- und festtägliche Predigten aus dem 13. Jahrh. als Mscpt in der Benedictiner-Abtei St. Paul in Kärnthen, vermuthlich von einem dortigen Mönche verfaßt; zu St. Florian, Klosterneuburg, viele zu Wien ꝛc. —

Außer den Predigten gab es auch viele Erbauungsbücher im Mittelalter, welche unter die frühesten freien Erzeugnisse der deutschen Prosa gehören. Sie verdienen Aufmerksamkeit, nicht nur ihrer gewandten Sprache wegen, sondern auch weil sie viele althochdeutsche Formen noch ganz gewöhnlich brauchen, die bei den Dichtern schon lange abgelegt sind, und nur als Ausnahmen (z. B. bei Nithart, im alten Passional) vorkommen. Überhaupt finden sich althochdeutsche Formen (besonders die Endung »ot«) bis ans Ende des 15. Jahrh. in Gebetbüchern, gleichsam als stehende Kirchensprache. Jene alten Erbauungsbücher waren zunächst für Frauen, besonders für Klosterfrauen geschrieben, welche deutscher Andachtsbücher bedurften. Dies ist der Fall mit jenem Mscpte in 108 Quartblättern, woraus Mone (Anzeiger 1835) Proben mittheilt. Es stammt aus dem Kloster St. Georgen in Villingen (das so lange zu Österreich gehörte), die Schrift aus dem 13. Jahrh. und seine Bestimmung für Nonnen wird manchmal angedeutet, indem ihre Verhältnisse ausdrücklich hervorgehoben sind. Ein anders, eben aus demselben Kloster stammendes Erbauungsbüchlein (Proben in Mone's Anz. 1835) aus dem 13. Jahrh. 12. 144 Blätter, führt den Titel: »der sele spigil«. Es ist eine Sammlung aus anderen Erbauungsschriften, meist religiöse Betrachtungen, hier in mehrere Kapitel getheilt. Spiegel war im Mittelalter der gewöhnliche Name für solche Werke, und bedeutete so viel wie Anleitung; also Tugendspiegel: Anleitung zur Tugend; Seelenspiegel: Anleitung für die Seele zum guten Leben u. dgl. Beichtspiegel: ist eine Aufzählung der Sünden, welche dem Menschen zur Anleitung dienen soll, sein Gewissen zu erforschen, und recht zu beichten. Dergleichen Anleitungen waren im ganzen Mittelalter gebräuchlich; Maßmann hat sie in seinen Abschwörungsformeln (Quedlinb. 1839) von den ältesten Zeiten bis ins 12. Jahrh. gesammelt; Mone theilt einen langen Beichtspiegel aus dem Ende des 13. Jahrh. in seinen Schauspielen d. M. (Karlsruhe 1846 Bd. I.) mit, welcher der Sprache nach in die nördliche Gegend Österreichs oder nach Baiern gehört. Ein Gebetbuch aus dem

13. Jahrh. ist das k. k. Mscpt Hoffm. Nr. 283; eine Ordensregel der Laienbrüder des Klosters Zwettl, sammt Prozeßformel, Mscpt des 13. Jahrh. in deutscher Sprache, zu Zwettl; ein deutsches Hauspostill des Alderik von Freundsberg, angeblich vom J. 1300, im Ferdinandeum zu Innsbruck.

Rechtsliteratur:

J. F. Böhmer: Die Reichsgesetze von 900 — 1400 nachgew. Frkft. 1832.

C. F. Diek: Literärgeschichte des longob. Lehenrechts bis zum 14. Jahrh. Halle 1828.

Elvert: Die ältesten Gesetze und Verfassungen Mährens (in Wagner's jurist. Ztschft. 1829).

F. L. J. Fischer: Literatur des german. Rechts. Lpzg. 1782.

Gaupp: Über deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter. Jena 1824.

J. Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828.

» » Deutsche Dorfweisthümer. Göttingen 1840—42. Bd. 1—3.

J. Ch. Gräff: Geschichte der Criminalgesetzgebung ꝛc. in Steiermark. Graz 1817.

J. C. Hofrichter: Quellen des steirischen Staats- und Privatrechts und ältere Steiermark betreffende Gesetze. Ein Beitrag zur Vaterlands- und Rechtsgeschichte. Graz 1846.

C. L. Homeyer: Verzeichniß der deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihrer Handschriften. Berlin 1836. Zusätze dazu in Mone's Anzeiger 1838 und 1839.

P. Ludewig: Reliq. Manuscriptorum. Frkft. 1720 ff. 4 Bde.

J. Rapp: Das Statutenwesen in Tirol (in den tirolischen Beiträgen. Jahrg. 1827).

F. K. v. Savigny. Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Heidelberg 1816—31. 6 Bände.

H. Ch. v. Senkenberg: Vision. de Collect. leg. German. Lpzg. 1765.

J. P. Kaltenbaek: Die österr. Rechtsbücher des Mittelalters. Wien 1845—47. 6 Hefte.

J. W. Monse: Die ältesten Munizipalrechte der Stadt Brünn. Olmütz 1788.

E. Spangenberg: Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters. Halle 1822.

K. J. A. Mittermaier, E. i. d St. d. Gesch. d. germ. Rechts. Landshut 1812.

Fr. Majer: Geschichte des Faustrechts in Deutschland. Berlin 1799.

W. A. Macieiowski: Slavische Rechtsgeschichte. Stuttg. 1835—39. 4 Bände.

Kremer: Das longobardisch-österreichische Lehenrecht. Wien 1838. 2 Bände.

J. Wartinger: Privilegien der Hauptstadt Graz. Graz 1836.

» » Privilegien der Kreisstadt Bruck. Graz 1837.

A. Rauch: Scriptores rer. austr. Wien 1793—94. 3 Bände.

Steier: Über das altdeutsche Gerichtswesen. Aschaffenb. 1824.

G. A. Stenzel: Grundr. und Lit. der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Breslau 1832.

Nach dem Erlöschen des kerlingischen Mannsstammes wurden die älteren fränkischen Gesetze und Capitularien in Deutschland als Ge-

wohnheitsrechte befolgt, ohne sich eben sehr um die geschriebenen Gesetze zu bekümmern: ja im 12. Jahrh. verliert sich sogar ihr Name aus den deutschen Urkunden, da überhaupt auch der Verfall der Klosterschulen in Deutschland und die dadurch herbeigeführte zunehmende Unkunde des Lateinischen bei den Laien den Gebrauch der bisher üblichen lateinischen Gesetzbücher unmöglich machte. Die Entscheidung der Rechtshändel blieb der Willkür des Richters überlassen, und damals, wo sich einerseits die Leibeigenschaft aufhob, schlich sich anderseits das Recht des Stärkeren und die schon bei den alten Germanen üblichen Ordalien oder Gottesurtheile (durch Zweikampf, Wasser-, Feuer-, Abendmalsprobe, Kreuzgericht, Bahr- oder Blutrecht, Scheingehen, Herenwage ꝛc.) *) in die Gerichtshöfe ein. Um der Sicherheit willen fing man seit dem 12. Jahrh. an die Gewohnheitsrechte, herkömmliche Gesetze, in geschriebene umzuwandeln, um so das rechtliche und politische Handeln, die Momente seiner Entwicklung immer mehr und mehr in Urkunden zu verzeichnen, und die Willkür unmöglich zu machen. Zuerst geschah dies in Städten, so daß am frühesten **Stadtrechte** existirt haben mögen. Solche erscheinen in Österreich seit dem 12. Jahrh. schon durch die Herzoge privilegirt und in größeren Wirkungskreis gestellt: von Leopold dem Glorreichen: Das Stadtrecht von Wien 1198 und 1221, eines der ätesten in Deutschland (v. Wolfg. Laz aufbewahrt, deutsch in Abermanns Übersetzung der Lazschen Wienerchronik, und im österr. Volkskalender. Wien 1847 (?). Kaisers Friedrich II. **Hantvest der Stat zw Wyenn** [in Moser's Bibl. Mscptr. maxime anecdotorum. Nürnberg 1722]. Albrecht I. Wienerstadtrecht v. Jahr 1296 [in Senkenberg vision. Hormayr Gesch. Wiens; Rauch]. In N. v. Jankovits Sammlung in Pesth befindet sich als Mscpt ein altes Privilegienbuch u. d. T. **Hantvest ze Wien**; 1270—1440) von St. Pölten (1159), Enns 1212 (lat. in Hormayr Taschenb. 1812; in Kurz's Österreich unter Ottokar und Albrecht I. Bd. II.) von Neustadt 1296 (eb.) von Krems und Stein (Rauch script. III.), v. Aspang (Mscpt. ebenda). — Herzogs Otto von Meran Stadtrecht von Innsbruck 1239 (Urkunde Nr. 120 in Hormayr's Tirol). Friedrich der Streitbare gab 1244 der Stadt Haimburg an der Donau eine ausführliche **Hantvest** in deutscher Sprache (in Senkenberg vision. Rauch script. I.), deßgleichen 1230—1237 das große deutsche

---

*) Vergl. über diese Gottesgerichte Maier's Geschichte der Ordalien. Jena, 1795. Die sehr reichhaltige Literatur über diese sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen, ist angegeben in Kappler's Handbuch der Literatur des Kriminalrechts. – Ferner: A. v. Spaun, Über die in unseren Gegenden üblich gewesenen Gottesurtheile (in den Beiträgen aus Österreich ob der Enns. V. Linz 1846).

Stadtrechtbuch der Wr. Neustadt, welches 136 Kapitel enthält (k. k. Mscpt zu Wien. Vergl. Jos. v. Würth: Das Stadtrecht von Wr. Neustadt aus dem 13. Jahrh. Wien 1846 [Abdruck aus der österr. Ztschrft. für Rechts- und Staatswissenschaft. Wien 1846]). Die Brünner Stadtrechte von K. Wenzel und Ottokar 1243 1286 (in Senkenberg vision); das von Iglau 1248, von Trient 1275; das von Steyr 1278 (in Prevenhuber's Annalen), von Prag 1269 (Ausg. v. E. F. Rößler in dessen Abhandlung über die Geschichte des Rechts in Österreich. Prag 1847) ꝛc. Die Literatur der deutschen Stadtrechte findet man in Mitter-mayer's deutsch. Privatrechte. 6. Ausg. Aus Verträgen zwischen Lehens- oder Dienstherren mit ihren Vasallen über gegenseitige Rechte und Verbindlichkeiten erwuchsen Dienstrechte. (Fürth, die Ministerialen. Köln 1836.) In Dörfern und unter ländlichen Gemeinden entstehen von nun an eine große Anzahl von Statuten (Belöbungen, Willküren, Weisthümer ꝛc.), die fast nur lokale, seltener privatrechtliche Bestimmungen enthielten. (Gesammelt in J. Grimm's Weisthümern. Gött. 1840—42 Bd. 1—3; in Kaltenbaeck's österr. Rechtsbüchern des Mittelalters. Wien 1845. Heft 1. 2. ff. [enthaltend die **Pantaidingbücher**, d. i. Gewohnheitsrechte einzelner Distrikte, Städte, Märkte, Höfe ꝛc. Sie sind meist in späterer Zeit gesammelt, sämmtlich in deutscher Sprache, und reichen bis ins weite Ungarn hinab. Bis 1850 sollen sie vollständig erscheinen]; andere finden sich in Lambacher's, Hormayr's, F. Kurz's ꝛc. Werken). Deutsche Dorfweisthümer aus Böhmen in Rößler's oben angezeigtem Werke (Prag 1847).

Am wichtigsten aber, sowohl für Geschichts-, als für Sprachkunde dieser Zeit, sind diejenigen deutschen Rechtsbücher, welche das gesammte Recht eines ganzen Landes darzustellen suchen. Sogar in diesen Denkmälern einer sonst so todten Prosa zeigt sich oft der poetische Geist der Zeit. Hierin glänzt wieder Österreich allen deutschen Landen voraus. Unter Leopold dem Glorreichen erscheint die deutsche Sprache zuerst in Urkunden (Hormayr's Plutarch Bd. 20. S. 62), und er war auch der erste deutsche Fürst, welcher, während ringsum römisches und kanonisches Recht ihre Macht ausübten, ein **Landrecht** in vaterländischer Sprache gab. Es bestehen 3 Sammlungen davon: 1. das Wurmbrand'sche Mscpt, welches beginnt: **Daz sindt die Recht nach gewohnheit des landts bei Herzog Leopolden v. Oe.** (Ausg. in Ludewig's Reliq. IV., der es fälschlich dem J. 1190 und Leopold dem Tugendhaften zuschreibt); 2. das Harrach'sche Mscpt, welches anfängt. »**Wir setzen und gebiethen** ꝛc. (Ausg. in Senkenberg vision.); 3. die von F. Kurz entdeckte Sammlung (Mscpt im Museum zu Linz), welche ebenso wie die Nr. 1 beginnt, aber mit keiner von beiden identisch ist.) Für das erste sprechen viele Um-

stände, daß es zur nämlichen Zeit entstanden sei, als Leopold den Wienern Statuarrechte gab. Das zweite wurde wahrscheinlich zur Zeit des Interregnums gesammelt. Das österreichische Landrecht ist also, wie auch schon Hormayr bemerkt, das älteste in deutscher Sprache, weit älter als der Sachsen- und Schwabenspiegel, und wie unser geschichtskundige M. Koch meint, hat letzterer vielleicht Manches vom österr. Landrecht entlehnt. Man kann annehmen, daß Leopolds Landrecht bis in die Regierungszeit Kaisers Max I. Gültigkeit hatte. — Der **Sachsenspiegel,** von einem sächsischen Edelmann Eike v. Repgow, erst lateinisch (nach 1216), dann niederdeutsch um 1225 (der erste Theil, der zweite um 1250 von unbekannter Hand) abgefaßt. Er hatte Rechtsgewalt fast nur im nördlichen und im angränzenden östlichen Deutschland. (Vorzügl. Ausg. Basel 1474. Fol.; von Gärtner Lpzg. 1732. Fol.; von Homeyer I. Th. Berlin 1835. II. Th. eb. 1842; v. Weiske. Lpzg. 1840. Vgl. Zepernik Nachr. v. Mscpten des sächsischen Lehnrechts. Halle 1794.) Seit Rudolfs v. Habsburg Regierung und durch seine Verordnung ward das Deutsche zur Sprache des Reichstags und der Landesgesetze erhoben. Das Oberdeutsche wurde hierdurch in seiner Oberherrschaft über andere Dialekte bevorzugt, und es entstanden meist in dieser Sprache die Rechtsbücher, Stadt- und Landrechte. So das Haupt unter den Landrechten: der **Schwabenspiegel,** um 1282 von einem Geistlichen oder nach Anderen durch einen Grafen von Grimmenstein verfaßt und meist in Süddeutschland gebraucht. Er führt auch die Namen Land- und Lehnrecht; König Karls Recht; Kaiser Friedrichs Landrecht; Buch von Papsten, Königen; Kaiser Land- und Lehenrecht; Kaiserrecht; leges imperiales; Spiegel kaiserlicher und gemeiner Land- (Lehn-) rechts (Ausg. v. Berger. Frkft. 1726; in Senkenberg's Corpus juris german. II.; Schilter's Thesaur. II. v. A. Sorge. Augsb. 1840; v. W. Wackernagl, Zürich 1840; v. Laßberg 1840. k. k. Mscpt zu Wien ꝛc. Vgl. Lambacher: De aetate speculi suevici. Wien 17..).

Die Beherrscher der österr. Monarchie machten sich überhaupt um das deutsche Rechtswesen sehr verdient. So ist die Tridentiner Bergwerksordnung vom J. 1208 die älteste Deutschlands und die alten Iglauer Statuten sind die Grundlage aller Berggesetze, die jetzt bestehen. Aus diesen Statuten entsproß unter Wenzl I. in d. J. 1248—1253 das Berg- (und Stadt-) Recht (und Bergamt) Iglaus, das älteste Deutschlands. Dr. G. Wenzel theilt in den Wien. Jahrb. d. Lit. Bd. 104 (1843) das älteste Bergrecht Ungarns in deutscher Sprache mit. Es ist eines der merkwürdigsten Überbleibsel der deutschen Bewohner Ungarns und insbesondere Schemnitzs. Mit vieler Wahrscheinlichkeit lassen sich die Jahre nach der Mongolenverwüstung, also die Mitte des 13. Jahrh. als

die Zeit annehmen, in der das Privilegium erlassen wurde, auf welches sich das Recht ausdrücklich stützt, dessen einzelne Bestimmungen hierauf mögen gesammelt worden sein, bis unmittelbar nach dem Tode Bela's IV. (1270) die so gesammelten in die vorliegende Form gebracht wurden. Die Einleitung dieses Rechts weiset aber selbst auf die Rechte hin, welche den Schemnitzern von noch älteren ungarischen Königen waren verliehen worden. Wenn man auch nicht nachweisen kann, daß Schemnitz von Deutschen gegründet wurde, so steht doch außer Zweifel, daß seine Blüte und Berühmtheit den Deutschen zu verdanken sei. Und auffallend ist es, wie der Reichthum und das Ansehen der Stadt während der letzten zwei Jahrhunderte in demselben Maße abnahm, als ihre ehemalige kerndeutsche Bevölkerung durch das bedeutende Umsichgreifen des slavischen Elements im nördlichen Ungarn, größtentheils slavisirt oder verdrängt wurde. Die Stadt Schemnitz besitzt 4 Exemplare dieses ihres alten Stadt- und Bergrechts in Mscpten des 14. und 16. Jahrhunderts.

Andere, sowohl sprachlich als geschichtlich interessante, noch unedirte hieher gehörige Werke sind: Herzogs Meinhard v. Kärnthen, Grafen v. Tirol (1286 — † 1295) »Urbar von Tirol« (k. k. Wien. Mscpt Nr. 189. Fol., 85 Blätter). Hansens von Chappel Lehenbuch von Österreich bis z. J 1300 (Mscpt im k. k. Hofarchiv zu Wien). Mehrere deutsche Urkunden und Statuten Österreich und Steiermark betreffend sind die k. k. Mscpte Hoffm. Nr. 188 die Gülte von Steyr. 13. Jahrh. (Ausg. bei Rauch I.) und die Nr. 190—197 ꝛc. Eine Auswahl altdeutscher Urkunden ausg. von Höfer 1835; auch von Ed. v. Melly. Wien 1846. 4. Mehrere deutsche Urkunden der Kuenringer aus den J. 1288—1294, in J. Chmel's Notizenblatt für österr. Geschichte und Literatur. Heft 3 und 4 Wien, 1843.

Schulen. Stand der Wissenschaft.

Von vielseitig entscheidender Wichtigkeit war die Entstehung der **Universitäten.** Durch sie ging wissenschaftliche Thätigkeit, welche bisher ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit gewesen war, in die Laienwelt über, wurde ein freieres geistiges Leben dem beschränkten klösterlichen entgegengesetzt, der Umfang des Wissens erweitert und mit dem gesellschaftlichen Zustand in Wechselwirkung gebracht. Freilich wird dies jetzt nur noch im Auslande bemerkbar, und die wenigen Söhne bemittelter Familien unserer Länder, welche ihre Kenntnisse erweitern wollten, mußten sich dahin wenden, denn hier bildeten sich die Hochschulen durch Anregung geistiger Bedürfnisse. Lediglich durch freies Streben nach Belehrung sammelte sich da um achtbare und berühmt gewordene Lehrer ein Kreis

wißbegieriger, meist reifer Männer und edler Jünglinge, der, zu einer Körperschaft gebildet, Verfassung erhielt und endlich von den Monarchen beschützt und mit Privilegien ausgestattet wurde. So erscheinen zu Ende des 11. und im Anfange des 12. Jahrh. Bologna als Sitz der Rechtsgelehrten, Paris als Tummelplatz der theologisirenden Scholastik, Salerno als Heimat medizinischer Erfahrung, und überhaupt die Städte Italiens (z. B. seit dem 13. Jahrh. Vicenza, Padua, Arezzo, Modena ꝛc.) im Besitze angesehener Lehrer. Über die **inländischen Schulen** haben wir leider sehr spärliche Nachrichten, aus welchen wir wissen, daß es noch immer sowohl Dom- als Klosterschulen gegeben, und während jene ausschließlich zur Bildung der Geistlichkeit bestimmt waren, theilten sich diese jetzt immer mehr in innere Klosterschulen für künftige Mönche, Novizen und in äußere, für weltliche Knaben und Jünglinge. Die Benediktiner verloren aber ihren Ruhm, oder mußten diesen als Lehrer mit den Augustinern, Cisterziensern, Minoriten und Dominikanern theilen. Der Grund hievon liegt vor Allem in der Aufnahme Adeliger in den Benediktinerorden, in dem Aufsuchen von Reichthum und Wohlleben; darum auch die Klagen einzelner Benediktiner über die Ausartung ihres Ordens in solche Weltlichkeit, daß kaum nur mehr das Ceremonielle des Priesterthums beachtet werde und in dem sonst so gebildeten Kloster St. Gallen im Jahr 1291 weder der Abt noch ein Capitular schreiben konnte. So weit scheint es in Österreich nicht gekommen zu sein, vielmehr melden die Klosterchroniken, daß zu Ende des 12. Jahrh. Kremsmünster alle umhergelegenen Klöster nicht nur durch eine beträchtliche Anzahl von Büchern und Gemälden übertraf, sondern auch eine außerordentlich eingerichtete Schule hatte, die unter eigenen Magistern und Scholasten blühte. Nach Pillwein bestanden zu Ende des 13. Jahrh. zu Reichersperg und Aspach Knabenschulen, wie zu Ranshofen bei den Nonnen eine Mädchenschule. Im Dome zu Salzburg und im Stifte Michelbeuern (namentlich 1161—1190); zu St. Florian, wo es innere und äußere Schulen gab, die unter Ainwick von Waitzlan, Chorherrn, nachmals Probst daselbst (1295 — 1313), in bedeutendem Flor standen. Aus letzterem ging damals ein gewisser Albert, des Probstes gelehrter Notar und der Pfarrer heraus, der das bei Rauch befindliche Chronicon Floriacense verfaßte. Otto von Lonsdorf (bei Melk?), der nachmalige Bischof von Passau (1254—65) war schon als Erzdiakon für Schulen und Kirchen, namentlich im österreichischen Theile des Passauer Sprengels sehr thateifrig. In Unterösterreich waren die Schulen zu Klosterneuburg noch immer bedeutend, auch als Singschulen, und gleichzeitig mit Rudolphs von Habsburg und Ottokars Entscheidungssieg war der verdiente Pabo, nachmals Probst, Schulmeister

allda. Der gelehrte Cisterzienermönch Gutolf von Heil. Kreuz schrieb als Lehrer und Vorsteher der Cisterzienser-Nonnen zu St. Nikla in Wien für diese eigens eine Grammatik, um sie, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, wissenschaftlich zu beschäftigen und ihnen die mit ihrem Stande verbundenen Entbehrungen erträglich zu machen. Seine Sprache ist herzlich, einschmeichelnd, vielseitig gebildet. Gutolf, der übrigens auch als ein guter lateinischer Dichter in seinem »Leben des heil. Bernhard« und als eifriger theologischer Schriftsteller erscheint, wurde selbst Abt zu Marienberg in Ungarn, kam aber, nachdem er diese Würde aus unbekannten Gründen verloren, in seine einsame Zelle zu Heil. Kreuz zurück (seine Mscpte allda). Um einige Jahre später hatte Gutolf an seinem Ordensbruder Nicolaus Vischel einen würdigen Nachfolger. — Seit Leopold der Glorreiche die Dominikaner in Österreich einführte, scheinen diese sich neben dem Predigen vorzugsweise um den Schulunterricht bekümmert zu haben, denn 1278 gab Rudolf von Habsburg, den als Lehrer bekannten Dominikanern in Wien das Diplom, zu Graz in Steiermark den Schulunterricht zu übernehmen, worauf sich sogleich einige dahinbegaben und die Schule zu Graz in einen für diese Zeit ungewöhnlichen Flor brachten *). Von einem Dominikanermönche zu Wien Namens Ulrich Pistriczer bewahrt die k. k. Bibl. eine lateinische Grammatik (Mscpt Hoffm. Nr. 91, dem zugleich die deutsche poetische Übersetzung der Sittensprüche Catos angehängt ist). Außerdem erscheinen noch Dominikaner als Lehrer zu Troppau, seit 1291, in welchem Jahre sie Nicolaus I. dahin berief, in der Hoffnung, durch feste Begründung der Religion den rohen starrsinnigen Charakter seiner Unterthanen sanfter und biegsamer zu machen. In Steiermark zu Maria Rast blühte damals schon die später so berühmte Studienanstalt; Andreas Conti (1150) und Alfons Marian (1187) unterrichteten hier schon zahlreiche Jünglinge und letzterer hatte bereits Gehülfen. Zu Admont muß es auch jetzt noch treffliche Schulen gegeben haben, für welche als glänzendes Zeugniß Abt Engelbert spricht, der uns in seinem Briefe (Pez thes. I.) seine Studien und Werke vorführt. In Kärnthen gab das Kloster St. Paul Unterricht und die Mönche Benedikts förderten in diesem Lande überhaupt Kunst und Wissenschaft. Der Sponheimer Hermann (1161 — 91) war an der Stiftsschule zu Gurk erzogen worden. Sein Sohn, Herzog Bernhard, förderte Unterricht und Sinn für geistige Genüsse an seinem Hofe zu St. Veit. Die Schule zu St. Veit war das was die damaligen Klosterschulen: man lehrte die Knaben etwas Latein, Singen, die Hauptsätze

*) Diese Schule bei den deutschen Herren am Lech ist zugleich auch die erste Freischule in Stetermark.

der Religion, die Gebete der Kirche, nebenbei: auch etwas »fideln, pfeifen und schalmaien,« und die St. Veiter Bürger zeichneten sich durch Bildung weit und breit aus *). In Tirol war zu Marienberg, der Stiftung jener furchtbaren Blaubärte von Taraspp und Matsch, die einzige Schule; sonst durchzogen fahrende Scholastici und Schulmeister ganz Tirol, besonders den Vintschgau, bis zur Reformation. Außer den Kloster- und Domschulen kamen in diesem Zeitraume Stadt- und Pfarrschulen auf, welche, wie wenigstens ausländische Beispiele wahrnehmen lassen, anfangs mit den alten Schulen viel zu kämpfen hatten. Gewöhnlich standen ihnen Dominikaner oder Franziskaner vor, wie zu Linz, Olmütz, Znaim, Iglau, Brünn, Prag, Breslau, Liegnitz ꝛc. oder fahrende Geistliche oder Diakone, welche von der Bürgerschaft nur auf ein Jahr ernannt wurden und die wieder nicht selten Untergehülfen in Sold nahmen. — Wie viel deutsche Schulen in den älteren Zeiten in Wien bestanden haben, weiß man um so weniger, als man aus Mangel der Nachrichten nicht einmal bestimmt angeben kann, wie viele derselben in späteren Zeiten, und sogar noch unter der Regierung Karls VI. gewesen sind. Obgleich es nicht zu zweifeln ist, daß schon unsere frommen babenbergischen Markgrafen und Herzoge, welche so viele Klöster und Kirchen stifteten, auch auf den Unterricht der Jugend bedacht gewesen, haben wir außer der Judenschule, welche schon 1204 existirte, doch nur von einer Schule zu Wien im 13. Jahrh. Kenntniß, nämlich der bei St. Stefan. Ihre Entstehung wird von Vielen in das J. 1237 gesetzt, und einer der Stadt Wien vom Kaiser Friedrich II. ertheilten Handveste zugeschrieben. Es scheint aber, daß die in dieser Handveste auf diese Schule Bezug habende Stelle mehr eine Bestätigung derselben und Erweiterung ihrer Freiheit, als eine neue Errichtung gewesen sei. Diese unterrichtet uns zugleich, daß jene Lehranstalt in Wien sich nicht allein auf die Jugend, sondern auch auf Erwachsene erstreckte, daß der Kaiser sein Recht, den Schulmeister zu bestellen gehandhabt und lediglich diesem von ihm und den Fürsten ernannten Schulmeister die Freiheit ertheilt habe, sich andere Doktores als Lehrer oder Gehülfen nach Rath der Stadt beizugesellen. Eben diese Freiheit wird in einem besonderen kaiserl. Diplome v. J. 1296 nicht nur bestätigt, sondern vorzüglich dadurch erweitert, daß das alte Herkommen der Fürsten zu Österreich, den Schulmeister zu bestellen, der Stadt überlassen wird. Einige folgerten aus dem in diesem Diplome enthaltenen Verbote, welches größere Schüler angehen sollte, daß in der Schule zu St. Stefan auch höhere Wissenschaft gelehrt worden sei. W. Laz und Andere meinten es wäre schon damals 1237,

*) Für die Bildung der österr. Bürger spricht eine Urkunde v. J. 1278, kraft welcher zwei Bürger von Wels ihre Büchersamml. an die Abtei Kremsmünster verkaufen.

gleich in Italien der Grund zu einer Universität gelegt worden, und selbst aus den bei Stiftung der Wiener Universität erschienenen Diplomen (1365—84) erhält man von dem höheren Theile des Unterrichts jener Schule einige Nachricht, wird aber in Betreff der übrigen Gegenstände ganz in Unwissenheit gelassen. Unter den Stadtschulen wie sie in dieser Zeit die meisten Städte unserer Monarchie schon hatten, machte sich die Schule zu St. Peter in Brünn namhaft, welche einen Rektor mit mehreren Gehülfen hatte und im J. 1230 den Minoriten übergeben wurde, unter denen sie immerfort blühte. — Der Unterricht in den Laienschulen war noch dürftig: man lernte etwas lesen, deutsch, selten lateinisch sprechen, die Anfangsgründe des Mönchschristenthums, einige Gebetformeln, die Bußpsalmen und Liederweisen, den Kalender in Versen, einige Sittensprüche und biblische Geschichten; dabei wurden die Schüler als Singknaben bei Kirchendiensten, Prozessionen gebraucht. — Außer diesen Schulen gab es — nach Gumposch — auch an den Höfen, auf den Burgen Anstalten, bei welchen sich Hofkapläne, Burgpfaffen, Fahrende und Frauen (die überhaupt jetzt schulgelehrter erscheinen als die Männer, und wahrscheinlich ihre Kenntnisse aus Frauenklöstern holten) um die Bildung des jungen Adels bemühten.

Stand der Wissenschaften. Durch die Kreuzzüge und die Verbindung sowohl mit Konstantinopel als mit den Arabern durch Spanien erweiterte man die Kenntniß der Schriften des Aristoteles und Platon, von welchen man bisher die wenigsten kannte, und in der Mitte des 12. Jahrh. die Analytiken und die Topik, im 13. Jahrh. die fisischen, metafisischen, rhetorischen und politischen Schriften des Ersteren, deßgleichen mehrere bisher vermißte Schriften des Platon als Neulinge begrüßte. Mit Aristoteles — sagt Gumposch — begann für die Welt wieder eine Zeit der Selbsterkenntniß, durch den Gegensatz, welchen er zum Vorhandenen bildete. Er stellte die Einigkeit der Welt auf, hielt jedes Thier, jeden Stein der Untersuchung werth, betrachtete die Tugend als reines Ergebniß menschlicher Thätigkeit, ertheilte allem Sichtbaren, bis zur menschlichen Vernunft hinauf, ewige Bedeutung. (Er bewirkte schon 1270 an der Pariser Hochschule die Trennung der filosofischen und theologischen Facultäten.) Otto von Freisingen (s. d.) und besonders Albertus Magnus (von Bollstädt, Dominikaner, dann Bischof zu Regensburg † 1280. Schriften 21 Fol. Bde. 1651) waren die Männer, welche dem Abendlande den ganzen Aristoteles vorführten. Letzterer that dies mehr aus arabisch-lateinischen als aus griechisch-lateinischen Übersetzungen, und durch seine eigenen Schriften über und aus Aristoteles. Namentlich ragt er durch seine Kenntnisse in der Mathematik und Fisik weit über seine Zeitgenossen

hinaus, bei welchen sich der Aberglaube, durch die arabisch-griechischen Hülfsmittel zum Theil noch verstärkt, tief eingenistet hatte. Die Wahrnehmung der siderischen Einflüsse auf die Jahreszeiten, die Witterung und Fruchtbarkeit der Erde, gab den Schluß zu gleichen Einflüssen auf die Gemüther und Handlungen der Menschen an die Hand. An die Astronomie hängt sich die Sterndeuterkunst (Astrologie), eine arabisch-spanische Überlieferung und hielt durch Beschäftigung der Furcht und Hoffnung manche Untersuchung wach. Der Widerstreit günstiger und feindlicher Kräfte der Körperwelt, die unerklärliche Wirkung gewisser Steine, Metalle, Erden, Pflanzen ꝛc. ließen die Natur in geistiger Weise lebendig werden, und gaben dem Glauben Raum sich der tellurischen und dämonischen Gewalten durch Geisteskraft bemeistern zu können. Überhaupt erzeugte der Verkehr der Kreuzzüge mit allen Nationen der Welt, verbunden mit Klosterfilosofie, besonders im Laienstande ein mangelhaftes verworrenes Wissen und einen Aberglauben der jetzt in seiner weiteren Entwicklung sich zu einer vollständigen Wissenschaft ausbildete und den als ständigen Theil die Poesie des Mittelalters in sich aufnahm *). Uralte heimische Traditionen — sagt San Marte — verworrene Kunde von den Wundern und Seltenheiten des Morgenlandes, stückweise Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur und der unwiderstehliche Drang sie in ihrer ganzen Tiefe zu erforschen, verbanden sich, die gespannte Fantasie in ein dunkles Labyrinth zu führen, aus welchem der nachdenkliche Geist durch die seltsamsten Kombinationen sie wieder zur Klarheit zu retten sich unabläßig bemühte. Die Arzneikunst blieb noch immer in den Händen unwissender reisender Arzneihändler, Mönche, Nonnen und anderer Ordensleute und Sekten, z. B. der Antonsbrüder, Alexianer, Begharden, schwarzen Schwestern, Lazarusritter, Johannitter ꝛc. und selbst der aus der medizinischen Schule von Salerno rückkehrende Laie verfehlte hier seine Wirkung, und gestaltete sich zum Kabbalisten, Alchemisten, Magier, Chiromanten ꝛc. Nur der Unbehülflichkeit der Ärzte, welche z. B. selbst Leopold den Tugendhaften den abgebrochenen Fuß mit dem Beile abhauen ließen und Herzogen Albrecht zu Wien bei den Füßen aufhingen, um ihn des vermeintlichen Giftes zu entledigen, hatte man es zu verdanken, wenn furchtbare Krankheiten jener Zeit, besonders der Aussatz, Pest und Blattern traurige Verheerungen anstellten, denen natürlich Formeln, Gebete und Segenssprüche der Mönche eben so wenig Einhalt thun konnten als die unter astrologischen Formeln gesammelten Wurzeln, Kräuter und geheimnißvollen, durchaus willkürlichen Arzneimischungen. — Nicht besser

*) Vergl. Dobeneck des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen. Berlin 1815. 2 Bände.

ging es der Laienwelt in der Kenntniß des Christenthums. Die Geistlichkeit befand sich im alleinigen Besitze der Mysterien des Glaubens und ließen die Laien nicht in das Heiligthum ein. Kein Wunder also, wenn der ritterliche Dichter, dem Filosofie, Geschichte, theologische Literatur, ja selbst die Bibel abging, dem die Quellen des wahren Christenthums nur spärlich und im höchsten Grade getrübt flossen, erfüllt von dem Drange nach reiner tieferer Erkenntniß, die vom Mönchthum ihm roh überliefer-ten Glaubenssätze fantastisch zu einer symbolischen, allegorischen, mysti-schen Offenbarung des Glaubens verarbeitete und nach seinen ritterlichen Begriffen ein Reich Gottes bildete, und darin schwärmte, wie wir es in den Gedichten unseres Albrecht von Scharffenberg im Königthum des heil. Grals, im Reiche des Priesters Johannes anschaulich dargestellt finden. Auf gleicher poetischer Stufe wie die Gottes-, Himmels- und Naturkunde stand das geografische Wissen. Selbst die Beschreibung der Reisen des Venetianers Marco Polo (1295) gleichen zum Theil noch mehr willkürlichen Erfindungen der Einbildungskraft als der Erzählung von wirklich Geschehenem und Vorhandenem *). Trefflich sind hierüber die Äußerungen des mit der Wissenschaft und dem Aberglauben des mittel-alterlichen Laien innig vertrauten San Marte. Das ferne Asien, be-sonders Indien ist jetzt der Sitz wunderbarer Völker, in deren Landschaf-ten die Ströme Edelsteine statt des Kieses und gediegenes Gold mit sich führen; wo die Schätze der Gebirge von wilden Greifen bewacht werden; wo die Salamander in Feuerglut wohnen, feuerschnaubende Männer je-dem Fremden den Zutritt ins Land verwehren; wo endlich der erste Zau-ber erdacht, und alles was der Kunstfertigkeit jemals gelang in höchster Vollendung gearbeitet ward. So lebhaft der Handel im 11., 12. und 13. Jahrh. auch in unseren Staaten, namentlich zu Wien (1198 Han-dels- und Stapelstadt), Wr. Neustadt, Enns, Tuln, Krems, St. Pöl-ten, Gratz, St. Veit, Judenburg ꝛc. und besonders von Venedig, Mai-land, Aquileja, Treviso ꝛc. aus im Morgenland betrieben ward, so be-schränkte er sich meistens nur auf die Küsten des Mittelmeeres und auf wenige Handelsstraßen in das Innere Asiens, nach Aleppo, Bagdad, Bassora ꝛc. Es lag eben so wenig im Interesse der Handelsherren, sorgfältige Kunde von den fernen Ländern, von woher sie den Reichthum an Gold und Edelsteinen, Pelz- und Räucherwerk, Gewürzen und kostbaren Fabrikaten aller Art bezogen, allgemein zu verbreiten, als im Willen und in der Kenntniß der Kreuzfahrer, und man hörte nur mit Staunen ihren fabel-haften Erzählungen über die Fährlichkeiten der Reise und die Seltsam-

*) Vergl. A. Bürck: Die Reise des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrh. Lpzg. 1845.

keit der heidnischen Völker und Reiche zu, ohne daß die Begierde sonderlich lebendig ward, die Sache selbst streng wissenschaftlich zu untersuchen. So ward die Welt mit einer Menge fantastischer Länder und Nationen besäet, deren Lage und Namen in der Wirklichkeit aufzufinden, historische und geografische Forschung sich vergebens bemühen wird.

Den größten Nutzen aus dem Gebiete der Wissenschaftskunde dieser Zeit bietet uns die Historik. Sie weist in dieser Periode kein einziges Werk in deutscher Prosa auf, aber eine Fülle lateinischer Klosterchroniken durchs ganze Mittelalter; als von Salzburg, St. Peter allda, Admont, Melk, Klosterneuburg, Zwettl, Waldhausen, Kremsmünster, Leoben, Mondsee, St. Florian, Gärsten, Lilienfeld, Seitenstetten, Reichersberg, Marienberg, Victring (Ausg. in Böhmer's Fontes Stuttg. 1845) ꝛc., gewöhnlich von ungenannten Verfassern herstammend. Die vorzüglicheren einheimischen Geschichtschreiber dieser Zeit sind außer den schon genannten Alold v. Pechlarn, Richard von Klosterneuburg, Otto von Freisingen ꝛc.: der Abt zu Melk Conrad von Witzenberg (1177—1203), Ortilo, Cisterziensermönch erst zu Heiligenkreuz dann zu Lilienfeld (bis 1200), Ansbert ein österr. Mönch (der, als Theilnehmer, Kaisers Friedrich I. Kreuzzug 1189 beschreibt. Ausg. v. Dobrowsky. Prag 1827) Martinus Strepus, gewöhnlich Polonus genannt, ein Dominikanermönch aus Troppau († 1278 als Erzbischof von Gnesen. Wichtiger Historiker durch seine Geschichte der Päbste und Kaiser u. a. m.). Pernold, angeblich ebenfalls Dominikaner, Kapellan und Rath der unglücklichen Margaretha, Tochter Leopold des Glorreichen, Gemalin K. Ottokars. (Obgleich manchmal über Friedrich den Streitbaren gerne fabelnd, zeichnet er sich durch nüchterne parteilose Ansicht vortheilhaft vor allen Mönchschroniken dieser Zeit aus.) Paltram Vatzko, Bürgermeister zu Wien (Österr. Chronik 1301), Weichard v. Pollheim Erzbischof von Salzburg († 1315. Chronist) u. A. Die Geschichtsquellen dieser Zeit sind ausgegeben von beiden Pez, Hanthaler, Duellius, Rauch, Perz ꝛc. Von dem tirolischen Dominikaner Bartholomäus Tridentinus, auch de Marino genannt, der sich 1217—1240 zu Trient, Rom und Bologna aufhielt und nebst anderen Werken auch eine Chronik des Bisthums Trient schrieb, haben sich bis jetzt nur Legenden aufgefunden.

Durch das Aufhören der Knechtschaft des dritten Standes, aus dem der freie Bürgerstand hervorging, wurde das immer mehr zunehmende Wohl der Städte, Gewerbe und des Handels herbeigeführt *). Es blü-

---

*) Vergl. G. P. Rauschnick das Bürgerthum und Städtewesen der Deutschen

hen die Künste, und unter ihnen nimmt die **Baukunst** den ersten Rang ein. Es entwickelte sich in Deutschland, wo früher der byzantinische Baustyl angenommen war, der deutsche Styl (fälschlich der gothische genannt). Spitzbogen, schwache, mit verzierten Strebepfeilern versehene Mauern, hohe, kühn ausgeführte gewölbtragende Pfeiler, mit dünnen Säulen verziert, gaben den nach rein geometrischen Grundsätzen angeordneten Gebäuden, welche mit ihren, besonders an den Außenseiten angebrachten Verzweigungen von Baumstämmen, dornigen Ästen ꝛc., in denen Vögel und allerlei Thiergestalten angebracht wurden, ein hochstrebendes, Bewunderung erregendes Ansehen; einer versteinerten, von Thieren gar seltsamer Art belebten, in Maienpracht grünenden Waldlaube vergleichbar. Denkmähler davon sind die prachtvollen Münster zu Wien, Freiburg, Straßburg, Regensburg, Ulm, Augsburg, Speier, Köln, Breslau ꝛc. In Österreich fanden die meisten in den Stürmen der Kriege schmählichen Untergang. Die schönsten Ruinen von solchen in Österreich sind die Karthause zu Seitz, das Nonnenkloster zu Kirchberg am Wechsel (V. U. W. W.), die Kapelle zu Eger; einige Bildwerke zu Tuln, heil. Kreuz ꝛc., und ihres Alters wegen merkwürdig sind die drei Portale der Schloßkapellen zu Tirol und zu Zenoberg bei Meran (abgebildet und beschrieben in den tirol. Beiträgen Bd. VII.) und das Portal der Domkirche zu Botzen, wo christliche Allegorien verflochten mit Darstellungen aus der deutschen Heldensage die Schicksale Otnits und Wolfdietrichs mit den wiederkehrenden Symbolen des Leuen und des Aars abgebildet sind, welche Dietrich von Bern und Alphart in der Sage, die alten Herzoge von Meran aber in der Wirklichkeit in ihren Schildern führten. — Die Liebfrauenkirche zu Wr. Neustadt, die zu Zwettel, Gerasdorf ꝛc. ꝛc.

J. J. Rambach: Vom Einflusse der Kreuzz. in die Bef. der Künste und Wissenschaften (in dessen verm. Abhandlungen).
Heeren: Versuch einer Entwicklung der Folgen d. Kreuzzüge für Europa. Gött. 1808.
G. Klemm: Kulturgeschichte der Menschheit. Lpzg. 1843 ff. 6. Bd. 1847.
K. Schnaase: Geschichte d. bildenden Künste. Düsseldorf 1843 ff.
F. Kugler: Handbuch der Kunstgeschichte. Stuttgart 1842—47.
Romberg und Steger: Geschichte der Baukunst. Lpzg. 1844 ff.
C. L. Stieglitz: Von altdeutscher Baukunst. Lpzg. 1820. Dessen Geschichte der Baukunst. Nürnb. 1837.
J. G. Büsching: Geschichte der altdeutschen Bauart. Breslau 1821.
G. Kinkel: Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern. Bonn 1845. ff.
F. Tschischka: Kunst und Alterthum in Österreich. Wien 1836.

---

im Mittelalter. Dresden 1829. 3 Bände. K. D. Hüllmann: Das Städtewesen im Mittelalter. Bonn 1825—1829. 4 Bände. Desselben Geschichte des Ursprungs der Stände Deutschlands. Berlin 1806. 3 Bände. 2 Aufl. 1830.

Fürst Lichnowsky: Denkmale d. Baukunst und Bildnerei des Mittelalters im österreichischen Kaiserthum. Wien 1817—22. 4 Hefte.

L. Ernst und L. Öscher: Baudenkmale des Mittelalters im Erzh. Österreich. Wien 1846. ff.

Fr. Osten: Die Bauwerke der Lombardei des 7. — 14. Jahrh. Darmstadt 1846.

Ein interessanter »Geschichtsabriß der deutsch-mittelalterlichen Baukunst,« worin die charakteristischen Merkmale derselben in gewissen Perioden (von 1100 — 1150 — 1200 — 1220 — 1235 — 1300 — 1360 — 1400 — 1500 — 1530 — 1600) angegeben sind, ist von G. G. Kallenbach (in v. Hagens Germania Bd. VI. Berlin 1844 und selbstständig ausg. München 1846). Hiezu dessen Hauptmotive der mittelalterlichen Baukunst Deutschlands. München 1843 (4 Blätter) dessen Abbild. bedeut. Werke d. mit. altd. B. München 1843 und dessen Chronologie der deutsch-mittelalt. Baukunst. München 1846.

Auf die Verbreitung der **bildenden Künste in Österreich** hat das Wiederaufblühen Wiens im 12. Jahrh. den entschiedensten Einfluß. Leopold der Glorr. war es ganz vorzüglich, dem diese Stadt, die nun einen so hohen Rang an Künstlern und Kunstschätzen einnimmt, ihre nachmalige Größe zu verdanken hat; denn er war es, welcher die alte Burg in Wien (am Hof) erbaute, und den Handel begünstigte. Unter ihm schwang sich der Bürgerstand Wiens zu einer damals in Deutschland noch ungewöhnlichen Höhe empor. Viele Bürger trugen persönliche Ritterwürde und der Adel, der sich die neue Residenz zum Hauptsitz wählte, geizte nach dem Bürgerrechte der gewaltigen Stadt. Es ist nach J. Täuber — nicht nur annehmbar, sondern auch nachzuweisen, daß damals der Betrieb der Künste von den Mönchen auf die Laien überging. Es gab schon damals in Österreich Bildhauer, kunstsinnige Goldschmiede, Maler. Von den Glasmalern sind drei urkundlich bekannt: Meister Walther um 1280, Eberhard zu Klosterneuburg (1291) und Bruder Herwick zu Kremsmünster (1273—1327) und es gibt bei uns wenige Abteien und Klöster, welche nicht Glasgemälde aus dieser Zeit aufzuweisen hätten. (J. D. Fiorillo. Geschichte der zeichn. Künste in Deutschland und den Niederl. Hannov. 1815—20. 4 Bde. F. Kugler's Geschichte der Malerei, vermehrt von J. Burckhardt. Berl. 1847. J. Täuber: Entwurf einer Geschichte der zeichnenden Künste im Erzherzogthum Österreich, Wien 1844; Dlabaz: Schicksale der Künste in Böhmen und Mähren. Prag 1795.)

Die **Münzkunst** war lange schon in Österreich einheimisch, und auch der Adel münzte hier bis Leopold den Glorreichen. Dieser berief die Flämminger oder Flandreser als Münzmeister nach Wien, welche aber an den Münzstämpeln keine wesentlichen Verbesserungen vornahmen, weßhalb ihre Arbeiten weit hinter den Siegelarbeiten der Goldschmiede zurückblieben. Die Siegel und Wappen sind es ganz vorzüglich, aus denen sich das Fortschreiten der Kunst des Grabstichels bis in die spätesten Jahrhun-

derte nachweisen läßt *). Über das österreichische Münzwesen, vergl. J. Bergmanns Untersuchungen über das älteste Münzrecht zu Lieding (im Jahre 975) und Friesach (1015), wie auch der Salzburgischen Suffraganbischöfe zu Gurk, Seckau und Lavant; über die Münzstätten zu Salzburg (798), St. Veit, Völkermarkt, Laibach und Landestrost; zu Villach, Griffen, Görz, Lienz; zu Neunkirchen am Steinfelde (vor 1136), Wr. Neustadt, Enns, (Krems), Linz und Freustadt (in den Wiener Jahrb. der Literatur 1843 Bd. I.) und dessen Aufsatz über die Münze zu Meran und Trient unter Bischof Friedrich [† 1218] (ebenda, Bd. I., Jahrg. 1846). Das Wesentliche über das älteste unterösterreichische und Wiener Münzwesen bis Kaiser Ferdinand I. hat Al. Primisser in Hormayrs Geschichte Wiens (Bd. III.) zusammengestellt. Wichtig sind Th. von Karajan's Beiträge zur Gesch. der landesfürstl. Münze Wiens im Mittelalter, im mitgetheilten Münzbuche Albrechts von Ebersdorf, obersten Kämmerers 1455 (in Chmels österr. Geschichtsforscher. Wien 1838—41. Bd. I.), Kaltenbaeck's: Das Wiener Münzrecht vom Jahr 1450, herausgegeb. aus Seitenstettner Mspt. Wien 1846. — Alte vaterländische Münzbücher aus der Zeit der Habsburger liegen noch als Mscpte.

Die Minne-, Sagen- u. Lehr-Singer Oesterreichs von 1150—1300, in chronologischer Reihefolge.

Indem ich den historisch noch unerforschten, unvergleichlichen Ritter und Sänger **Volker** nur vorübergehend erwähne, der (im Nibelungenliede) beim gastlichen Markgrafen Rüdiger von Pechlarn »so höflichen« seine Lieder zur Geige singt, dagegen den tapferen und rauhen Hunnenkriegern zum wilden Waffentanz und Todesreigen mit dem Schwertfidelbogen stürmische Leiche aufspielt, ist es mir höchst erfreulich an der Spitze unserer vaterländischen Literatur einen Sprossen des sangliebenden babenbergischen Fürstengeschlechts aufführen zu können, den wir erst seit jüngster Zeit auch als deutschen Dichter begrüßen.

Otto von Freisingen, Sohn Leopolds des Heiligen regierenden Markgrafen von Österreich, geboren am 5. Decemb. 1109 in der Residenz am Kahlenberge bei Wien. Von seiner gottesfürchtigen Mutter Agnes (Tochter Kaiser Heinrich IV.), die einen ihrer Söhne so gern mit der Inful geschmückt zu sehen wünschte, dem geistlichen Stande bestimmt, wurde er darnach in dem von seinem Vater 1119 gegründeten

---

*) Vide hierüber die Forschungen unserer Landesgenossen: W. v. Rally (jetzt in Amerika), K. v. Sava, F. Firnhaber und Ed. v. Melly. (Siegelkunde des Mittelalters. Wien 1845. Bd. I.

Stifte zu Klosterneuburg erzogen und frühzeitig zum Probsten dieser Abtei ernannt. 1122 bezieht er zur ferneren Ausbildung die theologische Weltuniversität zu Paris und kehrt 1126 mit 15 jungen, dort studirenden Österreichern, unter denen sich auch Heinrich von Kärnten *) befand, heim. Auf dieser Rückreise ward er Cisterzienserмönch zu Morimont in Burgund, ging 1128 abermals nach Paris, um weiter Filosofie und Theologie zu studieren, hört auch Abelard, und kehrt 1131 als Abt nach Morimont zurück. Als solcher führt er die Cisterzienser in Österreich ein, denen sein Vater das erste Kloster zu heil. Kreuz erbaut 1134. Sein kaiserlicher Mutterbruder Konrad III. machte ihn wider Ottos Wunsch und Willen 1137 zum Bischof von Freisingen, und bewog ihn auch den Kreuzzug ins gelobte Land von 1147—1149 mitzumachen. Hier stand Otto große Gefahren aus und kämpfte, nach damaliger Sitte unbeschadet seines Standes, als rüstiger Krieger mit. Bei seiner Rückkehr weilte er mit seinem Bruder Heinrich Jasomirgott zwei Monate am griechischen Hofe zu Konstantinopel (wo Theodora Heinrichs Gemalin wurde) und kehrt 1149 über Pola, Aquileja und Kärnthen zurück, und feiert das Pfingstfest zu Salzburg. Aber von nun an, nach dem erschütternden Zuge, sehnte er sich aus dem geräuschvollen reichen Leben des Bischofssitzes in seine geliebte Abtei zu Morimont zurück, eilte 1156 dorthin, um sie nie wieder zu verlassen, und starb am 21. oder 22. September 1158. Otto, durch große Gelehrsamkeit unter seinen Zeitgenossen hochberühmt, war bisher nur als lateinischer Dichter durch seine auf uns gekommenen 37 Sinngedichte über Leidenschaften, Schicksale, Thorheit und Seelenadel der Menschheit (gedr. in Almeloveni Epigramm. et poem. veter. Amsterdam 1674; 1694), weit mehr aber als Historiker bekannt durch seine als Geschichtsquelle häufig benützte lateinische Weltchronik (bis 1152), zugleich das erste allgemeine Geschichtsbuch (in Urstisii german. hist. Frkf. 1670. I.) und sein Werk von den Thaten Friedrich des Rothbarts (Ausg. v. Cuspinian. Straßburg 1515; bei Urstisius; Muratori script. rer. ital. VI. Deutsch in Schiller's Memoiren). Er schrieb auch eine Geschichte des Hauses Österreich (die sich im Nachlasse Wolfg. Laz's befand und jetzt verloren zu sein scheint) und nach dem Zeugniß des Aeneas Sylvius, filosofische Schriften. Unter den Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang behauptend, gelehrt, freimüthig und eines geschmückten Ausdrucks mächtig, macht ihn seine Unparteilichkeit höchst schätzenswerth. Am schönsten hat er diese in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem Kaiser bewährt, bei welchen er an die eine Partei durch Stand, an die andere durch Bluts-

*) Vide Reinhart Fuchs.

verwandtschaft geknüpft einen mißlichen Standpunkt hatte. Eben diese Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten Nachrichten und wichtige Urkunden, die er zum Theil vollständig mittheilte. Seine Ansicht der Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, war gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes Ergebniß aus den Schicksalen seiner eigenen Familie und aus den Ereignissen, welche die damals in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. — Seit 3 Jahren lernen wir ihn durch Maßmann von einer anderen Seite kennen. Viele Jahrhunderte hindurch schlummerte in den Bibliotheken zu Wien und München (wohin es wahrscheinlich aus Freisingen kam), also an zwei Orten, die mit Otto in nächster Berührung standen, zwei Mscpte eines deutschen Gedichts in 5276 Versen, **Eraklius** benannt, das eine geistvolle, sein Original weit übertreffende Bearbeitung des gleichnamigen Gedichts eines Franzosen, Gautier de Arras ist. Es erzählt: Zur Zeit des römischen Kaisers Fokas (603 n. Ch.) lebt zu Rom Myriados, ein edler reicher Bürger mit seiner Gemalin Cassianna; beide fromm und gottesfürchtig. Nach 7jähriger unfruchtbarer Ehe erflehen sie von Gott einen Knaben, den sie Eraklius nennen. Da sich einst ein Brief in des Kindes Wiege fand, mit der Mahnung, dasselbe den Büchern zuzuhalten, bekommt der herangewachsene Knabe eine gelehrte Erziehung. Der Vater stirbt, die Mutter opfert all ihr Habe und mit Erakles Zustimmung auch dessen Gut den Armen und der Kirche um des Vaters Seele hin, — und von der Mutter Händearbeit leben beide. Als Jüngling wird Eraklius nach römischer Sitte einem reichen Manne, des Kaisers Truchseß, theuer verkauft, da er die Gabe besitzt, aller Steine Kraft, aller Rosse Natur und aller Frauen Sinn und Tugend zu erkennen. Das Geld verwendet seine Mutter zu wohlthätigen Zwecken und stirbt arm als Gottesdienerin in einem Kloster. Die Kunde von Erakles Kenntnissen verbreitet sich, er gibt wunderbare Proben an Steinen und Rossen vor dem versammelten Volke und vor dem jungen Kaiser selbst, dem er durch seine Frauenkenntniß eine Gemalin verschaffen soll. Nachdem Erakles alle versammelten Jungfrauen unwürdig und keuschlos findet, wählt er Athanais, eine arme, niederem Stande entsprossene aber wunderschöne und tugendhafte Jungfrau, die alsogleich des Kaisers Frau wird. Jahrelang leben diese Beiden in seliger Eintracht, als Fokas einen weiten Kriegszug unternehmen muß. Er sperrt seine Frau trotz Eraklius Gegenreden, in einen Thurm unter Hut von Frauen und Mannen, um ihrer Treue desto besser zu hüten, und zieht fern vor Raben (Ravenna). Gerade aber diese Überhut (ein bei mittelhochdeutschen Dichtern beliebter Stoff) reizt die nun schwermüthig gewordene Kaiserin zur Untreue. Bei einer Anwesenheit des Kaisers besich-

tigt sie mit ihm ein Turnei zu Rom, ersieht Parides, einen schönen Jüngling, — und schnell entzünden sich beider Herzen zur Liebe. Die alte arzneikundige Morfea, des liebesiechen Jünglings Mutter bringt durch List beide Liebenden zusammen. Fokas, der Ravenna gewann, kehrt mit Eraklius heim, dessen kundiges Auge der Kaiserin Schuld erschaut. Diese bestätigt sich bald wirklich — Athanais soll verbrannt werden, aber auf Eraklius Rath scheidet sich der Kaiser nur von ihr und gibt sie Parides zum Weibe. Sie lebt mit diesem nun glücklich und des Erakles Spruch bewährt sich: »Wer eine Frau gewinnt, die ihn liebt, der soll ihrer nicht zu viel hüten.« Hiemit endet der erste Theil der Erzählung. Der zweite Theil, jenem sowohl an Umfang wie an größerer Vorliebe zur Dichtung nicht gleichkommend, steht ganz abgesondert da, und ist als kirchlicher Stoff oder als Legende sehr oft in allen Sprachen behandelt. Erakles wird durch seine Weisheit Kaiser, und sitzt zu Konstantinopel (nicht Rom). Unterdessen hatte der Heidenkönig Kosroe Jerusalem besetzt und das heil. Kreuz von Jerusalem weggeführt nach Persien. Da hierüber alle Christenheit trauerte, veranstaltet Erakles einen Kreuzzug, bezwinget die Perserfürsten, und fahrt im weiten Lande ein halb Jahr lang umher, bis er Kosroe findet. Dieser gebietet seinem Sohn sich zu rüsten, zu einem Zug wider die ganze Christenheit von Griechenland bis zum Nordmeere, vom Rhein bis zum Jordan. An der Donau treffen Erakles und die Persen zusammen. Erakles gewinnt, überwältigt im Zweikampfe mitten auf der Donaubrücke den jungen Kosroe, zieht weiter nach Persien und führt das heil. Kreuz durch Syrien nach Jerusalem. Sechs Jahre hatte er in Persien verweilt, zu selber Zeit war Mahomed geboren und es regierte ein König in Frankreich, Tageprecht, dem war Schwaben, Baiern, Ungarn und Sachsen unterthan. — Der alte Eraklius wird seinem Gotte abtrünnig, thut aber wieder Buße, siecht vor Leid und stirbt. — Daß Otto von Freisingen Verfasser dieser Dichtung sei, führt Maßmann in folgenden Beweisen auf. Der Eingang sagt: »**Ein gelerter man hiez Otte der dise rede tihte und hat si uns berihte als erz an eime bonche las daz an welhischen gerieben was.**« Wem konnte man zu dieser Zeit den Gelehrten nennen als unsern Otto, dessen Gelehrsamkeit so weit über seine Zeitgenossen ragte, daß er gewiß unter den Namen des Gelehrten oder »Otto der Gelehrte« allgemein bekannt und benannt gewesen war. Der tieftrauernde Ernst über den Hochmuth und Kleinmuth der Menschen, so wie über die Ahnung des darum nicht fern geglaubten Weltendes, der das ganze 8. und letzte Buch dieses Gedichtes durchweht, geht durch Otto's besonnene lateinische Chronik, und zeichnet beide vor ähnlichen Werken aus. Schon die Worte, mit welchen Otto den Kaiser Eraklius in seiner Chronik (lib. V. zum

Jahr 612) einführt und seinen Sieg über Kosroe schildert, sind wegen ihrer nahen Anlehnung an das deutsche Gedicht bemerkenswerth. Nur ein so kundiger Mann wie Otto, der die Welt als Prinz, Krieger, Geistlicher und Staatsmann vom Throne bis zur Bauernhütte kannte, vermochte das Gedicht mit so mannigfaltigen Schilderungen auszuschmücken. Nur er konnte zu dieser Zeit mit so unnachahmlicher Wahrheit und kundiger Anschauung die äußeren und inneren Verhältnisse des Hof-, Volks-, Kriegs- und Friedenslebens mit filosofischer Stärke, mit feinster Seelenkenntniß der Liebe Leiden und Freuden schildern. Das deutsche Gedicht übertrifft nicht nur an poetischem Gehalt, sondern auch an genauer Kenntniß der Länder das französische Original um Vieles, was der vielbereiste Otto besser wissen mußte. Mit größter Anschaulichkeit und genauer topografischer Kenntniß erwähnt er der heimischen Gegenden an der Donau, Sau ꝛc., dann Apulien, Ungarn, Bulgarien, die Türkei ꝛc., denn alle diese Länder hatte Otto durchzogen. Er kennt sich in der Schilderung des Heereszuges gegen Kosroe trefflich aus; seine Anschauung ist frisch und selbständig, seine Beschreibung der Kämpfe kräftig. Er hatte ja jenen ungeheuern Kreuzzug von 1147—49 selbst mitgemacht und zwar nicht als Begleiter seines königl. Stiefbruders, sondern auf das Thätigste eingreifend. Er hatte die Hälfte des deutschen Heeres als Feldherr geführt, er kämpfte vor Akra und Antiochien. Bei diesem mühseligen Kreuzzug, wo der größte Theil des Heeres, in dem allein 70,000 gepanzerte Ritter waren, unterging, und wo auch Otto so viel Ungemach und Lebensgefahr ausstand, hatte der an sich ernstfromme Mann recht eigentlich die Nichtigkeit aller Bestrebungen, die Unbeständigkeit irdischer Größe, das Erbärmliche menschlicher Eitelkeit kennen gelernt, deren Verhältnisse er in seiner Dichtung so naturtreu schildert. Als 1148 Kaiser Conrad mit Balduin, in Begleitung seiner Fürsten und Vasallen sammt der Geistlichkeit unter Absingung geistlicher Lieder und Lobgesänge in Jerusalem einritten, harrte ihrer schon Otto von Freisingen nebst Heinrich Jasomirgott dort. Dieser Einzug gab ihm Stoff zur Schilderung des Einzugs des Kaisers Eraklius mit dem Kreuz in Jerusalem. Eben so treu sind die Darstellungen des **hovelebens** mit seinen **hovemünchen** und **Klosterrittern**, meisterhaft der Grundtext in der Geschichte der Athanais durchgeführt, während das französische Gedicht wenig inneren Gehalt bietet. Ausgezeichnet ist das Selbstgespräch der Kaiserin in der Einsamkeit des Thurms; mit unnachahmlicher Wahrheit der Minnenden Entzücken, ihre Selbstgespräche, ihr innerer Kampf, ihr Liebeleiden mit feinster Gemüthskenntniß dargestellt. Das französische Gedicht ist um 1153 verfaßt und Otto der wahrscheinlich mit dem französischen Dichter Gauti r, welcher 1156 Kaiser Friedrich I. (Ottos Neffen) ein anderes Gedicht zu seiner

Vermälung widmete, in Berührung stand, hatte es gleich darauf nachgedichtet, denn er fühlt sich am Eingange des Gedichts betagt, macht einen Rückblick auf sein vielbewegtes Leben, und denkt an den Tod. Otto starb bald darauf. Lateinische Bildung schimmert durch das ganze Gedicht, das sein Original verläßt, abkürzt, erweitert und wieder einholt, je nachdem es der seelenvollen Darstellung des Dichters ansteht, der eben so gewiß nicht im Laien- sondern im geistlichen Stande zu suchen ist, als seine Redeweise auch höfische Bildung verräth. Das Gedicht hat dieselben Zeitbeziehungen, dieselbe Geschmeidigkeit der oberdeutschen Sprache, dieselbe Meisterschaft im Gespräche, dieselbe Gewandtheit im Leben, namentlich des Hofes, wie das Gedicht Reinhart Fuchs vom Heinrich dem Glichsenaere, in welchem pseudonymen Namen Maßmann den Freund Otto's, Heinrich von Kärnthen vermuthet; und beide sind, wenn gleich von einem etwas jüngeren Dichter höchst schonend überarbeitet, in die Jahre um 1155 zu setzen, und füllen eine neue wesentliche Lücke zwischen Williram und den Minnesingern aus. H. F. Maßmann: Eraklius, deutsch und franz. Ged. d. 12. Jahrh. nach ihren einzigen Mscpten zum ersten Mal herausg. Quedlinb. 1842. — Th. Haupt: Anmerkungen zum Eraklius, in dessen Ztschft. III. Lpzg. 1843. Ein Gegenstück zum Eraklius bildet die im Alterthum beliebte, ebenfalls in oberd. Sprache geschriebene Erzählung »**Crescentia**« (Ausg. in Mayláth Koloczaer Kodex, Pesth 1817; Neudeutsch in Mayláth's altd. Ged. neud. Pesth 1819), welche wir ebenfalls in einer Umarbeitung des Urgedichts (12. Jahrh.) aus dem 13. Jahrh. besitzen. Dieses Urbild unserer modernen Griseldiaden erzählt in 48 Abenteuern oder 1055 Versen die Geschichte Crescentia's, der Königstochter aus Afrika, welche sich unter zwei Brüdern den mißgestalteten Dietrich wählt und mit ihm den römischen Königsthron besteigt. Ihr Gemal vertraut sie einst während seiner Abwesenheit der Hut des Bruders, der in sündiger Liebe zur Schwägerin erwacht und sie zur Untreue verlockt. Crescentia leistet Widerstand und schließt den untreuen Schwager durch List in einen Thurm. Nach der Rückkehr des Gatten verleumdet der Bruder Crescentia bei demselben, und dieser verstößt die Unschuldige ins Elend. Sie erträgt es geduldig so wie alle Marter, bis ihre Treue erkannt und sie dadurch heilig wird, viele Wunder wirkt, bekehrt und Kirchen stiftet.

Ditmar von Aist, ein österreichischer Ritter, dessen Schloß Aist am gleichnamigen Flusse im Innviertel zwischen Ried und Wartberg lag. Der Chorherr von St. Florian, J. Stülz wies Ditmarn (im Museum Francisco Carol. Linz 1840) urkundlich seit 1143 nach. Als schon verstorben erwähnt seiner ein Brief Heinrichs Jasomirgott von 1171 als eines in der Niedermark begütert gewesenen Mannes. Dietmar

mußte — wie Stülz sagt — ein reicher Herr gewesen sein, der zwischen 1160—1170 starb und dem Kloster Alderspach einen Hof **Birtina** (Zirking) vermachte. Seinen Tod beklagt auch Ulrich v. Türlin. Dietmar und der nachfolgende Kürenberg sind die ältesten Minnesinger, welche in Weise und Darstellung noch innig mit dem uralten Volksgesange und Heldenliede zusammenhangen, so wie denn seine 15 auf uns gekommenen Minnelieder (H. M. Nr. 27) *) die allerältesten Zeugnisse der Entwicklung des Minnesangs aus der Volksepe sind. Sie sind in der Form und österreichischen Sprache des Nibelungenliedes gedichtet, ihre Reime, gewöhnlich bloße Assonanzen, erscheinen zuerst überschlagend und leiten zu den kunstvollen Strofenarten der Folgezeit über. Sein merkwürdigstes, an Inhalt und Form ältestes Lied Nr. 4 ist mehr episch als lyrisch und obwohl strofisch abgesetzt, doch die ganze unstrofische Form der Volksliedersage (der 7- und 8sylbige Vers), die Haltung seiner Dichtung hat noch etwas Festes und Heldenmäßiges und die stärkeren Züge derselben lassen seine lebhaft innigen, zarten Bilder höfischer Poesie (in die er auch dadurch überleitet, daß er den altüblichen Maßen Verse von 2 und 6 Hebungen hinzufügt und sich der tonlosen Sylben zum stumpfen Reime enthält) um so anziehender erscheinen, wie dies besonders beim schönen Scheidelied der Liebenden der Fall ist.

Von Kürenberg. Er mag in Oberösterreich, in der Nähe Dietmars v. Aist gelebt haben, wenn nicht vielleicht gar sein Geschlecht daselbst bestand, denn ein solches edles Geschlecht war bei Regensburg zu Hause. Gewöhnlich wird er einem anderen gleichnamigen in Breisgau zugeschrieben, das seit Ende d. 11. Jahrh. bestand und um 1230 schon ausstarb, dessen Ritter aber auch Lehensmannen der Herzoge von Österreich waren **). Auch seine Lieder bezeugen ganz deutlich den Übergang der epischen Dichtart in die lyrische durch Inhalt, Form und Darstellung, welche sich zugleich noch dramatisch ausspricht. Die in des Kürnbergers Weise fast durchgängige Form, welche im Nibelungenliede nur noch einzeln als Überlieferung erscheint und mit D. v. Aist mannigfaltig übereinstimmt, zeigt uns gut, wie etwa das Nibelungenlied und verwandte Heldenlieder vor ihrer letzten Erneuerung und kunstreichen Ausbildung um 1200 ausgesehen haben. Dadurch bestimmt sich auch die Zeit dieses

---

*) „H. M.“ bedeutet v. d. Hagen's „Minnesinger,“ als die vollständigste und trefflichste Sammlung der Minnelieder. Die beigesetzte Zahl ist die dortige Nummer des Dichters.

**) Ein Kürenberg liegt auch bei Linz, aber ein edles Geschlecht, das sich nach ihm benannt hätte, ist mir bis jetzt nicht bekannt. Es gab aber baierische und österreichische Edle, die sich Kürner von Kürnberg nannten. Kürer heißt sonst auch so viel als Wächter.

sonst unbekannten Dichters, und während Veldeck in Niederdeutschland, fremden Einflüssen näher, zuerst Minnelieder in mannigfaltigen Weisen sang, ließen schon früher die oberdeutschen Kürenberg und Aist in Oberdeutschland ihren Minnesang, ursprünglicher einfach aus dem hier uraltheimatlichen und immerlebendigen Heldensange hervortönen. Der innig minnigliche und anmuthig ritterliche Geist dieser rhapsodischen Lieder klingt zunächst an unser ganz davon durchdrungenes und dadurch das alte Heldenthum verklärendes Nibelungenlied, so daß man in Kürenberg vor allen den ritterlichen Spielmann Volker finden möchte. Besonders erinnert sein schönes Falkenlied an den Anfang der Nibelungen. »Ich zog,« läßt er da seine Geliebte singen:

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr
Da ich gezähmt ihn hatte, wie ich ihn wollte han,
Und ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand,
Da hob er sich viel hohe und flog in and're Land'
Seither sah ich den Falken im Glanz und Schönheit fliegen
Er führt an seinem Fuße bunte seid'ne Riemen
Und sein Gefieder ist wie Gold so roth und fein.
Gott sende die zusammen die gern Geliebe wollen sein. ꝛc.«

Ausg. der Lieder Kürenbergs, mit denen Alrams von Gresten, von Wackernagel. Berlin 1827. Berichtigt in Hoffmanns Fundgr. I. — H. M. 26.

Leutold von Sewen stammt nicht aus Seben in Tirol, wie v. d. Hagen in der Biografie Leutolds angab, sondern ist unzweifelhaft eine Person mit dem »von Hagenau,« welchen der berühmte Gottfried von Straßburg den Chorführer aller Nachtigallen nennt und noch über Walther v. d. V. erhebt und den auch andere Dichter preisen und als todt beklagen, da er mit Orpheus Zunge die Hauptkunst aller Töne in sich versiegelt trug und in wunderbarer Fülle und Mannigfaltigkeit erklingen ließ. Einige wollten in diesem Hagenauer Reinmar den Alten erkennen, aber von Hagens nähere Einsicht in österreichische und bairische Urkunden gewährte ihm später die Überzeugung, daß jener Dichter nicht von Hagenau in Elsaß, sondern von dem in den Donaugegenden des Inns und der Enns weitverbreiteten freiherrlichen Geschlecht von Hagenau stamme. Diese Herren von Hagenau und Hayde sind eines Stammes mit den Grafen von Peilstein (bei Melk) und Morlen. Die Stammburg der alten Freiherren von Hagenau lag unweit Reichersberg, eine andere gleichnamige in der Nähe St. Pöltens. Ein Erbgut der Hagenauer war das Dorf Sewen (Suben?), nach welchem sich Leutold von Hagenau, zumal der

Hagenauer Stammburg schon um 1140 an das Kloster Reichersberg gekommen war, Leutold von Sewen nannte. Unser Dichter, der wohl auch zu Sewen wohnte, ist der ältere Leutold von Sewen, welcher seit 1147—82 in Urkunden vorkommt und der durch die Hand seines Sohnes Leutold dem Kloster Weihenstefan (unter Abt Reinbot 1174—82) zum Seelenheile für sich und seine Verwandten all sein Besitzthum im Dorfe Sewen gab. Gottfried beklagt ihn um 1215 als schon verstorben. Nach Leutolds Äußerung möchte man schließen, daß er ein Minnesinger von Beruf sei, der am Hofe milder Fürsten lebte. Seine Lieder, durchgängig trochäisch, sind herzlich, anmuthig, und in zwei Reihen kunstreicher jambischer Strofen gibt er sinnvolle Sprüche und schließt sie auch episch grammatisch mit geschichtlicher Beziehung. Er mahnt für Gut und Ehre und rügt die falsche Scham. Reinmar der Fiedler preist seine Vielseitigkeit und Trefflichkeit, indem er sagt: L. singt besser als irgend Jemand auf der Welt; Taglieder, Klaglieder, Gedächtnißlieder, Huglieder, Zuglieder, Leiche, Kreuzlieder, Zwinglieder, Scherzlieder, Loblieder, Rügelieder singt er mit hoher Kunst den Leuten zur Kurzweil, so daß wir alle wohl vor ihm schweigen mögen und Niemand sich mit Sang gegen ihn erheben darf. Die Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit der Lieder Leutolds stimmen wohl zu diesem Lobe, das uns aber auch die Überzeugung gewährt, daß wir nur das Wenigste von ihm besitzen, den die besten seiner Kunstgenossen als hochberühmten Dichter schildern. H M. 52.

Spervogel. Ein unbekannter Dichter aus Süddeutschland, der wahrscheinlich in der Gegend der oberwähnten oberösterreichischen Sänger, ferner Grestens und Rietenburgs (im bairischen Nachbarlande), mit denen er auch Sprache, Versbau und Reim gemein hat, zu Hause ist; und obgleich er nicht, wie diese in Weise und Inhalt dem alten Heldenliede sich nähert, so sind seine bildlichen Sprüche doch nicht minder volksmäßig. Er gehört überhaupt nicht zu den eigentlichen Minnesingern, da sein Sang ausschließend lehrhaft und preislich ist, sondern zu den ältesten und einfachsten gnomischen Dichtern und bewegt sich so ziemlich noch in der Säre der geistlichen Dichter, die noch bis in die Mitte des 12. Jahrh. zum Minnesang vorgearbeitet haben. Seine kernigen und treffenden Sprüche voll schlichten Ausdrucks und in einer entschiedenen und eigenthümlich oberdeutschen Sprache, besprechen das häusliche Leben, wie das Säen, Sondern des Obstes, Malzen, das Leben der zahmen und wilden Thiere, dann die Verhältnisse der Ehe, Freundschaft und Dienstmannschaft, Gastlichkeit und andere geselligen Tugenden. Er untermengt alle seine Dichtungen mit Parabeln und Fabeln im Geiste der alten Thiersage. Am bedeutendsten unter ihnen ist die Todtenklage um den guten

Wernhard von Steinberg (solche kommen in Tirol, Steiermark, Österreich und Baiern vor), der all sein Gut hingab, »wie einst Rüdiger, der so ruhmvoll zu Pechlaren saß und die Ostmark hütete.« Spervogels Sprüche, die zum Theil kurze Erzählungen enthalten, wurden im 13. und 14. Jahrh. von einem Ungenannten ausgeführt und weitläufiger bearbeitet (in Laßbergs Liedersaal I., II.) und den Spruchgedichten unseres Teichner ähnlich gebracht. In seinen geistlichen Liedern, vorzüglich im erhabenen und herzlichen Weihnachts- und in einem Osterliede ragt er als Sänger der göttlichen Minne hervor. H. M. 37. Spervogels drei geistliche Lieder in Wackernagels »Kirchenlied.« Stuttg. 1841.

Wernher, Kaplan zu Elmendorf schrieb im 12. Jahrh. auf Geheiß und mit Benützung der Bücher Dietrichs von Elmendorf, Probstes zu Heiligenstadt (wo schon 454 St. Severin das Kloster baute) **ein didaktisches Gedicht** in 1211 Versen, das moralisch-filosofische Lehren nach Salomo, Salustius, Cicero, Boetius, Seneca, Juvenal, Horaz, Ovid, Lucian und Xenofon enthält, mit Beispielen aus der Geschichte. Mscpt zu Klosterneuburg, Bruchstücke in den altd. Blätt. II. Vollständig ausg. v. Hoffmann in Haupt's Ztschrft. f. d. Altth. IV. Lpzg. 1844.

Endelhard von Adelnburg, wahrscheinlich aus Adelsberg in Krain stammend, kommt in einer Urkunde von Weihenstefan zwischen 1174—1182 mit dem erwähnten Leutold v. Hagenau (Sewen) vor. Von ihm hat sich nur ein kleines trochäisches Klaglied an seine Geliebte erhalten. H. M. 57.

Reinmar der Fiedler (vor 1182—1217). Ein ritterlicher fahrender Singer, dessen Heimat unbekannt und der von seiner Beschäftigung den Beinamen erhielt. Sein Wappenschild (eine goldene Fiedel in blauem Felde) ist ähnlich dem Volkers und von dem des nachfolgenden Reinmar verschieden. Wir besitzen von ihm, der sich meist in Österreich aufhielt, nur mehr ein Minne- und ein Kreuzlied, welche rein in Sprache und Reim sind. H. M. 105.

Albrecht von Johannsdorf (1172—1209). Es ist nur ein bairisches Geschlecht dieses Namens bekannt, dessen Wappen jedoch von dem unsers ritterlichen Dichters verschieden ist. Johannsdorfe kommen in baierischen (Passauer seit 1172), oberösterreichischen und steirischen (1190) Urkunden dieser Zeit vor. Der Inhalt sechs seiner Lieder ist die Kreuzfahrt, wie denn Johannsdorf als eifriger Anhänger derselben eine mit machte, vermuthlich mit den Herzogen von Österreich, Meran, Kärnthen u. A. 1196 über Apulien, von der sie 1198 heimkehrten, weil er eine ähnliche Fahrt über See kund gibt. Seine Lieder zeugen von besonderer Treuherzigkeit gegen seine Geliebte, die ihn allein außer den Kreuz-

zügen interessirt. Seine Weisen sind mannigfaltig, in den Kreuzliedern kunstreich gebaut; unter den einfachen ist eine ganz die noch gangbare Romanze, und ein Mailied beginnt mit entschiedener Alliteration. Von ihm 13 Lieder in 39 Strofen. H. M. 56.

Reinmar der Alte (um 1190 — 1207). Man weiß beinahe nichts Urkundliches von dem Geschlecht und der Heimat dieses ritterlichen Singers; sein bloßer Taufname Reinmar unterscheidet ihn durch den Beinamen des Alten von mehreren Gleichnamigen. Da man ihn als Vater Reinmars von Zwetel annimmt, so mag er etwa vom Rheine stammen, was aber wieder sein reines Oberdeutsch zweifelhaft macht. Wenn also nicht in Österreich heimisch, so war R. doch hier sehr befreundet und lebte lange am Hofe der Babenberger zu Wien, unter Leopold dem Tugendhaften († 1194), dessen Tod er in einem schönen Liede beklagt, unter Friedrich dem Katholischen, mit dem er 1197 einen Kreuzzug nach Palästina machte, und unter Leopold dem Glorreichen. Er scheint auch am Wienerhofe Singen und Sagen gelehrt zu haben, da sich Walther v. d. V. ausdrücklich seiner Unterweisung rühmt. Im J. 1206 hielt sich R. in Thüringen an der Wartburg auf und nahm als eifriger Kämpe am dortigen Sangstreite Antheil. Reinmar gehört zu den ältesten, wie vortrefflichsten und liederreichsten Minnesingern. Da schon Walther seinen Tod beklagt (ebenso Reinmars reicher Kunst wegen der spätere in Österreich heimische Rubin), so reicht er noch weiter ins 12. Jahrh. und ist als derjenige zu betrachten, der in heimischer oberdeutscher Zunge den höfischen Minnesang zuerst zur völligen Ausbildung brachte. Seine Lieder, ernst, voll tiefen Gefühls, handeln meist von Liebe und lassen eine sinnvolle, ausharrende Treuherzigkeit zur Erkornen gewahren. Er ist so sehr Minnesinger, daß er selbst als Pilgrim die Minnegedanken nicht überwältigen kann. Eine wichtige Rolle spielen bei ihm die Boten, welche die Lieder wohl öfter mündlich vorsingend als geschrieben auf schmale Pergamentrollen überbrachten. Vielleicht sind auch seine Lieder von der Kreuzfahrt so übersandt. Die Vermittlung durch die Boten daheim zeigt zwar auch Entfernung der Geliebten, jedoch keine weite, etwa wie der Hof zu Wien und die Stadt. Er rühmt sich wohl 100,000 Herzen erfreut zu haben und will noch ohne Zauberei durch minnigliche Worte, den besten Willen, Tanzen, Singen und wonniglichen Trost die Traurigen fröhlich machen. Und so erkennt man wohl, daß R. bei wahrem innern Beruf und herzlichem Antriebe ein beliebter Dichter, zumal des Hofes ist, der sich dabei durchaus im höheren Kreise hält. Er hat öfter die der neuen Dichtkunst eigene persönliche Darstellung des Geistigen, Leiblosen oder blos Leiblichen, nicht allein der Minne, sondern auch der Liebe (Freude), Gewalt, Gnade, des Hasses, Neides, der

Gedanken, des Leibes und des Herzens; in welches letzte die Geliebte durch die Augen siegreich einzieht. Dabei liebt R. den sprichwörtlichen volksmäßig bildlichen Ausdruck, überhaupt gute Lehre, und sein langes (37.) Gedicht ist weniger Minnelied als Lehrgedicht. Seine Verse sind manchmal künstlich gebaut, Jamben mit Trochäen vermischt, in reinen, oft sich wiederholenden Reimen. Mehreren jüngeren Kunstgenossen dient R. als Muster. H. M. 37.

Ulrich, dessen Geschlechtsname verschiedentlich **von Zatzikhoven**, Zetzighoven, Zeizichoven, Säbenhofen, Zetzenhofen, Satzihoven, von Zezam, Zezem, Koren genannt wird, soll nach Einigen aus bairischem Geschlechte stammen. Man weiß von ihm nur, daß er sich unter Leopold dem Tugendhaften am Wienerhofe aufhielt *), wo 1193 Hugo von Morville, der Geißel für Richard Löwenherz, die Mähre von **Lancelot vom See** vortrug. Auf Bitten seiner Freunde, diese Mähre deutsch zu bearbeiten, unterzog er sich später deren Wünschen und gibt dabei sein Dichten als eine Noth kund, welche er Andern zu lieb übernommen. Es scheint aber Ulrich schon vorher als Dichter bekannt gewesen zu sein, denn sonst würde man ihn zu keiner so weitläufigen Dichtung aufgemuntert haben; und daß er noch ferner dichten wolle, verspricht er am Ende seines Lanzelet. Die Sage von diesem, bis jetzt als Ulrichs einziges Produkt bekannt, ist das umfassendste deutsche Gedicht (9444 Verse) des Arthurkreises, berührt aber gar nicht das Element was im nordfranzösischen Lancelot das eigentliche Agens ausmacht, und weßwegen diesen Dante in die Hölle versetzt: Lancelots Ehebruch mit der Königin Ginower. Inhalt: Lancelot, des Artus Neffe und Sohn Königs Pant von Genevis wird nach dem Tode seines Vaters von der Seenymphe Viviana geraubt und in deren kristallenem Pallast erzogen. Herangewachsen und in Ritterkämpfen geübt zieht er auf Abenteuer aus. Er erschlägt Galugandreiß, erobert dessen Burg Moreis, wird von Limor gefangen, kämpft mit Riesen, Löwen, erschlägt Limor, wird verwundet von dessen Nichte Ade gepflegt, deren Bruder Tybald nun sein Begleiter ward, so auch Walwein, ein Gesandter des Artus, der ihn zu diesem einladet. In der Zauberburg des Sohnes der Viviane wird er feig und träge, erschlägt aber als er wieder Kraft erhält den König Iwert (Moret), heiratet dessen Tochter Iblis und wird König. Um sein väterliches Erbreich Genevis dem Usurpator Claudas abzunehmen, geht er zu Artus, besiegt an dessen Hof den Valerin im Kampfe um Königin Ginower, des Artus Gemalin, und wird

*) Nach Anderen am Hofe Kaiser Heinrichs.

deren Ritter. Während er ein Abenteuer in Pluris bestand, hatte Valerin die Ginower geraubt, und um dessen Reich zu erobern, hatte sich Artus der Künste des Zauberers Malduk bedient, diesem dafür aber zwei seiner Ritter, Erek und Walwein geben müssen. L. mit dem Riesen Ehrald befreite sie. Nachdem er noch eine Prinzessin dadurch entzaubert hatte, daß er einen Drachen küßte, nahm er sein Erbland in Besitz, wie das Land seines Schwiegervaters und Dodone und Behforet. Von Dodone erhält Iblis ein kostbares Netz mit dem wundervollen Steine Galazya. Als L. zuletzt auszog, Mordcret, den Neffen und Mörder des Artus zu bestrafen, ward er von diesem tödtlich verwundet. Viviane nimmt mit einem Kusse das Leben von seinen Lippen und sein Leichnam wird neben Ginover auf seinem Schloß Freudenwacht bestattet. Er war der letzte Ritter von der Tafelrunde. Das Gedicht, welches nicht »mit Festen und Herrlichkeit endet,« zeigt sich in einigen Darstellungen schlüpfrig; es ward, obgleich es ohne großen poetischen Gehalt ist, von Rudolph v. Ems über andere bessere erhoben. Das Zauberische ist vorherrschend. Mscpte zu Heidelberg; das bessere zu Wien (k. k. Bibl.), herausgeg. von K. A. Hahn: »Lanzelet.« Frkft. a. M. 1845. Neudeutsch, abwechselnd in Versen und Prosa, ist es bearbeitet von F. F. Hofstätter, und bildet den 1. Bd. von dessen altd. Ged. aus den Zeiten der Tafelrunde. Wien 1811. Abgekürzt in Raßmann's deutscher Anthologie. Zwickau 1824. Prosaisch von G. Jördens Lpzg. 1822.

Walther von der Vogelweide. Vom Thunersee bis zur Insel Rügen, vom adriatischen Meere bis nach Brabant ziehen sich die Straßen des deutschen Minnesangs. Überall Fürstenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöster, wo Sänger und Sangesfreude hausen oder herbergen. Es ließe sich eine reiche Landkarte des poetischen Deutschlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber dürfte die Forschung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther v. d V., dem berühmtesten, vielseitigsten und geistreichsten Liederdichter des Mittelalters, der auf seinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft, und dessen langes liederreiches Leben einen für die Poesie so merkwürdigen Zeitraum umfaßt. Daß Walthers Heimat Thurgau sei, wie Uhland, v. Hagen und Mehrere annehmen, kann eben so wenig mit Gewißheit bestimmt werden als die Angabe Anderer, die ihn wie Lachmann (der Herausgeber seiner Werke) zum Österreicher, wie Hormayr und H. Meynert zum Kärnthner, wie Grimm zum Schwaben, wie Gumposch zum Würzburger, oder wie Andere zum Schweizer, Franken ꝛc. machen wollen. Die Überlieferung der Waltern näher stehenden Meistersänger kennt ihn als einen Landherren aus Böhmen. (Ein Ort Vogelweide lag in der Nähe

Saaz's, desselben erwähnt der Ackermann von Böheim, der im 15. Jahrh. in Saaz wohnte und dessen Gespräche v. d. Hagen 1824 erneuert herausgab.) Mit größerer Glaubwürdigkeit kann man Walthern mit K. H. (Wien. Jahrb. der Lit. Bd. 25. S. 73 ff.) für einen Steiermärker ansehen, zu welcher Vermuthung auch Uhland so ziemlich beistimmt; denn außerdem daß Walthers Sprachgebrauch keinem Dichter näher steht als dem ausgemacht steirischen Ottokar (v. Horneck) mit dem er in vielen Einzelnheiten ganz gleich kömmt, bezeichnet er auch den Standpunkt seiner Geburtsstätte, indem er sagt: »von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab ich der Menschen Weisen gemerket;« also offenbar von der Steiermark aus, die von der Mur und Drau durchströmt wird. In einem anderen Liede scheint er die Fürsten von Österreich im Gegensatze zu anderen Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimischen) zu nennen, denn sie waren es ja, da seit 1192 die Steiermark ihnen gehörte. Eine Stelle in Ulr. v. Liechtenstein's Frauendienst (bei Tieck S. 119) zeigt wie gangbar Walthers Gesang eben in Steiermark war. Und da dieser als Königin Venus gen Wien reitet, bringt ihm der Bote eine erfreuliche Nachricht, und sein Lied ist die erste Strofe eines Gedichts von Walther. Das Lied — sagt Ulrich — klang in mein Herze so traut und that mir inniglich wohl. — Geboren war Walther um 1165, aus einer adeligen aber unbegüterten Familie; von ihm selbst wissen wir, daß er seit frühester Zeit in Österreich lebte, wahrscheinlich schon unter Leopold dem Tugendhaften; in seinen Liedern gedenkt er als Friedrich der Katholische das Reichslehen empfing. In Österreich lernt' ich singen und sagen, spricht er, und gibt uns dadurch die Überzeugung, daß in diesem Lande damals die Sangkunst am höchsten stand und er deshalb aus Steiermark dahin eilte, um sie gründlich zu erlernen. Reinmar der Alte ist sein Lehrer gewesen, ihn nahm er sich stets zum Vorbilde. Er muß unter Friedrich dem Katholischen die glücklichsten Tage genossen und besonders dessen Gunst besessen haben, denn er beklagt in einem Gedichte schmerzlich dessen Tod (1198), und scheint bald nach dem Verluste seines fürstlichen Gönners den Hof zu Wien verlassen zu haben. Von nun an rechnet er den Anfang seines unsteten mühseligen Lebens, das ihn in der ganzen Welt herumtrieb, da sein feuriger, unruhig-thätiger Geist, der stets voll von Bildern einer rastlosen Fantasie war, aller Orten bald Langweile fühlte. Er begab sich zuerst zu Kaiser Philipp und von da — nach Wackernagel — um 1200 wieder nach Österreich, in hoher Freude über die verschwenderische Freigebigkeit Leopolds des Glorreichen. Damals scheint Walther aber auch aus uns unbekannten Gründen erfahren zu haben, »daß der Herzog keine Augen im Nacken hatte und ihn übersah.« Die Ungunst mochte anhaltend sein, denn wir

finden den Dichter bald nicht mehr am Hofe zu Wien, und vor 1206 auf der Wartburg, beim Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er im Singerkriege als dessen Hofdichter auftritt. Er preist hier Hermann und den König von Frankreich; aber auch Leopolden von Österreich, zu dem er sich wieder sehnt. 1208 erscheint W. im Dienste Kaisers Otto IV. und 1215 finden wir ihn wieder am Hofe zu Wien, den er sich allein mit zweierlei Dingen, Gottes Huld und seiner Frauen Minne, zu gewinnen wünscht. Äußerst wohl ergeht es ihm um diese Zeit, er benennt dreier Fürsten Höfe, so lang er diese weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu suchen, sein Wein ist gelesen und seine Pfanne sauset. Die drei Fürsten sind: der biederbe Patriarch (zu Aquileja), zuhand dabei Leopold der Fürst von Steyr und Österreich, dem niemand Lebender zu vergleichen, der dritte des vorigen Vetter (zu Mödling), der wie der milde Welf gemuth ist, deß Lob auch nach dem Tode besteht. Leopold liebte Walthern wohl wie alle Minnesinger, aber eine dauernde Begünstigung konnte sich W. bei ihm nie erringen, so zudringlich er auch mahnte. Walthers Gedichte geben hierüber Aufschlüsse, welche für die Kunst- und Sittengeschichte Österreichs von großer Wichtigkeit sind. Er gerieth vielfach in Streit mit seinen in Wien befindlichen Kunstgenossen. Die Ursache lag zweifelsohne in dem eigenthümlichen Geschmack des Fürsten und des Volkes, ein Geschmack, der ihm bis zum heutigen Tage blieb und der sowohl im Sagensange als in der, eben um diese Zeit durch Nithart gestalteten Dichtung bestand, welche sich mit dem Volksliede verschmolz und die kernige, wohlgemuthe altdeutsche österreichische Natur beibehielt. Besonders mag es den einheimischen Sänger und jeden Österreicher gereizt haben, wenn er fahrende Leute mit schwülstigen und sentimentalen Liedern um die Gunst seiner Fürsten buhlen sah. Da parodirte er oft ihre Gesänge, wie es wohl noch in der Gegenwart geschieht, mit derber aber gutmüthlicher Laune. Walther beklagt, daß unhöfischer Gesang jetzt zu Wien genehmer und er mit seiner Höfischheit verdrängt und geunehrt werde, er sehe wohl, daß man jetzt durch solche Unzucht Herrengut und Frauengunst erwerben muß, da man es mit Stolle und Volknat gegen ihn halte *). Als Leopold 1217 in heiligen Landen ist, gibt W. seine Trauer über den verwaisten Wienerhof in Liedern kund. Nun weh' mir Armen! (singt er) Wo nun Ritter? Wo nun Frauen? die man bei mir sollte schauen? Seht wie jämmerlich ich steh'. Mein Dach ist faul, es tropfen meine Wände, mich minnet Nie-

*) Stolle und Volknat (Volknand, im Pfälzer Mscpt Wicman) sind zwei, sonst gänzlich unbekannte Dichter, von denen auch nichts mehr vorhanden ist. Der Minnesinger Rubin (s. d.) nennt Stollen den **Bock mit dem Sange**. Ein anderer Stolle wird später vorkommen.

mand, leider! Gold, Silber, Roß und dazu Kleider, die gab ich, und noch hatt' ich meh'. Nun hab ich weder Schapel noch Gebäude, noch Frauen zu einem Tanze, o weh! — Da Leopolds Hof, sonst nur mit König Artus Hof zu vergleichen, jetzt öde sei, macht er wieder Wanderungen an die nahen und befreundeten Höfe zu Mödling, wo Leopolds Oheim, Heinrich III. († 1223) mit königlicher Pracht lebte, Minnesang und Minnesinger liebte, und zu Aquileja, wo Berthold († 1251), der letzte Sprosse der sangliebenden Herzoge von Meran, Patriarch war. Eben so gern weilt er bei dem milden, freigebigen, nach Ehren ringenden Herzog von Kärnthen (Bernhard 1202 — 1256), der zu St. Veit hofhaltend allen Singern, Dichtern und Künstlern hold war, und dessen Gabe Walther »so oft empfangen.« Es scheint auch, daß W. seit seinem ersten Abgang aus Wien sich öfter am Hofe Kärnthens (den auch eine Herzogstochter von Meran, Agnes, zierte) aufgehalten. Einsmals ward ihm sein Aufenthalt allda durch Hofränke und durch Neid anderer Kunstgenossen verleidet, und es wurden ihm sogar die Kleider nicht gegeben, die der Fürst für ihn bestimmt hatte. Er wendet sich deshalb in einem Liede an den Herzog, um dessen Gunst man ihn zu bringen suchte, bittend, die Sache näher zu prüfen. 1219 feiert er zu Wien Leopolds glückliche Heimkehr, rügt aber auch die Kargheit des österr. Adels gegen ihn. Es war im J. 1220 als Leopold der Glorreiche zum Reichstage nach Frankfurt zog, Walther zog muthmaßlich mit, denn von nun an erscheint er bei Kaiser Friedrich II., dessen besonderer Gunst er sich zu erfreuen hatte. Er bittet diesen um eine Heimat, um den Namen »Herr Wirth« mit »Herr Gast,« vertauschen zu können, und versichert, wenn seines Wunsches gewährt sei, dann wolle er singen von Vögelein, von grüner Heide, von bunten Blumen und von schönen Frauen. Sein Wunsch ward erfüllt, er erhielt ein Lehen (in welcher Gegend, sagt er nicht) und nun ist er freudenvoll, wieder endlich seit dem Tode Friedrichs von Österreich (1198) sein Haupt in voller Würde aufrichten zu können; jetzt möge herbeikommen, wer da nach der Geige tanzen wolle und mit ihm fröhlich sein. Mit dem Kaiser nahm er 1228 am Kreuzzuge Theil (nach Uhland und v. Hagen, nach Lachmann und Wackernagel aber schon 1222) und sieht das heil. Land, das er zu sehen so oft sehnlichst gewünscht. Ein Kreuzlied Walthers, in schöner volltönender Weise erhebt sich wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert nach dem wogenden Meere hinzieht. Aber wirklich auf heiligem Boden stehend zeigt er sich uns in einem anderen Liede. Jetzt erst ist ihm sein Leben werth, seit sein sündig Auge das reine Land sieht und die Erde, der man so viel Ehre zuerkannt, es ist schöner, hehrer und reicher als alle deren er gesehen. Christen und Juden sagen, daß es ihr Erbe sei. Gott

mög es zu Recht entscheiden, alle Welt streitet darum, aber recht ist, daß er es Uns gewahre! Den Christen wurde damals gewährt, und groß mag Walthers Freude gewesen sein, als ihm vergönnt war seinen geliebten Kaiser in dem Tempel des heil. Grabes mit der Krone von Jerusalem gekrönt zu sehen. Von nun an schweigen sowohl Walthers Lieder als alle Zeugnisse über dessen weiteres Leben. Er mag sein Gut wieder verloren haben, denn in einem großen Klaggesange legt er seine Schwermuth nieder als er in späten Jahren in das Land seiner Geburt zurückgekommen:

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr?
Träumte mir mein Leben oder ist es wahr?
Was stets mir wirklich deuchte, war es ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel:
Nun bin ich erwacht und mir ist unbekannt
Was mir so kund einst war wie meine and're Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sah'n,
Sind mir so fremde jetzt, als wär es Trug und Wahn;
Die mir Gespielen waren sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur das Wasser fließet wie es weiland floß;
Ja gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet Mancher lau, der eh' mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.
Weh', gedenk ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen ist wie in das Meer ein Schlag.

»Wol vierzig iar — sagt er anderswo — hab ich gesungen und mehr von Minnen als Jemand soll.« Als jetzt das Alter, trübe Erfahrungen und religiöse Ideen Walthers Gesichtskreis verdüsterten, soll er sich, wie Einige meinen, dem Geräusche der Welt in einem Würzburgerkloster als Canonik entzogen und sein reiches Liederleben um 1230 beschlossen haben, denn eine alte Würzburgerchronik erzählt folgende liebliche Sage. Walther liege hier im Hofe des neuen Münsters, genannt der Lorenzgarten, unter einem Baume. Er habe in seinem letzten Willen verfügt, daß man den Vöglein auf seinem Grabsteine Futter und Trank reiche, und deshalb vier Löcher in jenen machen lassen. Das Kapitel des neuen Münsters habe aber diese Vogelweide in Semmeln für die Canonici zu Walthers Jahreszeit verwandelt. Im Kreuzgange des besagten Klosters befände sich auch ein steinernes Denkmal Walthers, worauf Folgendes lateinisch zu lesen: »Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen, Blume der Wohlredenheit! Mund des Pallas!

Du starbst. Damit aber deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlange, so spreche wer dies liest: Sei Gott seiner Seele gnädig.“ Es scheint aber dies eine Sage zu sein, zu welcher Name und Wappen des Dichters Anlaß gegeben hat. — Edel geboren, dabei arm und zu fremden Diensten genöthigt, hatte Walther aus tiefem Berufe die Dichtkunst zur eigentlichen Herrin erwählt, und so zog er, der sich selbst mehrmals einen edlen Ritter nennt, zu Pferde, an den sangliebenden deutschen und ausländischen Höfen ritterlich umher, und war überall mit seiner Kunst willkommen, obgleich er manchmal auch über Armuth, Ungemach des Umherfahrens und ungastliche Aufnahme (z. B. bei den Tegernseer Mönchen) klagt. Er sang seine Lieder zur Geige, und spielte damit zum Tanze und Reigen vor. — Der innere Werth und die Menge und Mannigfaltigkeit der Lieder, die Länge und poetische Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er gesungen, müssen Walthern schon auf den ersten Anblick eine bedeutende Stelle sichern. Sein dichterisches Wirken umfaßt die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüte des Minnesangs, er reicht hinab in den Übergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften; ja er selbst erscheint als derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. In Walther vereinigen sich alle mannigfaltigen Stimmen des Minnesangs, in vollem Umfang und Tiefe und sind zur höchsten Ausbildung gediehen. Wir finden bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minneliedes: spielende Wonne und sehnendes Leid in Sommer und Winter, dienstliches Werben, Gespräch zwischen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken scheint, Hilferuf an Frau Minne, Klage über die Merker, die Störer und Belauscher der Freuden und Liebe. Seine Frau aber, der er Minne soldet, verräth er niemals. Er singt die Minne in allen ihren Abstufungen, von dem lieblichsten, heitersten und muthwilligsten Abenteuer auf blumiger Heide bis zur höchsten heiligsten Frauenverehrung, und kein anderer Dichter hat den Werth der Frauen so groß und herrlich gefaßt, so innig und warm gesungen wie Walther. Im schönsten Hochgefühle inniger Vaterlandsliebe besingt er die Ehre des deutschen Volkes, die Kühnheit und Biederkeit deutscher Männer, die Zucht, Sitte und Schönheit deutscher Frauen, die Pflichten und Würden des Kaisers, die Obliegenheit der Fürsten und Lehensmannen, die Ereignisse der damaligen mächtig bewegten Zeit der Kreuzzüge, das Recht und Unrecht der Päpste, die Herrlichkeit der wahren Kirche, die Zustände der menschlichen Seele, kurz er betrachtet die Welt von allen Seiten, sowohl von der lustigen als traurigen, von der äußern als innern, und knüpft in der Schilderung derselben seine eigenen Schicksale, sein Leben und seine Minne bis ins Alter, an die wichtigsten Per-

sonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit. An allen gewichtigen Angelegenheiten nahm der edle und freie Dichter an den Höfen der deutſchen Fürſten und bei ihren Reichsverſammlungen herzlichen Antheil; durch ſeine gewiß nicht unwirkſame Rede Ermahnung, Lob oder Rüge ſpendend, ſtets für Würde und Herrlichkeit des geſammten deutſchen Landes eifernd, bis das Alter und die Ungunſt des Geſchickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, ihm die Nichtigkeit der irdiſchen Dinge aufdeckte und ſeinen Blick auf das unvergängliche Himmelreich richtete. In den Abend ſeines Lebens fallen daher größtentheils ſeine religiöſen Dichtungen, auf Gott, die Dreieinigkeit, beſonders der Leich auf Maria. Und ſo umfaſſend und bedeutend ſein inneres und äußeres Leben iſt, ſo mannigfaltig iſt auch ſeine Darſtellung desſelben in ſeinen Liedern, von dem leichteſten Maigeſange bis zur begeiſterten Hymne und ernſten Todesbetrachtung, vom Minne-, Boten- und Taglied zum Kreuz-, Lob- und Preislied, zum Straf- und Rüglied (beſonders an den Papſt und die Geiſtlichkeit), zu Spruch und Lehre. Er iſt ein anſehnlicher Stufenleiter von Tönen, von den prächtigen Weiſen, in denen er Könige preiſt, bis zur einfachen des Volksliedes, und Uhland zählt in ſeinen Liedern über 80 verſchiedene Töne. Er führt uns, wie er ſelbſt ſagt, durch den hohen, den niederen und den mittleren Sang, oder er ſingt — wie ein Zeitgenoſſe meldet — was er will, des Kurzen und des Langen viel. Aber ſtets geht der Inhalt gleichen Schritts mit der Form und ſchon der äußere Bau ſeiner Gedichte läßt auf ihren Gegenſtand ſchließen. Der fröhlichen Weiſe des Volksliedes entſpricht das Lebensfriſche des Inhalts und die volleren gezogenen Töne ſind in Übereinſtimmung mit der Fülle der Gedanken. Und dieſer Einklang von Inhalt und Form iſt vornehmlich das Gepräge der Meiſterſchaft an den Liedern Walthers. Walthern, deſſen politiſche Gedichte, deſſen heftige nachdruckvolle Angriffe gegen den Papſt und die Mißbräuche der Kirche ſeiner Zeit kein unerhebliches Gewicht in die Wagſchale warfen, deſſen Lieder von Kaiſern und Königen geſungen wurden, an allen Höfen der Fürſten und Herren, auf allen Ritterburgen wiederhallten und auf die Wirkung der Gemüther nicht ohne Wirkung bleiben konnten, Walthern erheben auch alle Nachkommen ſeines Berufs in Lobſprüchen, und rühmen beſonders, daß er ſich ſtets vor falſchen Lauten bewahre, und wenn Reinmar's Sinn der beſte war, Walther doch beſſer töne. Die Meiſterſinger, welche von ihm den übergüldeten und einen langen Ton hatten, machten ihn zu einem ihrer alten Meiſter *) und Gründer ihres meiſter-

---

*) Wie wir ſpäter erfahren werden ging unter den bürgerl. Meiſterſängern die fabelhafte, aber doch nicht ganz grundloſe Sage, daß ihre Kunſt von 12 alten Meiſtern gegründet ſei, die Kaiſer Otto I. im J. 962 zu

lichen Horts, und beschloffen den Reigen seines Lobes. In unserer Zeit aber, als das so hoch gestiegene Studium unserer älteren Literatur seit Anfang des 19. Jahrh. mit jedem kommenden Frühlinge viele klangvolle Kehlen erweckte, ward unter allen Dichtern, welche die schöne Jugendzeit unserer Poesie vor nun 6 Jahrhunderten hervorgerufen hat, Walthern v. d. V, als uns noch jetzt am nächsten verwandt und befreundet, weil kein anderer so wunderbar alle Seiten des deutschen Gemüths berührt und angeklungen hat, die meiste Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet. Seit jener Wiederauflebung sind daher Walthers Gedichte am meisten in alten und neuen Sammlungen, besonderen Ausgaben, Auszügen und Bearbeitungen verbreitet, geschichtlich benützt und erläutert. Im Ganzen haben sich 110 Gedichte von ihm erhalten. Ausg. v. K. Lachmann, Berlin 1827, 2. Aufl. 1843; in H. M. Nr. 45. — A. Horning, Glossar zu den Ged. W. v. d. V. Quedlinb. 1844. Übersetzt von K. Simrok und (trefflich) erläutert von W. Wackernagel. Berl. 1833. (Gleim) Gedichte nach Walther v. d. V. Berl. 1779. W. v. d. V. geschildert nach seinem Leben, Denken und Handeln, v. L. Uhland. Stuttg. 1822. W. v. d. V., biografische Skizze. Würzb. 1843 (selbständiger Abdruck aus dem Album für die Einweihung des Denkmals W's. v. d. V. Würzb. 1843); Reuß: W. v. d. V. Würzb. 1843.

Als eine Person mit Walthern von der Vogelweide hält W. Grimm **den Freidank,** und bleibt auch in neuester Zeit, trotz Gervinus Gegenmeinung, dabei, daß jener weltberühmte Spruchdichter, der sich selbst den **Frvidank** oder **Vridanc** (Freidenker, Friedegang?) nennt, kein anderer sein kann als unser Walther. Man weiß von Vridank, daß er ein höfischer Dichter war, den die Sehnsucht, das heil. Grab zu sehen, vielleicht auch Vasallenpflicht, bewogen hatte, sich jenem denkwürdigen Kreuzzug Kaisers Friedrich II. 1228, dem auch Walther beiwohnte, anzuschließen. Er verfaßte um die Mitte des Jahres 1229, während der Abwesenheit des Kaisers zu Ackers oder Ptolomäis sein Gedicht: »**Bescheidenheit.**« Neuestens machte Grimm aus einem Mscpte Hart. Schedel's (geb. 1440, † 1514) die wichtige Entdeckung, daß jener, als er 1466 mit Georg Pfinzing Italien bereiste, in der Hauptkirche zu

---

einem Rechtfertigungs- und Wettstreit berief, und welche die besten Gedichte machten. Sie kommen bei ihnen in dieser Reihefolge vor: 1. Frauenlob. 2. Heinrich Muglin 3. Klingsor. 4. Boppo. 5. Walther v. d. V. 6. Wolfr. v. Eschenbach. 7. Marner. 8. Bartel Regenbogen. 9. Reimar v. Zwetel. 10. Konrad v. Würzburg. 11. Der Kanzler. 12. Stolle. Andere nehmen auch Rugge, Venis, Nithart, Wachsmut, Rubin und Raimar d. A. dazu. Die Weisen und Töne dieser nahmen sich die Meistersänger zu Mustern.

Treviso ein Denkmal Vridanks mit dessen Bildniß gesehen, das die Inschrift führte:

Hye leit Freidank;
Gar on all sein Dank,
Der allweg sprach und nie sanck.«

Schedel sagt dabei, daß Freidank von deutschen angesiedelten Kaufleuten zu Treviso (im Venetianischen) seiner witzigen und scharfsinnigen Sprüche wegen, dahin berufen und hier gestorben sei. Leichtmöglich könnte daher Walther, der in dieser Gegend befreundet war und besonders Friaul sehr liebte, dieselbe Person gewesen sein und hier geendet haben. Das didaktische Gedicht: »**Freidanks Bescheidenheit**« (weil es über den sittlichen, religiösen, öffentlichen und häuslichen Zustand Aufschluß, Bescheid gibt) stimmt mit Walthers Beurtheilung der Welt, so wie mit seiner Art zu dichten ganz überein, und weist auch viele Sprüche aus Walthers Gedichten wörtlich auf. Es stand wegen seiner Volksweisheit und seines Reichthums an Lebenslehren besonders unter der Volks- und Mittelklasse des Mittelalters in ungemeinem Ansehen, und wurde allgemein »die weltliche Bibel« genannt. Es handelt in 53 Abschnitten (4138 Versen) in kurzen Kernsprüchen, hauptsächlich von der Tugend im moralischen Thun und Lassen das gehörige Maß zu halten, sucht alle sprüchwörtliche Weisheit des Volkes klar und frisch in sich zu konzentriren, greift überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und sein Treiben in allen Klassen und Ständen, schildert und geißelt es mit Mitteln, die dem Volke gemäß sind, und alles mit einer vortrefflichen Ruhe, mit Nachdruck, aber ohne Schadenfreude, Bitterkeit und Grimm. Dabei zeigt es einen gewissen Plan, indem es von der Erschaffung der Welt ausgeht, auf die Tugenden und Laster überschreitet und besonders die Stellungen des Papstes und des Kaisers gründlich beurtheilt. Es schildert Syrien, und spricht über Rom auf eine Weise, daß man glauben muß, der Verfasser habe dort verweilt, denn seine Äußerungen verrathen eigene Anschauung. Die entschieden süddeutsche Sprache dieses »Epos der deutschen Volksweisheit« ist ungemein schlicht und einfach, und eben darum so eindringlich. Mscpt zu Wien ꝛc. ꝛc. Ausg. in Müllers Sammlung II.; bestens von W. Grimm. Götting. 1834. Umarbeitungen: Schon Seb. Brandt kleidete es nicht nur in die Sprache seiner Zeit, sondern änderte auch die Ordnung und Folge der Materien und schwellte den Urtext durch mehrere Anführungen aus der heil. Schrift und weltl. Geschichte. Die erste Ausg. dieser Umarbeitung in Versen v. J. (Straßburg 1508) führt den Titel:

Der Freydank nüwe mit figuren
Fügt pfaffen, adel, layen, buren;

Man hielt etwan uff kein ſpruch nicht
Den nit herr Freydank het gedicht.

2. Ausg. Augsb. 1513, bis 1583 ſieben Auflagen. Ferner von S. Wagner, Worms 1539 ꝛc. Rudolf von Ems (ſ. d.) ſagt in ſeinem Alexander:

»Tumpheit ſtrafen unde ſpot,
die werlt erkennen minnen got,
des libes und der ſelen heil,
wertlicher eren teil
in dirre wertle kurzen tagen
lerte künſteliche bejagen
der ſinneriche Frigedanc,
dem ane falſchen wanc
ellin rede volge jach,
was er in tintſcher zungen ſprach.«

Die letzte Zeile läßt ſchließen, daß Freidank auch in fremder Sprache geſchrieben, und eine andere Stelle bei Rudolph, daß er erzählende Gedichte über Abſalon (?) — ſagt Gumpoſch — und Friedrich I. abgefaßt.

Alram oder **Waltram** von **Greſten** (um 1200), ein Ritter, entweder von Greſten, in der alten tridentiſchen Grafſchaft Tirols, wahrſcheinlicher aber aus Öſterreich, vom Kloſter Gärſten bei Steier, wo Dienſtmannen von Gerſten oder Greſten ſeit 1180 in Urkunden vorkommen, und weil Geltar den Alram rügt, daß er mit Friedrich dem Knecht die Herren v. Mergersdorf (in Unteröſterreich) äffe. Dichtet einfache, herzliche Minnelieder in guter Sprache und reinen Reimen. Wackernagel Kiurembergi et Alrami Gerstensis poet. theot. carmina. Berl. 1827. H. M. 104.

Günther von dem Vorſte (um 1200), ein Edler aus dem Forſte, wie damals vorzugsweiſe der Wienerwald in der Nähe St. Pöltens und Tulns hieß, und noch heute die Gegend um St. Leonhard V. O. W. W. dieſen Namen beibehielt. Vermuthlich ſtand die darnach benannte Stammburg der Herren von Vorſt gleichfalls in dieſer Gegend. Ritter von Forſt gab es auch in Tirol, bei Meran. (Zeitſchrift des Ferdinandeums. Innsbruck 1846). Sein Wappen unterſcheidet ihn von den öſterreichiſchen »Forſtern.« Nur 6 Minnelieder erhielten ſich von ihm, die ſich wohl durch Einfachheit, nicht aber durch die Reime auszeichnen. H. M. 107.

Herr Friedrich der Knecht. Ein Edelknecht oder rittermäßiger Knappe, wahrſcheinlich im Dienſte der Herren von Mergersdorf in Unteröſterreich. Er erſcheint auch als Fridricus puer in einer Regensburger Urkunde vom Jahr 1213. Seine Minnelieder (Winter- und Mai-

lieder), 5 an der Zahl, zeigen das Dienstverhältniß ihres Sängers an; sie sind in reiner Sprache, theils in Jamben, theils in Trochäen gedichtet. H. M. 108.

Herr Geltar. Ein Edler, wahrscheinlich aus Wälschtirol, war fahrender Singer oder ritterlicher Dienstmann in Österreich, wo er mit Friedrich dem Knecht, Alram von Gresten und einem gewissen Ruprecht (?) in Berührung kommt, und diese in einem Gesange beschuldigt, daß sie die Herren von Mergersdorf so äffen, sie, die doch so gut bei Leib bei ihrer Minneklage seien. Er verachtet die am Hofe gesungene Minneweise und singt lieber den Herren und dem Hausgesinde vor, denn als zierlicher Stutzer den Damen. Die 4 von ihm erübrigten Gedichte sind mehr satirischen Inhaltes, und haben künstlichen Versbau. Eines ist ganz in der Art Nitharts. H. M. 111.

Nikolaus, Klingsor zugenannt. König Andreas II. von Ungarn Minnesinger, Rath und Astrolog; wie die Sage spricht, der größte und berühmteste Dichter seiner Zeit, und mittelst seines meisterlichen Sanges Überwinder von 52 Kunstgenossen. Er ist so tief in die Sage verwickelt, daß er in neuerer und neuester Zeit (z. B. von Bodmer, J. Grimm, Görres, Koberstein, San Marte, Schäffer, Vilmar ꝛc.) als eine erdichtete fabelhafte Person angenommen wurde, was er aber durchaus nicht ist; denn außer den Meistersängern beklagt auch der Minnesinger Hermann Damen seinen Tod (»**Wolfram und Klingsor, genannt von Ungerlant, diser zweier Tichte ist meisterlich erkannt**«), besonders aber Dietrich von Thüringen, ein sehr alter Priester, der Klingsorn wahrscheinlich persönlich kennend, 1289 das Leben der heil. Elisabeth in lateinischer Sprache schrieb, und darin auch die Geschichte von Klingsors Weissagung erzählt. Die Ursache der Versetzung unsers Nikolaus ins Geisterreich sind theils seine geheimnißvollen Berichte selbst, theils sein Zuname »Klingsor,« den er sich, wie wir sogleich hören werden, von einem Zauberer adoptirte, und zu welchem ihm wohl seine für jene Zeit ungewöhnlichen Kenntnisse, die ihm den Lauf der Sterne und ihre Deutung, naturhistorische und fiskalische Geheimnisse der Araber erkennen ließen, verhalfen. Es muß auch für ganz Deutschland, bis in späte Jahrh. völlig fabelhaft geschienen haben, wie aus Ungarn, über welches Land wohl die Vorstellung einer reicheren praktischen Naturkenntniß schwebte (denn auch der Schwarzkünstler Faust sollte aus dieser Umgebung stammen, und noch im 18. Jahrh. waren ungarische Balsamkrämer in ganz Deutschland berühmt u. s. w.), das aber sonst an Gelehrsamkeit weit zurückgedacht wurde, daß also aus diesem, beinahe unbekannten und nur von Barbaren bewohnt gedachten Lande ein Mann wie Nikolaus hervortrat. Diese Kenntnisse konnte er nach der Ansicht jener Zeit nur als Zauberer (wie

ihn die Chroniſten D. E. Sagittarius, A. Toppius u. A. ausdrücklich nennen) vom Teufel haben, und jener erſcheint daher ſtets nicht nur als ſein Diener, ſondern auch als abſtrakter Stellvertreter für das Wiſſen überhaupt, und als ſolchen läßt ihn auch Klingſor ſelbſt bei ſich erſcheinen und nennt ihn Naſian. Endlich bot auch an und für ſich der Name Klingſor weiten Spielraum zu allerlei Einſchiebſeln, Geſtaltungen und Fortdichtungen. Dieſer Name Klingſor oder Klinſchor war aber der eines hochberüchtigten Zauberers, von dem Wolfram v. Eſchenbach, der ihn wahrſcheinlich zuerſt in die deutſche Gralſage einführte, in ſeinem »Parzival« folgendes einer ſüditaliſch-ſiziliſchen Nationalſage nacherzählt: Klingſor (ein Neffe des Zauberers Virgil von Neapel), Beherrſcher von Kalabrien, reſidirte in ſeiner Hauptſtadt Kapua, und hatte einen Liebeshandel mit Iblis, der Gemalin Iberts von Sizilien, der das Paar zur Unzeit überraſchte und den begünſtigten Liebhaber durch einen Schnitt für immer zur Frauenminne untüchtig machte. Der ſo hart Gezüchtigte faßt nun Haß gegen das ganze Menſchengeſchlecht; er lernt im Orient (zu Perſida) die Schwarzkunſt, macht ſich die guten und böſen Geiſter, die zwiſchen Himmel und Erde hauſen, unterthänig, vernichtet neidiſch das Glück Anderer und iſt ein grauſamer Frauenräuber, denn wie dem Baruch von Bagdad 12,000 Frauen und Jungfrauen, ſo raubt er auch dem Artus Gemalin und Nichten mit 400 Dienerinnen, ſammt der Mutter und den Schweſtern Gawans. In terra marveille erbaut er ſein Zauberſchloß und rüſtet es mit ſeinen ungeheuerlichen Zaubern zur Wehre aus, holt den wunderbaren Spiegel aus Indien, in dem er alles ſchaut was auf 8 Meilen in der Runde ſich ergibt. Mit unermeßlichen Schätzen müſſen die Nachbarn ſich von ihm Frieden erkaufen. Endlich iſt es Gawan, ein Ritter der Tafelrunde, welcher die Burg des Zauberers zerſtört. — Nach dieſem Zauberer wurde alſo auch unſer Nikolaus: Klingſor genannt, wahrſcheinlich zuerſt von ſeinen Zeitgenoſſen, bis er dieſen Beinamen ſelbſt feſthielt, und man endlich ſogar Veranlaſſung fand, auch ſein Geſchlecht von dieſem Zauberer abzuleiten. So läßt man Nikolaus im Lohengrin auftreten, ſagend: »Mein Ahn der ward von Rom geſandt zu einer Gab an Ungarns König, derſelbe ward Klingſor nach jenem Zauberer genannt, und dieſen Namen führ auch ich.« Nikolaus gibt im Wartburggedicht ſelber ſeine noch weitere Verbindung an: ein Jude Zabulon ſchreibt aus den Geſtirnen das Buch der Weisſagung Chriſti, verzaubert es, wo es Virgilius durch Hilfe eines von Ariſtoteles in ein Glas gebannten Geiſtes gewinnt; und Nikolaus las dies Buch in Babilon, zur Zeit als er 3 Jahre in Mahomeds Dienſt verkehrt geweſen. — Nach der mittelalterlichen Chroniken Berichte war Siebenbürgen das Land gewe-

sen, welches unseren Nikolaus geboren; er studirte unter berühmten Lehrern zu Krakau, Paris und Rom, erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in allen seiner Zeit bekannten Wissenschaften; bereiste das Morgenland, Arabien und Babilon, wo er in Bagdad mit vielen arabischen Gelehrten Bekanntschaft machte, sich ihrer, damals nur einzig in ihrem Besitze befindenden astronomischen, astrologischen, mathematischen, chemischen, fisikalischen und medizinischen Wissenschaften theilhaftig machte und auch mit ihnen bis an sein Ende in literarischem Verkehr gestanden haben soll. In seine Heimat zurückgekehrt, lebte er in Ungarn am Hofe Königs Andreas des Hierosolimitaners, jenes besonderen Freundes der Siebenbürger-Deutschen, sowohl der Gelehrsamkeit, als vorzüglich dem Minnesange. (Wie wir überhaupt Beweise haben, daß sich ungarische Könige dieser und späterer Zeit Sänger hielten, nur ob es unter diesen auch deutsche gab ist ungewiß, wird aber durch Nikolaus wahrscheinlich.) Astrologie, Bergbaukunde und Medizin werden als seine Lieblingswissenschaften angeführt, und er soll auch der Begründer eines zweckmäßigen Bergbaues in Ungarn sein. Mit der Gelehrsamkeit in diesen Wissenschaften, besonders in den geheimeren Theilen derselben gefällt er sich selbst nur gar zu gerne. So singt er z. B. »**Nigromantiam weis ich gar, die astronomye nim ich an den sternen war; vind ich die Clamancy in rechter achte, so kan ich singen und sagen daz allen meisterpfaffen muz wol behagen**; Und die Meistersänger: **Klingsor in der Astronomey ein meister was, mit gottes worten pant er den teifl in ein glas.**« ꝛc. Der Chronist Johann Rothe, der im 15. Jahrh. außer der Thüringer Chronik auch eine Lebensgeschichte der heil. Elisabeth schrieb, und als Quellen hiezu des Priesters Dietrich Werk über jene und Bertholds des Kaplans Ludwigs von Thüringen († 1227, Gemals der heil. Elisabeth) »Biografie Ludwigs« benützte, spricht viel über Nikolaus aus »**Sieben Burgen in der Stadt, denn er war ein wunderweiser mann, nahm sich des Gestirnsehens an, und sagte zukünftige ding und was man im Lande beging, denn er konnt auch die schwarze Kunst**« — »**und wußte die Schrift wol zu deuten.**« Auch existirt in einem k. k. Mscpte des 15. Jahrh. ein »Gesang von Klingsors **Astronomey**« in 62 Strofen, ob von ihm selbst oder aus jener Zeit weiß ich nicht. Von seiner Meisterschaft im Sange zeigt die Berufung von Preßburg, wo er damals seinen Sitz hatte, zum Wartburgstreite (s. d.) als Schiedsrichter und Erretter Ofterdingens (s. d.) im Jahre 1207. Bei dieser Gelegenheit bewirkte er durch Anwendung einer astrologischen Deutung die Vermählung der ungarischen Prinzessin Elisabeth (der heiligen) mit Ludwig, Landgrafen von Thüringen. Deshalb und vorzüglich seines Sanges wegen hatte er sich der besonderen Gunst seiner Königin Gertrud (Tochter Berthold IV. Herzogs

von Meran in Tirol), die, wie Geschichtsbücher Ungarns melden, für seine Dichtertalente und seinen Witz mit Enthusiasmus eingenommen war, zu erfreuen, so wie er bei König Andreas auch als Rath mächtigen Einfluß hatte, und wie Chronist Rothe berichtet, »**alle monade ein mark goldes zog**« und einen Hofstaat hielt wie ein Bischof. Nach dem Tode der Königin Gertrud (1214 ermordet) soll er sich an den Hof ihrer Tochter, nach Thüringen (nach anderen Chronisten an den hessischen Hof) begeben haben und hier um die Mitte des 13. Jahrh. gestorben sein. Klingsors Dichtungen sind entweder verloren gegangen, oder bestehen, der Kunde ihres Urhebers bar, noch heutzutage in dem Schatze unserer mittelalterlichen Poesien. So möchte sich Zeune für ihn als Verfasser des Nibelungenliedes entscheiden und Andere ihm einige Dichtungen des Heldenbuches zuschreiben. Aus der Überlieferung weiß man, daß er Gedichte von Erschaffung der Welt (die alte Kaiserchronik?) von Geschöpfen und Gestirnen (Phisiologus?) und mehrere Erzählungen geschrieben haben soll, und die Meistersänger nennen nebst den beiden Doctoren Frauenlob und Müglin auch Klingsor und Boppo als diejenigen, welche von den sieben freien Künsten gedichtet haben: **Nun der dritte löblich (meister) hieß Klingsohr da: der vierte ja hiez der stark Pop nicht gröblich, zween Magistri, die dichteten bar von den 7 freien Künsten gar.**« Von Beiden ist aber bis jetzt kein solches Gedicht bekannt. Ein vorhandenes Werk berechtigt uns aber näher Klingsor als seinen Verfasser anzunehmen, es ist dies das in der Maness. Sammlung unter Klingsors Namen stehende **Gedicht vom Wartburgkriege**, das ganz von jenem symbolisch-mystischen Dunkel, und von jener magisch-sonderbaren Färbung durchdrungen ist, welche noch heutzutage die Sagen der Siebenbürgen von Klingsor und seinen magischen und dämonischen Abenteuern so charakterisiren. Dieses Gedicht ist nicht in der ersten Bearbeitung vorhanden, es wurde späterhin vielfältig interpolirt und umgearbeitet (wie besonders der Abdruck des Jenaer Mscpts in Docens Miscell. I. zeigt) und wahrscheinlich erst diesen Umstaltungen verdankt es jene kolossale allegorische Dogmatik, jene überschwängliche Mystik, und jene verwirrte Gelehrsamkeit, welche es zu einer neuen Apokalypse gemacht haben, woran den Gelehrten noch lange zu deuten und zu enträthseln bleiben wird. Es scheint überhaupt das alte Gedicht einen ganz andern Ausgang gehabt zu haben, der sich zu Gunsten Klingsors entschied, und erst später als sich die Drangsale der Zeit mehrten, die Bande der Kirche und des Reichs zu lösen begannen und die Dichter um ihr Seelenheil zu retten sich zu heiligen Gegenständen wandten, als man in Eschenbach den Repräsentanten und Stimmführer wahrer Religiosität erkannte, scheint man es zu Gunsten des Letzteren und der Religion in Ausführung zu bringen ge-

wollt haben. Mone nennt das Wartburggedicht die merkwürdigste lyrische Dichtung des Alterthums, das durch seinen Inhalt wie durch seine Gesprächform sich als Überbleibsel einer deutschen Edda kund geben könnte. Und Novalis (Hardenberg) stellte es in seinem Ofterdingen auf die heimlichste und wunderbarste Weise dar, als Morgenröthe und Verkündigung einer noch unerhörten Dichtkunst, welche das Gewöhnliche in das Wunderbare und das Wunderbare in das Gewöhnliche verwandelt, die Räthsel der Welt und des Menschen durch höhere, zugleich durchsichtige und unergründliche Räthsel löset. Die Bestimmtheit und Bildung der Sprache, so wie das Tiefsinnige des Inhaltes nöthigt, die ältere Bearbeitung, wie sie in der Maness. Sammlung steht, einem älteren Dichter zuzuschreiben. Es ist mehr ein poetisches Gespräch als, wie Einige wollen, ein dramatisches Gedicht zu nennen, da bei öfterer hervorragender Erzählung des Dichters sich das eigentlich Dramatische verliert. — Es zerfällt in 2 Theile. Im ersten Theile (dessen 16reimige Strofe der Thüringer Ton heißt) treten die 6 Minnesinger auf, im zweiten Theile (in 10reimiger Strofe [in 77, nicht 80 Füßen], Klingsors schwarzer Ton oder Nachtweise genannt) Klingsor und Eschenbach allein. Der Schauplatz des ersten Theils ist die Wartburg, des zweiten: Eschenbach's Zimmer in Eisenach; die Zeit 1206 – 7, die Zeitdauer wenigstens ein Jahr. Während des Kampfes wird Klingsor geholt und der Landgraf mit seiner Gemalin machen eine Reise nach Paris. Der erste Theil schließt sich ziemlich selbständig ab und stimmt nach Zahl und Folge der Strofen in den 3 Mscpten (zu Jena [in 118 Strofen] Kolmar und Maness. Samml.) völlig überein. Er hebt an und führt sich durch im nächststehenden Bilde des Turneis und ritterlichen Kampfes und ist der natürliche und glänzendste Dank und Lohn der gastlichen Aufnahme und Pflege der Sangkunst und Sänger an den fürstlichen Höfen, vornehmlich zu Wien und Wartburg; es ist der Ausdruck des Preissingens um die Wette. Ofterdingen erhebt Leopolden von Österreich über alle Fürsten, wogegen Eschenbach nebst dem König von Frankreich und den Fürsten v. Henneberg den Landgrafen von Thüringen. Diese werden auch von den anderen Sängern gepriesen. Von hier geht der Streit auf die Kraft der Dichter über, und die Gelehrsamkeit bricht hervor. Ofterdingen, dem man schon den Preis zustimmen wollte, wird durch die minnigliche, so eben eintretende Landgräfin wirre, und ruft Klingsor aus Ungarn zu Hülfe, der für ihn auftritt. Nun beginnt der zweite Theil, das Räthsel mit seiner Lösung, ein uralt germanischer Geisteskampf, wird die Form des Kampfes, der Sangpreis gilt nun nicht mehr das Leben, wie im ersten Theile, sondern wer im Spiele siegt, hat eben damit auch das Lob seines Fürsten durchgesetzt. Die Räthselfragen, welche Klingsor und Eschen-

bach einander aufgeben, sind alle mystisch. Die Geheimnisse der Schöpfung, Menschwerdung, Unsterblichkeit, Sünde, Erlösung und das Weltgericht sind ihr Inhalt. Klingsor wird als Meisterpfaffe, Eschenbach nur als Laie bezeichnet; jener ist durch magische Wissenschaft, dieser durch den Glauben mächtig. Klingsor ist im Bunde mit dem Teufel, Eschenbach in sich selbst sicher. Wie Ofterdingen auf Klingsor, so geht Klingsor auf den Teufel Nasian zurück. Auffallend ist es, daß Klingsor vom bittersten Haß gegen die Klerisei erfüllt ist, und daß der Teufel als er zuerst zu Klingsor kommt, eine furchtbare Anklage gegen die Klerisei erhebt und in ein historisches Detail über den Ablaß eingeht. Diesen Teufel sendet Klingsor in der Nacht zu Eschenbach, um ihn zu versuchen, aber dieser geht nicht auf seine astronomischen Fragen ein und bannt ihn mit dem Zeichen des Kreuzes von sich, worauf Nasian zurückkommt, und ihm im fortgesetzten Kampf sein Unterliegen weissagt. Am anderen Tage tritt Klingsor mit dem 6. und dann bis zum 10. Räthsel auf, von welchem jedoch schon die Auflösung abgeht, was uns von dem vollständigen Besitze des Gedichts in Zweifel setzt. Es scheint sich noch weiter erstreckt zu haben, denn das Ende des Wartburggedichts benützte der Dichter des Lohengrin (vidi Albrecht v. Scharffenberg). Dieser steht in merkwürdigem, bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärtem Zusammenhange mit dem Wartburgkampf. Ausg. d. Ged. v. Wartburgkriege in Bodmer's und in Hagen's Minnesingersammlungen; von Zeune, Berlin 1818; von Ettmüller, Ilmenau 1823. Der letzte Nachklang des Wartburgspiels ist F. Oberthür's: Minne- und Meistersinger aus Franken, Würzburg 1818, ein wundersames Geisterdrama mit Gesang und Tanz; und Ch. Kuffner's († 1846) Minnesinger auf Wartburg, Schauspiel, Wien 1825. Vgl. die Literatur zur Sage vom Wartburgkriege. (S. 117.) — Nikolaus Klingsor's Andenken erhielt sich sowohl in der Zauber- und Mythenwelt als von ruhmvoller Seite unter den Meistersängern. Bei diesen war er der dritte ihrer zwölf alten Meister, und seine Nachtweise, »Klingsor's schwarzer Ton« war als der des gelehrten und zauberkundigen Meisters der freien Künste und des ritterlichen Großmeisters aller Laien bei ihnen sehr beliebt, und wurde zu räthselhaften und lehrenden Wett- und Wechselliedern gebraucht.

Heinrich von Ofterdingen, bei den Meistersängern auch Effertingen genannt, mit dem Beinamen der Ehrenhafte. Diesen Ritter und hochgepriesenen Verfasser deutscher Heldensagen, den Einige aus oberflächlicher Kunde oder aus Nationalsucht zum Mainzer, Eisenacher, Schwaben, Andere gar zur mythischen Person machen wollten, haben schon A. W. Schlegel (im deutsch. Museum 1812), H. F. v. Hagen (in der Iduna, 1812), Hormayr u. A. als Österreicher und Dichter des

Nibelungenliedes erklärt. In neuester Zeit aber hat A. v. Spaun mit einem Aufwande von Sachkenntniß sowohl historisch als filologisch und kritisch dargethan, daß dieser Ritter und Urheber des Wartburgstreites ein Österreicher und zugleich der berühmte Dichter des Nibelungenliedes, der Klage, Biterolfs und Laurins sei *). Die Heimat des Sängers ist Oberösterreich. Zwischen der Donau und der Traun, in der Richtung von Eferding nach Ebelsberg liegt das Dorf Ofterin g, das in der Sprache des Volkes noch heutzutage Ofterding genannt wird. Es liegt in einer fruchtbaren Ebene, umgeben von waldigen Hügeln, von denen einer die Trümmer der Bergveste, des alten Stammsitzes der Ofteringe trägt. Schon zwischen 625 und 639 geschieht dieses Orts in einer Urkunde Erwähnung, und in Urkunden von 1155 an kommt daselbst das ritterliche Geschlecht der Ofteringe, Oftheringe oder Ofterdinge vor. In Österreich gab es nur ein Geschlecht dieses Namens. Unser Dichter ist aus dieser angesehenen, freien, ritterlichen Familie von mittelmäßigen Vermögensumständen entsprossen, und ist wahr-

*) A. Ritter v. Spaun's Schrift: Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied, ein Versuch den Dichter und das Epos für Österreich zu vindiziren (Linz 1840) hat bisher jenen gelehrten Forschern, die ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit auf die Kritik der Sagen und der vielerlei abweichenden Mscpte des Nibelungenliedes gewendet hatten, wenig Beifall gefunden, — denn sie ist auf kürzerem Wege, nämlich auf Grund und Boden der österreichischen Geschichte, Genealogie und Geografie auf ihr Ziel losgegangen; sie hat sich darauf beschränkt nachzuweisen: wie das Nibelungenlied nur ein Glied in der Kette der österreichischen Heldenlieder sei, welche offenbar darauf ausgehen, Ereignisse der österreichischen Geschichte, den Ruhm einheimischer Dynasten und ihrer Gebiete zu verherrlichen. Spaun vermeinte damit allen Freunden der deutschen Heldendichtung, Geschichte- und Sprachforschung einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen, und zum besseren Verständnisse des Nibelungenliedes nicht wenig beizutragen. Allein man fährt fort, von diesen Beiträgen keine Notiz zu nehmen, wohl kleinliche Mängel der Vindikationsschrift dem Publikum mitzutheilen, die unwiderlegten und unbestreitbaren Ergebnisse derselben aber keiner Erwähnung zu würdigen; man fährt noch immer fort, ungeachtet der beigebrachten Gegenbeweise das große deutsche Lesepublikum glauben zu machen wir hätten von Heinrich v. Ofterdingen nicht eine urkundliche Nachricht, wir besäßen von ihm nicht eine Silbe, ja sein Name habe höchst wahrscheinlich nur in den späteren Sagen seinen Ursprung. — Obgleich es wahr ist, daß man nicht apodiktisch aussprechen kann, daß Ofterdingen Verfasser der sämmtlichen oben angezeigten Dichtungen sei, so haben sie doch, wie Spaun vielfach und sattsam bewies, so viel Gemeinsames und Übereinstimmendes mit Laurin, dem urkundlichen Produkte Ofterdingens, daß alle Einwendungen dagegen als eitle leere Silbenstechereien zu betrachten sind."

scheinlich einer der später gebornen Söhne des jüngeren Alram von Osterdingen, der in Urkunden des Klosters Wilhering in den Jahren 1161 und 1167 vorkommt. Heinrich dürfte beiläufig um das Jahr 1160 auf der Burg seiner Väter das Licht der Welt erblickt haben; in seine Zeit fiel die Gründung des seiner väterlichen Burg nahe gelegenen Klosters Wilhering. Geschichtliche Sagen, Volkslieder, Melodien waren, wie wir in der Einleitung zur Epe in diesem Zeitraum gehört haben, in dem schönen Lande zwischen der Donau, Traun und Enns in Fülle vorhanden, sie müssen den Geist, das Gemüth des ritterlichen Knaben entzündet, zur Nacheiferung, zu eigenen Schöpfungen begeistert haben. Die Heldensagen jener schönen Zeit sind die sprechendsten Beweise von dem ritterlichen Geiste, der Freigebigkeit des österreichischen Adels und von seiner Liebe zum Gesange, die nur Walther von der Vogelweide nicht rühmen kann, weil ihr Geschmack mehr dem Sagensange und andern Sangweisen zugewendet war, als seinen Minneliedern. Die Nähe und der Reiz der Gegend, die historischen Erinnerungen, der Reichthum an Familientraditionen oder die enge Verbindung der steirischen Ottokare mit dem Kloster Wilhering, die Freundschaft mit Gundacher von Steyer, dessen Besitzungen an das alte Ofteringen grenzten, oder die besondere Gunst seines erlauchten Beschützers, Leopolds des Glorreichen, der vor seinem Regierungsantritt sich größtentheils in Steiermark aufhielt und an dessen Hof Heinrich schon früh als einheimischer sanglustiger Rittersohn die günstigste Aufnahme gefunden haben mag, alle diese Ursachen haben ihn früh mit Steier in Verbindung gebracht, dessen er in allen seinen Gedichten mit Vorliebe gedenkt. In den zahlreichen Grenzfehden mit Baiern, gegen die Böhmen und Mährer, welche 1176 verwüstend in Österreich eindrangen, scheint unser Sänger gekämpft zu haben. Die feierliche Übergabe der Steiermark an Leopold den Tugendhaften, 1186 am Georgenberge bei Enns, gab jedenfalls Anlaß zu ritterlichen Spielen, wie der Dichter des Nibelungenliedes sie auf dem Felde bei Enns beschreibt. Aus den Umständen der Zeit, Örtlichkeit und der Personen seiner Dichtung können wir mit Zuversicht auch 1189 seine Anwesenheit bei dem prachtvollen Empfange Kaisers Friedrich zu Wien, als dieser mit zahlreichem Kreuzheere über Regensburg die Donau herunter kommend, hier anlangte und bei der auf diesem Zuge, dem sich auch Herzog Leopold der Tugendhafte und Heinrich von Mödling anschlossen, zu Preßburg veranstalteten Feier des Pfingstfestes, annehmen, welche überaus glänzenden Ritterfestlichkeiten ihm Stoff zu den herrlichen Beschreibungen in seinen Epen gab. Vielleicht hat er schon damals alte steirisch-österreichische Heldensagen (so wie auch »**Otnit**« und »**Hugdietrich**,« welchen Epen selbst v. Hagen einen Antheil Osterdingens zuschreiben möchte) in besseren Versen

und in reicherem Schmucke als man bis dahin gewohnt war, der glänzenden Versammlung von Fürsten, Rittern und Damen vorgetragen. Wahrscheinlich begleitete Heinrich, der auch die Gunst Friedrich des Katholischen genoß, Leopold den Glorreichen 1190 in jenen denkwürdigen Kreuzzug nach Palästina. Im J. 1199 scheint er mit Klingsor, den er vielleicht schon früher von Preßburg aus kannte, Freundschaft geschlossen zu haben, da Leopold, der nun schon Herzog von Österreich war, in diesem Jahre dem König Andreas von Ungarn gegen seinen Bruder Emerich zu Hülfe gezogen war. Von Zeit zu Zeit machte er Reisen nach Art der Minnesinger, und auf einem dieser poetischen Züge, den er in reiferem Mannesalter unternahm (einer Vermuthung, welcher der ganze Inhalt des Wartburgkrieges entspricht) kam er nach Thüringen auf die Wartburg, wo eben Sänger versammelt waren, die ihren jetzigen Wirth, den Landgrafen Hermann priesen. Heinrich setzte ihnen seinen geliebten Gönner Leopold (»in Österreich der Herre mein« wie er dort, nach dem Wartburggedichte, sagt) entgegen, woraus sich ein Zwist entspann, den man in Liedern auf Tod und Leben ausfocht, und welcher der Wartburgkrieg (s. d.) genannt wird. Nicht nur von hier aus sind sich Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide Gegner, sondern sie standen sich schon vermöge des Geistes ihrer Dichtungen, der persönlichen und nationalen Verhältnisse (Eschenbach, ein Baier, war damals Feind) feindlich gegenüber, wie Walther gegen die in Österreich heimischen, von Leopold und dem Adel vorgezogenen Gesangsweisen eifert, wie Eschenbach des Nibelungenliedes spottet und mit Geringschätzung von den »Blinden« spricht, die vom hörnen Siegfried singen. Ofterdingen mag als treuer Sänger Leopolden sonst immer zur Seite gestanden sein, ihn zur kaiserlichen Verlobung zu Würzburg 1209, dann 1226 nach Tirol, das den Schauplatz zum »Laurin« gab und von da aus 1227 zur feierlichen Krönung Margarethens von Österreich nach Aachen begleitet haben. Aus vielen Stellen seiner Dichtungen erhellt, daß verschiedene Zeitereignisse und »Hochgeziten« den Stoff lieferten. Wann O. gestorben, ob er die letzten Jahre seines Lebens auf der Burg seiner Väter oder zu Wien oder zu Steier zugebracht, ob er zu Steier sein letztes Werk, den König Laurin gedichtet oder ob nur der damalige längere Aufenthalt in Tirol Veranlassung zu diesem Gedichte ward, kann nicht ergründet werden. Das erste uns überlieferte Produkt von Heinrichs dichterischer Muse ist »Biterolf,« dann kommt vielleicht die »Klage,« dann das »Nibelungenlied« und endlich der »kleine Rosengarten oder König Laurin.« Wenn Biterolf das Herz des Jünglings Leopold (des Glorreichen) erfreut hat, das Nibelungenlied ganz der männlichen Reife Leopolds entspricht, so

scheint es, daß das Märchen von König Laurin bestimmt war ihn bei vorgeschrittenem Alter freundlich an die im Mai seines Lebens zu Steier verlebten Tage zu mahnen, denn zu Steyr, wo Biterolf schließt, beginnt wieder die Sage von Laurin. — I. Das Heldengedicht **Biterolf (und Ditlieb)** in 16 Abenteuern (13,495 Verse) mit kurzen Reimpaaren wurde in den letzten Dezennien des 12. Jahrh., zu derselben Zeit, als der 18jährige Leopold seinen Hof zu Steier hielt, gedichtet; die Freude der Babenberger über die jüngste Erwerbung der Steiermark hat der Dichter mitempfunden, sie hat ihn zu dem Gedichte angefeuert. Die Übereinstimmung der Sprache, der Charaktere, der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, der historischen und topografischen Grundlagen, sprechen ganz für den Dichter des Nibelungenliedes. Der Inhalt des Gedichts ist für uns von großer Wichtigkeit, denn die Sage erzählt von der Erwerbung der Steiermark durch einen ausgewanderten westgothischen Fürsten, einen Bundesgenossen Attilas, von der Erbauung der Burg und Stadt Steyer. Alle Helden von Dietrich und den Nibelungen erscheinen auf dem Kampfplatz und es ist das Gedicht wegen des nahen Zusammenhangs mit dem Nibelungenliede für dieses eben so wichtig als für den Laurin, der sich eng an Biterolf anschließt. Biterolf, König von Tolet und sein Gemal Dietlinde haben einen Sohn Ditlieb. Eines Tages kommt ein Pilger zum König und erzählt ihm von Etzels Macht und Reichthum und Helkens Milde so viel, daß er sich entschließt ins Hunnenland zu ziehen. Er wird auf der Durchreise in Pechlarn von der Markgräfin trefflich bewirthet, bis Melk geleitet und zieht nun über Mautern und Wien zu Etzel und nimmt bei diesem Dienst, ohne sich erkennen zu geben. Biterolf vollführt mit Rüdiger von Pechlaren und Schrutan von Meran die glänzendsten Thaten und kämpft auch gegen die Preußen, die ihn aber vier Jahre lang gefangen halten. Indessen macht sich sein Sohn Dietlieb auf, und indem er die ängstliche Sorgfalt seiner Mutter täuscht, entflieht er, seinen Vater aufzusuchen, kämpft mit den ihn auf dem Wege feindlich anfallenden Burgunden Gernot, Gunther und Hagen und kommt endlich nach Etzelburg, wo er, ungekannt von seinem Vater und ihn selbst nicht kennend, sich aufhält, tapfer für Etzel streitet und sogar mit seinem Vater kämpft, bis Rüdiger endlich das Geheimniß erkundet, und beide als Vater und Sohn zusammenführt. Auf Ditliebs Bitte rächt Etzel die jenem von den Burgunden zugefügte Beleidigung, indem er vor Worms zieht und eine Schlacht liefert, bis endlich auf Bitte der Frauen Friede wird und Gunther die Fremden bewirthet. Das Heer kehrt nach Hunnenland zurück und Biterolf mit Ditlieb müssen von Etzel das Land Steiermark als Belohnung ihrer heldenmüthigen Dienste annehmen. Nun wird erzählt

wie Biterolf und Ditlieb nach Steiermark ziehen, hier die Burg und Stadt Steier (Styrapurc), den Sitz der steirischen Ottokare, gründen; mit sichtlicher Vorliebe wird von den Vorzügen des Landes, mit profetischer Begeisterung von seiner Zukunft gesprochen, und als Beschluß folgt die Vereinigung Biterolfs mit seiner Gattin Dietlind und die Erbauung von Traismauer, wo sich Etzel, Helche und Biterolf mit den Ihrigen jährlich sehen wollen. Den ersten Theil des Biterolf hat der kecke Sinn des Dichters ohne Zweifel selbst erfunden, wie W. Grimm zeigte; es ermangelt jede festere sagenmäßige Grundlage. Der Folge lag ein Stoff vor, der in die Reihe des Morolt, Laurin, Rother, Oswald, Orendel gehört. Im letzten Theile zeigt es einen jener nicht glücklichen Versuche die östlichen Helden mit den westlichen zusammen zu bringen, besonders Siegfried und Dietrich. Dabei treten die eigentlichen Helden des Gedichts Biterolf und Ditlieb so sehr zurück, daß während des Kampfes fast gar nicht von ihnen die Rede ist, und man gar nicht mehr, sobald die Hunnen und Amelungen vor Worms sind, sieht, daß ihretwegen der Zug unternommen sei. Nach allen süddeutschen Überlieferungen sind Biterolf und sein Sohn Ditleib aus Steiermark *). Auch am Schlusse dieses Gedichts erhalten sie den Beinamen von Stire oder Stiraere, nachdem sie von Etzel mit dem Lande belehnt sind. Daß Biterolf in Spanien saß, sein Land verließ und zu Etzel zog, daß Ditleib noch als Kind seinen Vater aufsucht und die ungeheuersten Heldenthaten vollbringt, muß vom Dichter erfunden sein, blos um den Helden seiner Heimat auf neue Weise zu verherrlichen. Der Dichter des Biterolf zeigt ausgebreitete geografische Kenntnisse, er weiß genau die natürliche Beschaffenheit des Landes das er schildert, bemerkt die Raublust der Baiern, den Überfluß der Steiermark — des besten Landes zwischen Elbe und Meer — wie ein Augenzeuge; auch vom Hunnenlande kennt er Grund und Boden und spricht von den Sitten der Böhmen und Walachen. Sein Epos das wie Grimm, Gräße und Müllenhof bemerken vieles mit Gudrun (s. d.) gemein hat, ist auch in derselben Sprache gedichtet wie die folgenden Dichtungen Heinrichs, nur herrscht noch mehr der bairisch-österreichische Volksdialekt vor, und es zeigt, wie alle seine Gedichte eine besondere Abneigung gegen die damals feindlichen Baiern. Die Bearbeitung ist wohl schwächer als bei den übrigen Epen Heinrichs, aber der Tadel G. G. Gervinus über dasselbe ist doch zu ungerecht. Auch diese Dichtung fand zuerst A. Primisser

---

*) Wie Mone bewies, kommen im 12. und 13. Jahrh. in Österreich, Steier, und besonders in Wien, viele Pittrolfe vor.

im Heldenbuche von Ambras auf und theilte 1816 in der Wiener Literaturztg. Inhalt und Proben desselben mit, dann schaltete er es vollständig in seinem mit von Hagen herausg. Heldenbuche (Berl. 1820) ein. Erneut in K. Simrock's Heldenbuch, Bd. 5, Stuttgart 1846. Vgl. über dasselbe A. v. Spaun im Museum Franc. Carol. Linz 1842 und Zinow: »über die Entstehung der Sage von Biterolf und Dietlieb,« in Hagen's Germania. Bd. V., Berl. 1843 und Nachtrag dazu Bd. VI. 1844. — II. **Das Nibelungenlied (nibelunge not)** unser echtes Nationalepos, deutsch, frisch und kräftig wie die Waldquellen unserer Alpenländer, ins Herz dringend mit gewaltig wunderbaren Tönen und von solcher Vollkommenheit, daß es nur mit Homer und keinem geringeren verglichen werden kann. So wie dieser aus den alten Sagen und Erzählungen des Volkes seine Werke auferbaute, so baute aus gleichen Quellen auch der große deutsche Dichter H. v. Ofterdingen seine Werke und besonders das Lied der Nibelungen auf. Dies Meisterwerk, das erste Epos unter den lebenden Sprachen an Hoheit und Milde, an innerer Einheit und tragischer Kraft, an Vollendung der Form und Handhabung der Charaktere, an großartiger Auffassung des epischen Grundgedankens und an poetischer Ausschmückung seitdem unerreicht, ist nur demjenigen ein Geheimniß, welcher auf das Erlernen seiner älteren Muttersprache nicht den zehnten Theil der Mühe wenden will, welche ihm das Erlernen fremder Zungen kostet. Wären auch — sagt Raumer — alle lyrischen und epischen Gedichte dieser Zeit verschwunden, wäre von der gesammten Geschichte nichts auf uns gekommen: das Lied der Nibelungen allein wäre vollgültiges Zeugniß, daß eine Zeit, die so Großes erzeugen konnte, überhaupt eine reiche und große gewesen sei, welches zu läugnen und sie als jämmerliche Ausartung der alten Welt darzustellen, nur denen einfallen kann, deren Anmaßung mit ihrer Unwissenheit gleichen Schritt hält. Auch nur als Dichtung betrachtet gehört das Nibelungenlied unstreitig unter die vorzüglichsten Produkte des menschlichen Geistes. Tiefe, stolze Lebenskraft, wie kecke Todeslust; schlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit; herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit, wie anmuthiges holdes Frauenthum in tiefverschlungenem, großartigen Lebenszusammenhange; kurz That und Liebe, Lust und Leid offenbaren sich hier dem überraschten Leser auf die eigenthümlichste Weise. Dem behandelten Stoffe entspricht auch die äußere metrische Form, nämlich die vierzeilige jambische und trochäische Strofe in Reimpaaren, zum Theil mit spondäischen daktylischen Rhytmen gemischt. Abgefaßt (in 2316 Strofen, 9264 Versen; in Lachbergs Mscpt aber mehr) wurde das Nibelungenlied in seiner jetzigen Gestalt um 1210. Es erzählt uns

aus alten Mären gar wunderviel; vom lobesamen Helden, von großer Kämpfe Ziel, von Freuden und von Festen, Turneien, Hochgeziten, von Weinen und von Klagen, von kühner Recken Streite, von minniglichen Frauen hört man da Wunder sagen. Das Ganze zerfällt in zwei ziemlich gleiche Theile, von denen der erste mit Strofe 1129 schließt und Siegfrieds Schicksal begreift. Siegfried, Sigmunds und Sigelinds, des Herrscherpaars in Niederlanden hochberühmter Sohn kommt nach Worms zu den Burgunderkönigen Gunter, Gernot und Giselher und ihrer schönen Schwester Krimhild. Er erhält diese zum Weibe, nachdem er Gunthern den Besitz der starken Jungfrau Brunhild, der Herrin von Island, durch seine Kraft, unsichtbar vermöge der Tarnkappe, errungen hat. Über den Werth ihrer Gatten gerathen Krimhild und Brunhild in heftigen Streit, wobei jene unvorsichtig verräth, wie Brunhild durch Siegfried Gunthern zu Willen gezwungen worden sei. Brunhild sinnt auf Rache und führt sie durch den grimmigen Hagen von Troneck aus. Siegfrieds Ermordung auf der Jagd, seine Bestattung, Krimhildens Klage um ihn und die Versenkung des Nibelungenschatzes in den Rhein durch Hagen, sind die letzten Hauptmomente des ersten Theils, der mit Etzels Werbung um Krimhilde schließt. Die zweite Hälfte (Strofe 1130—2316) beginnt mit der Fahrt der neuverlobten Krimhilde ins Hunnenland zu Etzel (über Passau, Enns [wo ihr Gotelind, Rüdigers Gemalin und Bischof Pilgrim entgegen kam], Pechlarn, Melk, Traismauer [einst Helkens Sitz, wo sie jetzt vier Tage lang verweilt], Tuln [wo Etzel sie empfing], Wien [wo durch 17 Tage die prächtige Hochzeit gefeiert wurde] und Heimburg), und enthält Krimhildens Rache. Sie ladet die Burgunden (die erst in dieser zweiten Hälfte Nibelungen heißen) zu einem Feste ein; bei diesem sühnt sie an ihnen den Tod Siegfrieds durch Untergang seiner Mörder. In Etzels Burg fallen Gernot, Giselher, Gunther mit ihren Dienstmannen, unter denen Volker der Fiedler, nachdem diese viele Dienstmannen Etzels, unter ihnen auch den treuen Rüdiger von Pechlarn und die Helden Dietrichs von Bern (der bei Etzel weilt) getödtet. Zuletzt fällt auch Hagen von Troneg, das Geheimniß des Schatzes bewahrend, durch Krimhildens Hand. Über dies Beginnen ergrimmt der alte Hildebrand, Dietrichs Dienstmann, und erschlägt Krimhilden; und **»hie hat daz mär ein ende, ditze ist der nibelunge not.«** — So wie sich einst um den großen Homer viele Städte Griechenlands rissen, so suchten sich auch viele Länder und Städte Deutschlands das Nibelungenlied zu erkämpfen und es einem ihrer eingebornen Dichter zuzuschreiben. So die Schweizer, Schwaben, Baiern, die am Rheine ꝛc.; so erklärte sich Johann Müller für Wolfr. v. Eschenbach, den er aber für einen Schweizer ansieht, Bod-

mer für den Marner (s. d.), Koch und Adelung für Konrad v. Würzburg, Zeune für Klingsor aus Ungarland, Roth mit noch mehr Gründen für Rudolf v. Ems (s. d.), Freihr. von Ennenkl († 1627), Hormayr, W. Schlegel u. A. für den Österreicher Heinrich v. Ofterdingen, und nach den letzten und gründlichsten Forschungen A. v. Spaun's kann es weder dem letzteren und noch weniger den Österreichern mehr abgesprochen werden, obgleich auch Lachmann einstens sagte: »Ich habe keine durch das ganze Gedicht häufig wiederkehrende Individualität finden können, und ich beharre daher auf der einfacheren Meinung, daß das Werk eine Sammlung von Volksliedern (vom J. 1190—1210) sei. — Einige Beziehungen führen uns ungefähr auf das Jahr 1210 (seiner Verfassung) und es ist nicht zu fürchten, daß irgend eine einzelne Kenntniß noch einst diese Annahme um mehr als ein Paar Jahre verrücken werde. Da hat also freilich einer das Buch geschrieben oder schreiben lassen (fährt er fort, 1836 in seinen Anmerkungen zu Nib. N. u. Klage. Berl.), aber daß er der Verfasser des Gedichts sei, sagt uns Niemand. Es nennt sich, wie es doch sonst üblich ist, kein Dichter! eben so wenig wird uns anderswo ein Homer genannt, der von den Nibelungen gesagt habe. Die auf den flüchtigen Boden, von Irrthümern und erträumten Verhältnissen gebaute, aber mit süßem Mund ausgesprochene Vermuthung (was sie bis 1840 allerdings noch war) Heinrich v. Ofterdingen sei der Verfasser, ist daher von zwei Seiten lustig zu betrachten, weil sie einen durchaus mythischen und seinem Leben wie seiner Poesie nach unbekannten Dichter ein Werk beilegt, welches nicht Anlaß gibt an einen einzelnen Dichter zu denken.« Aus der Dichtung selbst läßt sich ja — wie schon W. Schlegel sagt — ermitteln, wo der Dichter gelebt, was in der Gegend vorgeht, wo der Dichter zu Hause war. Er ist zwar in allen Landen gut bewandert, er kennt die deutschen Lande, er kennt Ungarn von der Donau durchströmt, an deren Ufern der Königsitz Gran; die Walachen, Petscheneger (Patcinazitae) und Hunnen schildert er nach ihren Sitten u. s. w. Nur eine einzige Landschaft aber, Österreich, beschreibt er mit anschaulicher Ausführlichkeit, ganz wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, von Passau bis an die ungarische Grenze; die Ströme, Städte, Burgen werden nicht nur genannt, sondern bedeutsam geschildert, man sieht, daß er am Hofe eines österreichischen Herzogs lebte, für diesen insbesondere und auch auf dessen Antrieb die alten Heldenlieder sang. Das Gebiet seines Herrn wollte er vor allen anderen Ländern verherrlichen, die vertrauten Namen so manches geliebten Wohnsitzes den wundervollen Namen der Vorzeit beifügen. Er theilte die Neigung seines Herrn, Ungarn war ihm Freund, Baiern Feind; während dem in Baiern Raub allgemeine Sitte, in düsteren Wäldern

nächtlicher Überfall zu befürchten, ist im Nachbarlande Österreich alles heiter und wohlgeordnet, Friedlichkeit in Städten, Gastfreiheit in Burgen; da waltet eben so tapfer als milde, eben so bieder als freigebig die Krone der Helden: Markgraf Rüdiger von Pechlarn *). Die Sprache des Nibelungenliedes und seine Weise hat sich noch größtentheils in der obderennsischen Volkssprache bis zum heutigen Tage erhalten. Was das Geschichtliche im Liede anbelangt, so wird doch Niemand genaue, nach Jahrzahlen und Thatsachen bestimmte Geschichte in einem Liede finden wollen. Die historische Wahrheit des Epos liegt hier wie im Homer in der getreuen Auffassung des allgemeinen menschlichen Lebens, so wie des Lebens des

---

*) v. Hormayr spricht sich über das Nibelungenlied folgends aus. „Das Nibelungenlied ist gerade **600** Jahre alt, nicht früher gedichtet, als in den letzten Jahren des **12.**, kaum später als in dem ersten Jahrzehend des **13.** Jahrh., — Sprache und Versbau zeugten dafür. — Und wieder gibt Wien den Beweis, daß jene Bearbeitung nicht älter seiu kann, denn in den Nibelungen ist mehrfach die Rede von Wien, als von einer sehr bedeutenden, ja von Österreichs Hauptstadt, und das wurde sie erst in der zweiten Hälfte des **12.** Jahrh. — Der letzte Bearbeiter der Nibelungen ist selbst am Niederrheine nicht sonderlich bewandert, aber vollkommen im südöstlichen Deutschland; — König Etzels Reich, Hunnenland, erstreckt sich nach ihm bis zu den Griechen. — Ungarn kennt er sehr gut und sein Königssitz ist ihm Gran, wie den Arnold von Lübeck und Gottfrieden von Cöln, da es Heinrich den Löwen, den Jasomirgott, den großen Barbarossa aufnahm. — Er kennt Kiow, wohin Regensburg und Wien Karavanen schickten und Waaren und Wechsel tauschten. — Freundlich ist er gegen Ungarn, Leopolds des Glorreichen Mutter, Helena, und Königs Andreas Vater, Bela **III.** waren Geschwister, die meranische Gertrud empfing Andreas aus Leopolds Hand. Im gleichen Grade wie Ungarn geneigt, ist der Sänger der Nibelungen den Baiern abgeneigt. — Aus allen Gauen Deutschlands kennt er nur Österreich, wie es in den ersten Tagen Leopolds des Glorreichen war, mit aller Umständlichkeit eines Augenzeugen, mit aller Wärme eines alten Bekannten. Alles ist dort friedlich und Alles glänzend und heiter, beinahe mit wörtlicher Wiederholung einiger Stellen Ennenkels und Walthers v. d. Vogelweide. — Kaum kann man sich der Ahnung erwehren, diese letzte Bearbeitung sei eine beständige Anspielung auf Leopolden und sein Österreich, (wie im Ariost auf die Este's, Rüdiger von Pechlarn sei Leopold?) und auf seinen und seines Hauses besten Freund Wolfker von Passau gehe Alles, was von Pilgrim von Passau hier gesagt ist am Schluß der Klage, daß er diese Mähre aus Liebe seiner Neffen habe schreiben lassen! Der Dichter kennt die Enns als die Landmark, als die alte Hauptburg, kennt alle Städte und Ruhepunkte, strebt offenbar sein Land und seinen Herrn, Leopold den glorreichen Babenberger, in jeder Weise zu verherrlichen und Wien ist der Giebel der Ehre beschieden, dort ist Etzels Hof und Beilager mit der schönen Chrimhilde.“ Deßhalb nennt Hormayr auch das Nibelungenlied: „das Lied von Wien.“

einzelnen Volkes im besonderen, in der getreuen Darstellung der Gesinnung und Sitte, die aus dem Gedichte weit besser, nicht allein anschaulicher, sondern auch genauer und sicherer erlernt werden kann, als aus der politischen Geschichte. Geschichtlich sind die drei Burgundenkönige, geschichtlich ist die Vernichtung eines Königsgeschlechtes der Burgunden durch Attila, geschichtlich ist Attila selbst und sein Bruder Bleda (Blödelin), geschichtlich ist endlich auch Dietrich aus dem Geschlecht der Amaler, des ostgothischen Königsstamms. Die Begebenheiten nun, welche sich unter diesen historischen Personen vom Jahre 451 bis um 500 ereigneten, sind in unserem Gedichte zusammengerückt und verschmolzen; Attila der im Jahre 453 starb, kann mit Theodorich (Dietrich), dessen Herrschaft erst 489 begann, im wirklichen Leben nicht zusammen gekommen sein. Aber die allgemeine Anschauung von den Begebenheiten, der Geist der Geschichte, ist festgehalten und dargestellt. Um die allgemeineren, nur den Boden der Dichtung bildenden Elemente aus dem wirklichen Verlaufe der Begebenheiten ausscheiden zu können, mußten dieselben bereits wenigstens um eine oder zwei Generationen rückwärts liegen; wir sind also berechtigt anzunehmen, daß vor der 2. Hälfte des 6. Jahrh. der Theil unseres Liedes, der sich auf Dietrich und Etzel bezieht, noch nicht im Volke lebte. Die Sage von Siegfried aber, eine uralte, ursprünglich mythische Gestalt, ist nicht gleich zur Dietrich- und Etzelsage gekommen, sondern erst im 9. Jahrh. zugefügt worden. Die nordischen von gothischen, burgundischen und ungarischen Sagen noch unberührte Siegfriedssage ist nach Lachmann ursprünglich folgende. Sigufried, Sigumuntes Sohn, ein Walsung mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wird erzogen von einem weisen und kunstreichen Alb, der Regino heißt, der Sohn Hreidmars, eines Zauberers ist und Zwergsgestalt hat. Regino verschafft dem Sigufried ein Roß und schmiedet ihm ein Schwert, mit dem man einen eisernen Ambos spalten kann. Von ihm wird der junge Held gereizt, der Nibelungen (Nebelländer) Hort und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter (Odin, Loke und Häner) das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte seine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht als Wehrgeld für den erschlagenen Ottar (ein Bruder Regino's, der in Ottergestalt für seinen Vater Fische fing) gegeben hätten, nicht nur das Gold, womit der Otterbalg ausgefüllt war, sondern auch den Ring, welchen sie anfangs behalten wollten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rieb sich unter einander auf. Tofner, Regino's dritter Bruder tödtete den Vater Hreidmar, weil er seinen Söhnen Antheil an der Beute weigerte, drohte auch

Regino den Tod, als er seinen Theil forderte und bewacht nun in Gestalt eines Lindwurmes den Schatz. Um es ihm zu entreißen, hat der verdrängte Regino, der als Schmied diente, den jungen Sigufried angereizt, den Wurm zu tödten. Sigufried aber erschlägt beide. Durch das Gold und zumal durch den Ring, ist er unermeßlich reich, die Tarnkappe gibt ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln. Dennoch, bei all dieser Herrlichkeit ist er durch den Besitz des Goldes in der Gewalt der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild. Sein Herr Gundahar, der Nibelungen König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundahars Gestalt reitet S. durch die Flamme, die um ihre Wohnung lodert, gibt ihr den Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundahars. Sie erkennt Sigufrieden nicht, welcher ein anderes Weib, Grimhild, die Schwester Gundahars, bekommt. Brunhild rühmt sich eines Tages, als die Frauen ihr Haar am Bache waschen, des tapfersten und würdigsten Gemals, dem Sigufried weichen müsse. Da entdeckt ihr Chrimhild, gereizt, den Betrug: ihr Ring sei aus dem Nibelungenhort; der sie gewonnen sei Sigufried nicht Gundahar. Brunhild, die sich nun selbst erinnert, daß sie an dem vermeinten Gundahar die leuchtenden Walsungaugen erkannt, wüthend auf Alle, läßt den Sigufried, welcher für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden und tödtet sich selbst. Der Schatz, nachdem alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprünglichen Herren zurück, und sie versenken ihn in den Rhein. (Vgl. die Lieder der Edda von den Nibelungen, verdeutscht von L. Ettmüller. 1837.) — Die Quellen, woraus Heinrich sein unsterbliches Gedicht verarbeitete waren, wie schon angeführt, die Volkssagen und Volkslieder *), nebenbei aber vermuthlich jenes Gedicht, welches der eben auch

---

*) Nach K. Lachmann's Untersuchungen über die ursprüngliche Gestalt des Nibelungenliedes besteht dasselbe gleich den Dichtungen Homer's aus einzelnen selbständigen Gesängen oder Rhapsodien, welche endlich ein mehr oder weniger geschickter Ordner zu einem Ganzen verband. In seiner zweiten Ausgabe der Nibelungen Not und Klage (Berl. 1841) hat Lachmann die Strofen herausgehoben, welche nach seiner Kritik das alte diesen Abenteuern zu Grunde liegende Lied (Epos) bilden sollen, und von demselben dann diese allein zusammengestellt und herausgegeben in seinen „20 alte Lieder von den Nibelungen.“ Berl. 1840. Fol. (typogr. Prachtwerk). Diese 20 alten Lieder (Gesänge oder Rhapsodien) von den Nibelungen sollen aber mit Ausscheidung des Unächten, später Hinzugesetzten, nach Lachmann folgende Strofen des Nibelungenepos (nach Lachmanns und Vollmers Ausgabe) sein: Lied I. 1—137; II. 138—263; III. 264—324; IV. 325—571; V. 572—662;

im Nibelungenliede und in der Klage verherrlichte steiermärkische Ahnherr, der Passauer Bischof Pelegrin († 991) wahrscheinlich zum Andenken des der Sage nach nicht viel älteren Markgrafen Rüdiger von Pechlarn durch seinen Schreiber Meister Conrad verfassen ließ. — Wegen seiner glänzenden Darstellung, Lebendigkeit des Kolorits, der treuen Schilderung des kräftigen Ritterthums und der mittelalterlichen Sitten ist unter allen Denkmählern altdeutscher Dichtkunst dem Nibelungenliede längst die erste Stelle eingeräumt worden, und stolz mag unser Zeitalter darauf sein, daß dies vollendete Epos allmälig immer richtiger gewürdigt und ausgegeben, vielseitig untersucht und als Grundstein volksthümlicher Kunst anerkannt wird. Handschriften des Nibelungenliedes, aus dem 13. Jahrh., gibt es zwei Hohenemser (die besten, wahrscheinlich von Rudolf von Ems geschrieben), von denen eine (die älteste Abschrift) im Besitze des Freih. von Laßberg (C), die andere (der älteste Text) in der k. Bibl. zu München (A) ist; eine dritte zu St. Gallen (B), eine vierte zu Wien (D). Aus späterer Zeit gibt es mehrere. Sämmtliche, theils ganze Mscpte, theils Bruchstücke von solchen (über 21) des Nibelungenliedes, findet man angegeben, kritisch erklärt und mit Auszügen, von Hagen, in dessen Germania 1836—1846 durch alle 7 Bände. So wie Österreich der Ruhm der Abfassung gebührt, so gebührt ihm auch der Ruhm der Auffindung des Nibelungenliedes, und wie überhaupt der meisten Sagendichtungen des Mittelalters. Schon der gekrönte lateinische Dichter Casp. Brusch (geb. 1518 zu Schlakenwald in Böhmen) deutet in seinem: de Laureaco (Lorch) vetri etc. (Basel 1553 und 1565) auf das Nibelungenlied, und kennt das von Pelegrins Schreiben verfaßte Werk, das er in der kais. Bibl. zu Wien sah, und nennt es ein deut-

---

VI. 663—805; VII. 806—858; VIII. 859—943; IX. 944—1012; X. 1013—1082; XI. 1083—1273; XII. 1274—1328; XIII. 1329—1446; XIV. 1447—1581; XV. 1582—1652, 1656—1669; XVI. 1653—1655, 1670—1674, 1688—1741: XVII. 1675—1687, 1742—1857; XVIII. 1858—1956; XIX. 1957—2022; XX. 2023—2316. Es scheint aber vielmehr richtig, daß eben diese 20 (oder mehr) Gesänge von Osterdingen selbst herrühren, daß diese selbst seine Überdichtung der, vielleicht sehr wenigen und kurzen ältesten Volkslieder von den Nibelungen, von Dietrich, Attila, Rüdiger von Pechlarn ꝛc. seien, und daß die übrigen Strofen (namentlich in der umfangreicheren Handschrift Laßbergs), welche Lachmann als unecht und spätere Hinzusetzung verwirft, Zusätze oder vielmehr Verbindungsstanzen eines zweiten Überarbeiters, wahrscheinlich (wie K. Roth behauptet) Rudolf's von Hohenems (s. d.) sind.

sches Werk. Der erste wienerische Geschichtsschreiber, Wolfg. Laz aber, dem wir so manche mittelalterliche Schätze verdanken, fand Heinrichs Werk und führte zuerst 11 Stellen davon in seiner de migratione gentium (Basel 1577) auf, woraus Bodmer Einiges zu seinem Annolied (1747) entnahm. Bodmer ließ endlich einen Theil des Hohenemser Mscpts unter dem Titel: Chrimhilden Rache und die Klage, Zürich 1757, drucken. Vollständig, aber fehlerhaft, hat es zuerst Müller in seinen deutsch. Ged. d. 12. 13. Jahrh. Bd. I. Berl. 1784, herausgegeben, und erntete dafür die berüchtigte Zuschrift Friedrichs des Großen: »Ihr habt eine viel zu vortheilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver werth, und würde ich sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herausschmeißen.« Eine Zuschrift, die sich gegenwärtig auf der Bibliothek zu Zürich unter Glas und Rahmen befindet, zum traurigen Zeugniß der damaligen französischen Gesinnung in Deutschland. Erst mit dem unter französischem Joche erwachenden Gefühle für Deutschlands Ehre erwachte auch der Sinn für die Schätze des deutschen Alterthums, und insbesondere fürs Nibelungenlied. Von nun an erscheint es oft ausgegeben, übersetzt und erläutert. Ausgaben in der Ursprache: v. Hagen (mit der Klage) Breslau 1810; 1816; 1820; Berlin 1842; v. Zeune (Schulausgabe), Berl. 1815. Der werthvolle Text des Laßberg'schen Mscpts herausg. in dessen Liedersaal Bd. IV. Eppishausen 1821; hieraus abgedruckt als Handausgabe von Schönhuth. Tübing. 1834; 1841; 1846. Heilbronn 1847. Von Lachmann. Berl. 1826 (sammt der Klage, kritisch ausg. nach dem Münchner Mscpt in der) 2. Ausg. eb. 1841; dessen 20 alte Volkslieder von den Nibelungen. Berl. 1840. Fol.; von Vollmer (sammt der Klage; Münchner Mscpt) Lpzg. 1843; v. Braunfels (sammt Übersetzung und Wörterbuch) Frkf. a. M. 1846. Das Lied der N. aus der ältesten reichsten Handschrift Laßberg's herausgegeben von ihm selbst; einzige ächte Ausgabe. St. Gallen 1846, 8.; dasselbe, Konstanz 1846, Fol. Die prachtvollste Originalausgabe des Laßberg'schen Mscpts, mit Holzschnitten illustr. Lpzg. 1840. 4. (zur Säkularfeier der Buchdruckerkunst.) Kehrein Scenen aus dem Nibel. L. mit Wörterb. Wisbaden 1846. — Übersetzungen ins Neudeutsche: v. Hagen (nur die schwierigen Stellen) Berl. 1807; v. Zeune (prosaisch), Berl. 1814; 1831; v. Hinsberg, München 1812, 4. Aufl. 1841, 5. Aufl. eb. 1847; v. Büsching, Lpzg. 1815; von Simrock, Bonn 1827, 1839, 1843, 4. Aufl. Stuttg. 1844; v. Rebenstock, Potsdam 1835; von Marbach, 4. (Prachtausg. mit Holzschn.), Lpzg. 1840. 4.; v. Döring, Erfurt 1840; v. Beta, Berl. 1841; v. Wollheim, Hamburg 1841; v. Pfitzer, Stuttg. 1842 (4. Prachtausgabe mit Illustr.); v. Braun-

fels. Frkft. a. M. 1846. — Kritisches und Historisches über das Nib. Lied. P. D. Giesecke über das N. L. Hamburg 1795; Lachmann: ursprüngliche Gestalt des N. L. Berlin 1816; Mone: Einleitung in d. Nib. Heidelb. 1818; Göttling: über das Geschichtl. im N. Rudolst. 1814; dessen Nibelungen und Gibellinnen, eb. 1816; v. Hagen: die Nib. und ihre Bedeutung. Bresl. 1819; dessen Anmerkungen zur Nib. Noth. Frkft. a. M. 1824; Arndt: Glossen zum N. L. Lüneburg 1815; A. W. Schlegel: hist. Untersuchung über das N. L. (in F. Schlegel's deutschem Museum, Wien 1812, Bd. I.) L. Bauer: das Lied d. Nib. ein Kunstwerk (im St. Morgenbl. 1830 Nr. 104 ff.) K. Lachmann: Anmerkungen zum Nib. L. und der Klage, mit Kritik der Sage. Berl. 1836. A. v. Spaun: Heinrich v. Ofterdingen und das N. L.; mit einem Anhange, Proben österr. Volksweisen im Rhythmus des N. L. Linz 1840; und dessen Abhandlungen: Der gegenwärtige Stand der Forschung über die Heimat und den Dichter des Nib. L. (in der Wienerztg. 1842 Juni und 1844 März). A. Crüger: Ursprung des N. L. Landsberg 1841. W. Müller: Versuch einer mythol. Erklärung der Nib. Sage. Berl. 1841. W. Müller: über das L. v. d. Nib. Götting. 1846. O. Schönhuth: die Nib. Sage und das Nib. Lied. Tübing. 1842. 2. Ausg. eb. 1846. K. Zell: über die Iliade und das Nib. L. Karlsr. 1843. A. Schott: über die Geschichte, Ausgaben ꝛc. des Nib. Liedes (in der deutschen Vierteljahrsschrift, April bis Juni 1843). Endlich die merkwürdige, ja wahnwitzige Schrift Trautvetters: der Schlüssel zur Edda. Berl. 1815. — III. **Die Nibelungen Klage** dient eines Theils als Fortsetzung, als Epilog zur Nib. Noth; sie war vielleicht der erste glückliche Versuch der dichterischen Bearbeitung eines Theils der deutschen Sage, bei welcher der Dichter, um ein selbständiges Ganzes daraus zu bilden, einen kurzen Umriß der vorausgegangenen (dann im Nibel. Liede geschilderten) Ereignisse einflocht. Ermuthigt durch den Beifall seiner Zeit, dem inneren Berufe folgend, mag der Dichter dann erst andere Sagen zum Gegenstande seiner Bearbeitung genommen haben. Die Klage scheint noch mehr nachdem von Pelegrin veranlaßten Gedichte bearbeitet zu sein; laut dem Ende, Vers 4400: »von Pazowe der bisschoff Pilgerin, durch liebe der neven sin, hiez er schriebe dize märe wie ez ergangen wäre, in lateinischen buchstaben und Vers 4420: »daz märe prvfen do began sin schriebäre meister Conrat« oder besser wie es weiters in den ältesten unverfälschten Mspten heißt:

»Das märe prüfen da began (Bischof Pilgrim).
Sin schribäre meister Cunrat
dichtet maniges sit hat
viel dicke in deutschen zungen;«

und Pilgrim hat schon auch früher Vers 3567—73 seinen Entschluß ausgesprochen, das Märe genau zu erforschen d. h. zu prüfen. Das Ganze ist eigentlich eine Wiederholung dessen was im 2. Theile des Nib. Liedes erzählt worden, aus dem Munde der Boten, die ausgesandt sind, das Unglück zu verkündigen: ein recensirender Katalog der gefallenen Helden, deren Tod zu Ende des Nib. L. geschildert wird, hat aber, abgesehen von seiner großen Bedeutung für die materielle Seite der Sage, durch seine Wärme und Einfachheit auch einigen dichterischen Werth. Es erzählt wie die Erschlagenen, die bösesten und die besten begraben werden; bei jedem Ausgezeichneten wird zum Gericht angehalten und betrachtet wie er gewesen, was er gethan, und wie er gestorben. Der Jammer des nun gänzlich vereinsamten Königs Dietrich von Bern und Hildebrands ist unendlich. Aber nicht blos in der von einem Haus der Freude zu einem Kirchhof verwandelten Etzelburg erschallt das Wehe, sondern es hallt die Donau hinunter in das burgundische Königshaus. Hier ruht sie als im Punkt, von dem des Ganzen Bewegung anhob. Rührend ist geschildert wie die Markgräfin von Pechlarn, Gotelinde und ihre Tochter den Tod ihrer Angehörigen erfahren. Von hier kommen Etzels Trauerboten nach Passau zu Bischof Pilgrim. Auch Brunhild muß schwer leiden, ihr einziger Ersatz ist die Erhebung ihres Sohnes zum König der Burgunden. Die alte Mutter Ute stirbt vor Gram und wird in der Abtei zu Lorsch begraben. Dietrich aber zieht von Etzels Hof mit seiner Gemalin und Hildebrand in seine Heimat, und besucht unter Wegs noch tröstend Gotelind und Dietlind. Die Klage ist in Langzeilen abgefaßt, deren Hälften, gleich im Biterolf, paarweise auf einander reimen; man findet in ihr dieselbe Neigung zu den Freunden Österreichs und dieselbe Abneigung zu den Baiern, die den Dichter der Nibelungennoth und des Biterolf so sehr charakterisiren. In der Sprache herrscht aber noch mehr der oberösterreichische Dialekt vor. Müllenhof sagt (in seiner Gudrun, Kiel 1845) es könne Lachmann's Behauptung und W. Grimm's Beweis, daß die beiden Gedichte der Biterolf und die Klage ihre vorliegende Gestalt von einem und demselben Verfasser erhalten haben, von Keinem sonst bestritten werden, der nicht gerade glaubt über jede Sache eine besondere Meinung haben zu müssen. In der ältesten Gestalt ist die Klage zu finden hinter Lachmann's Ausg. des Nib. Liedes; die Überarbeitung nach dem Hohenemser Mscpte in Bodmer's Chriemhilden Rache; in Müller's Sammlung; am besten in v. Laßberg's Liedersaal IV. Hieraus in Schönhuth: Die Klage sammt Sigenot und Egenliet. Mit Einl. und Wörterb. Tübingen 1839; 2. Ausg. eb. 1847. Ein gemischter Text in v. Hagen's Ausg. des Nib. Liedes — Vgl. E.

Sommer: Die Sage von den Nibelungen wie sie in der Klage erscheint, in Haupt's Ztschrft. für deutsches Altth. III. Lpzg. 1843. Ein umfassendes Forschungswerk Spaun's über die Klage und ihre Quelle: das Buch Conrads des Schreibers, wird demnächst bei Heckenast in Pesth erscheinen. — IV. **König Laurin oder der kleine Rosengarten.** Es ist das letzte Gedicht Heinrichs, vielleicht um 1230 gedichtet und liefert in sich selbst die untrüglichsten Beweise von Heinrichs Autorschaft. Die tirolische Zwergsage Laurin ist nach Ettmüller's Ausspruch eine der schönsten und anmuthigsten Dichtungen des deutschen Mittelalters; nicht nur die Innigkeit und Gemüthlichkeit, auch die sittliche Reinheit, Anstand und Würde, die meisterhafte Behandlung der Charaktere hat dieses Gedicht mit dem Nibelungenliede gemein; und die heiterste Laune ist über das ganze ausgegossen. Der Inhalt dieser Epe in 2940 Versen weiset auf Tirol und Österreich. Ditlieb, der Sohn Biterolfs, Herzogs von Steiermark, ein Kampfgenosse Dietrichs von Bern, lustwandelt auf seiner väterlichen Burg zu Steier mit seiner Schwester Similde und seinen Rittern unter grünen Lindenlauben. Da erstieht Laurin die minnigliche Maid, und husch raubt er sie mit Hülfe der Unsichtbarkeit durch seine Tarnkappe. Dieser Zwergkönig haust aber in den Bergen Tirols, hat dort seine unterirdischen Prachtpaläste und zieht in einem dunklen Tannenwalde einen wunderschönen Rosengarten, den er zur Sicherheit nur mit einem einzigen seidenen Faden umzäunte; wer diesen Faden zerriß und die Rosen beschädigte, dem schlägt er Hand und Fuß ab. Dietrich sucht Hülfe bei dem alten Hildebrand zu Garten am Gardasee, welcher mit ihm und seinen Mannen zu Dietrich von Bern nach Verona zieht. Ein gefangenes Waldmännlein erzählt ihnen von Laurin, gegen den sie nun, sammt Dietrich, Wittich und Wolfhart ziehen. Nach den größten und gefahrvollsten Abenteuern und Kämpfen in den zauberischen Schachten der Berge wird Similde befreit, nachdem alle Zwerge überwältigt sind. Laurin aber wird als Gaukler nach Verona geführt *). Die Anhänglichkeit des Bruders an seine Schwester, der Heldenmuth des Mädchens, die List Laurins, die Kühnheit der Amelungen, der Wirrwarr im großen nur von einem einzigen Karfunkel blutroth erleuchteten Felsensaale der Zwerge, dies alles ist meisterhaft erzählt und entwickelt. Dabei spielen die Zwerge und das Elfenwesen in den tirolerischen Bergen eine wichtige Rolle, was

---

*) Eine Fortsetzung (in **Nyerup Symb. ad literat. S. 1—82**) erzählt, wie Laurin am Hofe zu Bern (Verona) lebt; wie seine Verwandten Sindron, Alberich und Walberan, mächtige Zwergkönige mit einem großen unsichtbaren Heere endlich herbeieilen, ihn zu befreien; wie aber durch ihn selbst, der ein Christ geworden, die Sühne zu Stande kommt.

uns die Vermuthung gibt, daß jenes Alpenland, welches schon frühe als Sitz solcher unheimlicher Gestalten erscheint, auch in gleichartigen Volksliedern besungen wurde, wie denn auch Graf Laurenz von Tirol ob seiner reichen Erzgruben der kleine Laurin mit seinen Erdmännlein geheißen ward. Es nennt daher schon Grimm den Laurin eine tirolische Zwergsage, welche in diesem Lande so beliebt gewesen, daß sich ihre vielen Volkslieder schon im 12. Jahrh. zu einem Epos gestaltet haben mögen. Sowohl die alte Pergamenthandschrift des Laurin zu Freiburg wie das von ihr sonst sowohl im Rhythmus wie in der Schreibart verschiedene Wiener Mscpt des 15. Jahrh. und auch der älteste Abdruck dieses Gedichts im Heldenbuche vom Jahr 1509 nennen ausdrücklich Heinrich v. Ofterdingen als Verfasser. Die Freiburger Membrane enthält die Schlußreime:

Heinrich von Ofterdingen
diese märe gedichtet hat
dasz ste so meisterlichen stat
des waren im die Fürsten holt
nnd gaben im Silber nnd Gold
dazu Pfenning nnd reiche wat (Gewand)
hiemit das Buch ein Ende hat.

Es bleibt also unbezweifelt, wenn auch vielleicht der Dichter des Laurin nicht selbst mit diesen Reimen geschlossen hat, so drücken sie doch gewiß die Überzeugung, die Kunde eines Mannes aus, der sich an der zierlichen Märe ergötzte und in einer Zeit lebte (im 13. oder Anf. des 14. Jahrh.), wo der Name Ofterdingens noch nicht verschollen war, wie es später gewöhnlich bei allen selbst bei den beliebtesten volksmäßigen Dichtern wegen der großen Bekanntschaft und Allgemeinheit ihrer Werke zu geschehen pflegt. Wie der Laurin denselben Geist und dieselbe tiefe Gemüthlichkeit des Nibelungenliedes athmet, so begegnen uns auch dieselben Bilder, Charaktere und Reflexionen, dieselbe Neigung und Abneigung zu Völkern, dieselbe österreichische Sprache, Form des Rhythmus und Geografie wie im Nibelungenliede. Außer in allen alten Drucken des Heldenbuches erschien der Laurin auch selbständig, Straßburg 1500 und 1509; von L. Ettmüller: Kunech Luarin, Jena 1829. Roens Bearbeitung in 326 achtz. Strofen in Hagen und Primisser's Heldenbuch II. Modernisirt, Nürnberg s. a. (Fr. Guttnecht). Ein Auszug, der auf die muthmaßliche ältere Behandlung der Fabel deutet, mit einer Fortsetzung, in Nyerup's Symbol. ad Lit. Teuton. — Aus der ganzen bis in die entferntesten Punkte getheilten Übereinstimmung der Elemente **dieser vier Dichtungen,** die sich wie vier Bruchstücke eines Ringes anein-

der und an die österreichischen Zustände zur Zeit ihrer Entstehung fügen, wird bald Niemand mehr in Deutschland die Heimat dieser Dichtungen wo anders suchen als in Österreich, und einen anderen für ihren Dichter halten als Heinrich von Ofterdingen, den Ritter Leopold des Glorreichen im Sängerkrieg auf Wartburg, den auch Novalis (Freih. v. Hardenberg) zum Helden eines interessanten, leider unvollendeten Romans machte (in seinem H. v. Ofterdingen, in Novalis Schriften. Berl. 1802. 5. Aufl. 1838. Bd. I.).

Hugo von Ehrenberg. In Mone's Anzeiger f d. J. 1839 gibt A. Emmert (in Roveredo) Nachricht von einem in der Universitätsbibliothek zu Innsbruck befindlichen Mscpt altdeutscher Gedichte, deren Verfasser Hugo von Ehrenberg, ein sonst bis jetzt ganz unbekannter Minnesinger ist. Das Mscpt in kl. Fol., von dem die ersten 19 Seiten fehlen, hat als Einschriften mehrere Namen tirolischer Familien als seiner ehemaligen Besitzer z. B. Grüensperg 1534 u. A. In der von Emert mitgetheilten Probe von 110 Versen preist der Dichter vor Allen Herzog Leopold von Österreich (den Glorreichen) und neben ihm Hermann von Thüringen.

Wirnt von Gravenberg, aus ritterlichem Geschlechte von Gravenberg, deren gleichnamige Orte es mehrere gibt *). Wirnt lebte am Hofe Bertholds IV. Herzogs von Meran, Grafen von Tirol, als Edelknabe und lernte wahrscheinlich auch hier den Minnesang. Er beschreibt in seinem **»Wigalois,«** den er auf der tirolischen Herrscherveste dichtete, die Trauer, welche zu Meran herrschte, als Berthold starb (1206 oder 1209), wie ihn seine hochgestellten Töchter (die Königin von Ungarn, die Königin von Frankreich, die Herzogin von Breslau ꝛc.) bejammerten. Auch unter dessen Sohne Otto I. († 1234) kommt Wirnt in tirolischen Urkunden (1217) vor und scheint überhaupt immer in Tirol gelebt und auch von hier aus einen Kreuzzug (1228?) mitgemacht zu haben. Im Gegensatze so mancher seiner dichterischen Zeitgenossen erfreute er sich einer behaglichen Wohlhabenheit, die ihm erlaubte sich seinem Drange nach ritterlicher Thätigkeit hinzugeben. Ein treues Bild von Wirnt's Charakter gibt uns Konrad von Würzburg, der ihn seltsamer Weise zum Helden seiner Dichtung »**der werlde lohn**« (in Docen Misc. I., Laßberg's Liedersaal I., in Benecke's Ausg. Wirnt's und öfter; neuestens von W. Grimm. 1841). Dieser beschreibt ihn da

---

*) Ein österreichischer Markt Gravenberg liegt bei Zwettl und Krems, und Friedrich der Streitbare schenkte **1240** der Abtei Kremsmünster drei Maaßen zu »Gravenberg.«

als einen feingebildeten, wohlhabenden und angesehenen Ritter: »edel von Geburt, Gestalt und Sitten« ging all sein Dichten und Trachten dahin in der Welt Ruhm und Gunst zu erwerben, was ihm auch vollkommen gelang. Eines Tags, sagt er, saß Wirnt auf seiner Kammer und ergötzte sich in einem Buche das von Abenteuern handelte. Da stand plötzlich eine schöne Frau vor ihm, die sich als die Welt zu erkennen gab, um deren Gunst er sich so oft in Noth und Gefahr begeben und die ihn nun lohnen will dafür. Damit er aber sie von allen Seiten betrachten könne und dann aussprechen möge, welchen Preis er für seine Dienste verlange, drehte sie sich um und zeigte von dieser Seite ein häßliches, ekeliges Wesen. Da erkannte Wirnt wie nichtig die Sache der Welt sei und wandte sein Herz vom Irdischen; er verließ Weib und Kind, nahm das Kreuz und zog gegen die Ungläubigen, wo er viele gute Thaten vollbrachte und eines seligen Todes starb. Als Dichter ist Wirnt der treueste Wiederschein seines älteren Zeitgenossen Hartmann von Aue und läßt auch manche Verwandtschaft mit Walther von der Vogelweide verspüren. In seinem ersten (uns einzig übrig gebliebenen) Rittergedichte aus dem Artuskreise »**Wigalois,**« das er um 1212 blos nach der mündlichen Erzählung eines Knappen, welcher sie von einem französischen Trouvere hörte, in 11708 Versen dichtete, herrscht dieselbe reine und richtige Sprache, dieselbe Klarheit, Einfalt und Anmuth, die über Hartmanns Iwein einen so lieblichen Zauber verbreiten, und es gibt kein anderes Paar altdeutscher Gedichte wie der Iwein und Wigalois, das uns mit solcher Familienähnlichkeit überrascht. Abweichend von Hartmann dagegen bemerken wir bei ihm eine freiere subjektivere Behandlung der Fabel; er läßt häufig seine Persönlichkeit hervortreten, indem er die Leere und Geringfügigkeit seines Sagenstoffes empfindend, mancherlei Betrachtungen einflicht, wie sie ihm Menschenkenntniß, Sagen- und Dichterkunde und Moral eingeben; er hadert mit dem Knappen ob er auch richtig erzähle, und hierin folgt er Wolfr. von Eschenbach, dem er den höchsten Preis des Laiendichters ertheilt. Mit dieser Hinneigung zum Didaktischen tritt zugleich ein gewisser Mißmuth über die Gegenwart ein und der sehnende Blick in die alte Zeit. Das Wunderbare, Zauberische oder vielmehr Gespenstische ist mit Nachdruck und Glück hervorgehoben (während der Iwein sich mehr im Menschlichen hält), und vorzüglich ist ihm die Darstellung des Grauenhaften gelungen. Edelsinn und Frauenverehrung werden verherrlicht. Die Dichtung erinnert insoweit an die deutsche Geschichte, als darin Graf Hoyer von Mansfeld († 1115), der rothe Ritter vorkommt, der schon sehr sagenhaft geworden sein mußte, weil er hier als Zeitgenosse des Artus vorkommt. Wirnt beachtet durchwegs das rhytmische Gesetz, das die drei aufeinander gereimten Zeilen seiner Erzählung zugleich mit

dem Sinne schließen, eine Form, die man vielleicht als Vorläufer ansehen kann, welche man späterhin für erzählende Dichtungen mit ganz besonderer Vorliebe wählte. — Inhalt der Dichtung: Ein fremder Ritter erscheint am Hofe Königs Artus und fordert die Ritter auf ihm seinen Wundergürtel abzugewinnen. Er besiegt alle, auch den Gawein, den Schwestersohn des Artus, welchen er mit sich in sein Land führt und ihn mit seiner Nichte Florie von Syrien (deren Schönheit und reicher Schmuck mit vielem Aufwande beschrieben wird) vermält. Gawein kehrt an Artus Hof zurück, kann aber am Rückwege das Land seiner Gattin nicht wieder finden, da er jenen Gürtel nicht bei sich hat, ohne den das Land vergebens aufzuspüren ist. Florie hat indeß einen Sohn Wigalois geboren, der zum Jünglinge gereift und ritterlich gebildet mit jenem Gürtel auf Abenteuer auszieht, am Hofe Artus zum Ritter geschlagen wird und hier mit seinem Vater unbekannter Weise Freundschaft schließt. Bald darauf bittet Larie die jungfräuliche Gebieterin von Korentin, den Artus um Hülfe und Schutz für ihr Land gegen Roast, einen nachbarlichen Heidenfürsten. Wigolois (der Ritter mit dem Rade im Schilde) wird ihr gesendet, der nun die grauenvollsten Abenteuer besteht, Roast, Drachen und Riesen erschlägt und einen in Feuerflammen umgehenden Geist befreit, der ihn seinen Vater Gawein kennen lehrt. Larie wird seine Gemalin und er Herrscher über ihr Land. Er ladet seinen Vater zu sich, aber seine Mutter war aus Gram schon gestorben. — Am Ende des Gedichts sagt Wirnt, daß er geneigt wäre die wilde Märe von Lifort Gawanides, dem Sohne des Wigalois zu dichten, es ist aber unbekannt ob er dieses Vorhaben ausgeführt habe. Der Wigalois wurde im 13. und 14. Jahrh. sehr hoch geschätzt und fand vielen Beifall, vorzüglich an den Höfen der Fürsten und Burgen der Edlen, für welchen Kreis Werke dieser Art fast ausschließlich bestimmt waren. Mscpte zu Leiden, Wien, Köln, Dresden, Bremen, Hamburg ꝛc. Ausg. von Benecke, Berlin 1819; desselben Anmerkungen und Wörterbuch *) dazu, eb. 1819. Das Wiener Bruchstück, welches im Kölner Mscpte eine Lücke machte und das Benecke durch ein Leidner ersetzte, gedruckt in Mone's Anzeiger 1838, ebenda Jahrg. 1832, findet man ein ausführliches Register über Kunst, Trachten, Kirchen-, Rechts-, Bau- und Kriegswesen, Leben, Sitten, Geräthe, Lustbarkeiten ꝛc. des Mittelalters, wie sie im Wigalois beschrieben werden. Neue Ausgaben des Wigalois von F. Roth, Frkft. 1843; von F. Pfeiffer, Lpzg. 1847. Früh wurde der Wigalois als Volksbuch prosaisch bearbeitet und seltsamer Weise

---

*) Aus dem Nachlasse G. F. Benecke's gibt soeben (Leipzig 1847 Heft 1.) W. Müller ein umfassendes »mittelhochdeutsches Wörterbuch« heraus.

dem deutschen Originale ziemlich treu, zuerst o. O. 1472, unter dem Titel: **Die History die der Erwirdig von Grauenberg geschrieben und in die Reimen gar hübschlichen fürbracht, ungereimt geschrieben;** dann Straßburg 1519; Frkft. o. J.; 1564; 1586; in Feierabends Buch der Liebe 1587; Nürnberg 1664. Eine besondere Ehre wurde dem Wigalois noch zu Theil gegen Ende des 17. Jahrh., er ward in jüdisch-deutschen Reimen bearbeitet; das erste und vielleicht bis jetzt einzige Rittergedicht in dieser Sprache. Der Verfasser Josel von Witzenhausen behandelt seinen Stoff mit aller Freiheit eines jüdischen Bänkelsängers. Sein Werk führt den Titel:

»**Ein schön Maase** (Geschichte) **Von Künig Artus Hof**
Wie er sich seinem Königreich hat thun führen
Und was er hat gehat vor Manieren
Und von dem berühmten Ritter Widuwilt
Dem streitbaren Held
Gar schön in Reim gestellt.«

Der erste Druck dieser echt jüdischen Maase ist unbekannt. Wagenseil hat sie als Leseübung in seine »Belehrung der jüdisch-deutschen Red- und Schreibart, Königsb. 1699 eingerückt, aus dieser ist sie in den Erzählungen aus dem deutschen Heldenalter, Danzig 1780, abgedruckt.

Herr Reune, um 1213; ritterlicher Dienstmann, vermuthlich aus dem Geschlechte der Herren von Reun in Tirol, die unter Kaiser Max I. (1500) den Beinamen von Recordin annahmen. Von ihm sind nur sieben Gedichte erhalten, zwei Taglieder, ein frivoles Schäferlied in französischer Manier, das sich durch fast volksmäßige Freiheit unterscheidet, auch im Einzelnen der epischen Stanze ähnlich ist; und die übrigen Leiche, wie Reune namentlich von Gliers unter den älteren Leichendichtern gerühmt wird. Seine Weisen sind mannigfaltig, meist jambisch. H. M. 110.

Thomasin von Zirklaere, der auch Zerklaere, Zerklar, Tirklere, Clär, Verrere, Ferrara, della Chiara ꝛc. genannt wird. Sein Geschlecht, das in jüngster Zeit Th. v. Karajan entdeckte (s. Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth. Bd. V. Lpzg. 1845, Artikel: »Zirklaere«) ist in Friaul im heutigen Venetianischen seßhaft gewesen, wo auch Tomasino um 1186 geboren. Er nennt das Wälsche seine Muttersprache und dichtete zuerst in dieser, bis er sich durch den Umgang mit Deutschen und deutschen Minnesingern auch zu deren Sprache gezogen fühlte. Einer dieser letzteren war vornehmlich Walther v. d. V., den er wahrscheinlich in Aquileja kennen lernte, und dann mit ihm öfter zusammen lebte, da er wie Walther anfangs an Kaiser Otto's Hof

(in Rom), bald zu Kaiser Friedrich II. (den er auch in seiner Dichtung anredet) überging, und Walthern zur Kreuzfahrt auffordert, jedoch immer nur als Anhänger des Papstes. Tomasin erkennt zwar die Trefflichkeit, Zucht, Sinn und Rede Walthers, den er seinen Freund nennt, tadelt aber als wälscher Gast (1215—1216) um so schärfer Walthers Verunglimpfung des Papstes. Über seine Lebensverhältnisse ist nur das Wenige bekannt, was er in seiner Dichtung selbst über sich sagt. Er schrieb in wälscher Sprache ein Werk über höfische Sitte, woraus er Einiges in sein deutsches Gedicht aufnahm, und dies spätere deutsche Werk, das er, noch nicht 30 Jahre alt, aber der Welt schon überdrüssig und in stiller Einsamkeit lebend, um ungestört der Welt Treiben erwägen zu können, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten) schrieb, benannte er seiner Geburt nach den »**welschen Gast**« und bittet um Nachsicht, wenn er das Deutsche irgend einmal mißspreche, da er ein Fremdling sei *). Der welsche Gast, eines der besten und bedeutendsten Werke des deutschen Mittelalters, ein treffliches didaktisches Gedicht, das in religiöser, moralischer, ästhetischer, politischer und satyrischer Tendenz, mit bewunderungswürdiger Filosofie von Jugend, Stetigkeit, Mannheit, Zucht, von Verbesserung der Sitten und Verbannung allerlei Laster, und im 7. Buche von allerlei Wissenschaften der sieben freien Künste handelt, dabei auch Beispiele aus der Sagen- und Weltgeschichte anführt. Diese filosofische Zucht- und Sittenlehre unterscheidet sich vom Freidank durch größere Gelehrsamkeit, tiefere Filosofie, mehr Höfischheit und deshalb weniger Popularität, aber auch weniger Frische. Es gibt Aufschluß über manches, was in dem Geiste unserer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft ist. — Der Märchen und Abenteuer, der ritterlichen Dichter abhold, zeigt sich Thomasin mit dem Alterthum, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Filosofen bekannt, und indem er nicht wie Dante darauf losgeht, seiner Filosofie einen poetischen Körper zu geben, sondern sie blos mit dem Gewande der dichterischen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darstellung umhüllt, spielt er in der Geschichte der alten Filosofie eine beinahe wichtigere Rolle als in der Dichtkunst. So wie aus seinen historischen und lokalen Kenntnissen ganz klar wird, daß Thomas in der Lombardei wie zu Hause war, so sind auch in seiner Sprache die Eigenthümlichkeiten des

---

*) Im Mscpt zu Jena heißt es: »Ich bin von Friul geporen .... ich heiz Thomasin von cerklaere . .. Mein buch heizet der welsche gast wan ich bin der tutsche gast.

Fremden aufzufinden, ja es fehlen ihm manchmal Worte und Benennungen für entlegenere Gegenstände; im Ganzen zeigt er viel Lebhaftigkeit und Begierde zur Ausarbeitung des Stoffes. — Leider ist dieses so ungemein wichtige Werk, das in vielen und guten Mscpten vorhanden ist (z. B. zu Gotha, Jena, Ulm, Heidelberg, Wolfenbüttel, Dresden, Stuttg. ꝛc.) noch ungedruckt. Es war im Mittelalter sehr beliebt und beinahe in allen gebildeten Familienkreisen zu finden. Einige solche Handschriften führten den Titel: **»Die hymmelstraße genannt der welsche gast.«** Proben daraus gedruckt in Eschenburg's Denkmälern Gräter's Bragur Bd. 5, Lachmann's Walther v. d. V., Mone's Anzeiger 1834 (280 Verse), Grimms Reinh. Fuchs und in Wackernagel's Leseb. Eine vollständige kritische Ausgabe von G. K. Frommann hätte schon seit 1841 (Quedlinb. und Lpzg.) erscheinen sollen. — Docen und Andere halten Th. auch für den Verfasser der beiden Strofen, welche in der Maness. Sammlung unter dem Namen **»Gast«** stehen (H. M. 120) und die ganz der Art seiner Dichtung gleich kommen. Diese Strofen handeln von den Pflichten der verschiedenen Stände vom Kaiser bis zum Ritter, von den geistl. Frauen ꝛc. und sind ein Vorbild der später bekannten Priameln. Viele Abschriften, Umschreibungen und Auszüge dieser Strofen beurkunden die frühe Beliebtheit derselben.

Der Plaier, Plaire oder Plaiäre, ein sonst unbekannter Dichter, unzweifelhaft aber aus dem österreichisch-steirischen, unter den Babenbergern so hochberühmten und angesehenen Grafengeschlechte der von Plain, Playen, Pleyen, Pläen, Pleygen, denn nur ein Sprößling eines so allbekannten Geschlechts, der zugleich als Dichter glänzte, konnte durch den bloßen Familiennamen bezeichnet werden. Das mächtige Haus der Plaien war eines der ältesten in Österreich, sein Stammschloß Plain im Salzburgischen. Es hatte sowohl in Baiern als in Österreich ansehnliche Güter, ja ganze Landstriche. So waren ihm die Grafschaften Hardeck und Machland, die Schlösser Terrasburg, Horn, Staaz, Petronell, Haimburg eigen, und nach W. Laz (de migr. gent. lib. VII. 405) selbst Wien, da dieses noch eng begrenzt war. Man kennt die Grafen von Plaien aus Urkunden seit 978. Werigand Graf v. Plaien war ein Sohn Ulrichs I. Markgrafen von Kärnthen. Jenes Sohn, Luitold I., Stifter der Probstei Högelwerth († 1164), hatte drei Söhne: Luitold II., der Gemal der Erbtochter Itha von Burghausen, der 1189 noch lebte, Heinrich I., der sich von Mitterfill nannte und mit Agnes, einer Tochter Otto's v. Wittelsbach vermält war. Diese beiden waren Vollzieher der schrecklichen Rachebefehle Kaiser Friedrichs I. an dem Erzbischof Konrad von Salzburg, brachten viel Verderben und Gräuel über die Stadt Salzburg und die Umgegend

und fanden wahrscheinlich ihren Tod am kaiserl. Kreuzzuge 1190. Der dritte Sohn Luitolds I. nannte sich Conrad I. Graf von Sulzau und Plaien und † nach 1223. Luitold II. hatte vier Söhne: Luitold III., Gebhard, Bischof von Passau († um 1232), Leopold, Graf v. Hardeck († nach 1202) und Heinrich, der 27. Abt zu Kremsmünster († 1247). Luitold III. nannte sich der erste Graf von Plaien und Hardeck. Er zog 1217 mit Leopold dem Glorreichen ins heilige Land, kämpfte vor Damiette und starb auf seiner Rückreise zu Treviso an einer Wunde, welche er im Sturme auf diese Stadt erhalten hatte, 1219, ohne Erben zu hinterlassen, wie auch sein Bruder Leopold. Da auch Heinrichs I. von Mittersill drei Söhne: Conrad II., Otto I. († um 1197) und Heinrich III. ohne Nachkommen starben, so war nur noch der Zweig von Sulzau übrig, in dem sich das Geschlecht der Plaien fortpflanzte. Oben angezeigter Conrad I. von Sulzau und Plaien hinterließ zwei Söhne: Luitold IV., dessen Sohn Luitold V. 1249 unbeerbt starb, und Conrad III. Graf von Hardeck und P. († um 1250) der Vater zweier hoffnungsvoller Söhne: Otto II. und Conrad IV. Beide Brüder dem Böhmenkönige Ottokar ihre Dienste weihend fielen an dem nämlichen Tage, Männer voll Thatkraft und Muth, auf deren Häupter sich noch alle Strahlen des einst so blühenden und glanzvollen Geschlechts sammeln zu wollen schienen, in einem Hinterhalte bei Staz, im Kampfe gegen die Ungarn, nach tapferer Gegenwehr am 26. Juni 1260. Man trug in ihnen die letzten Sprossen der mächtigen Plaien zu Grabe. Unter diesen in den ersten Dezennien des 13. Jahrh. lebenden Plaien dürfte unser Dichter zu suchen sein. Wir besitzen von ihm zwei ungedruckte und daher auch unbekannte Epen aus dem Sagenkreise Königs Artus und seiner Tafelrunde, in denen er Hartmann v. Aue als Vorbild gehabt zu haben scheint. Die eine, die ziemlich starke Aventüre von **Tandarios und Floridibel** (Mscpte davon zu Heidelberg, München, Hamburg); die andere von **Garel vom blühenden Thale,** eines Ritters der Tafelrunde. Letztere, welche man seither nur dem Namen nach kannte, hat sich vor kurzer Zeit in einem Mscpte des 14. Jahrh. aufgefunden. Diese Handschrift (kl. Fol. 164 Blätter), welche jetzt das Museum zu Linz besitzt, ist die einzige bis jetzt bekannte, und war ehemals (seit 1609) im Besitze des oberösterr. Genealogen Jobst Hartmann Freih. v. Enenkl. Es mangelt das erste Blatt (Abschrift davon k. k. Bibl. zu Wien). Das Märe von **her garel von dem blund'n Thal** (in mehr als 20,000 Versen) erzählt die von Garel vollbrachten Abenteuer bei Artus und allenthalben. Es ist in Reimpaaren nach Art der älteren Epen dieses Sagenkreises, nach Hartmann v. Aue und Wirnt v. Gravenberg geschrieben und scheint auch diese beiden Dichter zum Vorbilde in der Darstellung gehabt zu haben,

da es des »Ritters mit dem Löwen« mehrmal erwähnt. Der Dichter nennt sich in folgenden Schlußversen (in der Schreibmanier des Originals):

hie hat daz puch ein ende
swa nu hubsch laut sein
die tun ir zucht daran schein
daz st mit höbschleichen siten
dem tichtär gelückez piten
d' daz puch getichtet hat
vnd die lavt wizzen lat
wie garel mit manhait
vil manige hohe preis erstrait
d' daz puch hat getichtet
d' ist noch vnberichtet
ganez' sinne wa' daz er sein mvt
niemat durch churczweyl tvt
vn ze eren frömen lavten
ich wil evch rechte bedavten
swa irn hört nennen
daz irn mvgt erchennen
man haizzet in den playäre
hie hab ein ende daz märe.

Der Plaier wird irrthümlich in Pütrich von Reicherzhausens »Ehrenbrief« als Verfasser des »Daniel von Blumenthal« (bekanntlich von Stricker) angegeben. Eine Ausgabe des Garel will Th. von Karajan veranstalten.

Nithart der Rüwentaler, 1210—40, stammt aus dem fränkischen ritterlichen Geschlechte der von Fuchs, das sich durch Franken, Tirol und die Pfalz ausgebreitet hat. In Baiern (nach J. Grimm in Österreich) geboren, nannte er sich nach seinem mütterlichen Lehen Riuwental, welches er wie das ganze Baierland und alle seine Freunde 1230 verlassen mußte, als er durch die Umtriebe eines gewissen Grülle oder Engelmar die Huld des Herzogs von Baiern verlor. Die Fiedel an der Seite, mit der Gabe des Gesanges tüchtig ausgestattet, wanderte er nun dem sanglustigen Österreich zu, das ihm schon seit 1217, als er mit Leopold dem Glorreichen den Kreuzzug nach Syrmien und Damiette (von dem er 1221 heimkehrte) mitmachte, wohl bekannt war. Friedrich der Streitbare nahm ihn freundlich auf und behauste ihn zu Mödling *),

*) R. v. Liliencron, in seiner neuesten ausführlichen Abhandlung über Nithart's höfische Dorfpoesie (in Haupt's Ztschrift f. d. Altth. Bd. 6. Leipzig 1847) setzt seine Zeit in die Jahre **1210—1240** und sagt, daß die meisten Lokalitäten, in denen sich Nithart's Lieder bewegen, zwischen der Donau und den das Thal der Traisen und Persenike umgebenden Bergen liegen, so auch des Dichters Wohnort Medelicke der nicht zwischen Wien und Baden zu suchen ist. (Medling wurde auch Medelike, Medilikk, Medelicc und Wedlich genannt, eben so aber auch Melk: Medilikk, Medilickhe Medilikka.) Was des Dichters Namen betrifft, — sagt L. weiter, — so müßte man Bedenken tragen, „Nithart" als seinen wirklichen anzuerkennen; wenn nicht Wolframs frühzeitige Erwähnung die Sache außer Zweifel setzte. Er selbst nennt sich immer **„den von Riuvental"** und behielt diesen Namen,

wo aber seit dem Tode Heinrichs (1223) das rege Sängerleben verstummt war, weßhalb N. denn oft Langweile fühlte, die ihn wahrscheinlich öfter an den Hof seines Gönners zog, oder ihn sich in das bunte Treiben der Landleute zu mengen veranlaßte. Bis zum Jahre 1234 reichen die geschichtlichen Spuren in Nithart's Liedern, er scheint den Tod Friedrichs des Streitbaren (1246) nicht erlebt zu haben, sondern starb zwischen 1236—1240. Daß das an der Stefanskirche Wiens befindliche Grabmal seine Hülle berge, ist ein Irrthum, der sich noch immer erhält. Dies gehört dem später folgenden Neydhard (s. d.), seinem Geistes- und Namensbruder, mit dessen Schwänken auch seine Lieder verwechselt sind, an. Nithart ist durch die Menge und Manigfaltigkeit alter und neuer Sammlungen, die das beste Zeugniß der Beliebtheit seiner Dichtungen sind, der reichste Minnesinger geworden und dabei der einzige geblieben, welcher, obgleich in Vermengung seines oberwähnten jüngeren Doppelgängers, durch wiederholte alte Drucke zwar entstellt und fortgesetzt, sich als Volksdichter erhalten hat. Seine Lieder bilden in der altdeutschen Lyrik eine höchst merkwürdige Gattung, welche Lachmann treffend die höfische Dorfpoesie genannt hat. In einer Eigenthümlichkeit, die gegen die Zartheit, die wir bis jetzt überall herrschend gefunden, sehr absticht, in derber, nichts verhehlender Lebendigkeit, von Lust und Freude überquellend, schildern sie die munteren Feste der Landbewohner, Reihetanz und Ballspiel, den Übermuth, die Raufereien und die eitle Putzsucht der österreichischen Bauern seiner Zeit. Sie beginnen wie die Lieder der übrigen Minnesinger mit Naturschilderungen, die manchmal recht idyllisch sind, mit dem Preise des Frühlings und der Blumen, sehr oft in der wahrsten, lebendigsten, farbenreichsten Darstellung; sie wenden sich auch zum Minnesang, zum Preise der Frauen und gehen erst dann gewöhnlich in Nithart's eigentliches Element, in die Schilderung des Bauernlebens über. In diesem Gemenge zwischen Herbheit, Bitterkeit, Satyre und schönem Frohgefühl zwischen idyllischer Naturfreude und Grämlichkeit über die Zeit stehen alle Lieder Nithart's im Gegensatze zu jener flüchtigen Sentimentalität, die

---

nachdem er Baiern verlassen, immer bei. N's Lieder zerfallen in zwei Kategorien, in Sommerlieder (mit dem Frühlingseingang) und in Winterlieder (mit dem Herbsteingange). Seitdem sich die Verhältnisse Friedrichs des Streitbaren immer mehr umdüsterten, entfiel endlich selbst dem noch im späteren Mannesalter unter mancherlei eigenen und fremden Bedrängnissen unerschöpflich heiteren Sänger die frohe Laune: seine letzten Lieder verrathen eine ernste gedrückte Stimmung; man fragt ihn wohin die Dörper gekommen die sonst auf dem Tulnerfeld gehaust, und er läßt sie noch einmal erscheinen, aber es ist nur ein matter Nachklang der alten Lust.

man häufig an den eigentlichen Minneliedern getadelt hat. Zuweilen nähern sie sich dem wahren Tone der Volkspoesie und die Bauern in Österreich und im Kuhländchen Mährens besitzen heut noch Kirmslieder und Lieder zum Spott über Kleideraufwand, die ganz in der Weise Nithart's sind. Seine Lieder, obgleich ländliche Ereignisse in ländlicher Manier behandelnd waren doch nicht für Bauern bestimmt, sie sind mehr Spottgedichte, theils zur Ergötzung, theils zur Rache an den Bauern, gesungen. Er sang sie den Hofleuten vor, und brachte so einerseits die dorfische Poesie am Hofe auf, als er anderseits eine Brücke von dem Minnesang nach dem Volksliede hinüber schlug. Der Takt seiner Gedichte ist größtentheils ein ungemein munterer, oft fast hüpfender, das Springen und Schwenken der Tänze, die sie schildern und den ganzen tollen Jubel solcher Festlichkeiten des Dorfes höchst glücklich nachahmender. So wie diese Mai-, Sommer-, Tanzlieder und Minnegesänge sind auch seine Schmäh- und Klagelieder in klingender fließender Form wohl gerathen. Seine Sprache tritt oft aus der Konvenienzform der übrigen Kunstdichter jener Zeit heraus und nimmt vieles auf, was in der gebildeten Sprache dieser Zeit für veraltet galt und nur noch in den gleichzeitigen Volksgedichten gefunden wird. Zu bedauern ist, daß Nithart's Lieder weder sämmtlich noch unverfälscht auf uns gekommen. Er selbst spricht in einem seiner frühern Gedichte von 80 neuen Weisen, die er gedichtet und in einem späteren berechnet er deren schon 410:

»vierhundert wise diech gesungen han
unde niune die der werlde noch nicht vollkommen sint
und ein tagwise, nicht mer mines sanges ist.«

Seine Derbheit und Volksmäßigkeit, das Ländliche, das Allegorische empfahl ihn namentlich der späteren Zeit und machte ihn beliebt wie etwa Bürgern und Blumauern in der neueren Zeit, deren ungleiche Art der Dichtung etwas Ähnliches hat. Im Munde des Volkes und in Volksbüchern erbten sich seine Schwänke und Lieder mit denen seines obgenannten Geistesbruders Neydhard fort. Seine Weise fand zahlreiche Nachahmer, aber meist fanden diese den Reiz ihrer Poesien, die sie nach ihm Neidharte nannten (solche in Uhland's Volksliedern. Stuttg. 1845. Nr. 245—248), nur in gemeinem Witz unzüchtiger Geschichten. Eine interessante Abschrift eines großen Theils seiner Dichtungen fand Chmel zu Riedegg in Österreich, gedruckt in Benecke's Beiträgen I.; und obgleich es v. d. Hagen räthlich schien um sich vor Mißgriffen zu bewahren in der Unterscheidung der echten und unechten Lieder Nithart's eher zu scharf als zu nachgiebig zu sein, gab er uns doch 145 Gedichte von ihm (H. M.

Nr. 92)*) Die Meistersänger rechnen Nitharten zu den zwölf Meistern im Rosengarten und einen eben so hohen Rang weist ihm ein dramatisches Gedicht des 17. Jahrh.: **Herr Nithart Fuchs ein edler Frank.** (Gottsched's Vorrath I.)

Bruder Wernher (1217 — 1245), ein fahrender Sänger, in Österreich oder Steiermark zu Hause, hielt sich auch in diesen Ländern an den Höfen der Fürsten und Herren, namentlich in Wien viel auf; besuchte mit einem Kreuzzuge das Morgenland und wanderte in Baiern, Schwaben, Ungarn ꝛc. herum, weßhalb man ihm den Namen Bruder (für Pilger) beigelegt haben soll. Mönch ist er nicht, da er sich selbst einen Laien nennt, er müßte höchstens eine Zeitlang Laienbruder eines Klosters gewesen sein. Wernher's Gedichte eifern zum Kreuzzuge (als **Kreuzlieder**), schildern die politischen Begebenheiten Österreichs und des Reichs, die Zustände unter Friedrich dem Streitbaren, an dessen Hofe er gerne weilte, und rügen mit Nachdruck die Unbilden dieser Zeit, besonders des Adels bei dem Tugend schwinde, weil man die Jugend ohne Zwang aufwachsen lasse. Als scheltender Dichter berufen, erscheint er auch weniger als eigentlicher Minnesinger, da er Minne und Mai kaum einmal berührt. Er dichtete seiner Äußerung nach viel und bringt manche gute Sprüche, Gleichnisse und Lehren. 78 Strofen haben sich von ihm erhalten. H. M. Nr. 117.

Tröstelin, ein Minnesinger, blos nur durch Nithart bekannt, der diesen sammt Friedrich dem Streitbaren auffordert zum Sommer neue Mailieder zu singen. Dieses Tröstelin, der wahrscheinlich ein Höfling Friedrichs war, scheinen auch Walther v. d. Vogelweide und Günther v. d. Vorste in geblümter Rede zu erwähnen, weßhalb er zur Zeit Friedrichs des Streitbaren schon alt gewesen sein müßte. Ein Meinhardus Tröstelin erscheint in den Jahren 1241, 1248, 1257 und 1258 in österr. Urkunden, und mit einem Tröstelin kämpft auch Ulrich v. Liechtenstein auf seinem Ritterzuge in Österreich. Von diesem Dichter hat sich kein schriftliches Denkmal erhalten.

Von Stadegge. Es gibt nur ein steirisches Geschlecht dieses Namens, zu welchem der Sänger gewiß gehört; wahrscheinlich ist er der Rudolf v. St., welcher 1216—1262 so häufig in Urkunden mit Herrand von Wildonie und Ulrich v. Liechtenstein zusammenkommt und um so eher, als eben dieser Rudolf durch Veranstaltung einer Abschrift von Veldecke's Eneit sich als Dichterfreund erwies, wie zu

---

*) Eine vollständige Ausgabe der Werke sowohl des älteren als jüngeren Nithart haben wir nächstens von Th. Haupt, mit Th. v. Karajan's Anmerkungen zu erwarten.

Ende dieser Abschrift gesagt wird (in Docen's Misc. II. S. 64). Von ihm haben sich nur drei Gedichte oder neun Strofen in einfachen Tanzweisen, etwa wie bei Liechtenstein, erhalten. H. M. 86.

Hiltbold von Schwanegŏ (1220—1254). Die Stammburg dieses Geschlechts ist Schwangau am linken Ufer des oberen Lechs, bei Schongau. Er lebte in Tirol, in Brixen, Innsbruck, Meran ꝛc., wo er um diese Zeit in Urkunden erscheint. Aus seinen Liedern erfährt man, daß er eine Kreuzfahrt ins gelobte Land gethan (wahrscheinlich 1217 mit Leopold dem Glorreichen, wo auch Otto von Meran dabei war) und glücklich heimgekehrt sei. Seine uns erübrigten 22 Gedichte in 45 Strofen, mehrentheils Minnelieder an seine Geliebte, der er, wie er sagt, von Jugend auf immer treu geblieben, sind heiter, sinnig und herzlich, und haben bei der älteren, einfachen Art, zwei- oder dreireimig, meist einen hüpfenden anapästischen Gang. H. M. 46.

Reinmar von Zweter oder von Zwetel (1220—1245), auch Reinmar der Junge genannt, ist Reinmar des Alten (s. d.) Sohn. Wie er selbst sagt, vom Rheine geboren und in Österreich aufgewachsen, mag er in Kindesjahren mit seinem Vater hier angekommen sein, die Kunst des Sanges in Wien erlernt, dann ritterlicher Burgmann des Cisterzienserstifts Zwettl (wie solche unter diesem Namen seit 1139 vorkommen) in Unterösterreich geworden und davon sowohl den Namen von Zwetel, unrichtig von Zweter, als auch ein neues Wappen bekommen haben (da das in der M. S. von dem seines Vaters verschieden ist). Unter dem Namen von Zwetel kommt er auch bei den Meistersängern vor, und die gleich alte Überschrift in Lüpold Hornburgs von Rotenburg (auch der lange Leupold genannt, eines Dichters in der ersten Hälfte des 14. Jahrh.) Meistersang von den berühmten Dichtern des 13. Jahrh. nennt ihn ausdrücklich Herr Reinmar von Zwetel. Später wählte Reinmar Böhmen zum Aufenthalte, da ihn aber dort nur der König (Ottokar II.? Wenzl I.?) ehrte und die Anderen wenig Neigung zu ihm zeigten, wanderte er endlich in die Rheingegenden, und soll, wie Hornburg angibt, zu Eßfeld in Franken begraben liegen. R. beginnt den Reigen derjenigen lyrischen Dichter, bei welchen das erotische Element von dem religiösen und politischen in den Hintergrund gedrängt wird, und bildet zugleich den besten Vertreter des ernsten und lehrhaften Minnesangs. Dieser handelt bei ihm von sittlicher Liebe, von Hoheit und Würde der Frauen; er empfiehlt die Tugend unter allerlei Bildern, Räthseln oder allegorischen Darstellungen, schwingt die schärfste Geißel über alle Untugenden und Laster (besonders des damaligen Pfaffenthums), charakterisirt anschaulichst die totale Eitelkeit des Lebens und Treibens seiner Zeit (zumal in Böhmen, Österreich ꝛc.), berührt dabei seine eigenen Verhältnisse, wie sie sich wäh-

rend seiner Wanderschaft im Herren- und Hofdienst gestalteten und ertheilt überall Lehre und Beschauung, sowohl in väterlicher Ermahnung als besonders in eingreifend satyrischen Ausfällen voll Bitterkeit über allerlei Zeitgebrechen (z. B. über die Entartung der Turniere, über Hofmönche und Klosterritter, über die geistlichen Wahlfürsten und ihre Habgier ꝛc.). In seinen politischen Gedichten auf Friedrich II. und Papst Gregor IX. unterscheidet er den Bann der mit Gott und nach Gott ist, von demjenigen, worin fleischlicher Zorn steckt. Vornehmlich tritt bei ihm die Verehrung der heil. Maria hervor, und seine Leiche auf dieselbe sind eben so gelungen zu nennen, als seine Grübeleien über die Bedeutung des Namens Maria sonderbar sind. In seinen geistlichen Gedichten, worin er sich auch mit dem Geheimniß der Menschwerdung beschäftigt, zeigt er genaue Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte und die vielen lateinischen Worte darin zeugen von höherer Bildung, aber eben deshalb und seiner Gelehrsamkeit wegen wird er manchmal weniger poetisch. Seine Sprache ist rein, gebildet, und reich an seltenen Ausdrücken und kühnen Bildern. Wir besitzen von ihm eine große Anzahl spruchartiger Gedichte, die mit »vroun Eren don« überschrieben sind, wie er denn dieselben selbst als Sprüche bezeichnet, was sie auch durchgängig mit ihrem lehrhaften Inhalt, spruchreichen Ausdruck und ihrer sonettartigen Form sind. Mai- und Tanzlieder hat er nicht. Seine durchgängig jambischen Verse wechseln nur im Leich mit Trochäen. H. M. 113. R. gehört unter die zwölf alten Meister und berühmtesten deutschen Minnesinger, er erfand viele Weisen, die von den Meistersängern stark benützt wurden; so haben diese von ihm außer dem Frauenehrenton den Freienton (9reimig), den Spiegelton (18reimig) und bezeichnen mit seinem entstellten Tauf- und Ortsnamen die 20reimige Gesangsweise des Römers von Zwickau.

Ulrich von Liechtenstein. Dieser romantisch gesinnte Ritter ist der einzige unter allen Minnesingern, von dem wir die umständlichste Nachricht besitzen; theils aus gleichzeitigen urkundlichen Nachrichten, mehr aber noch aus der vollständigen Beschreibung seines eigenen ganzen, 33jährigen Minne- und Ritterlebens, welche den Stempel der Wahrheit in jeder Zeile an sich trägt. Sein Vaterland ist die obere Steiermark, seine Familie das jetzt noch blühende Fürstengeschlecht Liechtenstein. Vermuthlich im Jahre 1200, auf der Burg Liechtenstein bei Judenburg geboren, kam er im 12. Jahre als Knecht (Edelknabe) in den Dienst einer hochgebornen Frau, welche höchst wahrscheinlich die im Jahre 1231 verstorbene Gemalin Otto's I. von Meran, Beatrix, war (Vgl. J. Bergmann: »Beatrix, Herzogin von Meran, Ulrichs v. L. sanggefeierte Herrinn« im Boten von Tirol 1841. Nr. 1), und verblieb bei ihr durch fünf Jahre. Sein Vater gab ihn nun an den Hof Herzog Hein-

richs III. von Mödling, dem Bruder Leopold des Glorreichen, der auf jener Burg königlichen Staat führte, und stets von Singern und Fahrenden umgeben war. Dieser lernte Ulrichen in eigener Person »von Frauen sprechen, auf Rossen reiten und, in Briefen süße Worte dichten« (ein Zeugniß, daß auch Heinrich Minnesinger war). Indeß starb Ulrichens Vater und er nahm Abschied von Mödlings Hofe, ritt heim gen Liechtenstein im Steierlande, und fuhr hier durch drei Jahre in Knechtes Weise herum zu turnieren, um es recht zu erlernen. Bald darauf bei der überaus prächtigen Hochzeit zu Wien (1222), als Leopold der Glorreiche seine minnigliche Tochter vermälte, empfängt bei dieser Feierlichkeit Ulrich nebst anderen 300 Knappen den Ritterschlag. Da — sagt er — gab der edle Fürst so vielen Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmannen, wohl 1000 Rittern gab er Gold, Silber, Roß und Kleider; 5000 Ritter malzeiteten da, da war viel Buhurt und Tanzes und manches Ritterspiel. Nun als Ritter kommt sein Minne-, Ritter- und Sängerleben erst recht in Flor; er ist jetzt überall, bei allen Turneien und Festlichkeiten in Österreich, Steier, Kärnthen und Tirol zu treffen. Seine erste Herrin, die er sich als stille Geliebte erkor (und der zu Liebe er sich auch seine ungestaltete Lippe und einen kleinen Finger abschneiden läßt) im Herzen, zieht er 1228 aus Venedig zu der bekannten Fahrt aus, wo er als Königin Venus, als Göttin der Minne verkleidet, mit ansehnlichem, höchst prächtigem Gefolge, auf fantasievolle Weise die glänzendsten Ritterabenteuer besteht. Er fordert bei dieser Fahrt, die er so ausführlich in seinem »**Frauendienst**« beschreibt, bei seinen Zügen durch Venedig, Friaul, die Lombardei, Kärnthen, Krain, Steiermark, Österreich und Böhmen alle Ritter zum Kampfe auf, um seiner Herrin willen, der in Ritterthat und Lied zu dienen er nie gesäumt, und in deren Gedenken er sein erstes Werk, den »Frauendienst« gedichtet. Schon von Venedig aus hatte er einen Brief an alle Ritter der genannten Länder ergehen lassen, wo er ihnen entbot, daß die Königin Venus zu ihnen fahren und sie belehren wolle, mit wie gethanen Dingen sie werther Frauen Minne verdienen und erwerben sollen. Welcher Ritter gegen sie kommt, und einen Speer entzwei sticht, dem gibt sie zum Lohn ein gülden Ringelein; das soll er dem Weibe senden, die ihm die liebste ist. Sticht die Frau Venus einen Ritter nieder, der soll sich an vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren. Sticht aber sie ein Ritter nieder, der soll all' die Roß' haben, die sie mit sich führt. Tage und Orte, wo die Ritter sich einfinden mögen zum Kampf, werden genau bezeichnet. Wo dieser Brief in die Lande kam, waren die Ritter fröhlich, denn die deutschen Lande stunden so, daß Niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr, und durch Frauen hochgemuth wurde; das war damals Sitte — fügt Ulrich hinzu — und es wäre gut, es

wäre noch. So hatte Ulrich in prächtigem Aufzug kühne Ritterabenteuer bestanden, in den Städten stets als Weib (Frau Venus) gekleidet, Weibergewand über den Harnisch gezogen, mit Haarzöpfen, köstlich mit Perlen geschmückt, mit weißsammtenem Mantel angethan und von 12 Knappen, Köchen, Fiedlern, Paukern und allerlei Dienstmannschaft umgeben, und als er in Böheim angelangt, da hat er 307 Speere verstochen, 271 Ringe hingegeben, und vier Ritter aufs Land geworfen. — Da er aber durch 13 Jahre vergebens um seiner Frauen Minne warb, wurde er hierüber unwillig und erkor sich zur Huldin seines Herzens eine andere hochgeborne Frau, wahrscheinlich aus dem tirolisch-görzischen Geschlechte, das zu Lienz Hof hielt, oder aus dem erlöschenden Hause der Babenberger. In ihrem Dienste und ihr zu lieb dichtete er sein zweites Werk, **das Frauenbuch.** Wie vor 18 Jahren machte er vor 1246 eine zweite abenteuerliche Ritterfahrt als König Artus, der aus dem Paradiese zur Wiederherstellung der Tafelrunde kommt. Jeder Ritter, der Mitglied derselben werden wollte, mußte ohne zu fehlen drei Speere auf den König Artus verstechen, und erhielt dann einen Namen der alten Tafelrunde. Da hieß denn Heinrich v. Spiegelberg Lanzelot, Nik. v. Lebenberg Tristan, Heinrich von Liechtenstein Gawan, der v. Lüenz Parzival ꝛc. Der Zug ging durch Steiermark, Österreich und Böheim. Als 1246 die schwere Zeit verderblich über Österreich und Steier hereinbrach, griff auch U. zu den Waffen, und sah in der Schlacht an der Leitha Friedrich den Streitbaren, den letzten Babenberger, an seiner Seite fallen. Er erzählt das Ende dieses Herzoges nur kurz, »weil es schon vor ihm war gedichtet worden.« (Sowohl dieß Gedicht als dessen Verfasser sind jetzt gänzlich unbekannt.) Nach dessen Tode beklagt er in seinen Liedern die große Noth, die sich in Österreich und Steier erhub, wo mancher arm ward, der vordem reich war, viel Unbill geschah, wo Dörfer wüste lagen vor Raub, der die Lande hindurch Tag und Nacht geschah. Damals — sagt er — lebte Alles in Österreich und Steier traurig; die Reichen thaten einander Leid, sie pflegten nur des Raubes; der Frauendienst lag darnieder. Im selben Jahre ward U. von treulosen Freunden hinterlistig gefangen auf seiner Frauenburg (bei Murau) und diese ausgeraubt. Über ein Jahr daselbst schmählich in Ketten gehalten, dichtete er manches schöne und tiefe Lied der Liebe, bis ihn sein Freund, Graf Meinhard III. von Görz erlöste. Noch einmal trat er dann als Haupt der patriotisch gesinnten Partei auf, und zog mit seinem neuen Herrn Ottokar von Böhmen und mit seinem Freunde, dem Minnesinger Herrand von Wildonie (s. d.) 1267 gen Preußen. Beide wurden von dem argwöhnischen Könige als verdächtig ergriffen (1268) und gefangen gehalten, bis sich U. durch Abtretung zweier Burgen loskaufte. Als 1269 Filipp, der Patriarch von Aquileja, das Land beunruhigte, ergriff Ulrich

zum letzten Male das Schwert, und erstieg mit stürmender Hand die Hauptstadt Laibach. Von nun an schweigt die Geschichte von seinen Thaten. Er erscheint bis 1274 noch in Urkunden, und starb höchst wahrscheinlich im J. 1276 und wurde zu Seckau begraben. U. beschreibt sein ganzes Leben (von 1211—1255), alle seine Minne- und Ritterabenteuer in dichterischem Gewande in einem zwar weitschweifigen aber sinnigen Roman: »**der Frauendienst**« (in 18882 Versen), den er nach 1246 schrieb, und 1255 vollendete. Zwei Jahre darauf dichtete er »**das Frauenbuch oder Ytwitz**« (bei Bergmann in 2132, bei Lachmann in 2092 Versen) als Fortsetzung zu dem ersteren. Der Ytwitz (d. i. Vorwurf, Verweis) schildert zugleich das Kampfgespräch eines Ritters mit einer Dame, die Sittenlosigkeit so vieler Herren und Frauen beklagend, worauf endlich Ulrich selbst als Schiedsrichter erscheint, und zu Gunsten der Frauen seinen Ausspruch thut. Beide Werke zusammen machen eines der merkwürdigsten und vollständigsten Gemälde des gesammten höfischen, sittlichen, minniglichen und abenteuerlichen Ritterlebens, wie es zu jener Zeit Mode war, mit Einflechtung mannigfaltiger Minnegedichte und fantastischer Erneuerung der alten Ritterdichtung. Sie führen uns in die Entstehung und Beziehung des Minnesangs ein, indem wir erst die Situation, sodann das aus ihr sich entwickelnde Lied erblicken, geben, neben der Zeit und der Beziehung derselben, auch manche merkwürdige Kunde über diese seine ritterliche Dicht- und Gesangskunst, deren Art, Weise und eigenthümliche Benennungen, und stellen vorzugsweise den abgötterischen Dienst der Frauenverehrung jener Zeit anschaulichst dar. Sie sind sehr geschickt und mit der allernaivsten Unbefangenheit in poetischer Form geschrieben und verweben in sich zahlreiche Tanz-, Mai-, Minne-, Winterlieder und Leiche, deren Veranlassung zugleich erzählt wird und sogenannte Büchlein, d. h. Liebesbriefe, wie wir solche aus jener Zeit noch viele übrig haben. Seine Sprache ist zierlich, voll Anmuth und der Versbau wohllautend und kunstreich, aber die innere Einheit von Inhalt und Form findet nicht mehr statt, trotz der zärtlichsten Sprache, dem wohlthuendsten Klange, trotz dem, daß sich bei ihm vorzüglich das erotische Leben entfaltet, fehlt die Innigkeit der Empfindung, die Energie des Gedankens, und er ist daher von dieser Seite als einer derjenigen zu betrachten, bei welchen die Abnahme des goldenen Zeitalters der Poesie am ehesten bemerkbar wird. Der »Frauendienst« Mscpt zu München; neudeutsch, prosaisch bearbeitet von L. Tieck, Berlin 1812. — Das Frauenbuch, Mscpt zu Wien (im Ambraser Heldenbuche), im Orig herausg. v. Jos. Bergmann in den Wiener Jahrb. der Lit. 1840—1841. Bd. 92 und 93. Ulrichs von L. Werke in der Originalsprache (**Vrouwen Dienst** und **Vrouwen Buoch der Ytwitz**) mit Anmerkungen von Th. v. Karajan, herausgeg. von K. Lachmann, Berlin, 1841. Minnelieder hieraus in H. M. Nr. 77.

Zachäus von Himmelberg, vor 1228—1239, aus Kärnthen bei Feldkirch. Ulrich von Liechtenstein, welcher mit diesem Ritter, als Mönch verkleidet, auf seinem Zuge als Fraw Venus 1228 zu Feldkirchen kämpfte, erwähnt desselben als eines durch seine Gesänge weit und breit bekannten Dichters, dessen Lieder man überall singe. Diese sind leider jetzt alle spurlos verloren, und nur der Dichter kommt noch einmal in einer Urkunde v. J. 1239 vor.

Gottfried von Dotzenbach, vor 1228. Hatte seine Burg Totzenbach in Österreich o. d. W. W. bei Perschling, sein Geschlecht starb 1240 aus. Auch von ihm ist blos der Name durch Ulrich von Liechtenstein bekannt. Dieser preist ihn bei Gelegenheit eines Zweikampfes mit ihm zu Korneuburg (1228) als Minnesinger, der um »Umfang der Frauen« warb und viele gute Lieder von ihnen verfertigte.

Heinrich von Morungen, um 1225. Es ist noch nicht erforscht, zu welchem edlen Geschlechte dieser Sänger gehört. Moringen gibt es an der Donau (zu Tutlingen und bei Ingolstadt), bei Augsburg und auch in der Schweiz und Österreich. Sein Wappenschild sind drei goldene Halbmonde im hellblauen Felde. Auch seine Lieder gewähren keine geschichtliche Beziehung, bewahren uns aber die zwar einfache und namenlose Liebesgeschichte des ritterlichen Minnesingers und zeugen desto gewisser durch sich selber, wie für die Trefflichkeit, so für das Alter des Dichters, welcher demnach der ersten Hälfte des 13. Jahrh. angehören muß. Sie haben alle Eigenschaften dieser frühen Zeit, und zeichnen sich besonders durch eigenthümliche Lebhaftigkeit so wie Sinnigkeit und Fülle von neuen Bildern so aus, daß Gervinus diesen Dichter als denjenigen bezeichnen möchte, der im Allgemeinen die Sänger dieser Zeit am würdigsten verträte, und daß sein Minnesang voll der geheimsten Züge der Wahrheit, jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspräche, die nur künstlich von Petrark übertroffen sei, bei dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging. Aus der Ursache, daß M's Lieder gerade in Unterösterreich noch bis Ende des 13. Jahrh. sehr beliebt waren, wie denn namentlich Seifried Helbling seine minniglichen Scheidelieder bei Aufzählung mehrerer österr. Dichter bedeutsam hervorhebt, könnte man schließen, daß sich M. in Österreich, vielleicht am Wienerhof aufhielt, obgleich seine Sprache niederdeutsche Spuren verräth, was aber auch der spätere Abschreiber verursachen konnte. Wir besitzen von ihm 34 Gedichte, von denen sich einige auf andere noch nicht vorgefundene beziehen; ihre Weisen sind dem mannigfaltigen Inhalt gemäß manchmal daktilisch hüpfend, meist trochäisch, in gewöhnlichen drei oder fünf Strofen. H. M. 34.

Hartwig von Raute, um 1225, Ritter aus Österreich oder Salzburg (in Urkunden dieser Länder kommen Raute oder Reut vor. Ein Flecken Reute ist auch in Tirol) zog entweder mit Leopold dem Glorreichen 1217, oder mit Kaiser Friedrich 1228 nach Palästina. Von seinen Dichtungen erhielten sich nur drei Minnelieder, lebhaft in älterer Art. H. M. 79.

Christian von Hamle, um 1225, ein ganz unbekannter Edler. Sein Wappen in der M. S. ist ganz ähnlich dem Leutolds v. Sewen (s. d.). Er gehört ohne Zweifel Süddeutschland an, wie Sprache und Inhalt seiner sechs Lieder bezeugen, und so wenig wir von ihm wissen, so gewiß ist er einer der trefflichsten und eigenthümlichsten Minnesinger durch Innigkeit, Anmuth und Neuheit der Bilder oder Wendungen. H. M. 31.

Dietmar der Sezzer, um 1225. Nach Hagen wahrscheinlich aus dem österr. ritterlichen Geschlechte der Sazzer, Sasser (jetzt Soß bei Baden). Vier künstlich gebaute Spruchgedichte in lebendiger Darstellung, die mehr den Dichter von Fach zeigen. H. M. 112.

Von Sunecke, um 1227, aus Sunek, jetzt Sonneck, Burg in Kärnthen an der Drau. Der Dichter ist wahrscheinlich jener Conrad v. Suneck, mit dem Ulrich v. Liechtenstein 1226 beim Turnei zu Friesach 13 Speere verstach. Seine drei Lieder haben keine historische Beziehung, besingen bei allgemeiner Sommerfreude die Schönheit seiner Geliebten und klagen über ihre Härte und über die Späher. H. M. 67.

Der Burggraf von Lüenz, um 1227—1245. Aus dem alten Burggrafengeschlechte von Lienz in Tirol (s. ü. d. d. tirol. Ztschrft. d. Ferd. 1846), dessen Veste an der Drau nach dem Absterben desselben an die Grafen von Görz kam. Der Dichter ist wohl jener Heinrich v. L., welcher häufig in tirolischen Urkunden jener Zeit vorkommt, und der auch in Liechtensteins »Frauendienst« beim Turnei zu Friesach 1228 gerühmt wird. Er mochte am Kreuzzuge Kaiser Friedrich II. (1228) Theil genommen haben. Von ihm sind übrig: zwei Tag- oder Wächterlieder (von denen sich eines von den meisten dieser Gattung durch die Vorzählung unterscheidet, wie der Wächter gewonnen wird, und den Ritter einläßt) und ein Kreuz- oder Abschiedslied an die Freunde, vor der Fahrt zum heil. Grabe. Seine Sprache zeigt auch tirolische Örtlichkeit. H. M. 40.

Von Stammheim, um 1230. Seine Heimat ist nicht mit v. Hagen im Thurgau zu suchen, zu dem auch sein Wappen, ein Hahn im goldenen Felde, nicht stimmt. Seine Stelle im Pariser Codex vor bairischen und österr. Dichtern weist ihn ebenfalls diesen Gegenden zu, wo wir überhaupt die Nachahmer Nithart's zunächst zu suchen haben. Wirklich kommt auch ein Adalbert de Stamiheim in Göttweiher

Urkunden (M. B. 29, 2, 61.) Luipold et frater eus Adalb. de Stammheim in einer Urkunde aus Lorch 1147 vor (M. B. 28, 2, 108; 7, 462). Stamheim wird in unserer Gegend schon seit dem 8. Jahrh. erwähnt. — Cunradus canonicus de Stameheim in einer Passauer Urkunde vom Jahr 1194 (M. B. 28, 2, 263). Von ihm hat sich nur ein Minnelied an seine gepriesene Bela erhalten (H. M. Nr. 88). Es ist gebildet in Sprache und Reim, und wahrscheinlich auf einer Kreuzfahrt gesungen.

Der Dürner, um 1230. Entweder aus dem Rittergeschlechte von Turn in der steiermarkischen Grafschaft Cilli oder aus dem bairischen Geschlechte. Von diesem Sänger hat sich nur ein Minnelied in fünf Strofen erhalten, rein oberdeutsch, ganz minniglichen Inhalts. H. M. 131.

Rubin, um 1230, aus dem Geschlechte der Altedlen von Rubin, deren Burg Rubein noch in Tirol (Obermais) steht. Wahrscheinlich ein Sänger von Beruf, der auch in Österreich heimisch ist, und hier den Tod Reinmar's, Walther's, Stolle's (in Wien) und Nithart's beklagt, sich aber mit dem lebenden Bruder Wernher noch tröstet; er zeigt sich als Anhänger der Kreuzzüge, sah mit einem auch das heil. Land, und fordert, wahrscheinlich schon 1217, zur Kreuzfahrt auf, um das Grab des Heilands aus den Händen der Barbaren zu retten, alle scheltend, welche bei Gut und Kraft daheim bleiben. Rubin, welcher viele Ähnlichkeit mit dem in aller Hinsicht nahen tirolischen Dichter Walther v. Metz hat, gehört zu den namhafteren Minnesingern, und hat gewiß mehr gesungen als wir von ihm besitzen, was zum Theil nur Liederanfänge sind. Sprache, Darstellung und Weisen seiner drei oder fünf strofigen Kreuz- und Minnelieder beurkunden einen gemüthlichen und gewandten Dichter, obgleich er manchmal einförmig und breit wird. Die Reime seiner 23 Gedichte oder 77 Strofen sind wohlklingend. H. M. 54. Sein Eigenthum ist wahrscheinlich auch das in H. M. 129 unter dem Namen Rubin und Rüdiger stehende dreistrofige Osterlied, das alt und einfach klingt. Rubins Tod beklagen Marner und Brennberger (um 1276).

Der Kol von Neunzen, um 1230. Nach v. Hagen wahrscheinlich aus Neunzen oder Neizen bei Zwettl in Österreich, zu dem auch die ganze Umgebung des Dichters stimmt. Er mag ritterlicher Dienstmann dieses Cisterzienserstifts gewesen sein. Von ihm erhielten sich nur drei Minnelieder oder neun Strofen H. M. 130.

König Wenzel von Böhmen. Es ist noch unerforscht ob der I. oder der II. dieses Namens unser Minnesinger ist. Ein Ungenannter aus Wien bewies in Gottsched's Büchersaal I., daß Wenzl I. (1230—1253) der Dichter sei, so meinen auch Adelung, Koch, Löhnert

in Prag (in Meißner's Apollo 1794, Dezbr.), auch Müller, Dobrowsky, J. Meinert und Hanka. Für Wenzel II. (1270—1305) stimmen Biester, Bodmer und v. Hagen. Docen schwankt zwischen beiden. Es wird auch vielleicht nie ausgemittelt werden können wer von beiden der Minnesinger sei, da hinlängliche Zeugnisse hierüber fehlen und beide sich als Gönner des Minnesangs zeigen. W's. drei Minnelieder (H. M. 4), von denen eines dialogisch gehalten ist, sind anmuthig und zärtlich. Das erste Lied hat sich auch böhmisch gefunden (Ausg. von W. Hanka in Bd. V. der altböhm. Ged. Prag 1817—23). Wenzel II. (?) soll auch in böhmischer Sprache gedichtet und einige seiner Lieder Ludwig v. Medlitz (s. d.) ins Deutsche übersetzt haben.

Rudolf von Hohenems oder Ems, um 1230—1254, aus dem Geschlechte der Ritter, später Freiherren dann Grafen (seit dem 16. Jahrh.) von Hohenems, deren gleichnamige Grafschaft und Stammburg im Vorarlberger Kreise Tirols liegt, und seit dem Aussterben der Familie (1759) an die Grafen von Harrach überging. Rudolf war erst ritterlicher Dienstmann der Herren von Montfort (Starkenberg) in Vorarlberg, dann Schreiber des Landgrafen Heinrich von Thüringen (Raspe), und wird daher auch Rudolf der Schreiber und Rudolf von Montfort genannt. In den Künsten des Friedens und des Krieges wohl erfahren, schloß er sich in den letzteren Jahren seines Lebens an die Hohenstaufen an, machte mit Kaiser Konrad IV., der ihm seine und des Reiches Geschäfte in der Lombardei vertraute, 1251 den Kriegszug nach Italien, war bei der Einnahme von Florenz zugegen, und starb auch in Italien, wahrscheinlich im Schlachtgetümmel 1254. Er scheint, wie aus seinen Werken erhellt, viel mit deutschen zeitgenossen Dichtern Umgang gepflogen zu haben, und zählt mehrere seiner Freunde unter ihnen auf, wie er überhaupt dem Literarhistoriker sehr werthvoll bleibt, da er mehr alte Dichternamen und Werke aufführt, als irgend ein anderer, und durch seine Kritiken über deutsche Dichter in seiner Alexandreis und in Wilhelm, als erster und ältester Kritiker Deutschlands erscheint. Aus letzterem Werke ergibt sich auch, daß alle berühmteren bekannten Dichter bis zum Stricker, nebst mehrern andern zu ihrer Zeit angesehenen, deren Werke aber größtentheils untergegangen zu sein scheinen, um 1242 schon verstorben waren. Zu R's Freunden oder Bekannten gehören die Minnesinger Konrad Flecke, Albrecht von Kemenaten, Gottfried von Hohenlohe (sonst unbekannt), Heinrich von Linowe (der Wallere), Ulrich von Türheim, Vasolt, Meister Hesse von Straßburg und Herr Wetzel (die 3 letzten Rudolfs kritische Freunde, sonst unbekannt) ꝛc. Rudolf gehört unter die fruchtbarsten Dichter dieser Periode, sein Auftreten seit ungefähr 1230 ist in

einer Zeit, wo die innere Bedeutung der uralten Volksdichtung und ihre vielgestaltige Seelenwanderung vom Urlande im Morgen bis an die äußersten Enden des Abendlandes die geschichtliche Darstellung Gottfrieds von Straßburg, Conrads von Würzburg u. A. erheischt, und geltend gemacht hatte, wo diese Muster eine Menge Nachfolger erwirkt hatten. Jedes sinnbegabte Gemüth brachte in diesem mehr als man glaubt gebildeten Zeitalter, der Liebe und Kunst Opfer dar; tausend Minnegesänge ertönten, jeder Held der alten und neuen Zeit wurde in einem Abenteuer verherrlicht. In der Zeit dieser Nachahmer ragt R. als trefflicher, in sich abgeschlossener Dichter, weit hervor; mehr ein heiliges inniges Gefühl, welches in religiösen Dingen, wie in der Liebe, in der Schönheit der Natur, in Thaten und Handlungen, mit gleicher Wärme überall den Gegenstand umfaßt. Sein kunstbegabter, durch Studium der Filosofie und lateinische Schriftsteller gebildeter Sinn ist stets geschäftig die mannigfaltigen Bilder und Erscheinungen der Natur in einer ergreifenden Lieblichkeit und Harmonie zurück zu geben. Da diese Anmuth mit Ruhe, Größe und Festigkeit seines Geistes gepaart, vermöge welcher Umschlingung überall die Rede und selbst der Gang des Verses eine so ernste, milde Würde umschwebt, so hat ihn Docen den Pythagoras unter den alten deutschen Dichtern genannt. Anderseits ist er wieder ein weibliches Genie zu nennen, insoferne man an ihm nicht gerade Produktivität, aber desto mehr Fähigkeit bemerkt ein Gegebenes geschickt und bis zum größten Scheine der Selbständigkeit nachzubilden. Die Minnelieder dieses Sängers, von denen leider nur drei auf uns kamen, sind wohl dessen erste Produkte, er dichtete sie als Jüngling; sie stimmen in aller Art zu seinen größeren Werken, und zeichnen sich wie diese durch blühende wohltönende Sprache, Klarheit und Lieblichkeit des Ausdrucks aus. Seine Epen, deren er mehr als irgend ein anderer verfaßt hat, sind in chronologischer Reihe ihrer Entstehung folgende: 1) **Der gute Gerhard,** eine Legende weltlicher Form (vorher unter dem Namen **Otto der Rothe** bekannt), nach 1229 in 6928 Versen gedichtet, erzählt mit besonderer Gutmüthlichkeit und Natürlichkeit die Geschichte Kaisers Otto des Rothen (II.) und eines frommen Kaufmannes zu Köln, des guten Gerhard. Kaiser Otto wird auf Bitten zu Gott um den Lohn seines tugendhaften Lebens durch eine himmlische Stimme auf den guten Gerhard verwiesen, der ohne allen Eigennutz und Ruhmsucht stets in höchster Frömmigkeit lebte. Otto zieht hin gen Köln, diesen schlichten Mann, der ihn so weit übertreffe, selbst zu sehen. Er überzeugt sich hiervon und wünscht die Geschichte Gerhards aus dessen eigenem Munde zu erfahren. Dieser beginnt nun seine Erlebnisse und mancherlei verhängnißvollen Schicksale in einer, mit allem Schmuck ritterlicher Poesie ausgestatteten Erzählung, die zugleich ein

wahres Muster einfacher, anspruchsloser Bescheidenheit ist, darzustellen. Es ist nach lateinischer Vorlage gearbeitet. Zwei k. k. Mscpte davon a. d. 14. u. 15. Jahrh. zu Wien, Ausg. von M. Haupt, Lpzg. 1840. Berichtigungen dazu in Th. Haupt's Ztschrft. 1841. 2) **Barlaam und Josafat,** eine große Legende, die als Muster der ausführlichen theoretischen Legendenerzählung dienen kann, dichtete R. um 1240 auf Geheiß des Cisterzienserabts Guido von Kappel, zur guten Lehre und Besserung der Christenheit. Er benützte hiezu das gleichnamige Werk, welches Johann von Damascus († 790) aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte. Rudolf's Legende spiegelt an sich selbst den mönchischen und dialektischen Geist der byzantinischen Kirche ab, indem ihr Inhalt nichts anderes als die vollständige Apologie der christlichen Religion in ihrem Verhältniß zu den anderen Religionen ist. Sie enthält eine Reihe bedeutsamer Gleichnisse von echt morgenländischem Gepräge und zeigt, daß R. mit großer Freiheit seinen Stoff behandelt und sinnvoll entwickelt hat. Mit Recht rügt Gervinus an ihr eine größere Breite und ein künstliches gezwungenes Bestreben alles Dagewesene zu überbieten. Barlaam, schon im Greisenalter, verläßt auf höhere Weisung seine stille Wüste, um Josafat, den einzigen Sohn des mächtigen Indierkönigs und grausamen Christenverfolgers Avenier für die christliche Lehre zu gewinnen, was ihm endlich nach tausend Verfolgungen seiner selbst und seines mit rührender Liebe ihm anhangenden Zöglings, den man in eine Burg gesperrt, um ihn ja sicher vor dem Christenthum zu wissen, so gelingt, daß auch der harte heidnische König und sein ganzes Land dem Christenglauben huldigen Josafat legt nach dem Tode seines Vaters, der ihn zum Mitregenten hatte, die Krone nieder und wird Einsiedler in der Wüste, wo er Barlaam wieder findet, stirbt, und Wunder geschehen an seinem Grabe. Mscpte zu Wien (14. Jahrh.), Straßburg, Ulm, München ꝛc. Ausg. von Köpke, Königsb. 1818. Neue Aufl. Lpzg. 1838; von Pfeiffer, Lpzg. 1843. In Prosa aufgelöst erscheint sie als ein sehr beliebtes Volksbuch schon in den ältesten Drucken (z. B. Augsb. 1470; 1477 ꝛc.). Zwischen diesen beiden Werken dichtete er noch Anderes, denn er sagt, daß er den Barlaam, der nicht von Ritterschaft, Minne, Abenteuer und Sommerwonne handle, zugleich zur Buße dafür dichte, daß er in seinem Leben bisher so viel gelogen und die Leute mit trüglichen Lehren getäuscht habe. Doch besitzen wir nichts von allen diesen Dichtungen, denn sein Rittergedicht von Wilhelm ist noch später als das von Alexander, in welchen beiden er seines Barlaam gedenkt. In die Reihe zwischen Barlaam und dem Alexander stellt sich 3) ein in letzterem erwähntes Werk von der Bekehrung des **heil. Eustachius** von dem sich erst jüngstens ein Bruchstück (247 Verse)

vorfand, welches K. Roth sowohl in Mone's Anzeiger 1837, als auch in seinen Sprachdenkmalen (München 1840) herausgegeben und wahrscheinlich auch andere Legenden Rudolfs, als: von der heil. Theodora (Bruchstück von 158 Versen) Eufrosine und Smaragd, des heil. Antonius ꝛc., welche man bisher gar nicht kannte und die auch Roth auffand und in dem angegebenen Buche herausgab. 4) **Die Alexandreis,** ein Heldengedicht von den wunderbaren Abenteuern Alexanders des Großen, in sechs Büchern, ist ebenfalls nach einer lateinischen Übersetzung des Griechischen des Pseudo-Kallisthenes gearbeitet. Sie ist wohl von weit größerem Umfange als die des Pfaffen Lamprecht, aber für unsere Zeit mehr nur durch die gebildete Darstellung wichtig, so bedeutend sie auch ihrer Zeit durch die Kenntniß des Inhalts war. Dies Werk ist noch ungedruckt, Mscpt zu München; Proben in Docen Misc. II., v. Hagen Minnes. IV.; vollständig soll es in der Quedlinb. Bibl. der deutschen Nationalliteratur erscheinen. So wie auch dies Werk in der Manier von Gottfrieds v. Straßburg »Tristan« gedichtet ist, so tritt das Vorbild dieses Meisters, den Rudolf als die höchste Vollendung der Kunst ansah, am entschiedensten hervor 5.) in dem Ritter- und Minnegedichte **Wilhelm und Amelie** oder **Wilhelm von Orlens** (nicht, wie immer fälschlich übersetzt wird: von Orleans, sondern von Dourlens in der Picardie). Es ist nach italischer Urkunde frei verdeutscht (wie R. überhaupt immer nur die Idee des ausl. Originals nimmt) und läßt die Geschichte Wilhelms des Eroberers, die Geschicke und Fahrten dieses Herrn der Abenteuer durchblicken. Es beginnt mit Wilhelm und hört mit Gottfried v. Bouillon auf, sein Stoff fällt daher in die Zeit von 1060 bis 1100. Die normännische und niederländische (flandrische und brabantische) Fürstensage ist rein aufgenommen, vieles auch wirklich hinzugedichtet, daher die Geschichte sehr verdorben und zum wirklichen Roman geworden. Merkwürdig ist das Schicksal, welches dieses Epos in neuester Zeit genoß, indem es von Docen (der es in seiner »Rhodonia« herausgeben wollte) zu einem der schönsten Denkmäler der altdeutschen Poesie, wie selbst das klassische Alterthum in der ihm eigenen Vollendung nichts Ähnliches aufzuweisen habe, bis zu den Sternen erhoben, von Gervinus aber zu einem prosaischen, unreifen und matten Gereime, das nur manchmal Gottfrieds zierliche Diktion erreiche, herabgewürdigt worden ist. Es gehört aber unstreitbar, bei mancherlei Eigenthümlichkeit der Bearbeitung zu Rudolfs besseren Werken, das bei so mannigfaltiger, lebhafter Dichtung, wozu der Stoff besonders reizte, den innigen Sinn und das umsichtig erworbene Geschick Rudolfs vornehmlich entfaltet; weshalb auch dieser Roman, welcher von allen bisherigen Werken Rudolfs am meisten beliebt gewesen, sich bis

Ende des 15. Jahrh. in vielen Mscpten erhalten hat. Umriß des Inhalts: Wilhelm v. Orlens, ein reicher Fürst in Frankreich, dessen König sein Schwestersohn, fiel in einem Streite mit seinem Nachbar, Herzog Jochfriet von Brabant. Dieser nahm, da er keine Kinder hatte, jenes Sohn, unseren Wilhelm, zu sich, und bestimmte ihn zu seinem Nachfolger. Sorgfältig in Minne- und Lanzendienst und allen Ritterkünsten erzogen, begibt sich W. zum König von England und verliebt sich in dessen Tochter Amelie (höchst naive Schilderung dieser Liebe). Nach mancherlei ritterlichen Kämpfen und abenteuerlichen Zügen bekommt er sie zur Gemalin. Er wird Vater zweier Söhne, Wilhelm und Jochfrit (Gottfried), jenem gibt er England, diesem die Normandie und Brabant. — Der Dichter läßt hier im ritterlichen Tummel auch das bürgerliche Leben erscheinen, was offenbar mit der Quelle dieses Gedichts zusammenhängt, die in Flandern oder Brabant zu suchen ist, wo der ritterlichen Poesie stets eben so gut das Spießbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologischen Gemälden des Rubens, das Karrikaturgemälde der niederländischen Kunst. Es ist noch ungedruckt, Mscpte zu Wien (k. k. Bibl. 14. Jahrh.), Weingarten, München, Cassel, Haag (angegeb. und zergliedert in Haupt's Ztschrft. für deutsches Alterth. I.; 1841), Fragmente gedruckt in Meißner's Apollo, 1796 (und den Titel K. J. Rauscheck: Wilhelm v. Brabant, Fragment eines epischen Gedichts R. v. Montfort's, entdeckt in der Bibl. des Cisterzienserklosters Strachow zu Prag); in Gräter's Bragur IV. (die ersten 449 Verse), in Casperon's Willehalm (von W. v. Eschenbach), Cassel 1782; Docen Misc. II.; Graff's Diutisca II.; Mone's Anzeiger 1835 und 1839. Hagen Minnes. IV.; Wackernagel's Leseb. Eine vollständige Ausgabe wird nächstens von F. Pfeiffer erscheinen. Am meisten verbreitet war aber 6) Rudolfs letztes und größtes Werk, dessen Vollendung er nicht mehr erlebte, **die Weltchronik.** Diese gereimte Bibel, oder wie spätere Mscpte es nennen: »**Bibel und Chronik,**« hat sich durch zwei Jahrhunderte einer solchen Theilnahme zu erfreuen gehabt, wie mit Ausnahme des Freidank und des späteren Renner keine andere Dichtung des 13. Jahrh. Seine Beliebtheit entsprach der festbegründeten christlichen Weltanschauung seiner Zeitgenossen, welche wieder durch dasselbe näher bestimmt und erleuchtet wurde. Die Geschichte der Offenbarung, in der man den eigentlichen Kern und Leitfaden der Geschichte des menschlichen Geschlechts erkannte, führte Rudolf damit zuerst in die deutsche Laienwelt und machte diese anschaulich und lebendig. Zugleich ist sein Werk das erste, und weit hinaus das einzige, welches dem Stande der Ungelehrten die Geschichte des alten Testaments im vollständigsten Zusammenhange mittheilte, ja die gesammte Kunde des alten Testaments,

welche bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitze der weltlichen Stände war, ist einzig und allein aus Rudolfs Buche geflossen, wie denn die zahlreichen noch vorhandenen Bibelbearbeitungen jenes Zeitraums nichts anders sind als Umarbeitungen des Gedichts. Obgleich der Ton der Dichtung gefällig, anmuthig und einfach, oft für die Größe der dargestellten Gegenstände zu gefällig und höfisch klingt, besitzt sie doch keinen großen poetischen Werth, was auch bei der Fülle des Stoffes nicht möglich ist, aber sie nimmt doch immer eine achtungswerthe Stelle in der Geschichte der Historiografie, eine sehr bedeutende aber in der Geschichte der deutschen Theologie ein. Wie in seinen früheren Werken so zeigt sich R. auch hier als frommer, bescheidener Mann, der seinen Kräften mißtraut und sowohl gegen den Lug und Trug der weltlichen Aventüren überhaupt als auch besonders um seine eigenen Sünden dadurch zu büßen und gut zu machen fleißige Bearbeitung wahrer (biblischer und historischer) Geschichten unternimmt. Erst in neuester Zeit erhielten wir gehörigen Aufschluß über R's Weltchronik durch Vilmar, welcher in seiner Abhandlung »die zwei Rezensionen und die Handschriftfamilien der Weltchronik des Rudolf v. Ems, mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen« (Marburg 1839) kenntnißvoll darlegte, daß zwei ganz verschiedene Bearbeitungen dieses Werkes auf uns gekommen, deren Abweichungen sich nicht blos auf den Prolog, sondern auch auf die fünf Bücher Mosis, das Buch Josua und wenigstens einen Theil des Buchs der Richter erstrecken. Die vier Bücher der Könige sind nur in einer Recension vorhanden. Die ältere Recension, welche Rudolf angehört, umfaßt die Bücher des alten Testaments bis auf Salomo's Tod, oder, die älteste Fortsetzung mitgerechnet, bis in das vierte (zweite) Buch der Könige; die jüngere, Pseudo-Rudolfische Recension nur den Pentateuch, das Buch Josua und das Buch der Richter, von letzterem nur einen geringen Theil. Beide Werke wurden wahrscheinlich schon im 13. Jahrh. mit einander verbunden und theilweise vermengt. Da Rudolfs Werk dem Kaiser Conrad IV., das jüngere aber dem Landgrafen Heinrich v. Thüringen gewidmet war, so wurde der seltsame Mißstand herbeigeführt, daß eine Reihe von Mscpten in der Einleitung den Landgrafen Heinrich, in dem Buche der Könige aber den Kaiser Conrad anführen. Die Quelle Rudolfs war die Bibel selbst und nächst dieser der Petrus Comestor so wie in einigen Stellen der Gottfried Viterbo und Solinus. Es scheint, daß Rudolfs Werk einem am thüringischen Hofe lebenden Dichter, vielleicht einem Geistlichen, wahrscheinlich einem Landesgenossen Rudolfs — wie Vilmar in obgedachter Abhandlung sagt — die Veranlassung zu einem ähnlichen Werke gab, in welchem er die Gelehrsamkeit seiner Zeit, besonders die filosofisch-theologische, die er bei

Rudolf vermißte, anbrachte, übrigens aber R. nachzuahmen sich bestrebte. Und diese fand bei der immer mehr und mehr gelehrt und geschmacklos werdenden Welt noch größeren Beifall. Die Mscpte zerfallen nach Vilmar in vier Classen oder Bearbeitungen und endlich in die fünfte von Heinrich v. München, welcher um 1310 die ganze Chronik bis Karl den Großen und seine zwölf Pairs fortsetzte und mehrere Einschiebungen aus Ennenkels Weltchronik veranstaltete. Handschriften: I.) des Rudolfischen Werks, mit der Widmung an Conrad IV., zu Heidelberg (Cod. pal. 327), München (Cod. germ. 578), Wallerstein, Ulm, Straßburg, Fulda, Weimar, Stuttgart, Wien (Denis Cat. II. 238, Mscpt 14. Jahrh. 145 Blätter. 4. vid. Graff Diut. III, 184; sie hat den Titel: **Hie hebet sich di bibel an, di beste, di man in devschen landen vinden kan**). II.) Mscpte der jüngeren Recension ohne Anreihung des zweiten Theils Rudolfs, und der Widmung an den Landgrafen, zu Gotha, Paris, Leipzig, Wolfenbüttel, München (279. Proben in Docen's Misc. II. und Aretin's Beitr. VII.) Muri. III.) Ältere Recensionen mit der Einleitung der Jüngeren, zu Heidelberg, Kolmar, Wolfenb., Cassel, Stuttg., Rheinau, Nürnb. Die Ausg. von G. Schütze (und der Titel: Die historischen Bücher des alten Testaments. Hamburg 1779—81. 2 Bde.) ist nach Hamburg. Mscpt des 15. Jahrh. und die Anreihung des zweiten Theils der älteren Recenston an die vollständige jüngere. Die Mscpte zu Linz (früher im Kloster Gleink), das zu Kremsmünster (beide 14. Jahrh.) und das in der k. k. Bibl. zu Wien (Denis I. 136) u. A. sind sämmtlich die jüngeren Recensionen mit willkürlicher Beimischung aus der älteren, mit Zusätzen aus Ennenkl und mit der Fortsetzung der weltlichen Geschichte bis in den neuen Bund durch Heinrich v. München. Diese zählen oft über 100,000 Verse. Vilmar führt 42 Mscpte der Weltchronik an*); vollständig ausgeg. soll sie in der Quedlinb. Bibl. d. Nat. Lit. werden. — Ein siebentes Werk Rudolfs ist das epische Gedicht **vom Trojanerkriege,** das sich bis jetzt noch nicht aufgefunden hat und dessen Existenz blos nur aus der Tradition bekannt ist (vide Vilmars Recension über R's. Weltchronik, S. 10, und Lachmann's Auswahl IV.). Die Zeit seiner Entstehung ist unbekannt. Rudolf zeigt sich übrigens in seinen Epen auch als guter lyrischer Dichter, der in diesem Fache manches Treffliche geleistet haben mag. Die Leiche, welche R. in seiner Weltchronik dem Harfenspiele Davids zuschreibt, bezeichnen eben nur diese eigenthümliche deutsche Dichtart, die in seiner Zeit und Gegend sehr beliebt war, obgleich wir von ihm selber nichts davon

---

*) Auch zu Nikolsburg in Mähren befindet sich ein Mscpt.

haben. Eben so sind im Wilhelm die Kriegsgesänge, womit die Brabanter in die Schlacht ziehen und die Lobgesänge, womit Kaiser Otto (im guten Gerhard) zu Köln von fahrenden Sängern empfangen wird, so wie Wilhelm in England mit Singen, Sagen und Saitenspiel zum Tanz und Buhurt nicht blos aus der wälschen Urkunde übersetzt, sondern zugleich lebendig und deutsch. Endlich ist noch anzuführen die Vermuthung Einiger, daß Rudolf Verfasser des Seite 193 besprochenen alten Passionals sei, so wie K. Roth's Behauptung, daß das Nibelungenlied ihm angehöre. Dieser sagt in der Einleitung zu seinen deutschen Predigten des 12. und 13. Jahrh. (Quedlinb. 1839): »Bei der Beschäftigung mit den Gedichten Rudolfs von Hohenems hat sich unabweislich die Ansicht bei mir gebildet, daß kein anderer als eben Rudolf v. Ems das schöne Nibelungenlied, wie es jetzt vorliegt, dichtete; auf seiner Stammburg zu Hohenems wurden bekanntlich auch die beiden ältesten Mscpte des Liedes (vielleicht von ihm selbst geschrieben) bis ins 19. Jahrh. verwahrt (jetzt im Besitze Laßberg's und zu München). Aber Rudolf schämte sich dieser namenlos herausgegebenen Jugendarbeit in späteren Jahren wegen ihres lügenhaften Inhalts und suchte das Vergehen durch religiöse Gedichte wieder gut zu machen. Sein Verschwinden auf deutschem Boden und sein Tod in Wälschland trugen dazu bei, das über seinem Werke schwebende Dunkel dauernd zu machen.

Heinrich von Turlin. Wohl nicht, wie Einige meinen, in Oberösterreich oder (nach Wackernagl und Lachmann) in Steiermark zu Hause, sondern in Kärnthen. Die alte Stadt St. Veit in Kärnthen, zugleich lange her die herzogliche Residenz, welche Herzog Meinhard 1271 zur Hauptstadt Kärnthens erhob, hatte eine Burg und Befestigung im Viereck, darin 4 Thore und ein Thürlein waren. Von letzterem her datirt sich wohl der Name der kärnthnerischen Edlen von Turlin, von denen ein Konrad von Turlin von St. Veit in Urkunden von 1268 bis 1283 vorkommt. Dieser war auch unter den Verschwornen, welche 1292 des Herzogs Sohn Ludwig in St. Veit überfielen und wegführten, welche Begebenheit Ottokar (v. Horneck) Kap. 555. 559 erzählt:

Und ein purger zu der Zeit
was gesezzen zu Sant Veit
hiez her Chunrat von dem Turlein
der und die vreunt sein ꝛc.

dann:

Man sing aber von Freiberig Chnon
und den Karlsperiger,
und den schuldigen purger
von dem Turlein Chuonrat
und wer schuldig wär an der tat

und schleifte sie an den Pferden die Berge hinab. Heinrich gehört ohne Zweifel hieher und er dürfte vielleicht derselbe sein, welcher als Heinrich v. St. Veit 1220 in einer Urkunde zu St. Veit bei einer Vergabung Herzogs Bernhard an das Kloster Göß und in einer anderen 1240 bei einer Vergabung dieses Herzogs an den Bischof von Brixen vorkommt (in Hormayr's Werken II. Nr. 23). Von seinen Lebensumständen gibt er nichts anderes kund als einmal den Wunsch, daß sein 80jähriges Weib endlich der Himmel zu sich nehmen möge, oder er dorthin führe, und sie einen Schwaben bekäme (daher nennt ihn Docen fälschlich selbst einen Schwaben). Heinrich verfertigte zwischen 1220—1240 ein großes Rittergedicht »**Aller Abenteuer Krone**« in beiläufig 36,000 Versen, welches schon Rudolf v. Ems vor 1242 in seiner Alexandreis folgends lobt:

»Aller ouenture crone
Treit ouch ir name schone
Sit die also meisterlich
So sie ir meister Heinrich
Von dem Turline hieß
Der dirre ouenture uff sties
Ein zil vber alle mere
So diese rede gewere
So lossen wir der crone
Den namen ston vil schone.«

Er bearbeitete es nach einem französischen Buche (v. Cheritien v. Troyes?) das er in Kerlingen (Frankreich) gefunden und geht darauf los, bekannte Szenen und Abenteuer aus dem Sagenkreise der Tafelrunde als Helden und Abenteurer in ein buntes Gemische zu reihen. Er preist den Wirnt v. Gravenberg, dessen mit 3 gleichen Reimen schließende Absätze er gebraucht und hat Hartman v. Aue, Reimar d. Alten zu Vorbildern, mit deren Absterben, so wie Ditmars v. Aist und Hugo's v. Salza ꝛc. er auch den alten Minnesang als ausgestorben beklagt. Obgleich von Gelehrsamkeit, wie sie zur Mitte dieses Jahrh. bei den Dichtern bemerkbar wird, noch keine Spur zu finden ist, fehlt ihm doch die Leichtigkeit, Lebendigkeit und Fülle, die er sich gerne erzwingen möchte. Wie Conrad von Würzburg freut er sich der Mythologie, der französischen Worte, der Prachtanhäufung und übertriebenen Beschreibung. Dabei ist er nicht so pathetisch ernst wie Conrad, sondern strebt zu Gottfrieds v. Straßburg Heiterkeit zurück. Sein ganzes Werk ist ein kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern als deren Mittelpunct Gawan zu betrachten ist; ein zusammengeraffter Haufe von irrenden Rittern und Abenteurern voller Übertreibungen und Extravaganzen, nach Art unserer neueren Spuck- und Geisterliteratur eines Dellarosa. Bemerkbar ist noch, daß in diesem Ge-

dichte zuerst eine bisher in diesem Zeitalter der Galanterie unbekannte Frivolität und Schlüpfrigkeit hervortritt, die an das Stärkste streift, was das Mittelalter dieser Art hervorgebracht (z. B. die Kußszene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau im Parke, die freche Schilderung von Gasozins Angriff auf die entführte Ginevra, die verfängliche Szene im Titurel ꝛc. Mscpte zu Heidelberg (13. Jahrh. circa 36,000 Verse) u. Wien (14. Jahrh. nur 12,222 V.) Fragmente gedruckt in F. Wolf's Lais ꝛc. Heidelb. 1841 (worin sich daraus die Sage vom Zauberbecher in 2204 Versen, herausg. v. K. A. Hahn, befindet), in Hoffmann's Verz. d. Wien. Handschriften. Eine vollständige Ausg. wird A. Keller veranstalten.

Der Stricker, ein fleißiger Dichter, von dem man trotz seiner Vielseitigkeit, beinahe in allen Gattungen von dichterischer Productivität nur so viel weiß, daß er ein Österreicher (wahrscheinlich in Wien heimisch) war, und zu den fahrenden Leuten, welche Hoch und Niedrig mit ihrer Sang- und Dichtkunst ergötzten, gehört haben mag. Selbst sein Name Stricker scheint ein angenommener zu sein. Seine Lebenszeit liegt nach J. Grimm schon außerhalb der Reihe des ersten Dichtergeschlechts, aber er scheint auch nicht der späteste in der zweiten zu sein. Rudolf von Ems nennt ihn in seinem Wilhelm (wohl noch vor 1250) als Zeitgenossen, J. Grimm setzt seine Hauptarbeiten in die Jahre 1230—40 und Koberstein läßt ihn vor 1250, vor der Abfassung von Rudolfs Wilhelm, schon nicht mehr am Leben sein. Der Herausgeber der kleineren Gedichte des Stricker, K. A. Hahn, hatte vor über Namen und Lebenszeit Strickers Nachricht zu geben, konnte aber darüber auch nichts besonderes auffinden. Dafür aber zählt Hahn, S. IX.—XVII. die Strickerschen Spracheigenheiten auf, was sehr wichtig ist, denn da sich Stricker in seinen kleinen Gedichten beinahe nie nennt, so wird man ihm ohne genaue Kenntniß derselben bald zu wenig, bald zu viel zuschreiben. Als Dichter von Fach mag Stricker zum Betriebe seiner Profession nicht immer gleiche Laune gehabt haben, was uns Rudolf v. Ems bemerkt, indem er im Alexander singt:

»Swenner will der Strikäre
So machet er goutin märe.«

Es scheinen aber die Erzeugnisse seiner mißlichen Laune der verdienten Vergessenheit anheim gefallen zu sein, denn wir dürfen uns nicht beklagen, mehrere derselben zu besitzen. Stricker tritt gerne lehrend, moralisirend und rügend auf, er hängt mit großer Vorliebe dem alten Ritterthume und seiner Dichtung an, und obgleich er die Freude, den belebenden Mittelpunkt jener herrlichen Zeit, dahinschwinden sieht, dennoch pre-

digt er im Sinne der alten Ritterschaft die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen, und tröstet mit dem Christenthum, gegen die irdische Freude die himmlische einzutauschen. Er fühlt sich in diesem Elemente so heimisch, daß ihm hierauf bezügliche Gedichte am besten gelingen (z. B. die »Klage,« worin er seinem Schmerze über den Verfall der guten Zucht Luft macht, und bedauert, daß die Zeit nicht mehr sei, wo in Österreich die Blüthe des Gesanges, wo alle Kunst und kunstreichen Männer zusammenströmten), verirrt er sich aber einmal in den Minnesang oder Frauenpreis, so zeigt er sich dem Gegenstande nicht gewachsen (z. B. in »Frauenehre«), obgleich er sich sonst der ritterlichen Poesie noch fest anschließt, und in seinen Fabeln selbst oft sehr naiv den Minnesinger verräth. Auffallend bei Stricker ist besonders, daß er oft über die Gebühr die klingenden Reime ohne Unterbrechung zu häufen pflegt. Wir besitzen von ihm eine ziemlich große Anzahl mehr oder minder umfangreicher Dichtungen, deren chronologische Reihefolge sich nicht ermitteln läßt. Seine Originalität zeigt er vornehmlich 1) im ergötzlichen Schwanke »**Pfaff Amis,**« dem Urbild aller Eulenspiegliaden, mit dem er eben so die höfische Erzählung in das Gebiet der Volkskomik herabführte, wie Nithart die höfische Lyrik. Es macht sich in dieser vom Volke am häufigsten gelesenen Erzählung schnurrigster Art zuerst der gesunde Menschenverstand, der Mutterwitz geltend, der später in Wigand von Theben, Neidhard, Peter Lew und zuletzt, besonders im Eulenspiegel (dem Amis zur Grundlage diente) eine so bedeutende Rolle spielt. In äußerst geschickter, launiger und witziger Darstellung läßt Stricker den Amis, einen englischen Pfaffen auftreten, welcher, wie er selbst sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich höfischen Zeiten unterbrach, wo Jugend, Freude, Treue, Ehre vor Allem ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing. Anfangs ein weiser freigebiger Mann, ward Amis seiner Tugend willen von Neidern verfolgt. Sein Bischof nimmt einen Theil seines Gutes in Anspruch, und weil Amis es verweigert, droht jener ihm seine ganze Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein ihm nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt der Bischof dem Amis jene Frage vor, worüber auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des Meeres, wie viel Tage seit Adam verflossen, wo der Mittelpunkt der Erde, wie weit der Himmel sei ꝛc., und gibt ihm auch die Aufgabe einen Esel lesen zu lehren. Amis löst alles mit Geschicklichkeit und List auf. Durch dieß aufgemuntert zieht er später, als sich sein Hausstand zerrüttete, als fahrender Abenteurer unter allerlei Gestalten, als Reliquienkrämer, Maler, Heiliger, Kaufmann, mit seinen Schalksstreichen in der ganzen Welt umher, stets bereit die Albernen zu belügen und die Einfältigen zu betrügen. Und als er 30 Jahre so zugebracht, da

bekehrte ihn Gott, daß er in ein graues Kloster ging, dessen Abt ward und reuig und seliglich starb. Ausg. dieses Schwankes in 53 Abenteuern in Mailath und Köffinger's Kolocaer Codex, Pesth 1817 und nach dem besseren Stahrenberger Mscpte in Benecke's Beiträgen II. Neudeutsch von Mailath in dessen altd. Ged. neud. Stuttg. 1819. Er wurde auch prosaisch aufgelöst als Volksbuch im Mittelalter gern und viel gelesen. 2) **Kaiser Karl** (der Große, Heilige) **oder das Rolandslied.** Diese Heldendichtung besingt hauptsächlich Karls Zug nach Spanien, die Thaten des kühnen Helden Roland und dessen Tod im Thale Ronceval durch Galeons Verrath, endlich Karls Strafgericht, und die Rache an dem Verräther. Das Gedicht, eigentlich eine Bearbeitung und Erweiterung des Werkes vom Pfaffen Conrad (um 1173) mit mehr ritterlich-spezifischem Geiste, zerlegt sich sehr verständig in 14 Kapitel, diese wieder in Abschnitte, und beschließt mit einem beschaulichen Epilog. Die Verse sind geschmeidiger und kunstreicher als die seines Vorarbeiters, die Darstellung aber nicht poetischer, sondern manchmal von ermüdender Breite und mit Wundergeschichten und Betrachtungen durchmengt. Karl, hier schon der Heilige genannt, ist der Mittelpunkt, neben ihm stehen der Erzbischof Turpin, die Helden: Roland, Olivier (dessen Ende eine herrliche und ergreifende Stelle) ꝛc., gegenüber der tückische Ganelon von Mainz, der listige Heide Plascandies und der grausame Sarazenenkönig Marsilies von Saragossa. Die Schlachten enden zwar glorreich, aber alle berühmten Helden Turpin, Roland, Olivier ꝛc. erliegen, die Feinde größtentheils auch, aber mit tiefem Schmerz ziehen die Christen nach Hause. Wie nach der Nibelungen Noth die Klage, so erscheint auch hier ein Nachgedicht, die Klage, worin die Verwandten der Gefallenen Tod betrauern und rächen. Mscpte: k. k. Bibl. Wien, (zweimal. Eines führt den Titel: »**Dis puoch ist von Chynich Karl vnd von Ruoland gemacht, wie st div heidenschaft vberhomen.**« Eines über 600 Blätter stark, worin auch Lieder vom Stricker), Kolocza, St. Gallen, Gotha, Heidelberg, im Vatikan (13. Jahrh.), Ausg. in Schilter's Thesaurus II. (dieser Text ist sehr interpolirt, wie Docen's Vergleich dessen mit einem Münchner Mscpte in Aretin's Beiträgen Bd. IX. beweist), von W. Grimm: **Roulantes Liet.** Götting. 1838. Vergl. Heyder: Vergleichung des Rolandsliedes des Pfaffen Conrad und des »Carl« vom Stricker, Frkft. 1840. Michel: La chanson de Roland. Paris, 1837. 3) **Daniel von Blumenthal,** eine abenteuerliche Erzählung aus dem Sagenkreise von König Artus und seiner runden Tafel. Es besteht aus Nachahmungen des Lancelot vom See, Iwein, und des trojanischen Kriegs und scheint auch viel Theilnahme gefunden zu haben. Die Quelle dazu war Alberich von Bisenzun's

(Vicenza) wälsches Original. Es ist i. d. Mitte des 13. Jahrh. verfaßt und bis jetzt noch ungedruckt. Mscpte: k. k. Bibl. Wien, zu München, Dresden, Kopenhagen. Proben gedruckt in Nyerup: Symbol. lit. teut.; in Hagen's und Büsching's Grundriß, in Haupt's Ztschrft. III. bei Pischon. Vollständig soll es in der Quedlinb. Bibl. der deutschen Nationalliteratur herausgegeben werden. Endlich besitzen wir von ihm

4) mehrere **Sammlungen ausgezeichneter Fabeln, Beispiele, Erzählungen, Schwänke, Sprüche** ꝛc., lehrenden, lustigen und satyrischen Inhalts. Solch ein berühmtes Sammelwerk von Fabeln und »Bispel,« meistens symbolischer Natur, wie er überhaupt gerne in seinen kleineren Gedichten die Thier-, Stein- und Pflanzenwelt auftreten läßt, erhielt von ihm selbst die treffende Bezeichnung »**die Welt,**« welche es darauf absieht, Zustände des Weltlebens, allgemeine aus dem Lauf der Dinge sich ergebende Erfahrungssätze in möglichster Vielseitigkeit durch Beispiele aus der belebten und unbelebten Natur zu versinnlichen. Buße, Reue und Beichte sind das Thema seiner kleineren Erzählungen und durch ihm erscheint zuerst die Fabel mit ihrer moralischen Nutzanwendung und erhielt von jetzt an eine dauernde Aufmerksamkeit. Gesammelt finden sich diese kleineren Gedichte in Mscpten der k. k. Bibl. zu Wien, Nr. 34 (aus dem 13. Jahrh., 270 Gedichte enthaltend, darunter auch einige von Anderen. Die Anfänge derselben gedruckt in Hoffmann's Verzeichniß der k. k Mscpte, und in Denis Cat. I.), Nr. 38 (aus dem 14. Jahrh., 38 Erzählungen von ihm) zu Melk (47 moralische Gedichte, für deren Verfasser man irrthümlich einen ungenannten Benediktiner von Melk angab. Die Anfangsverse davon gedruckt in Graff's Diutisca III. Diese nebst mehreren anderen altdeutschen Gedichten hatte schon 1745 der Melker Benediktiner Placidus Aue zur Ausgabe bereit, starb aber hierüber) zu München (75 Beispiele mit dem Gesammttitel »die Welt«), zu Heidelberg, im Vatikan ꝛc. Mehreres davon gedruckt in Hahn's kleineren Gedichten v. d. Stricker. Lpzg. 1839; in Grimm's altd. Wäldern II., III. (28 Fabeln), Aretin Beitr. VI. — Docen Misc. II., Grimm Reinhard Fuchs; Haupt's Zeitschrift I.; Maßmann's Eraklius 1842 (darin Stricker's: »**ditz ist von edeln steinen, den grozen und den kleinen,**« ein didaktisches Gedicht in 220 Versen, welches, nachdem es zuerst über historische Vorfälle mit Edelsteinen spricht, jedem einen Abschnitt widmet, und seine Eigenschaften und geheimen Kräfte beschreibt). Wackernagel Leseb. ꝛc. In Hagen's Germania II. stehen nebst anderen Gedichten von ihm auch die Klage »**Ditz ist ein mer rich — Von den hᵉren zv Osterich.**« Dieses merkwürdige Gleichniß von dem Überdruß der Herren in Österreich an der Dichtkunst, an Singen und Sagen, an Fiedlern und Spielleuten, nachdem sie sich

früher darin übernommen und ihre Gaben an die in Unzahl Herbeigekommenen verschwendet, dagegen nun Fasten, Kargheit eingetreten, auch gegen die Ritter selbst und nur ungezogene Worte beliebt sind. Es scheint eines seiner spätesten Gedichte zu sein. — Von der »Wiener Meerfahrt,« die ihm Lütke (in der Germania 1843) zuschreibt, ist er nicht Verfasser, wie Th. v. Karajan (in Haupt's Ztschrft. für deutsches Alterth. V., 1845) bewies. Nach Docen sollen sich im Vatikan zu Rom vom Stricker mehrere Erzählungen von den Wunderwerken der heil. Maria befinden.

Tannhuser, um 1230—70. Aus dem salzburgischen Erbtruchsessengeschlechte der Edlen von Tannhausen, die im 16. Jahrh. steirische Erbjägermeister wurden und im 17. Jahrh. ausstarben. Zum Hof- und Herrendienste genöthigt, lebte er, ein würdiger Nachfolger Walthers v. d. V., mehr der Sangkunst als der Ritterschaft am Hofe Friedrichs von Österreich, jenes streitbaren aber nicht minder sangliebenden Herzogs, der ihm sehr gewogen war, und mit Haus und Hof zu Wien und zwei nahen Gütern beschenkte. Er singt:

»ze wien hat ich einen hof, der lag so rechte schone;
Lupolzdorf was darzu min
da lit bi Luchse (Lachsenburg) nahen;
ze Himperg (bei Wr. Neustadt) hat ich schone gut.«

Die rühmliche Erwähnung auch Leopolds des Glorreichen neben Friedrichs, in der Todesklage um die milden Fürsten (6) die T, meist wie aus eigener Erfahrung schildert, könnte auch schon näheres Verhältniß zu jenem († 1230) andeuten. Nach Friedrichs Tode (1246), welchen er als den seines Sang- und Tanzgenossen, den er nie vergessen kann, tieftrauernd beklagt, hörte sein Wohlstand auf, er verpfändete und verzehrte seine Güter in Wohlleben und irrte abermals als fahrender Ritter und Sänger umher. Sein unruhiger Geist, der ihn nirgends lange weilen ließ, trieb ihn rastlos in viele Theile der Welt: Jerusalem, Kreta, Cypern, Deutschland, Italien ꝛc. sind die Tummelplätze seiner Abenteuer. Am längsten hielt er sich noch am Hofe Otto's II. von Baiern und wahrscheinlich auch bei Ottokar zu Prag, bei Otto II. von Meran und bei dem nachmaligen Heinrich IV. von Breslau (1266 — 1290) auf *). Er starb zwischen 1265—70. T's. Minnegesang ist ganz eigen-

*) T. preist letzteren nicht minder als Ottokar (v. Horneck) als milden, freigebigen Fürsten und treuen Freund deutscher Dichter. Dieser Heinrich, den unser Ottokar auch als Schriftgelehrten preist, nie sichs von der Leitung seines Oheims und Vormundes, des Kanzlers von Böhmen und Erzbischofs

thümlicher Art, er zieht sich zwar nicht so tief in die bäurischen Kreise herab wie Nithard, jedoch dreht auch er sich nur um die derbere handgreifliche Minne, ohne die Zartheit, Innigkeit und Anmuth Walthers, ohne den fantastischen Aufschwung Ulrichs v. Liechtenstein; und seine Kreuzfahrt, welche zugleich den die ganze Länder- und Völkerkunde vortragenden Reise-Leich veranlaßte, scheint eben so wenig aus Gebot der irdischen als der himmlischen Minne hervorgegangen. Er erhebt im Gegensatze zu den früheren Minnesingern den Herbst und den Winter mit den ihnen eigenthümlichen Freuden aufs Übermäßigste. In den Tanzliedern zeigt sich sein Talent am schönsten und es hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht, als er; überall tragen diese Tanzlieder jene behagliche Sinnlichkeit, jene leichtsinnige Frivolität und Üppigkeit, jene gutmüthige Obszönität an sich, die das österr. Volkslied dieser Gattung charakterisiren. Er verbindet überhaupt Hinneigung zur Volksmäßigkeit in großer Vertrautheit mit Sagen und Mären und beweist besondere Kenntniß der provenzalischen Sprache und Poesie. Er liebt das Burleske, die Parodie und provenzalische Ausdrücke, verspottet den wüsten Frauendienst, fügt mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und geträumten Ländern und Lokalitäten der Romane mit seinen eigenen Erfahrungen und Abenteuern spaßhaft in ein Quodlibet zusammen, und gebraucht dieselbe Weise auch zum Loblied einer Reihe von Fürsten. Als gewandter Versekünstler und Erfinder mancher Weisen blieb er auch bei den Meistersängern in gutem Andenken, noch mehr aber beim Volke, dem sein wunderliches Leben und Dichten manchen Stoff zur Sage über ihn gab, welche sich in Mannigfaltigkeit bis auf unsere Zeiten fortpflanzte. Diese Tannhausersage, in Volksliedern verbreitet (in Mone's Anzeiger 1836, im Wunderhorn und fast in allen Volksliedersammlungen [bei Uhland drei solche Nr. 297; als fliegenden Blättern, Nürnb. 1515] befindlich), hat eine Ähnlichkeit

---

von Salzburg, Vladislaw (eines eben so tugendhaften und gebildeten Mannes und würdigen Enkels der heil. Hedwig von Meran und Schlesien) erwarten ließ, ist zugleich als Minnesinger bekannt. Die beiden Lieder, die wir von ihm noch haben (H. M. 5.), sind herzlich und sinnvoll, das zweite dramatischer Art, eine Verhandlung vor dem Gerichtshofe der Frau Venus. Man konnte allerdings solche deutsche Produkte auch in Schlesien erwarten; denn deutsche Sprache, Bildung und Sitte war hier mit deutscher Bevölkerung und Verfassung noch tiefer eingedrungen, als in Böhmen, und die schlesischen Fürsten, zwar eigentlich polnischen Stammes, wie ihr Volk, waren schon lange durch Verschwägerung mit Deutschen (Tirol 2c.) verschmolzen, so wie ihr Land zwar noch lange unter dem alten Namen Polen mitbegriffen, doch eben mit dieses Heinrichs Tode für immer von Polen gesondert wurde und als Lehen an Böhmen überging.

mit jener vom länderreisenden Ulisses bei der Kalipso. Der weitgefahrne Tannhauser kommt da zu Venus, — Ulisses zu Kalipso; beide Frauen wollen die Helden für sich behalten, aber sie werden aus ihrer Macht durch Minerva und Maria erlöst. Den Venusberg in den T. zieht hat das Volk für die Hölle genommen. Vgl. Gräße: die Sage vom Tannhäuser aus dem Munde des Volkes erzählt, mit Sagen verglichen und kritisch erläutert. Lpzg. 1846. Außer den in H. M. Nr. 90 befindlichen Gedichten (mehrere Leiche und Lieder von drei oder fünf Strofen) besteht von T. noch in der k. k. Bibl. zu Wien »**des Tannhausers Gedicht und ist gute hofzucht**« *), dann ein Colmarer Mscpt unter seinem Namen, welches mehrere Dichtungen enthält.

Der Hardegger, um 1235. Es ist unbestimmt ob er dem alten österreichischen Grafengeschlechte von Hardeck, das 1260 ausstarb und deren Name auf andere Stämme überging, oder dem in der Nähe des Bodensees seßhaften schweizerischen Geschlechte angehöre. Die geistlichen und weltlichen, meist didaktischen Lieder dieses Sängers sind in blühender Sprache, in durchgängig jambischen reingereimten und gutgemessenen Versen. H. M. 95. Lachmann hält den Hardegger mit Klingsor für eine Person, Andere für den »Tugendhaften Schreiber« (H. M. 102), in welchem wieder Hagen den Heinrich v. Rispach, Docen aber den nämlichen Stolle erkennt, über den sich Walther v. d. V. beklagt, daß er und seine volksmäßigen Gesänge in Wien so beliebt seien.

Von Buchein, um 1235, scheint weniger dem österreichischen Grafengeschlechte als vielmehr dem schwäbischen Geschlechte dieses Namens anzugehören. Von ihm erhielten sich nur zwei gemüthliche Minnelieder. H. M. 91.

Der Brenneberger, ein Minnesinger blos aus der Sage bekannt, welche von ihm spricht, daß er Minne- und Hofsänger einer österreichischen Herzogin in Wien (wie Einige vermuthen, Theodora's, der Gemalin Leopolds des Glorreichen, welche aus Gram über den Fall ihres Sohnes, des letzten Babenbergers, 1246 starb) gewesen, die Schönheit derselben über die der Königin v. Frankreich und aller ihres Geschlechts erhob, und nach mancherlei Abenteuern durch die Eifersucht des Gemals seiner Gönnerin fiel. Sollte es vielleicht jener Reiman v. Breneberg sein, der seine Burg bei Regensburg hatte und dessen fünf Minnelieder in kräftiger und gebildeter Sprache in H. M. Nr. 61 befindlich?

Wernher der Gartenaere, um 1236—1246, ein österreichischer Dichter, der zwar nach Nithart's Tode, aber noch zur Zeit

---

*) Es umfaßt 264 Verse, und ist bereits von Haupt herausgegeben in dessen Zeitschrift f. deutsch. Altth. Bd. VI., Heft 3. (Leipzig 1848.)

Friedrichs des Streitbaren blühte. Er bezeichnet sich als einen fahrenden Mann und mag vielleicht in die Klasse jener umherirrenden Halbgeistlichen gehört haben, die man Vagatores nannte. H. v. Hagen meint (in der Germania I.) er sei ohne Zweifel von Garten am Gardasee so benannt, aber Wernher's lebendig sprachgewandte Darstellung trägt nichts Fremdartiges an sich, sie fühlt sich heimisch in der Landesart, die sie schildert, und »Gartenaere« ist wahrscheinlich nur ein appellativischer Beiname. W. hinterließ uns eine überaus lebendige, an individuellen Zügen reiche und charakteristische Darstellung des österreichischen Bauern- und Raubritterwesens jener Zeit, in seiner, Nithart's dörfische Manier trefflich erreichenden poetischen Erzählung »**von dem Mayr Helmprechte**« (in 1932 Versen). Sie ist ohne Zweifel nach einer wahren Begebenheit gedichtet und beschreibt das Treiben eines übermüthigen Bauernsohns, Helmprecht, welcher der Feldarbeit müde und nach dem unabhängigen Leben der höheren Stände gierig, sich wider Willen seines Vaters, eines reichen und redlichen Landwirths aus der Heimat entfernt, eine Zeitlang unter Rittern und Räubern in ausgelassenem Leben, mit Plündern und Rauben beschäftigt, umherstreift, und zu einem Besuche ins elterliche Hauszurückkehrt, um seine Schwester, die er für einen seiner Spießgesellen zur Braut bestimmt hat, abzuholen. Diese ist auch bereit ihm zu folgen, und schon soll die Hochzeit gefeiert werden, da wird die ganze Bande aufgehoben und gerichtet. Helmprechten aber behält für sich der Scherge als seinen Zehenten und sein Recht. Man rächt Helmprechts an seinem Vater geübten Frevel durch Blendung, den an seiner Mutter durch Abschlagung der Hand und eines Fußes und überläßt ihn seinem Schicksale. Der verzweifelte Vater nimmt ihn nicht mehr auf; die Bauern, die er mißhandelt, ergreifen den blind Herumirrenden und erhängen ihn an einem Baume. Die Erzählung, welche lustig beginnt, besonders in der Personsbeschreibung des tollen Bauernsohns, der mit schönen Kleidern und einer gestickten Haube, worauf die Geschichte von Troja, von Karl dem Großen, Roland und Turpin, von Dietrich von Bern und Wittich zu sehen waren, auszieht, schließt also höchst traurig, und endigt mit einer Lehre an selbherrische Kinder, denn »hat **Helmprecht etwa junge Knechtel, die werden auch Helmprechtel, vor den gib ich euch nicht fride, si kommen auch dann an die wide**« (Weidenstrick). Wir besitzen zwei Ausgaben dieses Gedichts, die eine von Jos. Bergmann, nach dem Ambraser Heldenbuche, in den Wiener Jahrb. der Lit. Bd. 85 und 86 (Wien 1839, auch selbständig), die andere von Th. Haupt, nach Berlin. Mscpt des 15. Jahrh., in dessen Ztschrft. für deutsches Alterth. IV. (Lpzg. 1844), die sich aber merklich von einander unterscheiden, besonders in den Ortsbestimmungen, und so läßt

sich nach der einen der Schauplatz des Gedichts ins Oberösterreich, ins Innviertel, nach der anderen ins Unterösterreich, ins Viertel ob dem Mannhartsberge setzen, denn bei Bergmann werden die Orte: Hohenstaine (sowohl V. O. M. B., wie auch im Mühlviertel), Haldenberg (jetzt unbekannt, vielleicht V. O. M. B.) und Wankhausen (im Innviertel) erwähnt, bei Haupt lautet es: »zwischen Wels und dem Trunberc (ob der Enns).

Pfeffel, um 1240, wahrscheinlich aus bairischem Herrengeschlechte; gehört mit Wernher, Nithart und Tannhuser zu den Hofdichtern Friedrichs des Streitbaren, und preist mit jenen einstimmig seinen Fürsten, daß derselbe die zuvor verborgene Freude wieder erweckt und Manchen mit milder Hand gelobt und bereichert habe. Von ihm sind leider nur drei jambische Strofen erhalten, in denen Preis-, Lehr- und Minnelied vereinigt sind; sie verrathen einen gewandten Verfasser und lassen den Verlust seiner Werke bedauern. H. M. 100.

Hawart, um 1242—1257, ein Ritter, wahrscheinlich aus Tirol, da sein Name nur hier, sonst nirgends, um 1242 in Urkunden vorkommt. Sein Wappen, ein schwarzer Bärenkopf im goldenen Felde, scheint nur persönlich zu sein, und ist gleich dem der tirolischen v. Berneck. Seine sechs Kreuz- und Minnelieder sind zum Theil auch geistlich; in einem bittet er Christus um die Entfernung der damaligen Verwirrung in Religion und Politik, ein anderes bildet ein ähnliches Gebet zur Dreifaltigkeit. Sprache und Reime rein. H. M. 106.

Bruder Filipp der Karthäuser *). Dieser Mönch ist der, bisher nur unter diesem Namen, als heimatslos und nur wenig bekannte Verfasser einer im Mittelalter bis ins 16. Jahrh. stark gelesenen, unzählige Male abgeschriebenen und umgearbeiteten, daher auch vielfach veränderten und lokalisirten Legende: »**Sand marien leben**« (in beiläufig 12,000 Versen), welche bei weitem die umfassendste über diesen Gegenstand, bis heute noch ungedruckt ist. Das Durchblättern einer alten Abschrift dieses Gedichts, welche mir im Jahre 1843 zu Handen kam, als ich eben eine Reise in Steiermark, während welcher ich auch die Überbleibsel der Karthause zu Seitz besah, zurückgelegt; brachte mich auf den Gedanken, als hätte der Verfasser, dessen Sprache so viel österreichische Idiome birgt, als Mönch dieser Karthause, in einer ihrer düstern Zellen seinem Werke das Entstehen gegeben. — Diese freilich ganz grundlose, ja fantastische Vermuthung wurde mir, zu meiner unbeschreiblichen Freude zur Gewißheit, als ich durch Th. Haupt's Ztschrft. für deutsches Alterth., Bd. V. (Lpzg.

---

*) Dieser Aufsatz ward mit dem über Gundacher von Judenburg zuerst von mir in Frankels »Sonntagsblättern« **1847** Nr. **22**, veröffentlicht.

1845) erfuhr, daß sich in der gräflich Schönborn'schen Bibliothek zu Pommersfelde ein Mscpt dieses Gedichts befände, welches ausdrücklich erwähnt, daß diese Legende Bruder Filipp in der Kartaus zu Seitz geschrieben. Noch heutzutage schaut und bewundert man die prachtvollen Ruinen jener uralten Karthause zu Seitz in Steiermark (denn eine andere kann es nicht sein), in einer wildromantischen Gegend, eine Stunde von Gonowitz entfernt, welche, die älteste Deutschlands, 1163 vom Markgraf Ottokar VII. von Steyr († 1164) gegründet, auch einige Zeit der Sitz des Ordensgenerals war. — Die wohl großartige aber einfache anspruchslose und eben darum sehr ansprechende Legende Filipps, die er um 1245 (zur Zeit der Regierung des vierten Priors von Seitz, Peter I., 1234—1247) schrieb, berichtet uns St. Mariens völlige Lebensgeschichte, derselben Geburt, tugendhaften Lebenswandel als Jungfrau, als Mutter Christi; Christi Geburt, sein Leben und Wirken, Verhaftung, Marter, Kreuzigung, Tod, Auferstehen, sein abermaliges Erscheinen auf Erden, das fernere Leben Mariens, der heil. Familie und der Apostel, Mariens Himmelfahrt, Empfang daselbst der Reihe nach bei allen neun Himmelschören, bei allen Heiligen, ihre Krönung als Kaiserin des Himmels und den Empfang des heil. Geistes. — Filipp erzählt in seiner einfachen Darstellung sehr anschaulich; man erkennt leicht die Einfalt und Ruhe der Werke Albrecht Dürer's darin. Wie ein milder dämmernder Glanz schwebt der fromme Sinn des in Gott versunkenen Karthäusers über das Ganze, um die stillen Szenen zu beleuchten. Was nur in den Schriften des neuen Bundes auf das Leben Maria's Bezug hat, hat er fleißig aufgesucht und noch fleißiger benützt. Gleich am Eingange ist das kindliche Vertrauen und die fromme Liebe zur Gottesmutter lebhaft ausgedrückt, und diese andachtsvolle Stimme bleibt unverändert durch das ganze Werk, wo es am Ende mit der so rührend geschilderten Aufnahme im Himmel den höchsten Grad erreicht. Neben diesen biblischen Geschichten scheint Filipp sein Gedicht vornehmlich nach einer gereimten lateinischen Marienlegende bearbeitet zu haben, welche zugleich als Urquelle des im Mittelalter so beliebten Volksbuches: »**Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch**« (alte Drucke: Köln, Altona, Nürnberg s. a. 8., dann Augsb. 1474, 1476, 1481, 1491, 1503 fol. Nürnb. s. a. fol. ꝛc. ꝛc.) erscheint. Es gibt viele Abschriften von Filipp's Legende, drei in der k. k. Bibl. zu Wien aus dem 14. Jahrh., zu Klosterneuburg vom Jahre 1338 (ein diesem gleichlautendes zu Seitenstetten), zu Jena aus dem 13. Jahrh. und mehrere jüngere zu Heidelberg, Gotha, Hamburg, Berlin ꝛc. Die meisten derselben erwähnen nicht einmal den Namen des Verfassers, keine aber, nur die Pommersfeldische (Anf. des 14. Jahrh.) bringt das für uns so hochwichtige Wörtchen »Seitz« mit. Erst hiedurch weiß man, daß der

im Wiener Mscpte befindliche Ausdruck Filipps, daß er es »**geschrieben in dem haus**,« eben dorthin weise; denn Haus oder Hase wurde, wie man aus mehreren Urkunden erfährt, im 12. und 13. Jahrh. allgemein die Karthause zu Seitz genannt. Das älteste k. k. Mscpt zu Wien (Hoffm. Nr. 70) ist eine Membrane des 14. Jahrh., 4., 140 Seiten, in Doppelkolonnen, je zu 36 — 37 Versen. Es ist durch rothe Überschriften in Kapitel getheilt, welche ohne Zweifel vom Abschreiber herrühren. — Die Legende beginnt mit dem Entwurfe der Arbeit:

»Maria mueter chynigine
al der werlde loserinne
verleih mir solche sinne ꝛc.

dann:

Ich wil schreiben raine magt
alles daz div schrift vns sagt
von deiner grozen hailichait
von deines leibes rainicheit
was ich gehort han und gelesen
von dir wo ich bin gewesen.

Das letzte Kapitel führt die Überschrift: »**hie bit d'tichter fur sich**« und beginnt:

Frav maria hie hat ende
min geticht daz dir ich sende
Ich bit dich durch din guete
Daz du wolleſt guet gemüte
mir vil armen sünder zaigen ꝛc.

und fährt im naiven Tone fort, für wen und für was sie bestimmt sei:

Ich send diz buchelin
von der lieben frawen min
al der christenheit gemaine
daz st wissen wie das raine
marienleben sei gewesen.

Zu Ende nennt er sich selbst und sein Kloster:

Bruder philip bin ich genant,
guet ist mir leider unbekant,
von dem orden ze chartus
geschrieben han iz in dem haus.
Nu seit ditz buchelin
Sand ioseph was der man mari
der marien hueter waz
die iesus gotes sun genas ꝛc.

Das Mscpt des Stiftes Klosterneuburg, in 8., 200 Pergamentblätter, erwähnt des Verfassers nicht, gibt aber den Abschreiber: »**Albrecht so ist er genannt, des Chunzmanns schreiber wol bekannt**« mit der Jahrszahl 1338 an; Anfangs der Dichtung steht aber das Jahr 1300. Es ist im österreichischen Dialekt, und obgleich es in 210 kleineren oder größeren Kapiteln, beiläufig 11,000 Verse faßt, enthält es einerseits mehr als das k. k. Mscpt, anderseits aber nicht alles das, was uns dieses aufbewahrt. Eine solche Verschiedenheit fast aller Abschriften gibt uns den klaren Beweis, sowohl der Beliebtheit und Vervielfältigung dieses Gedichts als auch von dem noch größeren Umfange desselben, den die Willkür oder der Geschmack der Abschreiber manchmal mehr, manchmal weniger zustutzte. Gedruckte Proben dieser Marien-Epe findet man, sehr verschiedenartig und von einander abweichend in Beck Martyrol. Eccles. German. Augsb. 1687, IV.; Tentzel's monatlichen Unterredungen 1697; Denis Catalog II.; deutsches Museum 1788, Oktober; Adelung Magazin II. (niederdeutsch); Egger deutsches Magazin 1794; Vollständiger Inhalt mit untermengten Proben in Docen's Misc. II. (wiederholter Abdruck desselben in Aretin's Beiträgen Bd. VII.); ferner in Hagen und Büsching's Grundriß; Hormayr's Archiv, 1819. Nr. 52, 53.

Ulrich von Sachsendorf, um 1245. Orte dieses Namens gibt es mehrere in Österreich. Ulrich, ein Österreicher und Höfling Friedrich des Streitbaren, in dessen Gefolge ihn Ulrich v. Liechtenstein auf seinem Zuge als König Artus bei Wr. Neustadt ritterlich begrüßt und ihn Ulrich v. Sachsendorf aus Schwarzensee nennt, zeigt sich in seinen sieben ziemlich rein gereimten Minne- und Mailiedern, die leider gar keine geschichtlichen Bezüge bieten, als gebildeten Sänger. H. M. 49.

Walther von Metze, um 1245. Die Stammburg dieses Geschlechts ist in Wälschtirol unweit Botzen. Sie waren Lehensmannen der Bischöfe von Trient. Walther ist berühmter als französischer Dichter durch sein 1245 verfaßtes, großartiges Lehrgedicht »la mappe monde oder l'image du monde« (in 6464 Versen. Auch schon gedruckt durch Jean Treperel, s. a.), welches vom Ursprunge der sieben freien Künste und Darstellung der Welt, Erde und des Himmels durch dieselben handelt. Seine deutschen Minnelieder (13 an der Zahl, H. M. 54) beurkunden aber auch einen fertigen, erfahrnen und berufenen deutschen Dichter, bei dem sich weit weniger Einfluß des Romanischen zeigt als beim wälschen Gast. Sie sind eben so richtig gemessen wie gereimt, theils jambisch oder trochäisch, theils gemischt; meist drei- oder fünfstrofig.

Der Marner, zwischen 1246—1267, ein fahrender Sänger aus Schwaben, der mit dem Taufnamen Conrad hieß und auch über Meer

gewesen, weßhalb er den Beinamen Marner erhielt, welche Benennung man damals für Meerfahrer hatte. Er ward als alter blinder Mann während des Zwischenreichs, sicher wenigstens vor 1287 erschlagen. M. hielt sich vorzugsweise in Kärnthen gerne auf, wo er als Beschützer der Sänger namentlich einen Prälaten lobt, und lebte auch in den Donau- und Rheingegenden, welche letztere er aber nicht liebte. Wir kennen Marnern, einen der berühmtesten alten Dichter, der bei seinen Zeitgenossen als der beste geachtet wurde, blos als lirischen Sänger; er selbst verkündet sich jedoch auch als erzählenden Dichter und zwar als volksmäßigen, vielleicht damals schon blinden alten Rhapsoden, der in Liederweisen den Leuten die Rhapsodien der Nibelungen und des Heldenbuchs sang, unter welchen er auch mehrere nennt, die nicht mehr vorhanden sind. Nebstdem scheint er auch die Gedichte seiner berühmten Vorgänger vorgetragen zu haben, denn er sagt selbst: »lebte mein Meister Walther v. d. V., der Venis (unbekannt), der von Rugge, die zwei Reimar, Veldeck, Wachsmut, Rubin und Nithart, welche von Minne, Heide, Blumen und Vöglein sangen — »aus deren garten und sprüchen ich manz blonmen lesen« — so wollte ich sie zu Zeugen annehmen. Doch leben noch ander Sangesmeister, und so möge mein Herr von Heinburg (in Österreich an der Donau?), dem Rede, Wort und Reim in Sprüchen kund sind, zeugen, daß ich mit Sang niemand trüge.« Marner bewährt seinen Ruhm, welchen er durch Sinn und Gemüth, innern Reichthum, Fülle des bildlichen Ausdrucks und Meisterschaft der Form wohl verdient, noch durch seine Vielseitigkeit. Wir besitzen vor ihm 108 Strofen (H. M. Nr. 118), in denen er sowohl als satyrisirender Kritiker seiner Zeit als auch als geistlicher (z. B. in zwei Liedern auf Maria, zwei auf Jesu Menschwerdung und Leiden) und didaktischer, vorzüglich aber als Dichter schöner Minne-, Mai- und Tanzlieder, in welchen er seine große Kenntniß der Sagenwelt verräth, erscheint. Seine gelehrte Meisterschaft beweist er nebst seinen makkaronischen, deutsch und latein gedichteten Versen, namentlich durch sein Lobgedicht auf jenen Prälaten von Kärnthen (bei Hagen in sechs Strofen). In besonderem Ansehen stand er unter den Meistersängern, die seinen »langen Ton« (20reimig oder mit den Abgesang 23- bis 27reimig) als den dritten der vier gekrönten Töne ihres meisterlichen Horts, und mehrere andere Töne von ihm, den güldenen Ton (18reimig), Hofton (20reimig), wilden Ton (13reimig), Flugton (16reimig), geblümten Ton (27reimig), Profetentanz, stark in Gebrauch hatten.

Reinbot von Dorn. Aus einem durch Hoffmann aufgefundenen, bisher unbekannten Mscpt (vom J. 1376) seiner Legende vom »heil. Georg« in der k. k. Bibl. zu Wien, erhielten wir 1841 die Über-

zeugung, daß dieser Dichter ein Süddeutscher sei. Zum Abdruck jener Legende in Hagen und Büsching's deutschen Gedichten des Mittelalters Bd. I., wurde ein jüngeres Mscpt (vom J. 1446) benützt, das von einem Niederdeutschen herrührte, der den Text dermaßen verniederdeutschte, daß man glauben konnte Reinbot sei ein Norddeutscher, was gewiß irrig ist. Dorn ist nicht nothwendig Dorum im Herzogthum Bremen oder Düren in Westfalen zu suchen, es kann eben so gut ein österreichischer oder bairischer Ort sein, der vielleicht nicht mehr besteht. Auf unsere Gegenden gehen sonst alle Beziehungen im Gedichte; so kommen vor: der Chiemsee, der Jettenberg, Setten (zwischen dem Inn und der Salza), das Kloster Geissenfeld (bei Neuburg an der Donau), Wien, der Werd daselbst (die heutige Leopoldstadt, daher nicht das norddeutsche Werden). Aller Lügen los wolle er der Wahrheit folgen, sagt er, damit sein Werk durchs ganze deutsche Land von Tirol bis Bremen, von Preßburg bis Metz bekannt werde. Wir kennen Reinboten als Dichter oder Geheimschreiber am Hofe Otto's des Erlauchten, Herzogs von Baiern (1231—1253), auf dessen und seiner Gemalin Begehr er um 1245—50 den Ahnherrn und Schutzheiligen der Ritterschaft, den **heiligen Georg** in einer Legende von 6098 Versen verherrlichte. Dieses Werk, das er nach einem Buche bearbeitete, »**das lateinisch geschreben was,**« zeigt neben einer fließenden schönen Gabe der Schilderung, Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen, neben einschmeichelnder Leichtigkeit der Erzählung ein Haschen nach Bildern und Schwulst in der Diktion, neben kraftvoller Beredsamkeit voll flammender religiöser Begeisterung den schweren apokalyptischen Ton, der im jüngeren Titurel seinen höchsten Punkt erreicht. So wie Rudolf's Barlaam dem byzantinischen, so ist Reinbot's Georg dem gothischen Architekturstyl vergleichbar, und so wie jene das Hauptwerk der theoretischen, so ist diese das Hauptwerk der praktischen Legende. Es verknüpft dem Inhalt nach zwei Seiten, die der älteren Christenverfolgung unter den römischen Kaisern mit der der Kreuzzüge. Das ritterliche Thun steht voran, das freie Leiden (in höchst gräßlichen, grausenerregenden Schilderungen) folgt nach. Der heil. Georg, Markgraf von Palästina, besiegt die Heiden in Kappadozien, übergibt die eroberten Länder seinen Brüdern und zieht an den Hof Kaiser Dacian's nach Konstantinopel, mit dem Entschluß die Martirerkrone zu verdienen. Er entdeckt sich als Christ, wird deshalb eingekerkert, bewegt die Kaiserin zum Christenthum, wird sammt dieser schrecklich gemißhandelt, sogar in Stücke zersägt, wirkt dabei viele Wunder und erringt endlich im Tode die Krone des Lebens. Die Sprache ist ganz österreichisch, und wie Müllenhof sagt, besonders merkenswerth, daß sich die nämlichen eigenthümlichen Reime finden, die allein nur bei den zwei Steiermärkern Ulr. v. Liechtenstein und

Ottokar (v. Horneck) zu treffen sind. Proben des alten Wiener Mscpts in Hoffmann's Verzeichniß der k. k. Mscpte. Bruchstück eines Mscpts zu Heidelberg (216 Verse), gedruckt in Mone's Anzeiger 1835. Eine vollständige Ausg. haben wir von F. Pfeiffer zu erwarten.

Jansе der Ennenkl, einer der interessantesten Dichter und Geschichtschreiber Österreichs, über den wir so entstellte und verschiedenartige, ja ganz einander widersprechende Lebensnachrichten haben. Einige lassen ihn 1190, Andere gar erst 1227 geboren sein. Megisser (im Theatridio heroum austriae), Freihr. v. Hoheneck (in seiner Genealogie Bd. III.) und mehrere Stellen von Ennenkel's Werken beweisen, daß er bis zur Mitte des 13. Jahrh. gelebt habe. Er kann also unmöglich bei der Kathedrale zu St. Stefan in Wien Domherr gewesen sein, wie diese beiden und ihre Nachschreiber bis in die neueste Zeit meinen, da die Canonicaten erst im J. 1365 von Herzog Rudolf IV. gestiftet wurden. H. Pez zweifelt gar, daß er ein geborner Wiener und hiesiger Bürger gewesen sei, wofür doch folgende, seine eigenen Verse unwiderruflich sprechen:

(im Fürstenbuch, Anfangs.)

Ich bin Jans genant
Daz geticht ich von mir selb vant
Herr Jannse der Ennenchel haizz ich
Dez mag ich wohl vermezzen mich
Daz ich ein rechter Wienner pin.

(Universalchronik, Ende.)

Der dicz geticht gemacht hat
Der siczt ze wienn in der stat
Mit hausz und ist Johans genant
An der Kroniken er es vant
Der Jansen Enikel so hiezz er.

Kauz hält ihn für einen Sprößling aus dem uralt ritterlichen und nachher freiherrlichen Geschlechte der Ennenkl Freiherren v. Albrechtsberg (bei Melk, blühend 1009 — 1627), von welchem Stamme ihn auch Freihr. v. Hoheneck sein läßt. J. B. v. Winklern vindicirt ihn gar der Steiermark und macht ihn zu einem Bruder Haimons Ennenkl (Minister Ottokars, des letzten Herzogs von Steier) und zum Sohne Dietrichs E., der auch steiermärkischer Minister gewesen. Die letzte Untersuchung über unseren Dichter machte der als fleißiger Quellensammler bekannte und um die österreichische Geschichte so hochverdiente Wiener Domherr F. P. v. Smitmer († 1796, dessen wichtige hinterlassenen Mscpte, leider alle noch ungedruckt, das Archiv der n. ö. Landstände zu Wien bewahrt) und beweist, daß Ennenkl unwidersprechlich der Enkel eines wienerischen Bürgers Jansen (Johann), ein rechter Wiener, mit Haus in der Stadt ansäßig, gewesen; er mag sich jetzt Johann Herr Jansen Ennichel oder der Jansе der Ennenkel, oder aber, wie man bei Pez liest, der Jansen Enikel geschrieben haben. Übrigens läßt sich — fährt Smitmer fort — nicht ohne Gründe vermuthen, daß von jenem Jannse, oder dem Johann,

dessen Enkel unser Dichter gewesen ist, weiters die ganze Familie jener Hannsen oder Jannsen, oder Hansones in Wien abgestammt haben, deren uns mehrere das alte Necrologium des Wiener Minoritenklosters (in Pez script. rer. austr. II.) unter den vornehmsten und ältesten Gutthätern ihrer Kirche und ihres Klosters nennt. Unser Dichter, der also eben so wie sein Großvater Johann oder Hans, Janse hieß, schreibt deshalb ganz recht: **»Ich bin Jans genannt, Herr Jannsen Ennenchel haizz ich.«** Das Beispiel einer solchen Benennung gibt uns dieser Dichter selbst, indem er in seiner Chronik zum J. 1240 erzählt, daß Friedrich der Streitbare mit sich nach Böhmen die Söhne der vornehmsten wienerischen Bürger nahm:

»Her Haimen Ennenchl sun er auch nam
der hiez auch Otte
Daz sag ich ane spotte.«

Daß jener letztgenannte aber nicht aus dem Geschlechte der Freiherren v. Ennenkl war, bezeugt eine andere Urkunde dat. Viennae 1290 in coena Domini, wo gesagt wird: Otto, filius Ottonis, filii Haymonis tunc judex civitatis Wiennensis. Richtig ist, daß noch Ende des 13. Jahrh. die österreichischen Gelehrten keine eigentlichen und bestimmten Zunamen gehabt, sondern sich von ihren Stammschlössern, Herrschaften, Geburtsörtern, Wohnplätzen, Ämtern oder Handwerken oder von dem Taufnamen ihrer Eltern oder Großeltern geschrieben haben. Es war überhaupt nach J. S. Schlager (»Namensverhältnisse des Mittelalters in Wien,« in dessen Wiener Skizzen Bd. V., Wien 1846) durchs ganze Mittelalter in Wien besonders unter der Bürgerklasse gebräuchlich, daß sich der Taufname eines Familienoberhauptes fortpflanzte und in späterer Zeit dann ganz die Stelle des Familiennamens einnahm. Diese vorherrschende Anwendung des Taufnamens, dann auch der häufige Mangel des Familiennamens, hatte zu dieser Zeit die nothwendige Folge, daß die Grundbücher und Protocolle des Wiener Magistrats ꝛc. nach den Taufnamen alfabetisch eingerichtet wurden. — Janse ist der eigentliche Einführer der Reimchroniken, die nach ihm so zahlreich werden. Er hinterließ uns zwei Werke dieser Art, welche trotz ihrer willkürlichen Bearbeitung höchst wichtige Geschichtsquellen für diese Zeit sind. 1) **Das Fürstenbuch von Österreich und Steyr,** theils aus Urkunden in Wiener Klöstern (Schotten ꝛc.) theils nach Traditionen und Sagen bearbeitet, mit Poesie und Allegorie durchwebt, gibt ein anschauliches Bild der Geschichte Österreichs und Steiermarks vom Ursprunge bis zum Aussterben der Babenberger (1246) in reimreichen (oft makkaronischen) Versen. — Mscpte davon in der k. k. Bibl. zu Wien, eines aus dem 14., eines aus

dem 15. Jahrh. und das vormals Windhagische mit der Jahrzahl 1230 (das vorher im Besitze des Freiherrn von Ennenkl war, und welches Duellius herausgeben wollte). Eine Abschrift bei den n. ö. Landständen in Wien. Eine Membrane des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. mit dem Titel »Enenchel Fürstenbuch von Österreich,« kl. 4. (mit einer böhmischen Inschrift aus dem 16. Jahrh.), bewahrt die Lobkowitz'sche Bibliothek in Prag; ihr Text weicht merklich von den Ausgaben ab; das Ende ist mangelhaft. Herausgegeben ward dies Werk zuerst von H. Megisser unter dem Titel: Fürstenbuch von Österreich und Steyrland: beschrieben von Herrn **Jansen dem Enneuchelu beynahent vor** 400 **Jahren** ꝛc. Linz 1618. 8. (den oberösterreichischen Landständen gewidmet). Diese Ausgabe mußte gleich anfangs ganz vergriffen worden sein, denn sie wurde so selten, daß selbst Lambec sie nicht kannte und ihres Textes 1710 als unausgegeben erwähnt; sie wurde 1740 abermals zu Linz 8., aber sehr fehlerhaft aufgelegt, bis sie Rauch in seine Script. rer. austr. Bd. I. aufnahm *). 2) **Die Universal-** oder **Weltchronik**, in gereimten Versen mit einiger Prosa untermengt, erzählt die biblische Geschichte bis Simson und die weltliche bis Kaiser Friedrich II. Im Neresheimer Mscpt beginnt der zweite Theil mit Kaiser Augustus, das prosaische Einschiebsel **von den Königen** enthält zwei Blätter und reicht bis zum J. 1251, worauf wieder ein Gedicht vom Könige Otto folgt. Den Schluß des Werkes bildet die Sage, Kaiser Friedrich II. sei nicht gestorben, sondern noch in einem Berge eingeschlossen. Mscpte davon in der k. k. Bibl. zu

---

*) Endlich existirt noch eine gänzlich unbekannte Ausgabe, von welcher sich ein Exemplar in der fürstl. Palm'schen Bibliothek zu Regensburg befand. Die Nachricht darüber bringt der fünfte Versteigerungskatalog der erwähnten Bibliothek (Regensburg **1815**, herausgegeben v. C. Th. Gemeiner) folgends: »Nr. **534** Ennenkels, Jansen, der Fürsten Puch von Steier und Österreich; gedruckt in 8. Es enthält dieses Bändchen ein zufällig gerettetes Exemplar der P. Ludewig'schen Ausgabe, von welchen Glafey im Dinkischen Katalog Nr. **338** berichtet, der Kanzler Ludewig habe dieses Gedicht, wegen der ausnehmenden Seltenheit der Ausgabe von Megisser dem **IV.** Bande seiner **Reliquia manuscriptorum** (Frkft. **1720**, **4** Bde). einverleiben wollen, die bereits gedruckten Bogen seien aber weggenommen und die Bekanntmachung verboten worden. Vielleicht ist gegenwärtiges Exemplar, dem aber ein Bogen fehlt, das einzige was erhalten worden ist.«

Eben dieser Katalog erwähnt auch Nr. **533** einer Pergamenthandschrift von Ennenkels Fürstenbuch, um **1350** geschrieben, welche in den Lesarten sehr häufig vom Megisser'schen Texte abweicht, in kritischer Hinsicht sehr schätzbar, am Schluß aber mangelhaft ist, da sie mit dem Vers: **»er ist mir vaint, das ist mir laid«** (Megisser S. **172**) endet. Beide Werke scheinen nach Berlin gekommen zu sein.

Wien vom Jahre 1397 (4. 292 Blätter); in der Stahrenbergischen Bibl.; ferner in München, Heidelberg, Helmstädt, Leipzig. Eine Membrane des 13. Jahrh. mit vielen Gemälden vormals in der Abtei Neresheim, jetzt in der fürstlich Turn-Taxis'schen Bibl. zu Regensburg (Fol. 165 Blätter. Doppelkolonnen). Auszug des Neresheimer Mscpts gedruckt in Pez script. rer. austr. Bd. II.; im Bragur III.; Docen Misc. II.; Ankündigung einer vollständigen Ausgabe des Neresh. Mscpts nebst Proben von 13 Seiten durch M. Faus (filologischer Versuch über E. Weltchronik), Neresheim 1793. Die Geschichte Kaisers Friedrich I. hieraus gedruckt in 906 Versen, in Haupt's Ztschrft. für deutsches Alterth. Bd. V. (Lpzg. 1845); die Sage vom Trojanerkriege hieraus in Aretin's Beiträgen VII. Auch in diesem Werke ist wie im vorhergehenden das Sagenthum und die volksthümlich wunderbare Erzählung vorherrschend. Er begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe allein, sondern verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten Alexanders und die Sagen, welche sich zum Theil in der alten Kaiserchronik finden. Beide Werke gehören daher dem poetischen Gebiete mehr an als dem historischen. Das Fürstenbuch ist für die lokale Sagen-, Cultur- und Sittengeschichte Österreichs, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; beide sind voll von angenehmen und ergötzlichen Geschichten, Anekdoten, Schnurren und Späßen (öfter in der derberen Nithart'schen Manier des Bauernschwanks), tragen in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen; die Behandlung ist noch frei von historischer Beschränkung, zielt weniger auf geschichtliche Treue ab, sondern führt das Gegebene mit so viel poetischer Lizenz aus, daß man beide als versificirte historische Ritterromane ansehen könnte.

Meister Kelin, 1246—1272, ein dürftiger fahrender Sänger aus Oberdeutschland der in Österreich (Wien), Böhmen, Tirol, Franken und Schwaben an gesangliebenden Höfen und Vesten umherzog. Wie aus seinen Liedern hervorgeht lebte er in der verwirrten Zeit des Zwischenreichs, wo die edlen dem Gesange holden Stämme kurz nacheinander, meist tragisch ausgingen. Er schildert und rügt diese Zeit und ermahnt die Fürsten zu gerechtem und friedlichem Herrschen durch die Beispiele der Hinweggerafften. Er rühmt den Volkmar von Kemnaten, der in Schwaben, aber mit seiner Stammburg in Tirol heimisch ist und auch in tirolischen Urkunden (zu Meran 1254 ꝛc.) vorkömmt. Kelin sang ihm drei Loblieder (die nicht mehr vorhanden sind), eines zu Wensberg (?), zwei »dort auf dem Sande« (d. i. zu Wien); dann trabte er ein andermal nach »Wien auf den Sand.« Er zieht los über die unmilden Herren und ihre Räthe, gegen die »Lotterritter« am Hofe, gegen die Sanges-Lügner. Die übrigen Lieder dieses gewandten Sängers sind geistlich oder lehrhaft,

dabei der Traum von den Weltaltern, eine Fabel vom Hunde und ein Räthsel. Sprache und Reim rein oberdeutsch. Von seinen drei Weisen hat die erste etwas Volksmäßiges. H. M. 144.

Herrant von Wildonie, vor 1250—1276, aus dem ritterlichen Geschlechte von Wildon (Burg bei Graz), welches das Truchsessenamt der alten Herzoge Steiermarks bekleidete. Herrant gehört unter die während des österreichisch-steirischen Interregnums (1246—1276) hervorragenden Häupter im schwer heimgesuchten Vaterlande. Auch er zog 1258 mit seinem Bruder Hartnit und seinem vertrauten Freunde, dem Sänger Ulrich v. Liechtenstein, als Lehensmann dem Erzbischofe von Salzburg zu Hilfe gegen den Herzog von Kärnthen. In der Schlacht Ottokars, am Marchfelde (1260) führte er das steirische Banner, ward dann 1268 von Ottokar zu Breslau verrätherisch gefangen und durch 26 Wochen zu Eichorn (bei Brünn?) in Haft gehalten, worauf er seine Burgen Eppenstein, Premersburg und Gleichenberg diesem Könige ausliefern mußte. Zuletzt wird er im J. 1276 genannt, aber sein Bruder erscheint noch öfter. Wir besitzen außer drei Minneliedern in gutem schlichten Ton (H. M. Nr. 66) noch **vier Erzählungen,** welche (sammt den drei Minneliedern) Jos. Bergmann 1841 in den Wiener Jahrb. d. Lit. (Bd. 95, und auch selbstständig) aus dem Ambraser Heldenbuch mit Commentar herausgab. Diese sind 1) »**die getriuwe Kone**« (Gattin), von einer treuen Frau, welche sich aus Liebe zu ihrem einäugig gewordenen Mann ein Auge nehmen läßt, in 276 Versen. 2) »**der verkerte wirt,**« eine ziemlich unzüchtige Liebesgeschichte, die unserem Dichter einst Ulrich v. Liechtenstein erzählte, worauf sie Herrant in Reime brachte. Sie handelt von enem jungen Ritter, dem die Frau eines alten Ritters in Friaul Minnesold gab. Als aber der Alte ihren Buhlen gefangen und um ihn ihr zu übergeben Licht holt, gibt sie ihm statt jenem einen Esel und wird noch obendrein, da sie eine Nachbarin erkauft, welche sich an ihrer statt in der Dunkelheit von dem erzürnten Manne schlagen läßt, und sie selbst nun unschuldig dasteht, mit einem Mantel beschenkt. Diese wahre Begebenheit ist in 364 Versen bearbeitet. 3) »**vom blozen Keiser.**« Der übermüthige Kaiser Gorneus, der bei der Messe das Deposuit zu singen verbieten ließ, weil er nicht wollte, daß von einem Mächtigeren die Rede sei als er selbst ist, ging ins Bad. Da sendet Gott seinen Engel, der des Kaisers Gestalt annimmt, dessen Gewand anzieht und sich nach Hof begibt. Der nackte Kaiser aber wird, weil er seines Ornates beraubt ist, nun nicht mehr erkannt und für einen Narren gehalten, ja als er seine Ansprüche geltend machen will, verhöhnt und gezüchtigt. Erst als er genug Demüthigung erlitt, gelangte er aus Gottes Gnaden wieder zu Ehren. Der Dichter beginnt seine 668 Verse lange Erzählung:

„Welt ir nu hoeren vnde dagen
so will ich euch ein märe sagen
das ich ee gelesen han
ein (in einer) teutsche Chronica;
da es vngereimet geschrieben was.«

Leider ist diese Chronik verloren, denn aus so alter Zeit hat sich keine in deutscher Prosa erhalten. Daß diese Kaisermäre sehr beliebt war, beweisen die vielen Bearbeitungen (gedr. in Laßberg's Liedersaal II.; in Mailath's Koloczaer Codex; von Kovachich in Schlegel's Museum; von Schottky in den Wiener Jahrb. der Literatur Bd. IV. ꝛc.). 4) »**Von der Katzen.**« Ein Kater verachtet seine Frau Katze und begehrt eine andere von der Sonne, dem Nebel, dem Wind, der Mauer und der Maus, von denen ihn jedes auf das andere verweist, bis die Maus ihn wieder zur Katze zurückschickt. Eine Anspielung auf den damaligen Herrenwechsel in Steiermark; in 302 Versen. Die Darstellung in sämmtlichen Erzählungen ist wie in seinen dreistrofigen Liedern nicht ausgezeichnet, aber schlicht und gut. Von der Hagen hält Herranden von Wildonie auch für den Verfasser des Gedichtes:

»**Von dem übelen wibe.**« Dieser Schwank in 820 Versen, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, der aber sowohl in Tirol heimisch ist, wie auch sein Idiom bezeugt, daß er entweder diesem Lande oder Österreich und Steiermark angehört. Er gleicht sehr dem Schwanke des Gartenaere (s. d.), mit dessen Zeit er auch übereinstimmt, und beschreibt in scharfen, ja grell aufgetragenen Farben die Leidensscenen einer unglücklichen Ehe, vorzüglich durch die Schuld des unverträglichen bösen Weibes, welche ihren Mann mißhandelt, und gibt einen tiefen, aber widerlichen Blick in die Sittengeschichte des unteren Standes jener Zeit. Der Dichter zeigt Bekanntschaft mit der alten Sage, indem er die Mißhandlungen von seinem Weibe vergleicht mit den Kämpfen des Riesen Asprian, des Wittich und Dietrich und meint, Walther und Hildegund, Thysbe und Priamus, Äneas und Dido, Isolde und Tristan, Erek und Enite haben sich wohl besser vertragen als er und sein Weib. Er läßt den armen Mann in Sachsen fechten lernen, zu Innsbruck guten Botzner Wein trinken und von dem bösen Weibe unter ihren Achseln ze Wienen getragen werden. J. Bergmann hat auch diese Märe aus dem Ambraser Heldenbuche in den Wiener Jahrb. d. Lit. 1841 (Bd. 94) veröffentlicht.

Der Thaler, um 1250. Es gibt Edle dieses Namens in Steiermark, Österreich, Baiern, Schweiz, Schwaben ꝛc. Wir besitzen von ihm ein schönes Botenlied und ein anderes Lied, das lebhafte Züge aus dem

ländlichen Kreise bringt, wie auch einen Mai- und Minneleich in jambischen Sätzen. H. M. 101.

Von Obernburg, um 1250, aus Obernburg in der steirischen Grafschaft Cilli, wahrscheinlich bürgerlichen Standes und Dienstmann des Benediktinerstifts daselbst. Wenn daher auch selbst kein edler oder ritterlicher Sänger, reiht er sich doch als Minnesinger ihnen an. Sieben Minnelieder, die uns von ihm geblieben, haben in Sprache, Ausdruck und Reim viel Ähnlichkeit mit denen seines Landsmannes Ulr. v. Liechtenstein. H. M. 116.

Der Düring, um 1250. In tirolischen Urkunden des 13. Jahrh. und auch in Krain kommen Düringe vor; die Sprache des Dichters scheint aber nicht diesen Landen angemessen zu sein. Seine sieben dreistrofigen Lieder, von denen ein einziges rein oberdeutsch ist, sind reimreich, kunstfertig und lebhaft. H. M. 75.

Winli, um 1250, ein ganz unbekannter Sänger, dessen Sprache, reine Reime und Weisen auf Oberdeutschland deuten. Er führt ein adeliges Wappen, drei schwarze Sterne im silbernen Felde. Seine acht Minnelieder sind daktilisch und trochäisch und nur der unter seinem Namen vorkommende jambische Minneleich (welcher aber nicht von ihm zu sein scheint), verräth niederdeutsche und provenzalische Worte. H. M. 76.

Rudolf von Rotenburg, um 1250. Beda Weber hält ihn für einen Tiroler, v. d. Hagen vermuthet ihn aus luzernischem Geschlechte in der Schweiz, zu dem aber sein Wappen nicht stimmt. Rudolf beurkundet sich in einem seiner Gedichte als reisigen Ritter und erwähnt Troje (wohl Troja in Italien), Portugal, Frankreich, Griechenland, Rom, England. Er will seiner Geliebten, wie er ihr beim Scheiden versprochen, nun fern von der Heimat, seine Lieder senden, schriftlich und durch singende Boten. Einmal scheint er auf die vielfache Kronbewerbung seit Friedrich II. Absetzung (1246) zu deuten. Sein Lobgesang auf Maria zeigt Kenntniß des A. T., es ist das erste religiöse Gedicht in Leichform, dergleichen in der Folge öfter vorkommen. Seinen Reichthum zeigen besonders die von Bodmer ganz übergangenen Leiche mit ihrem freien Spielraum. Die Lieder, zum Theil trochäisch, alle drei- und fünfstrofig, sind rein gereimt, meist heiter und freudig. 15 Gedichte von ihm in H. M. 23.

Meister Friedrich von Sonnenburg, zwischen 1250 — 75. Höchst wahrscheinlich war er ein ritterlicher Dienstmann des Benediktinernonnenstifts Sonnenburg in Tirol bei Brixen (wie er denn auch den tirolischen Edlen Ulrich v. Reifenberg, den auch der Minnesinger Rumeland von Schwaben zugleich mit Volkmar von Kemenat [in Tirol] nach seinem Tode rühmt, hochpreiset), obgleich es auch Ritter

von Sonnenburg in Österreich, V. O. M. B., gab. Er verweilte als fahrender Sänger im heimischen Oberdeutschlande gerne, zumeist in Baiern bei Herzog Otto († 1253), von dort wandte er sich an den nahen böhmischen, nun mannigfaltig von deutschen Sängern besuchten und besungenen Hof zu Prag, von wo aus Ottokar II. auch Österreich beherrschte; ferner in Tirol. Außer den geschichtlichen und lehrhaften Sprüchen, in denen er die Hauptlehren zusammenfaßt und sich auch mit dem Preise der Mutter Christi beschäftigt, dichtete er Minne- und Mailieder, von welchen aber leider nichts mehr übrig ist. In seinen Gedichten offenbart er die höchste religiöse Bedeutung, Herkunft und Würde der Kunst, wie fast bei keinem anderen alten Dichter, er nimmt darin Antheil am Wohl und Weh des Vaterlandes, schildert die Kriege und Intriguen seiner Zeit, die Fürsten und ihre Höfe, das Sängerleben ꝛc.; wahr und würdig ist sein Lob und Tadel. In Darstellung und Ausdruck ist er gewandt, lebendig, bilderreich, dichterisch, welchem Inhalte auch seine vier kunstmäßigen größeren Weisen in der Maness. S. und seine 36 Strofen in der Jenaer S. entsprechen. H. M. 133. — Adelung hält diesen Dichter für eine Person mit dem Sluwenburg, dem Verfasser eines 67 Strofen langen Gedichts in einem Vatikan. Mscpt Nr. 350 (jetzt zu Heidelberg?) dessen Anfang lautet: »wa sint nu alle die von minnin sangen, ste sint meisteillig dot ꝛc.«

Meister Sigeher, zwischen 1250—78. Ein fahrender Sänger bürgerlichen Standes, lebte gleich Sonnenburg, dem er in aller Hinsicht nahe steht, zur Zeit des Interregnums in Österreich und vornehmlich in Böhmen (auch am Hofe Wenzels I., den er in einem Lobliede mit Artus vergleicht, und Ottokars II.), durch Unterstützung edler Herren. Seine Lieder beschreiben diese traurige Zeit, wo, wie er sagt, Reichszerrüttung, Kirchen- und Straßenraub, Verheerung, Gewaltthat ꝛc. allgemein waren, die Kaiserwahl nicht mehr durch Könige, sondern durch allerlei geistliche Parteigänger geschah; sie erzählen König Ottokars Kreuzfahrten und Kämpfe. Obgleich satyrisch, sind sie auch ernst und fromm, die Sprache bilderreich, die Verse in Jamben oder Trochäen mit reichhaltigen Reimen. Sein bilderreiches Marienlied von kürzerem Bau unterscheidet sich durch eine litaneiartige Wiederkehr der Anrufung und wurde wahrscheinlich kirchlich gesungen. Sieben Gedichte. H. M. 134.

Jakob von Warte, zwischen 1245—1306, hatte seine Stammburg in der Grafschaft Kyburg, ward 1293 Obmann zwischen Österreich und Zürich. Sein Vetter Rudolf ist es, der 1308 mit seinem Schwager Rudolf von Balm Mitschuldiger am Kaisermorde Albrechts I. wurde. Rudolf starb auf dem Blutgerüste, dieser verkürzte sich das Leben und unser Jakob brachte, nachdem man seine Burg Mult-

berg abgebrannt, und er unschuldigerweise auch ein Opfer der furchtbaren Blutrache der Ungarkönigin Agnes wurde, sein Leben kümmerlich bis ins hohe Alter in einer elenden Bauernhütte zu. Seine dialogisch gehaltenen Minnelieder sind, ohne etwas Hervorstechendes zu haben, voll Zartheit, Lieblichkeit, und wetteifern als echte Klänge des alten Minnesangs mit den besten der Zeit. Das Wächterlied ist jambisch und vollständig, obgleich die anderen Lieder trochäisch und fünfstrofig sind. H. M. 20 *).

Heinrich von der Mure, um 1260. Ihn hält Docen für einen Steiermärker, Andere für einen tirolischen Herrn von der Maur, Laßberg für einen Mönch zu Mure und legt ihm den Namen Heinrich v. Schonenwerd bei, endlich v. Hagen für einen Schweizer. Dieses Dichters sonst unbekanntes Wappen ist ein schräger silberner Streif im hellblauen Felde mit zwei goldenen Sternen. Seine drei Minne- und Mailieder tragen für diese Zeit ein älteres Gepräge. H. M. 34.

Hartmann von Starkenberg, um 1260. Von Starkenberg nannten sich die Montforter und auch von Fortifels, ein uralt mächtig und edel Geschlecht in Vorarlberg und Tirol, deren Sitze zwischen Ems und Veltkirch, ein weitläufiges Gemäuer, noch heutzutag den alten Reichthum der Herrschaft verkünden. Wirklich kommt auch in einer Urkunde vom J. 1260 ein Hartmann v. St. vor, was uns noch mehr bestärkt, daß dieser Dichter nicht aus dem Geschlechte der Stahrenberger war, deren Veste bei Wr. Neustadt auch Starkenberg hieß. Durch seine Minnelieder, deren leider nur drei dreistrofige auf uns kamen, erfährt man, daß er eine Fahrt ins Ausland gethan (wahrscheinlich eine Heerfahrt mit den Hohenstaufen nach Italien), längere Zeit dort verweilt und seine Lieder durch einen Boten an sein Liebchen in der Heimat geschickt habe. Sprache und Reime rein. H. M. 85.

Die Wiener Meerfahrt, einer der vorzüglichsten Schwänke des Mittelalters, von unbekanntem Verfasser. Dieser nennt als seine unmittelbare Quelle eine Erzählung, welche ihm Burggraf Hermann von Dewen mitgetheilt. Nach Th. von Karajan (in Haupt's Ztschrft. f. deutsches Altth. Bd. V., Lpzg. 1845) kommt in einer Urkunde zur Zeit dieses Gedichts, vom J. 1260 ein Burggraf v. Dewin vor, er nennt sich Heinrich Graf v. Hardeck, Burggraf v. Dewin und man findet in späterer Zeit diese als Tebein, Tybein genannt. Diese Grafen von

---

*) Aus dieser Zeit könnten auch einige andere Schweizer aufgezählt werden, deren Landstrecken damals zu Österreich gehörten, als: Kraft v. Toggenburg; Walther v. Klingen; Meister Teschler (von Zürich); v. Wengen (aus dem Turgau) u. A.

Tybein besaßen in Steiermark mehrere Güter, und in Istrien, außer ihrem Stammschloß Duino am adriatischen Meere, auch Fiume *). Hermann, etwa ein Bruder Heinrichs, kann dem Dichter, der sich, vielleicht wie der später vorkommende S. Helbling in der Nähe Hardeck'scher Besitzungen aufhielt, den Stoff seiner Erzählung mitgetheilt und dieser ihn auf Wien übertragen haben. Jedenfalls hat der Verfasser, wenn er nicht selbst ein Wiener gewesen, in dieser Stadt gelebt, den Sinn und das bunte Treiben ihrer Inwohner genau gekannt, denn seine Märe ist eigentlich eine Satyre auf die damals in Wien so sehr in Mode gekommenen Meerfahrten zum heil. Grabe, wofür Alles, sowohl in That als in Legaten Theilnahme zeigte, die noch spät bis ins 15. Jahrh. fortdauerte (vide Schlager: über die Wiener Pilgerfahrt im Mittelalter, in dessen »Wiener Skizzen« Bd. V., Wien 1846). Das Gedicht (in 708 Versen) erzählt in Nithart's derbkomischer Manier, auf sehr witzige und ergötzliche Weise und macht vornehmlich Zech und Schmaus, jenes lebensfrohe wienerische Element, zum Gegenstand der Behandlung. Inhalt: Der Dichter klagt über die Gegenwart, weil in früherer Zeit jeder nur getrachtet habe fröhlich zu sein, jetzt sorge man nur für Geld und Gut. Aus jener alten fröhlichen Zeit habe ihm der Burggraf v. Dewen, Hermann, eine Märe verkündet, die wolle er erzählen. Die Geschichte habe sich in Österreich zugetragen. Nun folgt eine Beschreibung des wonniglichen Lebens in Österreich und namentlich zu Wien; endlich beginnt die Märe: Viele reiche Bürger Wiens waren zusammen in einem Gasthof. Dieser lebenslustige Klub zecht wacker und erzählt Schwänke. Da sagt der Eine: sie sollen eine Fahrt über das Meer nach Algier machen; Alle stimmen ein. Sie berathen sich sogleich was jeder mitbringen solle und trinken dabei so lange bis es Nacht wird, und so viel, daß sie glauben, sie segelten wirklich auf dem Meere. Das Zimmer ist ihnen das Schiff, die Tafel das Verdeck. Da erhebt sich plötzlich am Meere ein Sturm (in ihren Köpfen), sie taumeln hin und her, und um Mitternacht wirft sie die Seekrankheit zu Boden. Einen unter ihnen, der hinter der Bank liegt, halten sie schon für todt. Dieser, meinen sie, ist Schuld an ihrem Unglück, am Sturme, und werfen ihn daher über Bord (zum Fenster hinaus). Hierauf schlafen alle vor Müdigkeit ein und erwachen erst am anderen Tage nüchtern, wo der Mißhandelte schon öffentliche Klage vor der Obrigkeit führt und Schmerzensgeld fordert. Dieser Schwank lebte frisch bis ins 17. Jahrh.

---

*) An der österreichisch-ungarischen Grenze, wo sich die March mit der Donau vermält, liegt hineinragend in den letzteren Strom die Ruine der Burg Theben, **Deben**, auch **Dévin**, **Dewin**, **Dewen** genannt; aber Burggrafen, die sich nach derselben genannt hätten, sind nicht bekannt, zumal über die Geschichte dieser Burg vom 9. — 16. Jahrhundert große Dunkelheit schwebt.

fort. Ausg. in Mailath und Köffinger Koloczaer Codex. Pesth 1817. Neue, bessere Ausg. von Schädel, Klausthal 1842. Neudeutsch. v. Mailath, in dessen althochdeutsch. Ged., neudeutsch. Stuttg. 1819. Vgl. auch Lütke's Aufsatz hierüber in Hagen's Germania (Bd. V., Berlin 1843), der diesen Schwank aber fälschlich dem Stricker zuschreibt.

Rapot von Falkenberg oder **Walchenberg**, aus einem edlen Geschlechte Unterösterreichs, dessen gleichnamige Veste in der Nachbarschaft Zwettls lag. Er wird insgemein der Alte genannt, kommt zwischen 1222—1285 in Urkunden Friedrichs des Streitbaren vor und war, wie Th. v. Karajan aus Urkunden ersah, 1285 schon nicht mehr am Leben. Nach Anderen starb er erst 1289 und liegt im Kloster zu Zwettl begraben. Weil seine Söhne Hadmar und Rapoto V. dem Schlosse Zwettl viel Schaden zufügten, verjagte sie Kaiser Albrecht I. und zerstörte ihre Burg 1299 und 1300. Wir kennen den alten Rapot als Sänger blos durch die Überlieferung des späteren Seifried Helbling, der ihn mit ungewöhnlichem Lobe als einen so guten Dichter preist. Seine Werke sind uns leider unbekannt. A. v. Spaun wäre aus manchen triftigen Gründen geneigt ihn als Verfasser der Heldendichtungen: »**das buch von Berne oder Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen**« und dessen Fortsetzung, der »**Ravennaschlacht**« anzusehen. Siehe über diese beiden Dichtungen (hier S. 143—149) und A. v. Spaun, in der Zeitschrift des Museum Franc. Carol. Linz 1844 und in den Beiträgen zur Landesk. von Österreich ob der Enns. Bd. V., Linz 1846.

Der Urenheimer, zwischen 1267—1315. Schon im 12. und 13. Jahrh. kommen Edle dieses Namens in Urkunden Tirols und des Innviertels vor; er scheint Tirol anzugehören. Der Jenaer Codex bewahrt uns von ihm nur drei Lob- und Rügelieder, die mit Leichtigkeit in vielreimiger und kunstreicher Weise gedichtet sind. H. M. 148.

Otto zum Turne, um 1270; ein Edler entweder aus Wallis in der Schweiz oder aus der Grafschaft Cilli in Steiermark. Wir besitzen von ihm sechs herzliche Minnelieder und Minneleiche (wie ihn denn auch Gliers unter den Leichendichtern als todt beklagt), die auch Tieck alle erneuert hat. H. M. 64.

Ulrich von Munegiur, auch Munegur, Muneg, Muneger genannt, um 1270. Das Geschlecht dieses Sängers ist gänzlich unbekannt und nur seine Stelle, welche er in der Maness. S. (welche die Dichter oft nach ihrer Heimat zusammenstellt) gleich nach Ulr. v. Liechtenstein einnimmt, läßt ihn uns als Lands- und jüngeren Zeitgenossen des Letzteren vermuthen. Sein gehelmter Wappenschild ist quer getheilt, oben Gold, unten in sechs gleichen, von der Mitte ausgehenden Keilen

wechselnd, von der Rechten Silber und Blau (im Weingartner Bilde oben roth, unten weiß und schwarz). Da er sich in der Weingartner S. Ulrich nennt, so kann er weniger der, auch sonst unbekannte erzählende Dichter Rüdiger von Munir sein, von welchem ein Königsberger Mscpt des 14. Jahrh. eine Erzählung »**dis mer heißt Rüdeger vn spricht von zwei gesellen**« enthält (Probe in Hagen und Büsching's Grundriß. S. 344). Von Ulrich erhielten sich nur drei herzliche und sinnvolle Minnelieder in reiner Sprache und Reimen; jedes anders: eines daktilisch, das zweite jambisch, das dritte trochäisch. H. M. 78.

Von Scharfenberg, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. lebend, ein Ritter aus der windischen Mark, Lehensmann des Herzogs von Kärnthen, und einem ansehnlichen Geschlechte angehörend, von welchem ich in der nachfolgenden Biografie Albrechts v. Scharfenberg ausführlicher handeln werde. Da sein Taufname nicht bekannt ist, so läßt es sich auch nicht entscheiden, welcher von den damals lebenden Sch. er sei. Wir kennen aus Urkunden dieser Zeit einen Ulrich I. (1231), den kriegerischen Ulrich II. (um 1260), Heinrich (1252—1276), der Rudolfen v. Habsburg bei seinen Ansprüchen auf Kärnthen beistand, und jenen oft besungenen Wilhelm, dem Meinhard, Herzog von Kärnthen und Graf von Tirol, sehr gewogen war, der aber diese Gunst verlor, als er auf Ulrich v. Heunburg's Seite trat, gegen seinen Herzog bei Völkermarkt kämpfte und da 1292 Sieg und Leben verlor. Wilhelms verhängnißvollen Tod und seine sagenhafte Geschichte erzählt uns Ottokar (v. Horneck) besonders lebendig: wie jener seinem Freunde Auffensteiner den Ring der Treue gegeben, den er einsmals von einem zauberischen Zwergkönige erhalten, welcher Jeden des Glückes gedeihen ließ, der stets rechtlich und treu handle. Diese mannigfach verzweigte Sage, ein noch heut zu Tage in Kärnthen allbeliebter Stoff, erfreut sich auch sonst mehrerer Bearbeitungen, als Novelle (in Hormayr's Taschenbuch. 1823), als Ballade (von J. v. Kalchberg, in der steierm. Ztschrft. Heft II., 1821; ꝛc.) und jüngstens auch als Drama (von P. A. Budik, »Wilhelm von Schärfenberg oder der Ring der Treue.« Wien 1843). Von ihm erhielten sich nur zwei Lieder, das eine ein Dialog zwischen Mutter und Tochter über den Maienreigen, das andere gleichfalls erzählend und mit einiger Ähnlichkeit der Titurelweise des nachfolgenden Albrecht v. Sch., weßhalb man denn diesen mit unserem Dichter auch für eine Person halten könnte, einer Meinung, welcher sich auch Boisseree (in der Abhandlung der Münchner Akad. 1835 S. 317) hinneigte. Beide von gutem Reim und Bau. H. M. 68.

Albrecht von Scharfenberg. Dieser Dichter ist keinesfalls ein Baier und Günstling Ludwig des Baiern (1314—1347) und seiner

Söhne, wie, seltsamerweise San Marte (und Gräße nach diesem und nach Hagen, wie er aber fälschlich angibt, da Hagen den Albrecht sowohl in seinen Minnesingern, als auch in seiner Germania [Bd. II., 1837] auch für einen Kärnthner bestimmt) annimmt, sondern ein Sprößling jenes alten und mächtigen Rittergeschlechts in Steiermark und Krain, dessen gleichnamige Burg unweit Suneck stand, und dessen Ahnen der alten Sage nach einst Könige von Bosnien gewesen. Diese Scharfenberger, von denen bei uns schon im J. 928 ein Arnulf vorkommt, waren Lehensmannen der Herzoge von Kärnthen und nahmen nach 1269, als der letzte Sprößling der kärnthnerischen Herzoge, Filipp, Patriarch zu Aquileja, das Land behaupten wollte, gleich Wildonie und Ulrich v. Liechtenstein wackeren Antheil für dasselbe. Später warfen sie sich aber gegen die Herzoge Meinhard von Kärnthen und Albrecht von Österreich auf und wurden, als schon ein Wilhelm 1395 der Stammburg Scharfenberg wegen Räubereien verlustig worden war, ganz vertrieben. Die Nachfolger verloren die krainerischen Besitzungen und erhielten von den österreichischen Fürsten andere an der Traun und Enns; und wie alte Nachrichten besagen, blühten die Scharfenberger schon um 1263 in Österreich. Unter diesen kommt zwar kein Albrecht im 13. Jahrh. urkundlich vor, was um so weniger befremden kann, da die Genealogie der Scharfenberger überhaupt bisher höchst lückenhaft ist, und Albrecht jedenfalls ein unter mehreren Geschwistern spätergeborner Sohn, und deshalb auch wenig bemittelt gewesen. Er ist Verfasser des großartigen Rittergedichts »**Titurel**« über die Tempelritterschaft des heil Gral, das man lange Zeit fälschlich für eine der Hauptarbeiten Wolframs von Eschenbach, und diesen deshalb als in Kärnthen befreundet wähnte, weil Albrecht unter der Person Wolframs verkappt seinen Lehensherrn den Herzog von Kärnthen (Ulrich III. [† 1269], obgleich v. Hagen sogar auf Bernhard [1202—1256] denkt) als seinen Unterstützer und Aneiferer anführt. 50 Jahre nach Wolframs Tode († nach 1219), also um 1269, dichtete Albrecht die Epe, wie er selbst sagt, daß die Fragmente Wolframs »**vom Brakenseile,**« »**die lenge wol von fünfzig iaren**« unbeachtet gelassen wurden, bis er sie jetzt aufnahm und ausführte. Er war also eben im besten Dichten, als der Tod seines herzoglichen Gönners in Kärnthen erfolgte, den er Kap. 15. V. 2043 nennt (daß ihm »**ein vürst uz kernten git die miete**«), wie er auch also klagt (Kap. 40, Strofe 93):

»Die aventüre habende
bin ich Albrecht vil ganze
von dem wal al darbende
Bin ich, sit mir zerbrach der helfe lauze

An einem fürsten, den ich wol kund nennen
In allen richen verre;
In diutschen landen mocht man in erkennen.«

Die Stelle aber, auf die sich San Marte am nächsten für seine Meinung stützt, nachdem er sonderbarer Weise den Vers über Kärnthen gar nicht zu beachten scheint, ist folgende (Kap. 22, Strofe 69):

»vor hundert jaren ist liht in Düringen lande
ein vürste lang erstorben
den man do Herman als nun diesen nande.«

Bei eben dieser Strofe machte aber v. d. Hagen schon mehrere Jahre vor der Äußerung San Marte's die Bemerkung, daß »der Name unrichtig hier sei, weil hier ausdrücklich nur Länder, nicht Leute, genennt werden sollen, nach welchem ersten die Fürsten verschiedener Jahrhunderte auf gleiche Weise benennt werden, wie Fürst von Thüringen.« Albrechts Gedicht erwarb sich, fest angelehnt an Wolfram und dessen Parcival, von dem es gleichsam eine Fortsetzung bildet, da es Abenteuer daraus einflicht, durch Jahrhunderte den Kredit des höchsten Ruhmes, ward bis ins 17. Jahrh. gelesen, und galt in unbestrittenem Ansehen für das »Haupt aller deutschen Ritterbücher« (wie es Pütrich v. Reicherzhausen schon nennt). Ja selbst im 18. Jahrh., als das historische Studium unserer alten Poesie erwachte, begann das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dieses Gedicht von neuem; man ahnte eine so große Bedeutung dahinter, daß es selbst noch Schlegel als das wichtigste neben den Nibelungen pries. Aber man fand sich bei näherer Kenntniß bald getäuscht, denn obgleich einzelne Schilderungen, z. B. des Graltempels und andere Szenen, lebendig, wahr, und nicht ohne eine gewisse Tiefe sind, so zeigt sich das reichhaltige und mannigfaltige Material zu sehr gehäuft; das Endlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge, Schlachten und Zweikämpfe, was alles hier im Übermaße wie irgendwo sonst vorliegt, verwirrt den Leser und langweilt ihn. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Florischtanz, die sämmtlichen, aus andern Romanen bekannten Helden der Tafelrunde, in unübersehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten, wie bei Homer, wo er noch so viele neue und geringe Figuren vorführt. Endlich beherrscht noch der Prunk mit Gelehrsamkeit, der jetzt Mode wird, das ganze endlose Werk, überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil, und macht so eigentlich den gelehrten Dichter zum Helden des Gedichtes; denn überall erhebt er seinen Stand in die Höhe, die Kunst

der Meisterschaft zur höchsten Würde, die Büchergelehrten zum ersten Menschenrang; die ganze Sagenmasse und Romanliteratur steht ihm zu Gebote, sogar brittische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er, und fügt sie zu; andeutend berührt er Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Griechen, und zeigt in jener Zusammenstellung der heil. drei Könige und anderer Stellen ausgebreiteten Überblick über neuere Geschichte, genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateinischen Dichter und des Homer. Alles was die gnomischen Dichter zerstreut von Naturgeschichte wissen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich seine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beschreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der salomonische Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantinische oder gothische Bauart Vorbild war, und auf die er eine außerordentliche Pracht und sinnbildende Weisheit gespart hat. Von den Meinungen der griechischen Filosofen, von Pythagoras Sfärenmusik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraklit von Sicyon, Maser, Jawaichus und Avicenna hat er wenigstens reden gehört; scholastische Sofismen, alle fisikalischen und geografischen Träumereien und astrologische Weisheit ist ihm geläufig. Diese Gelehrsamkeit und ihre häufige Anwendung, die wohl den Werth des Gedichtes schmälert, die herrschende Allegorie, die gehäuften Bilder, die oft dunkle Sprache, gab ihm in den Augen des Mittelalters einen großen, maßlos gepriesenen Werth, den er wohl noch immerfort, wenn gleich nicht als Gedicht, als vielmehr für Sprache, Sitten und Gelehrsamkeit dieser Zeit behaupten wird. Einen neuen gewaltigen Aufschwung gewann der Ruhm Wolframs durch Albrechts Werk, und es verbreitete sich irrigerweise unter den Zeitgenossen die lange, selbst von neueren Gelehrten gehegte Meinung, daß Wolfram wirklich den ganzen Titurel gedichtet, und Albrecht ihn nur im Metro umgeformt habe. Der Titurel gewann eine Verbreitung und ein Ansehen, wie nicht leicht irgend ein anderes poetisches Werk, und die Erinnerung an Wolfram ging hierin fast völlig auf. Es war aber nicht blos der Inhalt, der in dem Tempeleisenthum und im Priesterreich des Johannes die geistlichen Ritterorden und die Hierarchie verherrlichte, der durch das Hereinziehen des Priesterkönigs Johannes in die Gralsage große politische Tagsinteressen berührte, sondern eben sowohl die religiöse Richtung des Dichters, als seine eigenthümliche gelehrte Darstellungsweise, welche seine Mitwelt und seine Nachkommen in Staunen, in Verwunderung, ja in Anbetung versenkte. Dazu die oft wiederholte, mit Anmaßung ausgesprochene Versicherung: dieses Gedicht sei das Buch der Bücher, ein Weg zum ewigen Heile; das Lobposaunen der Büchergelehrsamkeit, der prunkhaft feierliche, predigerhafte Vortrag,

die immense Gelehrsamkeit in unzähligen Anspielungen auf die gesammte frühere Literatur, auf die Geheimnisse des Wissens in allen Fakultäten, auf heilige, die wahre und fabelhafte Geschichte, — alles dies mußte in einer Zeit, wo die Wissenschaft in tiefer Nacht lag, wo die Welt in Angstschweiß an einer Enträthselung der Apokalypse sich abmühte, dieses Werk zu einem Hauptbuche, und selbst zu einer zweiten wunderbaren Apokalypse erheben. — Trefflich charakterisirt nebst Gervinus auch San-Marte dieses Werk folgends: Es ist mit einer herrlichen, großartigen, romantischen Gegend zu vergleichen, die man im Regenwetter und Nebelsturm durchwandert; jedes Einzelne erscheint triefend schwer, unbehaglich; die Ferne ist im Detail unklar und getrübt; der Fuß klebt fest am lehmigen aufgeweichten Boden einer formlosen Sprache, arbeitet sich ab im Sumpfe der unabsehlichen Strofenweide; man ringt mit dem Dorngeflechte enormer unverdauter Gelehrsamkeit und abstruser Mystik; dennoch gewährt es, mit dichterischem Geist seine Parthien im Großen und Ganzen angeschaut, großartige bedeutsame Formen und Ansichten, und einen fruchtbaren Kern zu reicher Entfaltung, wenn sich nur ein Tiefblick findet, der seine Schale zu sprengen weiß. — Die Umrisse des Hauptinhaltes dieses Titurels (auch »der Jüngere« genannt), der eigentlich Tschionatulander heißen sollte, sind: Leben Titurels, des Königs vom heil. Gral. Er baut auf dem Berge Montsalvatsch den köstlichen Tempel, dessen Hüter er wird, nachdem sich der Gral vom Himmel hineingesenkt; vermält sich mit der spanischen Prinzessin Richoude; — von seinen Kindern wird Frimutel Nachfolger als König im Gral. Dieser hinterläßt eine Tochter, Schoisiane, deren Kind, Sigune, von Tschinatulander geliebt wird. Dieser Beiden Liebe (womit die Geschichte des Brakenseils verflochten ist), seine Kämpfe, Abenteuer und Tod, und ihr Schmerz und Tod, bilden den Hauptttheil des Gedichtes. Parcival, Urenkel Titurels, wird König im Gral, der dann nach Indien zum Priesterkönig Johann kommt. — Wolfram v. Eschenbach hat bei diesem Werke nur das Verdienst, daß er Willens war, die Sage nach Kyot zu bearbeiten, und seine Arbeit auch wirklich bis zum 170. Verse (und nicht weiter) zu Stande brachte. (Dieser Anfang ist noch in zwei, mit derselben Strofe beginnenden Abschriften zu München und Wien, vorhanden. Ausg. von Docen 1810; das Ambraser Mscpt durch Primisser entdeckt, und von Schottky ausg. in den Wiener Jahrb. der Lit. Bd. 8. (1819); und in Lachmann's Wolfram v. E. Berl. 1833.) Albrecht, der auch Wolframs Bruchstück benützte, dehnte das Werk bis auf 43,939 Verse aus, veränderte die vierzeilige Strofe Eschenbach's in eine sechs-, oder vielmehr siebenversige, und ist daher völlig als Eigenthümer des Ganzen anzusehen. Gleich im Eingange beginnt er schon un-

ter der Maske Wolframs, daß man seinen Parcival und ihn selber verworren gescholten, dann geht er in die Erzählung der Dichtung selbst, daß er die geistliche Seite derselben hervorheben, und überall gute Lehre geben wolle; welche Bedeutsamkeit auch den mehr ritterlichen und weltlichen Theil der tragischen Liebesgeschichten, der nicht zu dem Königsstamme des Grals und der geistlichen Ritterorden gehörigen Gahmuret und Tschinatulander durchdringt, und den festen reinen Parcival, der beides ist, hochverklärt. Die romantische Hauptquelle seiner Dichtung ist eben die vollständige Urkunde des Wolfram'schen Parcival, deren beide Urheber, der Heide Flegetanis und der Provenzale Kyot, als solche genennt werden, und nicht nur daß uns Albrecht das ganze Fabelgewebe, welches Kyot in seinem französischen Romane ausgearbeitet hatte, überblicken läßt, gibt es in dem Zuge des Grals nach Indien und in dem Übergange Parcival's in dem Priester Johann der bisherigen Sage einen ganz neuen, bis dahin unbekannten Schluß, der nach San-Marte eben so gewiß seine eigene Erfindung ist (da bisher kein anderes Dichtwerk desselben erwähnt), als die ganze märchenhafte Schilderung des Graltempels, mit der er, hingerissen von Bewunderung für den zu seiner Zeit noch neuen Baustil der Tempelritter mit seiner wunderbaren Symbolik, diesen im Gedichte verherrlichen wollte. Die mehrfach vorkommenden Widersprüche zeigen, daß ihm die Fabel nicht immer genau gegenwärtig gewesen, er nicht in einem Flusse gedichtet habe; daß aber keineswegs mehrere Dichter am Titurel gearbeitet haben (wie Manche annehmen), beweist San-Marte, wie auch, daß Wolfram nicht mehr von dem Titurel gedichtet habe, als was wir von ihm besitzen. Albrecht bekennt auch, wie Wolfram, zu unserem Erstaunen, er sei nicht schriftgelehrt (»**kunstlos an meisterschefte bin ich der schrift**«); er beklagt seine Ungeschicklichkeit in der Dichtkunst und die mühselige Arbeit, und dennoch unternimmt er in Gottes Namen und zu guter Lehre das große Werk. So beginnt er dann bald das durchgehende Gespräch mit Frau Abenteure, in welchem er völlig als Wolfram von Eschenbach auftritt. Seine Bitte, des schweren Werkes überhoben zu werden, hilft ihm nichts gegen drei Fürsten, nach deren Namen ihn niemand zu fragen brauche, deren Gebot er befolge, und für die er Leib und Leben im Felde, in Sturm und Streit wage. Er war also in Kriegssold bei diesen Fürsten, welche deutsch und »**den bergen nahen**,« also vielleicht auch Kärnthen, oder dessen gebirgiger Umgebung angehörten. Dann erwähnt er eines Fürsten, dessen Namen er nicht nennen dürfe, der ihn aber zum Fortdichten ermuntere (etwa Filipp der Patriarch von Aquileja und Herzog von Kärnthen?). Der sich als Ritter kund gebende Albrecht beklagt aber wiederholtermalen seine Armuth; bei Prachtbeschreibungen ver-

gleicht er sich dem Anfertiger reicher Kleider, der selber keines hat: »**umb riche soldamente wer ich noch die märe fürbas gebende,**« und würde dafür die Abenteuer noch schöner ausschmücken. Außer den in Wolframs Parcival und Wilhelm gemeinsamen örtlichen Beziehungen: der Schwarzwald (die Käsar'sche Handschrift des Titurel in Wien nennt aber Strofe 2003 beim Kampfspiele **Vimbestwalde** [Wald bei Imst in Tirol], während der alte Druck Schwarzwald bringt), Rhein, Aquileja, Friaul, kommen hier noch vor: der Böhmerwald, Teisach-Karpfen (in Ungarn), ein Turnei zu Straubingen; Zara in Dalmatien und Hoja begrenzen den Gesichtspunkt des Dichters. Von Dichtern nennt er nur die älteren: Veldeck, Hartmann von Aue, Nithart, Reinmar von Zwetel und den sonst unbekannten Egelolf. Eben so weist er auf unsere Gegend im »Meisterdieb Agges,« mit welchem er den auf seiner Veste Aggstein bei Melk im 13. Jahrh. hausenden furchtbaren Räuber Schreckenwald (von dem das Sprichwort: »in Schreckenwalds Rosengärtlein sitzen«) bezeichnet, so wie er auch seine kärnthnerische Heimat durch seine Sprache kund gibt, welche sich, wie es scheint, bis jetzt am originellsten in Roth's jüngst entdecktem Bruchstücke vom Titurel darstellt. Nach Hagen bezeichnet auch deutlich jene Heimat des Verfassers das Wort **Krêne** (im Reime auf zwene, Strofe 4240), welches slavische, noch heut zu Tage in unseren Gegenden für Meerrettig gebräuchliche Wort, damals wohl nur allein von Deutschen in slavischen Gegenden gebraucht wurde. — Später sagt Albrecht von der weiteren Geschichte Parcivals mit den Templern, seines Bruders Ferasis und seiner Söhne, Kardis und Lohengrin, welche er aufspare, bis ein milder Herr ihn dazu aussteure. Trotz seiner Verkappung vergißt er einigemale seiner Rolle, unterscheidet sich von Eschenbach, und tritt endlich namentlich hervor, besonders aber am Schlusse, als der nach Herrn Wolfram die Abenteure gebende Dichter Albrecht, »**darumbe daz dreier dinge minder were: der Sünden und der schanden,**« und: »**die armut die swere**« (er scheint deshalb nur ein letztgeborner Sohn seiner Familie zu sein). Wir kennen ihn aber aus seiner Dichtung nur als Albrecht; den nöthigen Aufschluß hiezu gibt uns erst Ulrich Fürterer (s. d. S. 186), der in seinem Epos vom Artus- und Gral-Sagenkreise, nebst anderen bekannten, von ihm benützten Dichtern dieser Kreise, vornehmlich als sein riesengroßes Vorbild und seinen Gewährsmann, einen Herrn Albrecht von Scharfenberg preist:

(**Albrecht von Scharfenberge!**
wär ich mit Kunst dein genoß!
als ein Riß gegen dem zwerge,
also ist mein Kunst gegen dir eben groß.)

und uns daher Gewißheit gibt, daß es kein anderer sei. Dieser Fürterer gibt uns aber noch eine Kunde von einem anderen Werke Albrechts, indem er bei seiner Aventüre von Tschionatulanders und Sigunens traurigem Ende auf einen Spruch Albrechts von Scharfenberg »**in Frau Ehren-Hof**« verweiset. Dies, sonst ganz unbekannt, scheint hienach ein vom Titurel verschiedenes allegorisches Gedicht zu sein, in welchem eben diese Geschichten standen: wie denn auch Albrecht in seinem Titurel zu Anfang schon sagt, daß er die Aventüre vollständig habe, sie jedoch für günstigere Zeit spare. Des Singens der Dichtung wird auch darin gedacht, neben dem Lesen derselben, wozu sie ihrem Umfange nach mehr geeignet war. Mscpte des Titurel finden sich zu Wien, in der k. k. Bibl. (zweimal, 13., [14.] und 15. Jahrh.) und Dietrichstein'schen Bibl. zu Nikolsburg, zu Heidelberg, Hannover und in Hagen's Besitze (15 theils ganze, theils Bruchstücke von Mscpten desselben werden in Hagen's Germania Bd. II., Berl. 1837, beschrieben). Ausgaben: Alter Druck o. O. 1477 fol. (mit dem Parcival, äußerst selten). Neuestens von K. A. Hahn, »der jüngere Titurel,« Quedlinb. 1842, Zusätze und Abweichungen hiezu in Hagen's Germania V. Berl. 1843 (die Ausg. Hahn's ist ein Abdruck des Heidelberger Mscpts Nr. 383, die Ausfüllung der Lücken aber wurde durch das Wiener Mscpt des 13. Jahrh. veranstaltet. Hahn schob die sieben Theile in der jüngeren Titurelstrofe in vier Zeilen zusammen, so daß die Strofe nach der Zeilenzahl auf die des älteren Titurels heraus kommt und brachte so 6207 vierzeilige, wohl aber siebenreimige Strofen zusammen). Der jüngere Titurel theils im Auszuge des Originals, theils in Übersetzung mitgetheilt in San-Marte's »Wolfram v. Eschenbach.« Bd. II., Magdeburg. 1841. Bruchstücke davon gab K. Roth nach einem von ihm jüngstens aufgefundenen, ältesten Mscpte (süddeutsch, kärnthnerisch) sammt Bruchstücken aus der Kaiserchronik heraus: Landshut 1844. Vgl. Rosenkranz: Über den Titurel. Halle 1829. — Dem Titurel schließt sich der in den 70ger Jahren des 13. Jahrh. verfaßte »**Lohengrin**« eng an, und es ist deshalb wahrscheinlich, daß unser Albrecht, der, wie wir gehört haben, im Titurel versprach jene Märe zu dichten, Verfasser desselben sei, eine Meinung, welche ich mit dem Herausgeber des Lohengrin, J. Görres, theile. Man findet in diesem ebenfalls dem Gralsagenkreise angehörigen Epos (in 7670 Versen) dieselben Vorzüge und Mängel, dieselben Eigenheiten und Liebhabereien, welche den Titurel so charakterisiren und uns denselben Verfasser, der sich so gerne mit fremden Federn schmückt, zeigen. In einem merkwürdigen bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärten Zusammenhange steht der Lohengrin mit dem unter Nikolaus Klingsor's Namen in der Maneſſischen

Sammlung befindlichen Gedichte: »der Singerkrig auf Wartburg« *), in dessen 10zeiliger Weise, »Klingsor's schwarzem Ton oder Nachtweise,« der Lohengrin auch beginnt und bis zu Ende fortgeht. Das Gedicht hebt an, da wo der Krieg der sieben Dichter auf der Wartburg vor dem Landgrafen von Thüringen eben erst geendet; Klingsor und Eschenbach sind auf dem Kampfplatze allein noch zurückgeblieben, und wetterleuchten noch gleichsam dem vorübergezogenen Gewitter nach. Klingsor beginnt und legt dem Gegner eine Aufgabe zur Lösung vor. An eines Sees Damme liegt ein Kind und schläft, es naht die Nacht, es stürmt der See, sorgsam sucht der Vater das Schlafende zu wecken. Vergebens ist die Warnung. Der Sturm erhebt sich und thürmt die Wellen am Ufer. Da gibt er ernster ihm einen Ruthenschlag: zürnend stößt er in ein helles Horn, und wie es sofort des Schlafes pflegt, faßt er es beim blonden Haar und züchtigt es. Höhnisch fordert Klingsor nun Eschenbachen auf ihm den Haft zu lösen und den Sinn zu deuten. Dieser enträthselt es als ein Bild des Menschen, der in seinem Sündenschlaf Gottes mahnende Stimme nicht hören will, bis sie in der Strafe des Bösen, durch das Übel empfindlich und laut wird. Nach einigen Wechselgesprächen, wo auch der Teufel, Uranias, Daniel und Brandan erwähnt werden, legt Klingsor die dritte astronomische Aufgabe vor, wobei auch der Teufel erscheint. Klingsor rühmt sich Osterdingens Schild gewesen zu sein, gibt dann die vierte Aufgabe wie Altissimus Luzifern gemacht, und lenkt zuletzt die Rede auf König Artus und seine Massenie, die er noch im Gebirg gefunden, und wo Felizia (hier Artus Gemalin und Sibillens Kind) ihm über alles Bescheid gegeben, was er über sie gefragt; aber das alles, setzt er hinzu, ist keinem Taugenichtse sagbar. Da erwiedert Eschenbach: wohl hat St. Brandan von Artus und Felizia mich bedeutet, und wie, seitdem er von der Christenheit geschieden, er einen Kämpfer ausgesandt; »Klingsor thut uns aber nicht bekannt, wer dieser Kämpfer sei, den Artus ausgesandt, den der Glocke Ton gerufen. Altissimus machte Luzifern aus vier Winden, er gab ihm Aquilonen Art, davon er hoffärtig ward; hör Klingsor, ob ich kann die Wunder finden.« Dies ist die Einleitung des Gedichts. Der Landgraf fordert ihn nun auf von der Sendung Lohengrin's zu erzählen und schickt um die Frauen alle, die Märe anzuhören. Da kommt die Landgräfin und mit ihr wohl 40 Frauen sammt ihrem Lieblingskind der Gräfin von Abenberch, die Eschenbachen nun alle, am Ende selbst der Teufel bitten, die Märe

*) Deshalb schreibt L. Ettmüller das Wartburggedicht und den Lohengrin einem Verfasser zu.

zu erzählen. Nun beginnt er: Elsam von Brabant die pflac auf den Knien Gott um Hilfe zu bitten, denn ihr sterbender Vater der Herzog von Brabant, hatte sie dem Grafen Friedrich von Telremunt versprochen, sie ist darüber in größter Herzensnoth, besonders jetzt, wo Friedrich zur Ehe dringt. — Eine Erscheinung des Gral befiehlt dem Artus für Else kämpfen zu lassen, und kohrt Lohengrin, den Sohn Parzivals aus. Dieser zieht mit einem Schwane durch die Luft nach Antwerpen, besiegt Telremunt und heiratet Else, die ihm aber versprechen muß nie nach seiner Herkunft und seinem Namen zu fragen. Lange bewahrt die liebende Else ihre Treue. Lohengrin zieht mit Kaiser Heinrich dem Finkler gegen die Ungarn, in die Merseburger Schlacht und gegen die Sarazenen, überall Wunder der Tapferkeit ausübend. Als er aber zurückgekehrt und eine Gräfin spottend über den namenlosen Lohengrin gesprochen, ward Else von Sorge gram er sei niedriger Abkunft, und mit zärtlichem Flehen dringt sie auf Enthüllung des Geheimnisses, ihrer Kinder wegen. Da verkündet es Lohengrin laut allem Volke, daß er Parzivals Sohn und vom Grale hierher gesandt sei. Er zieht aber mit seinem Schwane heim, und der Gram tödtet Elsen. Das Gedicht vollendet den Sagenkreis von König Artus und bringt ihn mit der deutschen Geschichte in Verbindung, denn als Lohengrin von seinem Zuge zum Gral zurückgekehrt ist, fährt der Dichter in der deutschen Kaiserhistorie fort, und handelt von Heinrichs Tode, von Otto dem Großen, dem Rothen und Dicken, von dessen Neffen, Heinrich von Baiern, und dessen Gemalin, Kunigunde, vom Sarazenenzuge für Papst Johann ꝛc. Während der Erzählung erneuert sich von Zeit zu Zeit der Streit zwischen beiden Dichtern, und am Ende, nachdem auch Klingsor seine Abkunft erzählt, sagen sie einander noch bittere Anzüglichkeiten. Wie der Dichter die alte Sage, die er wahrscheinlich nach französischem Originale, das die Artus- und Gralsage um 1190 mit der niederrheinischen Schwansage verknüpfte (schon Kyot hatte den Lohengrin gehabt, woher er ihn aber entnommen, bleibt völlig dunkel), ganz in die deutsche Geschichte herübergezogen, so hat er auch sein Werk zu einem treuen Spiegel altdeutscher Sitten der früheren Jahrhunderte gemacht. Während uns die Dichtung einen tiefen Blick ins häusliche Leben dieser Zeit verstattet, legt sie uns nicht minder das öffentliche, das damals nur eine erweiterte Häuslichkeit gewesen, deutlich auseinander. Gleich am Anfange, die Verhandlung der Herzogin mit ihren Ständen, der Herrschaft wegen, macht uns die Bürgerlichkeit der ganzeu Lebensweise anschaulicher, als alle Diplome und Pergamente dieser Zeit. Ein eigenthümlicher, wieriger und schwieriger Geist gibt sich dabei in Allem kund, der alles wohl überlegt. Als Basina, Klodwigs Mutter, die Königin von Thü-

ringen, mit dem Frankenkönig Hilderik ihr Beilager feierte, bat sie ihn, in den drei ersten Nächten aufzustehen und aufzumerken, was am Eingange des Pallastes ihm erscheinen werde, und das Gesehene zu hinterbringen. Und er that also, und sah in der ersten Nacht Rhinozerosse, Löwen, Parder und Einhörner, die Vorhallen im wilden stolzen Gange schreiten. In der zweiten Nacht erblickte er Wölfe und Bären, die in zornentbrannter Wuth einander bekämpften. In der dritten Nacht kamen ihm Meuten kleiner Hündlein vor, die feindselig die Zähne gegen einander fletschten und sich zerfleischten. Die Königin deutete dies auf das Geschlecht, das von ihm ausgehen werde, stolz, groß, mächtig und stark, dann plump und wild, zuletzt im Neide sich zerfetzend, bis der Zepter endlich an ein fremdes Volk übergeht. Nach Art der wälschen Romane bringt er auch etwas von der Galanterie des Südens, und die Szene von Walays, der sich in der Lombardei sogar eine kleine Untreue gegen seine Elsam, obgleich alles in Züchten und Ehren, nicht übel nimmt, kann als Muster jener zierlichen und galanten Ritterweise gelten; das hindert aber nicht, daß die alte Art bisweilen wohl einmal dazwischen fährt, und den Kaiser Heinrich brüllen macht, gleich einem Rinde, während man der ohnmächtigen Herzogin die Zähne mit einem Klotze auseinander bricht. Der kräftige Auftritt vergißt immer wieder das neue Maß, oder denkt mit Sorge und Angst daran, und so entsteht jene ehrenfeste Steifstelligkeit, die uns eben so durch ihr Wohlmeinen ein Lächeln abgewinnt. Alle örtlichen Umstände, Sitten und Gebräuche, das bürgerliche wie das weltliche Leben, werden bis ins Kleinlichste dargestellt, und es zeichnet sich zumal durch das treue Anschließen an vaterländische Sitte und Gesinnungsart aus, wenn es gleich dem poetischen Verdienste bisweilen Eintrag thut. Die Form zwar ist besser, als bei vielen anderen Dichtungen des Mittelalters, besonders den Übersetzungen; Klingsor's schwarzer Ton nicht ohne Kunstgeschick angelegt, und wenn nicht in strenger Schule, doch mit vieler Gewandtheit ausgeführt. Der Dichter wollte einen sogenannten geblümten Eingang haben, wie es jetzt Sitte der Epiker wurde; er konnte sich zu solcher Meisterschaft aber nicht aufschwingen, und riß daher aus dem Gedichte vom Wartburgkriege (s. d.), dessen Ende uns ohnedies nicht bekannt ist, ein Stück heraus, das auf eine Dichtung anspielt, die eben Lohengrin's Sendung zum Gegenstande hatte. Diese Manier zeigt uns wieder unsern Albrecht im bekannten Lichte, und leitet uns zur Vermuthung, ob nicht Klingsor einigen Antheil am Lohengrin habe, und Albrecht abermals als Über- und Ausarbeiter einer schon vorhandenen älteren deutschen Dichtung vom Lohengrin sei? Man hatte einstens das Werk dem Eschenbach zugeschrieben, aber der Schluß desselben läßt — wie schon Görres bemerkt — keinen Zweifel übrig, daß es

dem nicht angehört, der die Bruchstücke des Titurel gesungen, wohl aber spricht Vieles für den Umarbeiter desselben. Handschriftlich ist der Lohengrin zu Heidelberg; herausgegeben von J. Görres, Heidelberg 1813.

Ulrich von Türlin, dessen Namensvetter, vielleicht Vater Heinrich v. d. Turlin, ich schon ums Jahr 1240 als Minnesinger aufführte, gibt in Hinsicht seines Aufenthaltslandes Böhmen, mehr das obere Österreich, denn Steiermark oder Kärnthen, als seine Heimat kund. Er dichtete zwischen 1253—1278 für König Ottokar von Böhmen ein Rittergedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen und seiner Paire, in dreireimig geschlossenen Sätzen (nach Art von Wirnt's Wigalois): die **Jugendgeschichte Wilhelms von Oranien,** sammt **Arabelens Entführung,** und benützte hiezu eine französische Urkunde. Dieses Gedicht bildet den ersten Theil von W. von Eschenbachs **»Wilhelm von Oranse,«** zu dem schon früher der Schwabe Ulrich v. Türheim mit Auffassung des letzten Verses, womit Eschenbach abbricht, die Kämpfe Wilhelms und die Geschichte Rennewarts sammt der seiner Geliebten, Alise, Wilhelms Schwestertochter, dann Wilhelms Mönchsleben nach Kyburgs Tode als dritten und letzten Theil hinzugefügt. Turlin schrieb seine Vorgeschichte, »weil,« wie er selbst sagt, »des Buches eigentlicher Beginn, dessen Inhalt nur kurz und obenhin, Herr Wolfram hat erzählt — damit es anderweit zu seh'n, wie es von Anfang mußt ergeh'n, wer der Graf von Narbonn, wie hoffend er auf ew'gen Lohn enterbte seine werthen Kinder, wohin sie kamen, und wie nicht minder Wilhelm gefangen ward in der Heidenschlacht, zu Schiffe gebracht. Wie er in den Schloßhof der Königin Arabelle geführt wird, diese seine Gefangenschaft erleichtert, und ihm das Leben im Kerker erträglich macht, wie er ihr das Christenthum erklärt, mit ihr und ihren Frauen entflieht und zu Hause anlangt. Der Schluß ist Arabellens Taufe zu Avignon durch Papst Leo, in der sie den Namen Kiburg erhält, und Wilhelms zwölf Tage lange Hochzeit mit ihr, bei Turnei und Buhurt gefeiert. Sowohl Turlins als Türheims Dichtung steht der Eschenbachs weit zurück, und beide beurkunden eine Zeit des Verfalls der Poesie. Türlins Werk in Mscpten zu Cassel, zu Wien (alle drei Theile des Wilhelm); gedruckt in Caspersons Willehalm. Cassel 1782. Bd. I. Theilweise übersetzt in San Marte's »Wolfram von Eschenbach.« Bd. II. Magdeburg 1841. Vergl. K. Lachmann: Sämmtliche Werke Wolframs von Eschenbach. Berlin 1833.

Steinmar, zwischen 1260—1276, ein Edler, wahrscheinlicher aus dem Zürichgau, als, wie Adelung und Docen wollten, aus Stimiro in Tirol. Er stand in Diensten Rudolfs von Habsburg, bei dessen Heerfahrt gegen den Böhmenkönig Ottokar 1276, und nament-

lich bei der Belagerung Wiens (in welcher Stadt er 1276 ein schönes Mailied verfertigte). Seine Lieder zeichnen sich aus durch lebhafte bildliche Darstellungen des ländlichen Lebens, mehrentheils in erzählender Gesprächsform, und da sie meist Mailieder sind, so sind sie auch zur gemeinsamen Freude durch Sang und Tanz bestimmt, wie schon der Kehrreim andeutet. Er huldigt der niederen Minne mehr als der höheren, verachtet das Bier, liebt den gewohnten wälschen Wein, und zeigt sich überhaupt ganz verschwisterter Natur mit dem Tannhauser, mit dem er Gesang und Mahl preist, und weil ihn seine Geliebte verschmäht, so wendet er sich vom Mai weg und singt Lieder dem Herbste zu Ehren, voll Sinnlichkeit; er zieht den Minnedienst ganz ins Bäurische herab, wirbt um gemeine Dirnen mit Geschenken von Schuhen und Linnen, und verspottet so auf derbe Art den zarten Frauendienst. Die Mehrzahl seiner Lieder sind trochäisch, die Reime rein, die Sprache untadlich, obschon landschaftliche wie ländliche Worte und Töne jene Gebirgsgegenden bestätigen. Sämmtliche Lieder haben die gewöhnliche fünf- oder dreistrofige Form. H. M. Nr. 103.

Konrad, der Schenke von Landegge, zwischen 1270—1290. Beda Weber hält ihn für einen Edlen Tirols (Landeck am Inn, oberhalb Innsbruck, schon 1259 Grenzort), v. Hagen bezeichnet ihn als einen Sprößling des gleichnamigen Geschlechtes in der Grafschaft Toggenburg. Konrad diente unter Kaiser Rudolf I.; er sagt selbst in einem Winterliede, daß er es vor Wien gesungen, als der König diese Stadt belagert hatte (1276), wobei auch die Minnesinger Liechtenstein, Wildonie, Steinmar und die Schärfenberger auf seiner Seite waren. Er scheint diesem Kaiser noch fürder gedient zu haben, denn in einem andern Liede (13) klagt er, daß in Frankreich das trübe kalte Wasser alle Freude störe, und sehnt sich nach Schwaben, am Rhein, um den Bodensee, wo gewiß Sommerwonne und Vogelsang sei, wo seine Geliebte wohnt, die die schönste sei in allen Landen, deren er gesehen: Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, Piccardie (vermuthlich bei der Heerfahrt Kaisers Rudolf 1289 gen Otto von Burgund). Sonst besingen die auf uns gekommenen 18 Lieder dieses allweg frohgemuthen Dichters nur seine Liebe. Die Sprache derselben ist vorzüglich gebildet, und die Reime fast ganz rein. Mit dem Tiroler Rubin stimmt er, wie fast in allem Übrigen, besonders darin überein, daß seine Lieder meist Mai- und Taglieder sind. Die meisten derselben sind trochäisch, einige mit jambischem oder hüpfendem Wechsel. Daß die meisten zum Tanze und Reigen bestimmt waren, wie sie dazu auffordern, zeigen auch die vorherrschend kurzen Reimzeilen. H. M. Nr. 69.

Der Litschauer, um 1272, ein auf seine Kunst umherfahrender Meister bürgerlichen Standes aus Litschau in Österreich, einem hart an Böhmens Grenze liegenden Markte; also aus einer Gegend, in welcher sich der nun schon verwahrloste Minnesang noch so ziemlich aufrecht erhielt. Er verkehrte auch an den Höfen der Fürsten, namentlich Ottokars, des mannigfaltig von deutschen Singern gedachten Böhmenkönigs, der jetzt zugleich Herzog von Österreich war. Wir besitzen von ihm nur 6 Klag-, Lob- und Minnelieder mit Gleichnissen und Sprüchen, in sonnettartigen Strofen (wie bei Reinmar von Zwettel), die den Stempel des Verfalls der lirischen Kunst schon deutlich an sich tragen. H. M. 139.

Der Püller, soll nach Thomas v. Zirklaere ein Italiener, ein Fremdling aus Apulien (damals Pülle genannt) sein; es blühten aber damals auch österreichische und bairische Geschlechter dieses Namens. Er war auch bei der Belagerung Wiens unter Rudolf v. Habsburg, mit dem er ziemlich vertraut gewesen zu sein scheint, da, wie eines seiner Lieder kund gibt, dieser Kaiser Püllers Geliebte in Elsaß kennen lernen wollte. Püller hielt sich überdies auch noch in Österreich und Ungarn auf, wie er denn sagt: »daß in Österreich viel gut sein ist.« Fünf liebliche Mai- und Minnelieder, dreistrofig; rein und einfach in Darstellung, Sprache und Weisen, erhielten sich von ihm. H. M. Nr. 83.

Eines Ungenannten freimüthige Äußerung über die Zeitzustände, welche nach einem lateinischen Gedichte (verfaßt um 1220 in 1088 Versen) deutsch um 1277 bearbeitet wurden, gab Th. v. Karajan 1842 in Haupt's Ztschrft. f. deutsch. Altth. II. unter dem Titel: »**Buch der Rügen**« sammt dem lateinischen Original heraus. Sowohl der Verfasser des Lateinischen wie der des Deutschen scheint geistlichen Standes gewesen zu sein. Letzteres (in 1656 Versen) übersteigt sein lateinisches Original an Umfang um mehr als ein Drittheil und enthält Warnungen an den Pabst und an den Kaiser, Schilderungen des Verfalls der Zeit, namentlich aber in besondere Einzelheiten gehende Rügen der Deutschordensritter, die wohl aus dem lateinischen Vorbilde entnommen, dabei aber noch immer eine größere Vertrautheit mit den inneren Verhältnissen des Ordens bemerkbar machen, inwieferne diese vielleicht auf die Stellung unsers Dichters zu irgend einem der deutschen Ordenshäuser Süddeutschlands, dem seine Sprache ihn zuweist, zu erklären sei. Bekanntlich waren damals Staaten Österreichs, vorzugsweise das Burzenland in Siebenbürgen, der Tummelplatz dieser Ordensritter. Der poetische Werth der Dichtung ist zwar gering, obgleich einige Stellen nicht ohne Schwung sind, und biedere Freimüthigkeit ernsten Tadels immer für sich einnimmt. Es steht — nach Karajan — der Heimat nach, den Dichtungen Wolframs von Eschenbach und Ulrichs v. Liechtenstein am nächsten.

Ludwig von Medlitz, ein deutscher Dichter, der am Hofe Königs Wenzel II. von Böhmen (1278—1305) lebte und von demselben auch mit ansehnlichen Gütern bei Troppau beschenkt wurde. So viel man weiß, ist nichts mehr von seinen Dichtungen übrig, und das eben gedachte Wenige wissen wir durch den unbekannten Troppauer Dichter, den Verfasser der »Kreuzfahrt Ludwigs von Thüringen« (s. d.) zu Anfang des 14. Jahrh. Nach der Meinung Swoboda's und Anderer soll Ludwig v. Medlitz in böhmischer Sprache gedichtete Lieder Königs Wenzel ins Deutsche übersetzt haben.

Meister Boppo, mit dem Beinamen der Starke, um 1285. Nach Überlieferung der Meistersänger, bei welchen er einer der 12 alten Meister ist, soll er in Steiermark geboren, Student gewesen, nachmals Magister der sieben freien Künste geworden, ganz Deutschland mit seiner Sangkunst durchzogen und sich auch in Dänemark aufgehalten haben. Nach Anderer Sage soll er Glasbrenner gewesen sein. Sonst stand er in persönlicher Beziehung zunächst zu einem Markgrafen v. Baden, besonders aber mit Herren in Österreich, Tirol und Kärnthen, und wie aus seinen Dichtungen erhellt, hielt er sich auch in Kärnthen, Krain, Friaul, Tirol, Österreich, Böhmen, Baiern, Schlesien, Schwaben, Sachsen und Dänemark auf. Seine Werke umfassen den damaligen ganzen Umkreis lyrischer Dichtung. Die Darstellung ist bilderreich, gedrängt, bedeutungsvoll, manchmal kühn; er schildert Begebnisse seiner Zeit, verweilt gerne im Kreise der Naturwunder und liebt Anspielungen und Zusammenstellungen aus der Erdkunde, Geschichte, geistlichen und weltlichen Gelahrtheit, ritterlichen und volksmäßigen Dichtung, bald scherzhaft, bald sokratisirend oft epigrammatisch schließend, Priameln gleich. Auch beschäftigt er sich in einem Liede mit der Verehrung Maria's und verspottet anderswo den Übermuth der Frauen und das Gelübdewesen. Seine Sprache hat bei manchen kühnen Wendungen einiges Ungewöhnliche. Das Wenige was wir von seinen Werken besitzen sind zwölf Gedichte in 54 Strofen (H. M. Nr. 138) und ein didaktisches Gedicht von ihm, über die sieben freien Künste, von welchem uns die Meistersänger berichten, ist auch verloren. Diese gebrauchten seinen 18reimigen Hof- oder Ehrenbotenton und eine sonst unbekannte 22reimige Weise; und manches Meister- und Volkslied erklang in späterer Zeit noch über ihn.

Meister Stolle, ein Meistersänger und einer ihrer 12 alten Meister, den die Überlieferung seiner Zunftgenossen Stefan, einen Seiler nennt. Er ist ein süddeutscher Dichter und wahrscheinlich der jüngere Stolle, als Unterschied zum älteren in Wien, der mit Walther v. d. V. in Zwist lebte, und hielt sich auch da, in Österreich, Kärnthen, Tirol und Baiern auf, wie dies namentlich sein Gedicht an Herzog

Meinhart von Kärnthen (1285—1296) bezeugt. Mehrentheils sind seine Lieder geistlichen und didaktischen Inhalts, doch auch satyrisch, wie das Spottgedicht auf Kaiser Rudolfs I. Kargheit gegen Singer und Sager und über das »Pfaffenthum.« Seine Sprache ist entschieden oberdeutsch mit manchen Eigenheiten. Als tüchtiger Meister seiner Kunst zeigt er sich in seiner »**Almentweise**,« in der alle seine Dichtungen abgefaßt sind, und welche auch die Minnesänger schätzten. Stolle's 41 Strofen aus der Jenaer Sammlung in H. M. 143. Einige halten ihn für eine Person mit dem Hardegger.

Mai und Beaflor. Dieses Heldengedicht (in circa 20,000 Versen) gehört einem unbekannten Dichter aus der zweiten Hälfte (vermuthlich letzten Viertel) des dreizehnten Jahrh. an, welcher der Sprache nach Salzburg, Tirol oder das Innviertel zum Heimatlande haben mag, da er auch sonst viele Verwandtschaft mit Dichtungen aus dieser Gegend zeigt. »Der Sieg der ehelichen Liebe und Treue, die aus Drangsalen und Verfolgungen geprüft und geläutert hervorgehen: ein während des ganzen Mittelalters überaus beliebtes Thema, das sich in den deutschen und romanischen Volksbüchern in unzähligen Variationen wiederholt, bildet den Inhalt des Mai und Beaflor. Es ist die unter dem Namen der geduldigen Helena bekannte Geschichte in ihrer einfachsten ältesten Gestalt. Ausführliche Auszüge jener Dichtung lieferten Gräters Bragur Bd. IV., A. Elvert im deutschen Museum, 1784 Bd. II., und Docen in Görres deutschen Volksbüchern Nr. 109, und erst jüngst erschien sie vollständig herausgegeben von einem Ungenannten als VII. Band der »Dichtungen des deutschen Mittelalters,« unter dem Titel: »Mai und Beaflor.« Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrh. Zum ersten Male gedruckt Leipzig, 1848 (bei Göschen).« Sie erzählt Folgendes: »Telion, ein mächtiger König von Rom, entbrannte nach dem Tode seiner Gemalin Sabie in unnatürlicher Liebe zu seiner Tochter Beaflor (Schönblume). Um den ihrer Tugend und Unschuld gelegten Fallstricken zu entgehen, und von sich und ihrem Vater die Schande abzuwenden, entschloß sich Beaflor zur Flucht, und bestieg mit Hilfe ihres treuen Pflegers, Roboal und dessen Weib Benigna, ein kleines Schiff, das sie bald aufs hohe Meer hinaustrieb. Durch besondere Fügung Gottes landete sie nach kurzer Zeit an den Gestaden eines Reiches, wo eben ein junger Fürst, Mai mit Namen, herrschte. (So wurde er genannt nach seiner jugendlich blühenden Gestalt, und nach ihm heißt das Land noch jetzt Mailand.) Diese seltsame Erscheinung setzte alles in Erstaunen. Mai aber, voll Mitleid für die Vertriebene, empfing sie aufs gastfreundlichste, und gewährte ihr Schutz und Herberge. Obgleich die auf dem Schifflein mitgebrachten Kostbarkeiten genugsam ihren Stand

verriethen, weigerte sie sich doch entschieden, ihre Herkunft zu entdecken. Ihre außerordentliche Schönheit, ihr sittig-tugendsames Betragen zog ihr bald das Herz des jungen Fürsten zu und er begehrte sie zur Gemalin. In ihrer Demuth verlangte sie nicht nach so hoher Würde, und nur nach langem Widerstreben und auf drängendes Zureden der fürstlichen Räthe willigte sie ein. Mit großer Pracht wurde das Beilager vollzogen, trotz dem heftigen Widerspruche, den Mai's Mutter Eliacha gegen diese Verbindung erhob. Voll Zorn und auf Rache sinnend verließ diese den Hof ihres Sohnes und zog sich auf das Schloß Klaremunt zurück. Noch vor Abfluß eines Jahres erhielt Mai Kunde von seinem Ohm dem Könige von Spanien, daß Fürsten ihn mit Krieg überzögen, und daß er sich seines sicheren Beistandes versehe. Mit blutendem Herzen trennte er sich von seiner Gemalin, die er unter der Obhut zweier treuer Räthe, Cornelius und Effreide zurückließ, und zog mit einem mächtigen Heere nach Spanien, wo er, kaum erst Ritter geworden, im Kampfe gegen die Ungläubigen Wunder der Tapferkeit verrichtete. Inzwischen genas Beaflor eines schönen Knaben. Sogleich ward ein Bote mit Briefen abgefertigt, die dem Fürsten dieses freudige Ereigniß kund thun sollten. Zum Unglück nahm der Bote seinen Weg über Klaremunt, vermeinend der alten Königin mit seiner Nachricht ebenfalls Freude zu machen. Begierig ergriff diese die willkommene Gelegenheit ihre Rachepläne auszuführen. Sie nöthigte ihn bei ihr die Nachtherberge zu nehmen, bewirthete ihn aufs reichlichste und vertauschte, während er in bewußtlosem Zustande lag, die Briefe der Beaflor und der beiden Räthe mit einem anderen des Inhalts: Beaflor habe sich während seiner Abwesenheit schwer gegen die eheliche Treue vergangen und nun zur sichtbaren Strafe ein Ungethüm zur Welt gebracht. Bei Empfang dieses Briefes gerieth Mai außer sich, faßte sich aber und schrieb zurück, man solle Frau und Kind wohl bewachen bis zu seiner Rückkunft. Der Bote kehrte auf seiner Rückreise wieder bei der alten Königin ein. Eine zweite Briefverwechslung fand statt, wobei den beiden Räthen mit Verbürgung des eigenen Lebens befohlen wurde, Beafloren sammt dem Kinde sogleich zu tödten. Über diese unbegreifliche Botschaft heftigst erschrocken, hielten jene für's Beste, Beafloren mit dem grausamen Befehle bekannt zu machen. Man ersinnt einen Ausweg, läßt Mutter und Kind heimlich auf das Schiff bringen, welches sie hergebracht, und gibt in der Stadt vor, sie seien auf des Fürsten Geheiß umgebracht worden. Über diese That gerieth das Volk, dessen Liebe sich Beaflor durch ihre Tugenden erworben hatte, in äußerste Wuth, zog dem bald darauf heimkehrenden Fürsten entgegen und wollte ihn steinigen. Vermittelnd trat Bischof Haug (Hugo) von Andervilie (der Hauptstadt des Landes) dazwischen und es gelang

ihm Mai's völlige Unschuld darzuthun. Der Bote gestand seinen zweimaligen Besuch auf Klaremunt und Eliacha, des heillosen Betrugs überführt, wurde von ihrem eigenen Sohne erstochen. Nur mit Mühe konnte der Bischof und die Räthe den Fürsten vom Selbstmord abhalten. Er mußte versprechen zu seiner eigenen Sühne und Strafe zu leben. Inzwischen schwamm das Schifflein mit den Todtgeglaubten auf dem hohen Meere fort, und wurde durch Gottes wunderbare Fügung geradeswegs nach Rom hingetrieben. Roboal und Benigna gingen eben gegen Sonnenuntergang am Gestade der Tiber spazieren, von ihrer lieben verlornen Tochter redend, als sie das Schifflein den Fluß heraufschwimmen sahen. Mit Hilfe des bei der Flucht behilflich gewesenen Schiffers Tibalt erkannten sie es, zogen es ans Ufer und fanden darin Beaflor mit dem Kinde. Heimlich und unbemerkt wurden beide in Roboals Wohnung gebracht. Beaflor erzählte ihre Erlebnisse und Abenteuer, war aber stets in Angst wegen ihres noch lebenden Vaters. Aber Roboal tröstete sie, gab ihr Kind als das seinige aus und der Pabst selbst hob den Knaben aus der Taufe. Acht Jahre vergingen, der Knabe, seiner Mutter Augentrost, wuchs zu einem schönen Jüngling heran, sorgfältigst in allen Künsten gebildet. Inzwischen siechte seinen Vater der Gram immer mehr. Er führte ein wahres Büßerleben Das ging seinem Volke und seinen Räthen nahe und sie vermochten ihn mit Hilfe des Bischofs zu einer Wallfahrt nach Rom zu bewegen, um dort vom Pabste selbst Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Mit einem großen Gefolge brach Mai dahin auf. Als er noch eine Tagreise von Rom entfernt war, schickte er Marschälle und Diener voraus, um Herberge zu bestellen. Der erste der diesen in der Stadt begegnete war Roboal. Kaum hatte er den Namen ihres Herren und den Zweck seiner Reise erfahren, als er ihnen in seinem eigenen Hause Herberge bot. Beafloren, die voll Trauer um ihren Mai acht Jahre hindurch nicht gelacht hatte, theilte er diese freudige Botschaft sogleich mit, zog mit dem jungen Lois dem Mai entgegen und begleitete ihn sammt Gefolge mit großen Ehren in seine Wohnung. Bei Tische wurden beide Gatten einander gegenüber gesetzt und es erfolgte eine Erkennungsscene, die beide für ihre langen unverschuldeten Leiden herrlich belohnte.« — Dies der Umriß der Erzählung. Die Sage selbst ist — wie der Herausgeber kund gibt — während der Kreuzzüge aus Griechenland (wo eigentlich das Land des Mai liegt) über Italien nach Frankreich und von da nach Deutschland gebracht worden. Dies ist jedenfalls die einfachste Erklärung für das wunderliche Gemisch von griechischen, lateinischen und französischen Namen, die in bunter Reihenfolge mit einander abwechseln Der Name des Helden Mai jedoch mag dem deutschen Dichter angehören. — Unbekannt ist uns der Dichter des Mai und Beaflor, denn weder hat er

sich im Gedichte selbst genannt, noch weniger hat sich eine Spur von ihm erhalten, die uns auf Entdeckung seines Namens führen könnte. Schon Pütrich von Reicherzhausen (s. d.) singt in seinem Ehrenbriefe Strofe 107:

So hat graf Mai seinen tichter nit benennet:
darumb ist er frauwe
eurn gnaden nicht noch niemandt sonst bekennet.

Seine Heimat sucht auch der Herausgeber in Österreich oder Baiern, denn Reim und Sprache deuten ihm auf jene Gegenden. — Armuth und Abhängigkeit, dies gewöhnliche Dichterloos, scheint auch unseren Dichter getroffen zu haben: daher das alte Klagelied über Unmilde, Härte und Ungerechtigkeit der Fürsten, wie es gewöhnlich bei Dichtern des letzten Viertels im 13. Jahrh. erscheint. Ob er dem ritterlichen Stande angehörte, läßt sich ebenfalls nicht mit Sicherheit erkennen. Der häufige Preis des Ritterdienstes entscheidet hiefür nicht, eher der heftige Tadel über die Gesinnung mancher seiner Landsleute, die das Geld mehr schätzen als hohe Liebe und dafür ihre Zeit mit Bäuerinnen vertreiben. Eigenthümlich klingt in seinem Munde das Lob, das er der sorgfältigen Erziehung und Bildung der, den höheren Ständen angehörigen Jugend spendet, die in fremden Sprachen, im Lesen und Schreiben unterrichtet würden, während er, allem Anscheine nach, der beiden letzteren Künste selbst unkundig war. Denn seine unmittelbare Quelle ist nicht ein Buch, sondern die mündliche Mittheilung eines werthen Ritters, der die Rede (wie er ebenfalls bezeichnend seine Erzählung mehrmals nennt) an einer ungereimten Chronik (deutschen?) gelesen habe. An einigen Stellen sagt er sogar ausdrücklich: »**also horte ich** lesen,« »**als man mir las.**« Wir haben also hier in Bezug auf die Quelle ein ähnliches Verhältniß wie bei Wirnt von Gravenberg (s. d.): dort ein Knappe der Gewährsmann, hier ein Ritter. Ebenso ist auch der Mai das Erstlingswerk des Dichters, zu dem er sich die Werke Eschenbach's, Reinbot's von Dorn und vielleicht auch Wirnt's als Vorbilder nahm, da er der ersteren erwähnt. An Geist und Talent ist aber Wirnt unserem Dichter überlegen. Doch fehlt es diesem keineswegs an Stellen, die von wirklicher dichterischer Begabung zeugen. Namentlich versteht er innere Herzens- und Seelenzustände lebendig und ergreifend zu schildern. Z. B. die Klage der Beaflor im Anfange des Gedichts ist rührend, mit Ausdruck und wahrem Gefühl vorgetragen, ebenso das Wiedersehen der beiden Gatten. Beschreibungen von äußerlichen Dingen aber, z. B. von Kleidern, Festlichkeiten, Aufzügen, Schlachten ꝛc. gelingen ihm gar nicht. Nichtsdestoweniger bildet das Ganze

eine freundliche anziehende Erscheinung in der Reihe unserer mittelalterlichen Dichtungen. Die Entstehungszeit darf mit dem Herausgeber sicherlich in die zweite Hälfte des 13. Jahrh. in die Zeit der späteren Kreuzzüge gesetzt werden. Dahin weisen Vers und Reim; und Mai, sein Oheim und beider Heere werden deutlich als Kreuzfahrer bezeichnet. — Nur in zwei Mscpten hat sich die Dichtung erhalten, in der Membrane der Hofbibl. zu München, in welcher sich Otte's Eraklius (s. d.) befindet, und in einer Papierhandschrift zu Fulda. Die erste aus dem 14. Jahrh. ist besser, »in der gemein baierisch = österreichischen Mundart geschrieben« (wie der Herausgeber angibt), letztere schlechter, dem 15. Jahrh. gehörig *).

Ulrich von Eschenbach, 1278—1290. Die erste ausführliche Nachricht über Ulrich und dessen **Alexandreis** gab uns der frühverstorbene Ferd. Weckherlin, welcher in seinen »Beiträgen zur Geschichte der altdeutschen Sprache und Dichtkunst« (Stuttg. 1811) S. 1—32 aus dem Stuttg. Mscpt der königl. Bibl. (14. Jahrh. 181 Blätter in Spalten à 41 Zeilen) mehrere Stellen mittheilte und das Alter und die Entstehung des Gedichts festzustellen suchte. Da jedoch das Stuttg. Mscpt vielfach interpolirt ist, so konnte es nicht fehlen, daß Weckherlin zu einigen falschen Schlüssen verleitet wurde, daneben auch manches geradezu mißverstanden hatte. Im 9. Jahrgange des »Serapeum,« Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur. Lpzg. 1848 Nr. 22 berichtigt und ergänzt aber F. Pfeiffer die Angaben Weckherlin's aus dem Heidelberger Mscpt (Nr. 333, 14. Jahrh.) und führt (S. 338—344) Stellen aus der Dichtung auf, welche über den Verfasser Folgendes besagen. Ulrich lebte und wohnte zu Prag am Hofe Wenzel II.

---

*) Nach einer anderen französischen Quelle, nur abenteuerlicher, verwickelter und barocker ist derselbe Stoff der Dichtung in Reime gebracht, im J. 1400 von einem am erzbischöfl. Hofe zu Cöln lebenden Dichter Hans von Bühel (Ausg. Straßb. 1500 und 1508) dem Verfasser von »Diocletian's Leben oder das Buch von den 7 weisen Meistern« (Ausg. von A. Keller, Quedlinb. 1841) v. J. 1412. In des Büheler's Dichtung, welche den Titel »die Königstochter von Frankreich« führt, sind die Lokalitäten ganz verändert: statt Rom und Mailand (Griechenland) erscheint Paris und England. Wieder einer anderen, doch mit Büheler's verwandten Quelle folgt das alte »Volksbuch von der geduldigen Helena, Kaiser Antonius von Constantinopel Tochter« (zuerst Nürnberg s. a. »gedruckt in diesem Jahr«) das noch täglich als beliebtes Volksbuch in neuer Auflage gelesen wird und ebenso aus gleicher Quelle ist die prosaische Erzählung »vom König von Reussen« in österreichischer Sprachform aus dem 15. Jahrh., von welcher ich später bei den »deutschen Volksbüchern« sprechen werde.

des Frommen (1278—1305), des auch sonst als Mäcen der Minnesinger bekannten Böhmerkönigs. Seine Quelle (die Alexandreis des Walther von Castiglione) erhielt Ulrich durch Vermittlung zweier böhmischer Ritter Eckhart von Dobringen und Cuno von Gutrat, von dem Salzburger Erzbischof Friedrich II., Freiherrn von Walchen (reg. seit 1270 bis zu seinem Tode 1284), der ihn durch obige zwei Ritter zugleich dringend zu sich einladen ließ. Ulrich, welcher sich allem Anscheine nach schon früher zu Salzburg aufgehalten hatte, da er des Bischofs fürstlichen Hof und dessen edle Person preist, konnte sich aber dazu nun nicht mehr entschließen, den Löwen, d. i. König Wenzel (das böhm. Wappen ein Löwe) zu verlassen, bei dem er sich sehr wohl befunden haben mogte. Das Gedicht muß also in der Zeit der Regierung Wenzels II. bis zum Tode des Erzbischofs, also in den Jahren 1278—1284 entstanden sein. Es bestand ursprünglich aus 10 Büchern. Das eilfte, worin die Belagerung der Stadt Tritonia in Braetana und Alexanders Einzug daselbst beschrieben wird, wurde erst später hinzugedichtet, auf Begehr des jungen Edelmannes Borso von Risenburg, zu dessen Hofhalt — wie Pfeiffer meint — Ulrich vielleicht gehörte. In dem Basler Mscpt, das eher eine Abschrift des Stuttgarter ist, fehlt dieses letzte Buch. In der Membrane (14. Jahrh.) der Bibl. zu Wolfenbüttel aber besteht die Dichtung in 11 Büchern mit einem Anhange: »wie sich die Kunige halden sullen,« nach dem Lateinischen eines Meisters Philippus, der es aus dem Arabischen, wie es ein Meister Guido de Antiochia gefunden, übersetzt hat. Eschenbach scheint der eigentliche Name Ulrichs zu sein, obgleich er auch als Erssenbach und Essenbach vorkommt. Er ist wohl ein Namens-, aber kein Geschlechtsverwandter des berühmten fränkischen Dichters Wolfram von Eschenbach, mit dem er auch öfters verwechselt wird, denn schon Seyfried (1350 s. d.) hält diese Alexandreis für Wolframs Werk, ebenso auch ältere deutsche Literarhistoriker wie Koch (Compendium), Horn (Handbibl.), Adelung und Kinderling (Bragur), obgleich Ulrich den Wolfram selbst als einen früheren Dichter nennt, und Pütrich (1462) schon von der Alexandreis des »Ulrich von Erssenbach« spricht. Ulrich scheint aber auch nicht dem schweizerischen, damals zu Österreich oder vielmehr zum Hause Habsburg lehenpflichtigen Rittergeschlechte der Eschenbache um Zürich (Ulrich I. um 1225, Ulrich II. um 1256 erscheinen als wohlhabende Männer, die stets in der Schweiz lebten) angehört zu haben, aus deren Familie sich auch einer (»Walther von Eschebach«) am Morde Kaisers Albrecht I. theilhaftig machte; sondern er ist allem Anscheine nach ein Sohn unserer deutschen Alpenländer, in denen es mehrere Orte Namens Eschenbach gibt (z. B. Eschenbach bei Deutschen in

Tirol ꝛc.). Als solcher mag er schon mit König Ottokar II., der damals auch diese Länder an sich zog, als Minnesinger nach Böhmen gekommen sein. Erklärlich ist es auch hieraus, daß Ulrich seit dieser Zeit den Erzbischof von Salzburg nicht mehr zu besuchen wagte, da dieser sich seit dem Reichstage zu Augsburg 1275 als offener Feind Ottokars und inniger Anhänger Rudolfs v. Habsburg erwies, der ihn auch zum ersten Fürsten des heil. römischen Reichs ernannte, welche Würde von nun an alle Erzbischöfe von Salzburg bekleideten. Ulrichs Heldengedicht von den Thaten und Abenteuern Alexanders des Großen in beiläufig 30,000 Versen, steht unter den 4 bekannten deutschen Alexandriaden (merkwürdigerweise sämmtlich von österreichischen Dichtern: 1. Pfaffe Lamprecht. 2. Rudolf v. Ems. 3. Ulrich v. E. 4. Seyfried) dem Gehalte nach in der 3. (vorletzten) Stufe. Er machte damit den verunglückten Versuch, die ritterliche Romantik zu verdrängen und den Werth der Romane und Epen mit ernsteren historischen und wissenschaftlichen Zugaben zu erhöhen. So wie seine lateinische Quelle, der Walther von Castiglione den Curtius Rufus und alle erdenklichen Fabeln über Alexander ausbeutete, so nimmt Ulrich noch außer diesen alles auf, was nur entfernt Hinzugehöriges und Nichthinzugehöriges er gehört oder gelesen hat, und geräth dadurch in einen so undurchdringlichen Schwall von Abenteuern, Personen, Gegenden und Ländereien, in eine so konfuse Unverständlichkeit, aus der er sich endlich selbst nicht herausfinden kann. Auch der dichterischen Beihilfe seiner Umgebung erfreute er sich, wie er selbst sagt:

»Ouch hat manic werder man mir ſuze rede dozu getan,
di dirre aventiure git weder helfe noch ſtiure,
den ich der warheit zihe, von Walchen der edle vrie,
der furſtlich hielt ſinen hof, von Saltzburch der edel Biſchof,
ſchreip mir diſe rede her, der warn zwen ritter wer,
daz ich dez niemand truge, di ſint dez bede gezuge,
und ander gute lute, die zu Prage weſen hute u. ſ. w.

Wolfram v. Eſchenbach iſt ihm das hohe Vorbild, deſſen Werke er häufig geleſen und häufig citirt, und deſſen Tiefſinn und feierlicher Ernſt ihn zu dem ſchwülſten und myſteriöſen Ton des Wartburgkrieges und des Titurel irre leitete. Er bedient ſich ſeiner barocken Bilder und Witze, er affektirt ſeinen Tiefſinn und prahlt mit ſeiner Gelehrſamkeit durch weit hergeholte Anſpielungen, er läßt öfter ſeine eigene Perſon erſcheinen und was dergleichen Nachahmungen mehr ſind. Die freien Künſte, mit deren Kenntniß ſich die Dichter um dieſe Zeit ſo gerne prahlen, ſo wie Allegorien, ſpielen auch bei ihm ihre Rolle, und im 11. Buche bringt er gar eine Allegorie von der Belagerung der Stadt Tritonia in Breatana durch

Alexander, die er früher nicht einflechten konnte, weil er sie noch nicht ganz vernommen hatte. Die Bewohner dieser Stadt sind der Alchemie, Astronomie, Astrologie und Nigromantie vollkommen kundig. Zu Anfang des 9. Buches erzählt er die Abenteuer Alexanders mit dem Zwerge Antilois, welche Sage wir auch, selbständig von einem anderen unbekannten Dichter bearbeitet, besitzen („Alexander und Antiloye," gedruckt in Canzler und Meißner's Quartalschrift I., in Haupt und Hoffmann's altd. Blättern Bd. I.). Nach Gervinus, welcher dies bisher noch ungedruckte Gedicht vollständig zu lesen Gelegenheit hatte, erscheinen in demselben alle Geschichten und Anekdoten der alten Welt, alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben von Theben, die Trojasagen ꝛc. mit größter Ausführlichkeit aufgenommen, und »wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus, Ypomedon u. A. in den Ritterromanen stammen. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Masse, gefabelte zu echten, höchst fantastische zu historisch-wahren, werden unter einander geworfen, zu den wirklichen Generalen Alexanders deutsche und französische Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altasiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik; die größte Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in allen Verhältnissen.« Alexander wird von Aristoteles in der Bibel unterrichtet, dann halb als Kreuzfahrer, kämpfend mit dem tyrischen Burggrafen, halb als Gottheit dargestellt. Allseits wechseln christliche Gesinnungen und biblische Geschichten mit antiken, heidnischen und mythologischen Vorstellungen; »das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und profetischen Schriften des alten Testaments ausgemalt; Riesen, Figuren aus den fränkischen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge wie Spiet im Malagis, spielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse der Weltenden geführt wird, ist alles billige Maaß in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerm überschritten.« Kurz es ist diese ungeheuer angewachsene Dichtung in Hinsicht des Schwulstes, der Überhäufung von Bildern, Szenen und Allegorien, der ärgste Contrast zu dem naiven und sinnvollen gleichnamigen Gedichte des Pfaffen Lamprecht (s. d.); und durch nichts besser als durch den Vergleich beider Dichtungen lernt man kennen, worin eigentlich der Verdienst unserer guten Dichter der Glanzperiode des Mittelalters besteht. Gedruckte Proben von Ulrichs Alexandreis findet man außer den angezeigten Werken noch in Tentzel's monatlichen Unterredungen im Jahre 1691, S. 923 und in Adelung's Magazin I. S. 24 ff. und Bd. II. S. 47—54 (Anfang, Ende und andere Stellen), woselbst Adelung unter Nr. 415 der vatikanischen (heidelb.) Handschrift anführt: »Ulrici Pres-

byterii Curtificis ab Eschenbach carmina sacra. Ist der zweite Theil eines neueren Katechismus;« das also ein ganz verschiedenes jüngeres Erzeugniß eines gleichnamigen Dichters sein muß.

Heinrich von Vrieberg, der zweite Fortsetzer von Gottfrieds v. Straßburg Meisterwerk »Tristan« und demselben an Geist und Sinn weit näher verwandt als der erste Fortsetzer desselben, der Turgauer Ulrich von Türheim (1236—1240). Heinrich, dessen Bei- und Stammname entsprechender mit Adelung, Koch, Docen u. A. für Friedberg in Böhmen als mit Gräße u. A. für Freiberg in Sachsen anzunehmen, ist nunmehr auch sonst als Dichter bekannt, und was er in seinem Tristan gelegentlich sagt, daß er so wie andere bessere Meister schon gar viel von Ritterfesten gedichtet habe, bestätigt auch sein Gedicht von des böhmischen Ritters **Johann von Michelsberg Ritterfahrt** in Frankreich (Mscpte zu Heidelberg und im Koloczaer Codex, gedruckt in Hagen's Germania II.), wie dieser beim Turnei zu Paris seines Herrn des Böhmenkönigs Wappen verherrlicht. Dieser König ist sicherlich der den Dichtern holde Wenzel II. (1278—1305). Der Michelsberger war aber wohl unsers in Böhmen lebenden Heinrichs Gönner, dessen andere Ritterthaten Heinrich auch, obschon zu geringe dazu, beschreiben will. Auffallend fehlt aber in dieser Dichtung unter den vielen genannten Rittern gerade der Tristan, es scheint also die Fortsetzung desselben später gedichtet. Außerdem nennt Heinrich sich mit denselben Ausdrücken und Reimen, wie in seinen andern beiden Werken, als Verfasser eines Gedichtes **vom heil. Kreuz** und dessen Geschichte (k. k. Mscpt. zu Wien, Nr. 1119, vom Jahre 1393, in 882 Versen). Wie in dem Rittergedichte von »**Michelsperger ritterlicher werk**« erscheint Heinrich auch in seiner **Vollendung des Tristan** befreundet in Böhmen, denn er dichtete dieselbe auf Gebot und Bitte des dort heimischen Herrn Reimund von Leuchtenburg (wahrscheinlich desjenigen, der sich gegen Kaiser Rudolf I. und Albrecht aufwarf, und von den treuen Kuttenberger Bergleuten gefangen wurde, weshalb auch unser Dichter näher in die Zeit um 1290 zu setzen ist). Heinrichs 6885 Verse lange Fortsetzung des Tristan, jenes Hauptgedichtes aus dem Sagenkreise von König Artus und den Rittern seiner Tafelrunde, das mit seinen mannigfaltigen und wunderbaren Abenteuern eine der schönsten und innigsten Dichtungen des Mittelalters ist, steht in der Darstellung dem unvollendeten Werke Gottfrieds eben so nahe, als es dem Inhalt nach weit mehr davon geschieden ist als Ulrich von Türheim's Fortsetzung, die nur kurz zum Abschlusse drängt. Und wie schon im Eingange zum Tristan die anmuthig mit sich selber spielende Rede Gottfrieds durch Umkehrungen, Wiederholungen und leichte bequeme Ausführlichkeit mit gewandtem, leb-

haftem und bildlichem Ausdruck anklingt, so geschieht es auch durchgängig, und freilich als Nachahmung, aber mit Glück und Geschick durch ursprünglich verwandten Sinn. Heinrich erzählt noch viele Abenteuer Tristans, seine Heirat mit der andern Isot, sein Leben bei Artus, sein neues Verhältniß mit Isolde von Irland, wodurch er der Hinrichtung nahe kommt, die Kämpfe um seinen Schwager, seine Verwundung und den Tod beider Liebenden. König Mark in Cornwall, Tristans Ohm und Nebenbuhler, erfährt erst nach ihrem Tode den Grund ihrer Neigung, läßt beide begraben, einen Rosenstrauch und eine Weintraube auf ihr Grab pflanzen. — Beide Fortsetzer haben keineswegs eine zunächst dazu gehörige, sondern eine Urkunde, ähnlich jener des Eilhart von Oberge vor sich gehabt, die diese Sage von Tristan und Isolde nach einer uralten im Morgenlande noch mannigfaltig blühenden Dichtung erzählt. Heinrichs Fortsetzung, die sich selbständig und allein nur als Mscpt zu Florenz befindet, ist herausgegeben mit dem Tristan Gottfrieds in Müller's Sammlung deutscher Dichter des 12., 13. u. 14. Jahrh. Berlin, 1784. Bd. 2. (die Ausgabe von Groote, Berlin 1821, ist mit Türh'eim's Fortsetzung), und in Hagen's Ausgabe von Gottfrieds Werken. Breslau 1823. 2 Bde. Neudeutsch bearbeitet von K. L. Immermann, im Rheinischen Jahrb. f. Poesie. Köln 1840 u. 1841, und von H. Kurtz, Stuttg. 1844.

Seifried Helbling, aus einem ritterlichen Geschlechte Österreichs um 1230 geboren, brachte seine Jugend an dem Hofe irgend eines mächtigen österreichischen Ministerialen, etwa Luitholds von Hardeck, oder eines von Kunring zu, weil er diese besonders preist, und hielt sich auch noch im Alter in der Nähe der Besitzungen jener Geschlechter auf. Sein Leben fällt in jene für Deutschland, und zumal Österreich, so wichtige Zeit der Um- und Herüberbildung aus der älteren in die neuere Gestaltung in Staat und Sitte, der die kaiserlose, rechtlose und gewaltige Zeit des Zwischenreiches vorausgegangen war. Er war Besitzer eines Hauses, Baumgartens und Feldes zu Nußdorf in der Nähe Wiens. (Im Urkundenbuche von Hormayr's Geschichte Wiens, Bd. 5, Nr. 136 v. J. 1328, erscheint am Nußberge bei Nußdorf ein Weingarten, der von seinem früheren Besitzer, unserem Dichter, noch den Namen Helbling führt, wie denn dieser auch selbst sagt: »**in meiner herberge danne ab dem Nußberge.**«) Obgleich daher nicht in Wien lebend, zeigt er sich doch mit der Örtlichkeit dieser Stadt sehr vertraut, und gibt uns Beweise, daß er sich oft hier aufhielt*). Seifried (Siegfried) verfaßte im Zeitraume

*) Nach der neueren Ansicht Th's. v. Karajan scheint der betreffende Satz (II. Vers 16 ff.) unrichtig interpunktirt zu sein, und soll lauten: »**Ich trinke gerner vrischen win in meiner herberge; dann ab dem Nuzzberge: den muoz**

vom Jahre 1289 an bis 1298, also in bereits weit vorgerücktem Alter, ein historisch-satirisches Gedicht (in 15 Gesängen, 8553 Versen), das die Überschrift: »**Der junge Lucidarius,**« in Beziehung auf den »älteren Lucidarius,« führt. Lucidarius, Elucidarius, Aurea-gemma nannte man im Mittelalter jene vielverbreiteten, in Gesprächen zwischen Meister und Schüler abgefaßten Laien-Encyklopädien, die allenthalben in Abschriften zirkulirten, und dann Erstlinge der Buchdruckerkunst wurden. Seifried's Werk ist eben so in Gesprächsform zwischen ihm und seinem Knechte eingekleidet, der sich über Sitten, Gebräuche, Gerichtsverfassung und die äußeren Verhältnisse des Landes belehren läßt, oft aber auch seinen Herrn zurecht weist, und bittere Wahrheiten ungescheut auftischt. Auf diese Art werden anfänglich die Männer getadelt, dann die Frauen, alles bis in die kleinsten Verhältnisse herab. Der Dichter spricht sowohl gegen den Adel als gegen den Bauernstand; er schildert das Kriegswesen, die Rüstungen, Kleidungen, den Schmuck, eben so ausführlich als die Speisen, den herabgewürdigten Minnesang, die fehlerhafte Gerichtsverfassung, die ausgeartete Geistlichkeit und das Treiben des selbstsüchtigen Adels. Wir finden hier die Schilderung einer Badstube, wie die allegorische Beschreibung einer Schlacht, in welcher die Laster von Tugenden besiegt werden; es wird die glückliche Zeit Leopold des Glorreichen gepriesen, Friedrich der Streitbare und Rudolf von Habsburg gerühmt, Mancherlei über Ottokar von Böhmen gesprochen, Österreichs edle Geschlechter, ihre Macht, ihre Tugenden, ihre Vergehungen geschildert: es ist, kurz gesagt, ein sinnvoller, inhaltsreicher und lebendiger Sittenspiegel Österreichs in jener gährenden, vielbewegten Zeit, besonders aber in den letzten Jahren der Regierung Rudolfs I. bis zum Momente, wo sein Sohn Albrecht Kaiser wird, in welchen der Dichter noch die Erinnerungen seiner Jugend verknüpft. Seifried war für einen Laien jener Zeit nicht ungebildet, er konnte, wie er selbst sagt, lesen, war in der Bibel bewandert, und mischt lateinische Worte seinen Dichtungen ein; nicht minder zeigt er sich mit der schönen Literatur seiner Vorgänger bekannt, er erwähnt außer des schon angeführten Rapot von Falken-

---

man tiure gelten; davon trink ich in selten.« Nicht aber: »Ich trinke gerner vrischen win; in meiner herberge dann ab dem Nuzzberge den muoz man tiure gelten; davon tirnk ich in selten.« Wodurch ein ganz anderer Sinn entsteht, der auch die Herberge Seifried's in die Gegend ober dem Nußberg (Göttweih, Krems, Zwettl 2c.) setzt. Daß Helbling nicht zu Wien selbst ansässig war, läßt sich aus mehreren Stellen seiner Gedichte schließen. In Wien gibt es noch heute viele Helblinge, und auch in alter Zeit erschienen viele in Wiener Urkunden, nur kein Seifried. Ob er mit dem im Mittelalter oftmals vorkommenden tirolischen Rittergeschlechte der Helblinge von Straßfried, welches 1436 ausstarb, verwandt gewesen, weiß man nicht. Gewiß ist aber, daß er dem Ritterstande angehörte.

berg, den er sehr bedauert (»**Wie schön der Vogel sang, von Valchenberg der alt Rapot! O weh, nun gnade ihm Gott!**«), noch andere einheimische Dichter, die uns sonst ganz unbekannt wären, wie den nachfolgenden **Konrad von Haßlau**, den **Bernhard Freidang** (wahrscheinlich auch sein Zeitgenosse und Landsmann, der mit dem bisher bekannten Freidank nichts gemein hat), so wie auch der **Dichter des Rügeliedes**, das er 1292 (Gesang II., Vers 699), als vor kurzem gedichtet, erwähnt, ohne Zweifel Österreich angehört, und uns wieder auf die Spur eines jetzt wahrscheinlich verlornen österreichischen Dichters führt. Geläufig sind ihm Anspielungen auf die Heldensagen, weniger auf die Kerlingischen, als auf die in Österreich vornehmlich lebendigen Nibelungen, auf Markgraf Rüdiger, dessen Markmann Eckewart ꝛc. der Minnesinger, namentlich der minniglichen Scheidelieder Morungen's gedenkt er, und schildert, gleich Nithart und Gartenaere, den Übermuth der österreichischen Bauern. Besonders merkwürdig ist die Stelle von den Singern und Sagern in Österreich, von dem Untergange des Gesanges daselbst. Verklungen ist der alte Sang, der neuen Sänger ist zu viel, sagt er, sie streichen nach einer Pfründe vor der Herren Tisch, sie sagen: »**Herre gebt mir etwes was, — so mach ich eure ere breit,**« und wie er besonders über die Spielleute und Sänger loszieht, so schont er auch des höheren Adels nicht, und züchtigt ihn nach Gebühr; nur wenige unter ihnen sind der Ausnahme würdig, nicht 30 tugendhafte Ritter findet er im Lande. — Helbling's Schilderungen sind voll Leben, wenn auch nicht zierlich, doch wahr, er ist ein derber Zeuge seiner Zeit, aber ein aufrichtiger, dem das Herz blutet, wenn er tadelt, und der den mächtigsten Zeitgenossen, ja ganzen Ständen gegenüber verwarf, was verwerflich war. Er ist Rhapsode, spricht und reimt in schlichter, anspruchsloser Rede über das, was eben seinen Geist beschäftigt, mit glühender Vaterlandsliebe, wiederholt sich oft in seinen Gedanken; man sieht daraus, wie so ganz sie seine Seele bewegten. Die Verse sind in gewöhnlichen kurzen Reimpaaren; — von künstlicher Anordnung, Einheit und Gliederung keine Spur. Die Sprache ist markig und treffend, voll eigenthümlicher Wendungen, Sittensprüche, Sprichwörter, Ausrufe, Flüche und Verwünschungen, sie ist unmittelbar dem volksthümlichen österreichischen Boden entwachsen, daher selbst schon ein kostbares und großes historisches Moment und Monument. Diese Sammlung freimüthiger Rügen sind als Sittengeschichte überhaupt, namentlich aber für die innere Geschichte des Landes, das sie betreffen, als Quelle von großem Werth, und reihen sich unmittelbar an des jüngeren Zeitgenossen Ottokar (von Horneck) Chronik von Österreich an. Dieser ist erfahrungs- und begebenheitsreicher, höfischer und gewählter in Ausdruck und Dispo-

sition, künstlerisch-vollendeter; unmittelbarer aber und tiefer nicht. Erst in neuester Zeit ist uns Seifrieds Werk zugänglich geworden durch die thätige Fürsorge Th's v. Karajan in Wien, der es zuerst 1840 (in den altdeutschen Blättern II.) im Auszuge mit Angabe des Inhaltes, vollständig aber sammt Anmerkungen in Haupt's Ztschrft. f. deutsches Altth. Bd. IV. Lpzg. 1844, herausgab. Proben davon auch in Hagen's Germania Bd. IV., Berlin 1841. Das Mscpt vormals im Besitze Reichard's Strein von Schwarzenau (s. d.), ist jetzt in der k. k. Bücherei zu Wien. Daß jenes unter dem Namen »Seifried« bekannte, von Einigen auch dem Helbling zugeschriebene Heldengedicht von Alexander dem Großen (in 10,000 Reimzeilen, s. d.), nicht dem Seifried Helbling angehöre, lehrt außer der über ein halbes Jahrhundert jüngeren Sprache (v. J. 1352), auch der geringe poetische und rhythmische Gehalt desselben.

Meister Konrad von Haslau, wahrscheinlich ein zu Haslau an der Leitha in Österreich V. U. W. W. (wo es 4 Orte dieses Namens gibt) geborner Dichter bürgerl. Standes, dessen Werke uns leider verloren scheinen. Wir kennen ihn blos durch Seifried Helbling als einen mit diesem geistesverwandten und rügenden Sänger, der auch in freisinnigen Gedichten die Wirren seiner Zeit beschrieb. Nach Th. v. Karajan ist er schwerlich jener angeblich hundertjährige Konrad Herr von Haslau, der 1278 in der Schlacht wider Ottokar das österreichische Banner auf Kaiser Rudolfs Seite getragen haben soll, und der stets selbst (von F. W. Weiskern, A. Rauch u. A.) für diesen Dichter gehalten wurde. Diesen Ritter Konrad, den seine Söhne 1301 bereits todt nennen, würde, als einem der edelsten Geschlechter des Landes angehörig, Seifried gewiß mit dem seinem Stande gebührenden »Herr« bezeichnet haben. Nebstdem erscheint aber im Gedichte Helbling's (Gesang II., 1292 gedichtet) jener meisterliche Dichter als wirklich nicht mehr am Leben.

Gundacher von Judenburg, ein steiermärkischer Dichter, der merkwürdigerweise trotz seiner Bedeutsamkeit in gänzliche Vergessenheit gerieth und selbst dem Forschergeiste der scharfsichtigsten Filologen, welche Deutschland für seine alte Sprache seit Anfang des 19. Jahrh. hervorgebracht, ganz unbekannt geblieben. Gundacher, aus Judenburg gebürtig und am Ende des 13. Jahrh. lebend, ist Verfasser eines gereimten **Epos von Christi Leben, Lehre, Tod und Auferstehung,** das er nach dem Apogrif des Evangeliums Nicodemi, vorzüglich des letzteren Theils desselben, welcher vom Leiden, Sterben und der Auferstehung des Heilands handelt, bearbeitete, und so reichhaltig mit erbaulichen Betrachtungen ausschmückte, daß daraus ein Werk von beträchtlichem Umfange entstand. Der zu Anfang des 14. Jahrh. geschriebene

Pergamentkodex dieser Messiade, 394 Quartseiten (also beiläufig 15000 Verse) stark, befand sich im Besitze eines der österreichischen Bibliografen J. N. v. Vogel († 1760) oder Wend v. Wendenthal († 1786), denn diese erwähnen desselben in ihrem Specimen bibliothecae austr. germ. Vien. 1779 ff., Bd. II. S. 117, und führen daselbst zur Bezeichnung des Stils, der Ortografie und des steirischen Dialekts Gundachers, zwei Stellen aus dessen Werke an, welche genügendes Zeugniß von dem schlichten frommen Sinne des Verfassers geben, der ohne Schmuck der Rede, mit besonderer Einfachheit und Ruhe uns seine erbaulichen Szenen vorlegt *). Diese Zeilen, in welchen er sich aus Judenburg gebürtig und als armen Mann kund gibt, erregen zugleich die Vermuthung, daß Gundacher Mönch, vielleicht Mitbruder des schon 1212 für Brüder und Schwestern des heil. Franz errichteten Minoritenklosters zu Judenburg gewesen, jener steiermärkischen Stadt, die im Mittelalter als Stappelplatz für den Handel aus Deutschland nach Italien, und durch ihre alte Herzogsburg von großer Wichtigkeit war. Ohne Zweifel ist dieses Gedicht Gundachers, und nicht Johann v. Frankenstein's, des Johanni-

---

*) Da Vogel's Specimen schon zu den Seltenheiten gehört, will ich die beiden Stellen daraus hier buchstäblich einrücken. Mscpt S. 76: **Av nahen mich dir süzer got, daz ich iht werde des tivvels spot, Des pitte ich, merchlichen dich, nicht verwirfe herre mich, von deinem antlvtze liecht, emphrömde mir deinen gaist nicht, Gib mir die vrevde deines hailes wider, vnt leg mir suntleich trovren nieder. Vnt la mich dir erbarmen mich Gundachern vil armen, Von iudenpurch pin geborn, sei imen mein getieht zorn. Der tichte selbe ein anderz paz, daz laz ich gar ane haz, die weile sol er sein spoten biz wir daz sein recht ervarn ob ez so dvrch leutich sei, daz ez gar sei gespottes vrei. Swer von tieffer materi sol sprechen der bedarffe wol genade unde stnne vnt gotlicher minne, vmb disе materi ez also stat, swer nicht gvte stnne hat unt genade von got, daz der wol mak verdienen spot, daz fürcht ich svnderhaf er man, wand ich guter stnne han. Vnd ist div materi stnnereiche, vnt sogar enstliche daz da nicht horet gespotes zv, swer aber ez darvber tve. Daz er spotes sich bewegt, vnd der maze alsus verpflegt. Der spote dehaines andern man, heb an im selbem des ersten an. An im selben ist gespotes vil, ob er ez zerechte wegen wil. Swer geistlich gedinge, spot ob dem gelinge, daz erhan ich dafür nicht, swer sich selben an sieht. Der spot furpaz nicht mere, im git gewis lere, sein selbs gewizzen, wie er sich hat gevlizzen, paidiv ovf vbel vnt ovf gvt, div gewizen im daz chvnt tut* &c. &c. Anderorts Mscpt S. 97 liest man: *Hie wart got getovft. Ich man clich herre licht gevar, daz dv vber drizzech iar den toufe woldest empfahen, dv dir begunde nahen, Johannes baptista, der zaiget dich mit vinger da, Secht daz ist gotes lamp, daz trait der werlde svnde vnt lait, Dv tovfet dich in den iordan, iohannes der viel heilig man, die himmel stveden offen ob dir, des vater stimme hort man da schir, Diz ist mein son an dem ich mir pin wol gevallen dem schvlt ir, horen sus der vater sprach, in der menschhait manchlich sach, Da wart gesehen der hailig geist, in tovben wis mit vollaist, sth alhie div trinitat, viel wennechlich gesamt hat. Av hilf mir, herre dvrch deinen tovfe, daz ich deines reines plvtes chovf, an mir niht werde verlorn, mich stichet recht als ein dorn, daz ich sundhafter man meinen tovf so clich gemailet han, mit manigen svnden posen von derrvch mich erlosen* &c. &c.

termönchs zu Wien »Kreuziger« (1300) diejenige Messiade, deren zu Ende des vorigen Jahrh. mehrere deutsche Gelehrte, ich glaube auch Klopstock und Lessing, erwähnen, welche sie in Österreich sahen, und die auch im Besitze des ungarischen Historikers K. G. v. Windisch († 1793) war. Gundachers Werk ist meines Wissens nicht wieder zum Vorschein gekommen, es wäre zu bedauern, wenn es für immer verloren sein sollte. (Meine erste Anzeige über Gundacher, in Frankl's Sonntagsblättern 1847, S. 276)

Hirzelin oder **Hyerselein,** ein Ritter, der im Kampfe zu Göllheim 1298 auf Seiten Albrechts von Österreich focht, besang diese Schlacht und den Sieg Albrechts (über Adolf von Nassau), und war, wie er angibt, besonders dem Herzoge von Kärnthen sehr verbunden, weshalb es scheint, daß er Unterthan dieser Herren gewesen. Er lobt dabei auch den von Walsse, welchen Albrecht I. aus Schwaben nach Österreich genommen und dessen Familie und Nachkommen unter allen Verhältnissen der österr. Regenten treueste Diener, oder wie Fugger sagt: »der österreichischen Familie Schutzengel« gewesen. Auch knüpft er Erinnerungen an Wolfr. v. Eschenbach, mit dem er die wälsche Wortmengerei gemein hat, die jetzt dem zur Zierde dienen sollte, der sich für gebildet hielt. Seine Sprache ist gut mittelhochdeutsch. Ausg. in Rauch Script. rer. austr. II., Graff Diutiska III. und besser in J. F. Böhmer: Fontes rer. germ. Bd. II., Stuttg. 1845.

Ein ungenannter Österreicher zu Ende des 13. Jahrh., wahrscheinlich ein Zisterziensermönch, tritt als Verfasser einer **Reimchronik** auf, worin die Entstehung und ersten Schicksale des Zisterzienser-Nonnenklosters zu St. Bernhard in Österreich V. O. M. B., vor Zeiten **Chrueg im Poigreich** genannt (1580 aufgehoben) erzählt, und dabei andere Zisterzienklöster Österreichs: Zwettel, heil. Kreuz, Lilienfeld ꝛc ꝛc. erwähnt werden. Sie ist in Ennenkel's Manier gereimt und liefert uns außer der geschichtlichen Quelle einen interessanten, ja man kann sagen den frühesten Beitrag der eigentlichen volksthümlichen Sprache Unterösterreichs. Ausgabe in Pez Script. rer. austr. Bd. II.

Ottokar von Steiermark, oder, wie er gewöhnlich, aber irrig genannt wird: **Ottokar von Horneck.** Über die Lebensumstände dieses eben so wichtigen Historikers als Poeten ist gleich seinem Vorgänger Enenkl so wenig bekannt daß noch Anfangs unsers Jahrhunderts selbst der steirische Geschichtsforscher Kumar die Vermuthung aussprechen konnte, Ottokar sei Benediktinermönch zu Admont in Steier gewesen. Nachdem Muchar diesen Irrthum hinlänglich widerlegt, fabelte man bis in die neueste Zeit allerlei über ihn, z. B. daß er um 1250 auf seinem Stammschlosse Horneck im Grazer Kreise geboren sei, zum Ritter

ausgebildet, als wackerer Kämpe an den Kriegen seines Vaterlandes Theil nahm, im Gefolge Rudolfs v. Habsburg der Schlacht am Weidenbache so wie an dessen Zuge nach Böhmen beiwohnte, sodann in seine von dem böhmischen Joche befreite Heimat zurückkehrte, wo ihn der auf der Burg zu Graz residirende steirische Landeshauptmann Otto v. Liechtenstein vorzüglich schätzte und als ritterlichen Dienstmann Wohnung und Lebensunterhalt gab. Hier soll er seine Muse auf Darstellung geschichtlicher Begebenheiten verwendet haben und um 1330 gestorben sein. Neuestens machte sich Th. Jacobi über diesen Gegenstand, und gelangte nach genauer und mühevoller Durchgehung der Schriften Ottokars und anderer hierauf bezüglichen Documente zu folgendem Resultat, welches er in seiner Dissertation »de Ottocari chronico austriaco« (Vratislaviae 1839) veröffentlichte. Aus allen Äußerungen Ottokars geht hervor, daß er weder einem ritterlichen Geschlechte angehört noch selbst Ritter oder Krieger gewesen; in allen ritterlichen Verrichtungen, im Jagen, Lanzenspiel, so wie in Minne- und höfelichen Dingen zeigt er sich nicht bewandert, und ersteres ist ihm völlig fremd. Hierzu gesellt sich seine Unterthänigkeit vor dem Ritterstand, und er hält sich selbst für unwerth, Geselle eines Ritters zu sein. Von so viel Schlachten er auch spricht, hat er doch keine selbst mitgemacht, und er kennt sie nur aus den Erzählungen der zurückgekehrten Krieger. In dem Dialoge, welchen er mit Frau Minne macht (Österr. Chronik) nennt er sich Ottacher, an mehreren Orten: Steiermark seine Heimat, und sich einen Ministralen Ottos v. Liechtenstein († 1311), des Sohnes des gefeierten Dichters Ulrich, der Landeshauptmann in Steier war. »**Wan mein Herr Ott von Lichtenstein der tugendhaft und der rain den ich mit dinst mein und mit trewen pin holt.**« Durch ihn selbst wissen wir, daß Meister Konrad von Rotenberg (derselbe, welcher den König Manfred ins Lager bei Neapel begleitete) sein Lehrer in Ton- und Dichtkunst war (»**der nach des [Manfred] hinevart lang hernach mein meister ward**«), welche letztere Ottakar in solchem Umfange übte und auch mit den älteren Dichtern sich vertraut zeigte, weniglich er selber nicht als Liederdichter bekannt ist. Den Beinamen »von Horneck« brachte ihm zuerst Wolfg. Laz auf. Daß dieser ganz unzuverläßlich ist, beweisen viele Stellen Ottokars über seine bürgerliche Abkunft und Lebensweise. Laz fand sich wahrscheinlich deshalb zu diesem Irrthume bewogen, weil ein Ottokar von Horneck öfter in Urkunden dieser Zeit vorkommt, und da auch selbst unser Ottokar einen Albert (der Vormund Herrands v. Wildon bei Graz) und Friedrich v. Horneck, aber ohne irgend einer Beziehung auf sich selbst anführt, was er gewiß gethan haben würde, wenn er mit diesem edlen und angesehenen Geschlechte verwandt gewesen wäre. Und es ergibt

sich aus Allem das Resultat, daß unser Ottokar weder Ritter, noch Mönch war (dies bezeugt er deutlich in den Versen

davon schul wir Layen dester paz
uns hueten vor der pfaffen haz«

und als er seine und aller Steiermärker Feindschaft gegen den Abt von Admont äußert: »**daz waz den herren swer, daz ein pfaff lantschreiber und hauptmann sollt wesen**«), sondern einer aus der Klasse derjenigen gewesen, die man »ministri« nannte, als solcher den Dienst und die Beschäftigung des Musicirens, Dichtens, Sagens und vielleicht auch Singens über sich hatte, und daher dasselbe war, was er so oft erwähnt: »**Fiedler** oder **Meister**,« und auch so genannt wurde. Seine Aufenthaltsorte, die er gewiß stets nahe bei seinem Herrn hatte, müssen, weil er die mittäglichen Gegenden »**enhalb der Tra**« nennt, die mitternächtlichen gewesen sein, und er scheint ganz gewiß größtentheils im Murthale gelebt zu haben, in der Nähe von Graz, Admont, Judenburg, besonders aber in und bei den Burgen der Lichtensteine: Murau, Frauenburg und Lichtenstein, zumal aber in letzterer, weil sein Herr größtentheils dort hauste und sie der Stadt Judenburg, der er so häufig gedenkt, nahe lag. Manchmal verließ er auch die Steiermark, besonders in Friedenszeiten, und obgleich er an keiner Schlacht, an keinem politischen Auftritte Theil nahm, so feierte er doch den Tag, den alles feierte, den Tag, wo Friede geschlossen wurde, mit, und fand sich zu solchen Feierlichkeiten auch in entlegenen Gegenden ein; so war er 1278 zu Iglau, als Kaiser Rudolf seine Schwester Ottokar von Böhmen verheiratete und 1291 zu Preßburg als Andreas gekrönt wurde, und so auch bei anderen Festlichkeiten, bei denen allen er nicht als Ritter Antheil nahm, sondern als einer der fahrenden Leute, die sich mit Singen und Sagen durchbrachten; in gleicher Eigenschaft war er auch zu Wien und zu Prag. Durch zwei große Werke sicherte Ottokar sich Unsterblichkeit und uns genaue Kunde seiner Zeit. Das erste, eine gereimte Weltchronik, oder wie er es selbst nennt: »**daz puch der Kaiser**« beschreibt die Thaten der Weltregenten (auf gleiche Art wie Gottfried v. Viterbo im 19. Buche), und die Geschichten Assyriens, Persiens, Griechenlands, Roms, und schließt mit dem Tode Kaiser Friedrichs II., so daß es dessen Sohnes Vermälung noch erzählt, und dabei gleichwie Ennenkl mit großer Vorliebe die Begebenheiten Österreichs aufnimmt und alles Gute berührt, was seit Ludwig dem Frommen bis Friedrich dem Streitbaren hier geschehen. Es ist zugleich sein erstes Werk von größerem Umfange, das er nach lateinischer Quelle bearbeitete, wie er in der Vorrede sagt:

»Von meiner chlainen chunst nam ich mich an zu suchen
aus alten puchen chaysar, zahl und pfacht,
und han daz ze licht pracht
ze teutsch von latein, als verr der sin mein mocht gezwegen,«

wobei er uns zugleich ein Zeugniß seiner für einen Laien dieser Zeit bedeutenden Bildungsstufe gibt. Dieses Werk ist noch ungedruckt *), Manuscript in der k. k. Bibl. zu Wien. Proben in Pichon's Denkmälern. Schottky hat eine Abschrift davon zum Drucke in Pez's Monumenta vorbereitet. Pez läßt ihn außer dieser Kaiserchronik noch eine andere **kleine Chronik der Päbste** geschrieben haben, welche Ottokar auch in seiner Österr. Chronik §. 437 bei der Stelle über Pabst Cölestin folgends erwähnt:

»Sein end und sein anevankch
wer zu sagen ze lankch
davon ich ez wil sparn nucz an daz zil
daz wir von den pabsten sagen
was yegleicher pei seinn tagen
hat geschaffen und getrieben
da wirt von im geschrieben
waz pey seiner zeit geschah.«

Sie scheint verloren zu sein. Dieser folgt sein zwischen 1303—1305 geschriebenes episches Gedicht »**Acker's Zerstörung** oder vom Verlust des heil. Landes, welches auch als selbständiges Gedicht Pütrich v. Reicherzhausen (s. d.) S. 21 erwähnt (Mspt. zu Jena, ausg. in Eccard's Corp. hist. med. aevi, Bd. II., und in Wiedeburg's Nachrichten S. 76—117 complettirt) und das er nachmals seinem jüngsten Werke der **Reimchronik von Österreich und Steyr** (S. 389—465) einschaltete. Dieses für Österreich so ungemein wichtige Sprach-, Dichter- und Geschichtswerk, welches nicht, wie H. Pez fälschlich behauptete, theilweise zwischen 1285 und 1295 und wieder nach 1309, sondern, wie jüngstens Jacobi gründlich erörterte, in der Zwischenzeit von 1300 bis beiläufig 1316 verfaßt wurde, wobei 1308 als Scheidejahr der Abfassungszeit beider Theile erscheint, liefert uns in 83,000 (nach Andern 100,000) Versen einen interessanten Zeit- und Sittenspiegel Österreichs und Steiermarks und nebenbei auch des Kaiserreichs, Italiens, Böhmens, Ungarns, Salzburgs ꝛc. vom Tode Friedrichs des Streitbaren (1246) oder vielmehr seit Kaiser Friedrich II. bis zum Wie-

*) Der Druck desselben von Maßmann veranstaltet, soll, als neuester Band (1849) der „Bibliothek des literarischen Vereines zu Stuttgart," so eben vollendet worden sein.

ner Tumult unter Friedrich dem Schönen (1309), der vorzugsweise die Geschichten Ottokars von Böhmen, Rudolfs von Habsburg, Adolfs von Nassau und Albrechts I. beleuchtet. So wie er selbst verspricht, daß er alles erzählen wolle, was seit Kaiser Friedrichs II. Zeiten nahen und weiten geschehen, beschreibt er doch weniger, was er selbst gesehen, als vielmehr was ihm von Anderen, die ihn auch zum Dichten aufforderten, mitgetheilt wurde, es kommen daher die Worte »als ich han vernommen« öfter vor, so wie auch die: »als ich e las,« wodurch er uns kund gibt, daß er auch einige gleichzeitige Dokumente und Briefe benützte, und so sagt er z. B. bei dem Tage, wo Friedrich der Streitbare starb, »als ich ze Lilienfeld laz, was wahrscheinlich das dortige alte Necrologium war. Denn daß er die Schriften unserer alten Historiker und das alte Chronicon Salisburgense (bis 1280, bei Pez) benützt habe, ist in Zweifel zu ziehen. Der Thaten seines Gönners Otto v. Liechtenstein gedenkt er eben so in Neigung, als in Feindschaft des Abtes von Admont. — W. Laz entdeckte diese Chronik zuerst in der Karthause zu Gamming (jetzt in der k. k. Bibl. zu Wien) und H. Pez verleibte sie nach dem Mspte. zu Admont 1745 sammt Nachrichten über Ottokar, einem Glossar und Anmerkungen, als 3. Band seinen Script. rer. austr. ein, wobei er das Ganze der Weitläufigkeit halber in 830 Kapitel zertheilte. Vergl. Th. Schacht: »Aus und über Ottokars v. Horneck Reimchronik, oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Zur Geschichte, Literatur und Anschauung des öffentl. Lebens der Deutschen im 13. Jahrh.« Mainz 1820. Th. v. Karajan veranstaltet eine kritische Ausgabe dieses Werkes, deren der sinnentstellte Text bei Pez gar sehr bedarf. In Ottokar's historischen Werken erscheint der sagenhafte Karakter dieser poetischen Chroniken immer mehr und mehr abgelegt, und alles geht auf die Zwecke der Geschichte hinaus, weshalb sie auch schon mehr als historische Quellen angesehen werden dürfen. Er hält sich zwar noch im Ton der ritterlichen Dichtung, schließt sich namentlich an Wolfram v. Eschenbach an, auf welchen er sich öfters mit Ehrerbietung bezieht, und schildert in der subjektiven Manier der ritterlichen Romantiker Minne, Kampf und Pracht, verirrt sich aber überall durch die geschichtliche Schwere seines Stoffes zur Prosa herab, und vorherrschend bleibt der nüchterne Ton der analistischen Erzählung. Ausgezeichnet ist seine Diktion, aber man fühlt doch, daß es auf das Erkennen, nicht auf das Schauen, auf den Stoff, nicht auf die Form ankommt; weshalb seine Werke auch mehr historischen als dichterischen Vorzug genießen. Bewandert zeigt er sich auch in der schönen Literatur Deutschlands, und liefert uns außer jenem wichtigen Beitrag zur Literaturgeschichte, den ich am Eingange dieser Periode (S. 105) schon anführte, mehrere Anspielungen auf die schöne Literatur seiner Vorgänger, besonders auf die österreichischen Heldensagen, auf Pfaff Amis, Catos Rath ꝛc. ꝛc. Mit Ottokar schließt sich die reiche Fundgrube für Sprache und Kunst, für öffentliches und häusliches Leben der Deutschen des 13. Jahrh., das uns neben ihm vornehmlich die Werke Nithart's, Liechtenstein's, Gartenaere's und Seifried Helbling's verwirklichten.

Knude

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Toscano del Banner, Joseph Georg,

Die deutsche National-Literatur der gesammten Länder (sowohl der heutigen wie der jeweiligen dazu gehörigen) der österreichischen Monarchie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart
Bd.: 1

Wien 1849

H.lit.p. 386 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10735373-0